Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.

Ernst Seyff
Buchbinderei

1298

Die
österreichisch-ungarische Monarchie
in
Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

Ungarn (III. Band).

Wien 1893.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

LIBRARY
AUG 29 1962
UNIVERSITY OF TORONTO
807799
DB
17
029
Bd. 19

Inhalt.

Budapest.

Seite

Einleitung, von Maurus Jókai 3
Die Geschichte Budapests, von Franz Salamon 7
Die Baukunst in Budapest, von Julius Pasteiner:
Die Römerzeit 73
Von den Königen aus Árpáds Hause bis zur Rückeroberung Ofens 80
Von der Rückeroberung Ofens bis zur neuesten Zeit 96
Budapester Leben, von Maurus Jókai 119
Die Stadttheile von Budapest, von Eugen Rákosi 169
Öffentliche Cultur-Institute:
Die Schulen in Budapest, von Albert Berzeviczy 193
Das ungarische Nationalmuseum, von Franz Pulszky 209
Die ungarische Akademie der Wissenschaften, von Johann Váczy 228
Die ungarische Literatur, von Johann Váczy 245
Das ungarische Schauspielwesen, von Eduard Paulay 343
Die Musik:
Die kirchliche Musik, von Stefan Bartalus 381
Die weltliche Musik, von Julius Káldy 392
Malerei und Plastik, von Gustav Keleti 413
Industrie und Handel in Budapest, von Béla Lukács 467
Die Mineralwässer und Bäder von Budapest, von Ludwig Ilosvay 497
Die Umgebungen Budapests:
Gödöllö und seine Umgebung, von Heinrich Marczali 513
Die Ofner Berggegend, von Gustav Thirring 532
Die Gegend von Szent-Endre und Visegrád, von demselben 549

Fiume.

Fiume und sein Bezirk, von Géza Kenedi 563

Verzeichniß der Illustrationen.

Budapest.

Seite

Kopfleiste: Budapest vom Dreihotterberg gesehen, von Theodor Dörre 3
Budapest vom Blocksberg gesehen, von Ludwig Rauscher 5
Kopfleiste: Die Donau vom Pester Ufer beim Zollamte gesehen, von demselben . . . 7
Die Siegel von Ofen, Pest und Alt-Ofen vor der Vereinigung, von Theodor Dörre . 13
Siegel Ofens vom Jahre 1329, nach dem Original im Landesarchiv, von demselben . 17
Ofen um das Jahr 1470, aus der Nürnberger Chronik 19
Das Kloster auf der Margaretheninsel im Jahre 1542, nach der gleichzeitigen Radirung in der Sammlung Enea Lanfranconi 21
Ruinen des Klosters auf der Margaretheninsel (zwei Zeichnungen), von Ihrer kaiserlichen und königlichen Hoheit Frau Erzherzogin Clotilde 23, 25
Spitzbogen-Bautheile in Ofen vom Anfang des XV. Jahrhunderts (zwei Zeichnungen), von Theodor Dörre 27, 29
Das Hunyadi-Wappen von 1470 am Thurme der Matthiaskirche in der Ofener Festung, von demselben 31
Steinskulptur vom Palaste des Königs Matthias, gegenwärtig im ungarischen Nationalmuseum, von Ladislaus Kimnach 33
Das Weißenburger Thor mit den Anfangsbuchstaben des Namens von Valentin (Bálint) Török, von Theodor Dörre 43
Die Jesuitenstiege in der Ofener Festung, von demselben 45
Ofen zu Anfang des XVII. Jahrhunderts aus Merians „Newe Archontologia Cosmica“ (Frankfurt 1638) 47
Die Belagerung von Ofen im Jahre 1686; nach einem gleichzeitigen Stich, gezeichnet von L. N. Hallart, gestochen von Michael Wening 49
Einzug der christlichen Truppen in die Festung Ofen am 2. September 1686; nach dem gleichzeitigen Bild des lothringischen Malers Karl Herbel von einem in der La Malgrange'schen Fabrik bei Nancy verfertigten Gobelin, gegenwärtig in der k. k. Hofburg zu Wien 51
Pest und Ofen zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts; nach Matthias Bels „Notitia Hungariae novae historico-geographica“ (1737) 53
Ofen und Pest zu Anfang des XIX. Jahrhunderts; nach einem farbigen Bilde aus dem Verlag der Kunsthandlung Artaria & Co. in Wien 55

Seite

Pester und Ofener Bürgerwehr (1793 bis 1850); nach gleichzeitigen Zeichnungen, von Ladislaus Kimnach 57
Das Comitatshaus zu Pest, von Julius Háry 59
Der Rathhausplatz zu Pest während der Überschwemmung im Jahre 1838; nach gleichzeitigen Zeichnungen, von demselben 61
Der alte Rathhausplatz zu Budapest, von Robert Nadler 63
Krönung Seiner Majestät des Königs Franz Joseph I. in der Hauptpfarrkirche zu Ofen; nach einem im Besitze Ihrer Majestät der Königin befindlichen Aquarellbild von Bartholomäus Székely 65
Das provisorische Abgeordnetenhaus in der Erzherzog Alexander-Gasse, von Julius Háry 67
Das neue Reichstagsgebäude; nach dem Plan von Emerich Steindl 69
Schlußvignette: Das Budapester Stadtwappen, von Theodor Dörre 72
Kopfleiste: Die Gegend von Aquincum, von demselben 73
Das Amphitheater in Aquincum, von demselben 75
Ruinen eines öffentlichen Bades in Aquincum, von demselben 79
Die Hauptpfarrkirche in der Ofner Festung, von Ludwig Rauscher 81
Inneres der Pfarrkirche der inneren Stadt zu Pest, von Béla Benczur 87
Pastophorium in der Pfarrkirche der inneren Stadt zu Pest, von demselben 89
Hauptthor und Façade der Karlskaserne, von Robert Nadler 91
Thor des ehemaligen Palais Grassalkovich, von Ludwig Rauscher 93
Das alte städtische Redoutengebäude vor 1849, nach einer Zeichnung aus den Vierziger-Jahren, von Julius Háry 95
Treppenhaus des ungarischen Nationalmuseums, von Ludwig Rauscher 97
Die Kettenbrücke, von Julius Háry 99
Eingang des Tunnels von der Kettenbrücke her, von Béla Benczur 101
Der Palast der ungarischen Akademie der Wissenschaften, von Theodor Dörre . . . 103
Die Pfarrkirche in der Franzstadt, von Béla Benczur 105
Die Pfarrkirche in der Leopoldstadt, von demselben 107
Palais Alois Graf Károlyi in der Eszterházygasse von Julius Háry 109
Villa Ludwig Graf Batthyány in der Andrássystraße, von Béla Benczur 111
Arkaden am Hause des Pensionsinstituts der ungarischen Staatseisenbahnen, von Julius Háry 113
Palais Friedrich Graf Wenckheim in der Stationsgasse, von Béla Benczur 115
Schlußvignette: Der Springbrunnen auf dem Calvin-Platz, von Robert Nadler . . 118
Kopfleiste: Promenade am Franz Josefs-Quai, von Julius Háry 119
Farbiges Trachtenbild: „Ungarischer Magnat im Galakleide, mit Knappen", von Paul Vágó, chromozinkographisch ausgeführt von C. Angerer & Göschl (gehört zu dem Artikel „Budapester Leben") 119
Der Stadtbrunnen (Königsbrunnen) auf dem Schwabenberg, von Baron Ladislaus Mednyánszky 123

Seite

Der Vajda-Fels im Auwinkel mit dem „Himmel"- und „Höllen"-Felsen, von Árpád Feszty 125
Die Zahnradbahn und die Villen auf dem Schwabenberg, von Julius Háry 129
Die Stephaniestraße im Stadtwäldchen, von Paul Vágó 131
Der Stadtwäldchenteich, von Julius Háry 135
Die Eislaufhalle am Ufer des Stadtwäldchenteiches, von Paul Vágó 137
Sonntagsbelustigung im Volksgarten, von Ladislaus Kimnach 139
Hindernißrennen der Offiziere auf dem Wettrennplatz im Stadtwäldchen, von Paul Vágó 141
Die Margaretheninsel: Der untere Theil der Insel — Die untere Restauration — Wasserfall des artesischen Brunnens — Dampfschiffsstation, von Ludwig Rauscher 143
Die erzherzogliche Villa auf der Margaretheninsel mit der anstoßenden Ruine, von Ihrer k. und k. Hoheit Frau Erzherzogin Clotilde 145
Der Kiosk vor der Redoute, von Ignaz Ujvári 149
Zigeunerkapelle in einer Restauration zu Budapest, von Árpád Feszty 153
Prozession am St. Stephanstag, von Ladislaus Kimnach 157
Einholung eines neugewählten Abgeordneten am Museumsring, von Paul Vágo . . 161
Budapester Sicherheitswache, von Ladislaus Kimnach 163
Krönung Seiner Majestät Franz Joseph I., am 8. Juni 1867: der Eid; nach einem im Besitze Ihrer Majestät befindlichen Aquarell von Bartholomäus Székely . . 165
Schlußvignette, von Karl Cserna 168
Kopfleiste: Budapest, von der Margaretheninsel gesehen, von Julius Háry 169
Die königliche Burg und die Gebäude des Burggartens, von Robert Nadler 173
Die Ofener Donauzeile vor den Gebäuden des Burggartens, von demselben 175
Die Kettenbrücke, von demselben 177
Die Treppe zum Burggarten, von demselben 179
Die Ofener Festung, vom Stadtmeierhof gesehen, von Julius Háry 180
Der St. Georgsplatz, von Theodor Dörre 181
Die Redoute 183
Die Andrássystraße 185
Neubauten in der Leopoldstadt: Das Haus des Landesforstvereins, der Justizpalast und das Portal der Handelsakademie 187
Der Theresienring 189
Das Ludoviceum 191
Schlußvignette 192
Die Gebäude der Universität und des Polytechnikums zu Budapest: Physikalisches Institut, physiologisches Institut, polytechnischer Pavillon in der Eszterházygasse 193
Die Gebäude der Universität und des Polytechnikums zu Budapest: Naturhistorisches Institut; Hauptgebäude des Polytechnikums am Museumsring 195

Sämmtlich von Julius Háry.

Seite

Das Centralgebäude der medicinischen Facultät der Budapester Universität nebst den Kliniken; das Stephanie-Spital für arme Kinder, von Julius Háry 197
Die Universitäts-Bibliothek, von Theodor Dörre 199
Lesesaal der Universitäts-Bibliothek, von Julius Háry 201
Das königliche katholische Obergymnasium des II. Bezirks und das Gebäude des Franz Josephs-Internats, von demselben 205
Ein Lehrsaal im Franz Josephs-Internat, von Ladislaus Kimnach 207
Der Széchenyi-Saal des ungarischen Nationalmuseums 211
Aus der Antiquitätensammlung des ungarischen Nationalmuseums: der Bronzekrug von Egyed, der Gräberfund von Szegzárd und der Dreifuß von Polgárd 215
Ungarische Goldschmiede-Arbeiten in der Antiquitätensammlung des ungarischen Nationalmuseums 219

Sämmtlich von Karl Cserna.

Der Saal XXI in der Landes-Bildergallerie: Niederländische Gemälde, von Ladislaus Kimnach 225
Die Gründung der ungarischen Akademie der Wissenschaften auf dem Preßburger Reichstage, 3. November 1825; nach dem Bronzerelief am Akademiepalast von Barnabas Holló, von Karl Cserna 231
Das Treppenhaus im Palast der ungarischen Akademie, von der Säulenhalle des Erdgeschosses und vom ersten Stockwerk aus gesehen, von Julius Háry 237
Der Prunksaal der ungarischen Akademie der Wissenschaften, bei Gelegenheit einer festlichen Gesammtsitzung der Kisfaludy-Gesellschaft, von demselben 239
Der Präsidialsaal der ungarischen Akademie der Wissenschaften, von Karl Cserna . . 241
Schlußvignette: Das Wappen der ungarischen Akademie der Wissenschaften, von demselben 244
Kopfleiste, von demselben 245
Das Königsberger Fragment. Das Original auf dem Vorsetzblatt eines Codex aus dem XIV. Jahrhundert in der Universitätsbibliothek zu Königsberg 247
Schluß eines Druckwerkes („Chronicon Budense") der ersten Buchdruckerei in Ungarn, aus dem Jahre 1473 249
Titelbild aus dem Werke: „Pomerium de Sanctis" des Pelbart von Temesvár (Wiegendruck ohne Ort und Jahr in der Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums) . 251
Aus dem Liede: „Der Kampf bei Schabatz", XV. Jahrhundert. Das Original in der Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums 253
Titelblatt des ersten bekannten ungarischen Druckes, Benedict Komjáthys Bibelübersetzung: „Szent Pál levelei" (Briefe des heiligen Paulus) vom Jahre 1533; nach dem Original in der königlich-ungarischen Universitätsbibliothek zu Budapest . . . 258
Titelblatt des ersten bekannten in Ungarn gedruckten ungarischen Werkes: „Uj testamentom" (Das neue Testament) von Johann Sylvester (Erdösi); gedruckt zu Uj-Sziget im Jahre 1541 259
Titelblatt von Peter Pázmánys Werk: „Igazságra vezérlő kalauz" (Wegweiser zur Wahrheit), vom Jahre 1623 267

Seite

Nikolaus Graf Zrinyi; mit Benützung des Stiches von Gerhard Bouttats, nach dem gleichzeitigen Gemälde des Johann Tromas 269
Titelblatt von Nikolaus Graf Zrinyis Werk: „Az ádriai tenger syrenája“ (Die Sirene des adriatischen Meeres), vom Jahre 1651 271
Georg Bessenyei; nach dem im Lesesaale der königlich ungarischen akademischen Bibliothek befindlichen Gemälde, von Karl Cserna 277
Nikolaus Révai; nach dem Gemälde von Donat, von Ladislaus Kimnach 279
Graf Josef Gvadányi; nach dem Stich von J. Mansfeld in der Landes-Bildergallerie 283
Franz Kazinczy; nach dem Gemälde im Bildersaal der ungarischen Akademie der Wissenschaften 285
Michael Csokonai-Vitéz; nach dem Stich von Friedrich John in der Landes-Bildergallerie, von Karl Cserna 287
Alexander Kisfaludy; nach dem im Besitz der Kisfaludy-Gesellschaft befindlichen Gemälde, von demselben 289
Daniel Berzsenyi; nach dem im Besitz der Kisfaludy-Gesellschaft befindlichen Gemälde, von demselben 291
Franz Kölcsey; nach dem Gemälde von Anton Einsle im Comitatshause zu Szatmár, von demselben 295
Karl Kisfaludy; nach dem Gemälde im Bildersaal der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, von demselben 299
Josef Katona; nach der farbigen Kreidezeichnung im Besitz des „Katona-Clubs“ zu Kecskemét, von Ladislaus Kimnach 301
Michael Vörösmarty; nach dem Gemälde im Bildersaal der ungarischen Akademie der Wissenschaften, von Karl Cserna 305
Eduard Szigligeti, von Ladislaus Kimnach 309
Emerich Madách, von Ignaz Roskovics 311
Michael Tompa, von demselben 313
Alexander Petöfi; nach der Lithographie von Nikolaus Barabás (1848) 317
Johann Arany, von Ignaz Roskovics 321
Baron Nikolaus Jósika; nach dem im Besitz der Kisfaludy-Gesellschaft befindlichen Gemälde, von Ladislaus Kimnach 323
Baron Josef Eötvös; nach einem Gemälde, von Julius Benczúr 325
Baron Sigmund Kemény, von Karl Cserna 327
Josef Bajza, von demselben 331
Franz Toldy, von demselben 333
Johann Erdélyi; nach einem Gemälde von Nikolaus Barabás, von demselben . . . 335
Die Originale der Unterschriften unter den Bildnissen der Schriftsteller befinden sich in der Bibliothek des ungarischen Nationalmuseums.
Schlußvignette, von demselben 342
Kopfleiste, von Ignaz Roskovics 343
Anna Moór; nach einem Gemälde von Donath, von demselben 347

Seite

Frau Déry; nach einem gleichzeitigen Gemälde von Nelli R. Hirsch 351
Anna Kántor-Engelhardt; nach einem gleichzeitigen Stich von Nelli R. Hirsch 353
Karl Megyeri; nach einem gleichzeitigen Stich 355
Martin Lendvay der Ältere; nach der Zeichnung von Nikolaus Barabás 357
Anikó Lendvay; nach einem gleichzeitigen Gemälde, von Karl Cserna 359
Johann Bartha; nach dem gleichzeitigen Gemälde von Ludwig Latkóczy in der historischen Landes-Porträtgallerie, von demselben 361
Gabriel Egressy, von Ignaz Roskovics 363
Sigmund Szentpétery; nach dem gleichzeitigen Mayr'schen Stich, von Karl Cserna . 365
Rosa Jókai; nach der Zeichnung von Nikolaus Barabás 367
Rosalia Schodel; nach dem Gemälde von Nikolaus Barabás in der historischen Landes-Porträtgallerie, von Karl Cserna 371
Cornelia Hollósy; nach dem Gemälde von Nikolaus Barabás in der historischen Landes-Porträtgallerie, von demselben 373
Schlußbild, von Ignaz Roskovics 380
Kopfrandleiste, von demselben 381
Paul Fürst Eszterházy; nach einem gleichzeitigen, im Besitze des Bischofs Sigmund Bubics befindlichen Kupferstiches, von Ignaz Roskovics 389
Johann Nepomuk Hummel; nach einem gleichzeitigen Stich, von Karl Cserna . . . 393
Franz Liszt 395
Michael Mosonyi 397
Robert Volkmann 399

Sämmtlich von Ignaz Roskovics.

Das königliche ungarische Opernhaus in Budapest, von Theodor Dörre 407
Die Hauptstiege des königlichen ungarischen Opernhauses, von demselben 409
Schlußvignette, von Ignaz Roskovics 412
Kopfrandleiste, von demselben 413
Johann Kupeczky: Selbstporträt 419
Adam Mányoky: Selbstporträt 421
Moriz Than: Allegorie des Verkehrs; Wandgemälde in der Vorhalle des Ostbahnhofes der königlich-ungarischen Eisenbahnen zu Budapest 423
Karl Lotz: Wandgemälde im Prunksaal der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest. (Zeitalter des Bibliographen Kálmán; Zeitalter Stephan des Heiligen; Zeitalter Ludwig des Großen) 425
Alexander Liezen-Mayer: Die heilige Elisabeth 427
Julius Benczúr: Vajk's Taufe (heiliger Stephan) 429
Bartholomäus Székely: Auffindung der Leiche König Ludwigs II. 431
Michael Zichy: Der Londoner Markt aus Madách „Tragödie des Menschen" 433
Victor Madarász: Ladislaus Hunyadi auf der Bahre 435
Michael Munkácsy: Im Atelier 437
Karl Brocky: Ruhende Psyche 441

Seite

Karl Markó der Ältere: Marine 445
Anton Ligeti: Flucht der heiligen Familie 449
Géza Mészöly: Plattensee-Landschaft 451
Nikolaus Izsó: Der betrübte Schafhirt 457
Adolf Huszár: Denkmal Franz Deáks 459
Alois Strobl: Sarkophag im Mausoleum Franz Deáks 461
Georg Zala: Grabdenkmal 463
Die Kunsthalle des ungarischen Vereins für bildende Kunst zu Budapest, von Béla Benczúr 465
Schlußvignette, von Ignaz Roskovics 466
Der untere Theil Budapests, von der Eisenbahn-Verbindungsbrücke gesehen, von Julius Háry 467
Fabriksanlagen in Altofen, von der Margarethen-Insel gesehen, von Paula Gajzágó-Fluk 469
Details aus einer Maschinenfabrik: 1. Schalengußwerkstätte; 2. Probirsaal der elektrotechnischen Abtheilung; 3. Montirungssaal der elektrotechnischen Abtheilung, von Theodor Dörre 471
Malztenne im Felsenkeller einer Steinbrucher Bierbrauerei, von demselben 473
Der Elevator am Donau-Ufer, von demselben 475
Schiffauslade-Vorrichtung des Elevators, von Emerich Greguss 477
Schweine-Szállás in Steinbruch, von Matthias Jantyik 479
Der Viehmarkt in der Franzstadt, bei dem Schlachthause, von Paul Vágó 481
Das Thor des Schlachthauses, von Karl Cserna 483
Der Zollamtspalast, von Béla Benczúr 485
Der Ostbahnhof, von Julius Háry 487
Die elektrische Eisenbahn und ihre Centralstation für Stromentwicklung, von Theodor Dörre 489
Die Margarethenbrücke, von Julius Háry 491
Schlußbild, von Theodor Dörre 496
Lukasbad und Kaiserbad, von Julius Háry 497
Das Elisabeth-Salzbad, von demselben 501
Flaschenfüllung des Hunyadi János-Bitterwassers und das Pumpen aus einem der Brunnen, von Matthias Jantyik 503
Die türkische Inschrift im Kaiserbad aus dem Jahre 1570 505
Das Margarethenbad auf der Margarethen-Insel, von Ludwig Rauscher 507
Das große Bassin des Dampfbades im Bruckbad, von Paul Vágó 509
Das Raizenbad vom Blocksberg gesehen, von Julius Háry 512
Das Besnyöer Kloster, von Gustav Keleti 513
Gödöllö, von demselben 519
Jagd an der Gödöllöer Grenze, von Paul Vágó 523
Die Fóther Kirche, von Ludwig Rauscher 527

Seite

Die Ofener Berge: Blick vom Sternenthal gegen Norden, von Theodor Dörre . . . 535
Die Berge von Budaörs, von demselben 537
Der Sóskuter Steinbruch, von Julius Háry 539
Kirchenruine Maria-Eichel, von Theodor Dörre 543
Das Mausoleum zu Üröm, von Ladislaus Kimnach 545
Höhlenwohnung zu Promontor, von Baron Ladislaus Mednyánszky 547
Szent-Endre, von Julius Háry 553
Der Köhegy, von demselben 555
Visegrád vom linken Donau-Ufer gesehen; der Salomonsthurm; Burgruine Visegrád, von Ludwig Rauscher 559
Schlußvignette: Der Salomonsthurm zu Visegrád, von der Bergwand gesehen, von Karl Cserna 562

Fiume.

Kopfleiste: Ansicht von Fiume 563
Eisenbrücke und Tunnel bei Fiume 565
Der Fiumara-Kanal 567

Sämmtlich von Julius Háry.

Torre della città (Stadtthurm), von Robert Nadler 571
Hof des Munizipiums; das Castello; das römische Thor, von Julius Háry 573
Das städtische Theater in Fiume, von Robert Nadler 577
Der Hafen von Fiume 587
Motiv vom Riva Szapáry 589
Der Palast des königlich ungarischen Gouverneurs 591
Das Gebäude der königlich ungarischen Seebehörde 593
Die k. und k. Kriegsmarine-Akademie 595

Sämmtlich von Julius Háry.

Sommerwohnung des Erzherzogs Josef (Villa Giuseppe), von Karl Cserna 597
Die Petroleum-Raffinerie und die Reisschäl-Fabrik in Fiume, von Julius Háry . . 599
Schlußvignette: Osteria in Fiume, von Karl Cserna 604

Budapest.

Budapest vom Dreihotterberg gesehen.

Einleitung.

Noch im Jahre 1848 sagte ein großer ungarischer Staatsmann: „Budapest ist nicht Ungarn in der Weise, wie Paris Frankreich ist.“ Seitdem aber ist die Zeit dergestalt fortgeschritten, daß heute Jedermann sagt: „Budapest ist das Herz Ungarns.“ Wie es dies geworden und wie es sich erhoben, das nachzuweisen ist das Bestreben dieses Bandes.

Ohne patriotische Ruhmredigkeit, ohne schwärmende Selbstüberhebung darf man es aussprechen, daß Budapest gegenwärtig die wirkliche Hauptstadt Ungarns ist, welche einerseits durch ihr stürmisches Wachsthum eine mächtige Anziehungskraft auf das ganze Land ausübt, anderseits aber jenen Brennpunkt des nationalen Wesens, der Cultur, des Handels und Verkehrs bildet, von dem das vereinte Streben wieder hinausströmt über das ganze Land. Wer seit drei Jahrzehnten die Entwicklung dieser Hauptstadt als Augenzeuge verfolgt, wird sich überzeugt haben, daß diese große Umgestaltung keine künstlich hervorgerufene Erscheinung ist, sondern als natürliche Frucht aus dem Zusammentreffen des allgemeinen Landesinteresses mit den verfassungsmäßigen und volkswirthschaftlichen, den Handels- und Culturfactoren hervorgeht.

Vor dreißig Jahren war die Stadt Pest noch von den Staubwolken einer Sandwüste, des Rákos, umhüllt, — heute ist dieser Wüstensand bereits durch Straßenzeilen, Gärten und Haine gebunden. Und auf den Ofner Bergen, wo es früher fast gar kein Leben gab, läuft die Zahnradbahn Reihen prächtiger Landhäuser entlang und eine großartige Wasserleitung sprüht ihre Wasserstrahlen durch frische Gärten hin. Vor dreißig Jahren erschien all das nur als ein Dichtertraum.

Der Fremde, der Budapest zum ersten Male sieht, ist überrascht von der schönen Lage dieser Doppelstadt. Da ragt auf stolzer Höhe das Ofner Königsschloß, der Blocksberg blickt über die unbegrenzte Fläche des Alföld hin, zwischen zwei Reihen von Palästen flutet die gewaltige Donau unter drei stehenden Brücken hinweg, deren mittlere die Kettenbrücke ist, ein Meisterwerk des monumentalen Brückenbaues, und mitten im Strome ruht die romantische Margaretheninsel und tummelt sich ein Schwarm von Dampfschiffen. Rauchende Schlote künden es weithin, daß die Hauptstadt eine entwickelte Fabriksindustrie besitzt, und das wimmelnde Arbeitergetriebe auf den Quais läßt auf blühenden Handel schließen. Einen besonderen Zauber übt der Anblick Budapests, wenn man es in den Abendstunden von der Kettenbrücke aus betrachtet, wenn die doppelten Laternenreihen der beiden Ufer sich in der Ferne mit den Lichtern der beiden Brücken mengen und im dunklen Spiegel der Donau verdoppelt die Täuschung erwecken, als wäre das Ganze eine Meeresbucht. Von den östlichen Abhängen des Schwabenberges aber überblickt man das malerischeste Panorama: zu den Füßen des Berges liegt, von der blauen Donau getheilt, die Zwillingsstadt mit ihrer hochgewölbten Domkirche, ihrem Gürtel von grünen Hainen und den vielgestaltigen Bergen Ofens; darüber hinaus bis an den verschwimmenden Gesichtskreis dehnt sich ein goldenes Meer, die ährenreiche Ebene, deren grüne Inseln reichbevölkerte Ortschaften sind; die eine Hälfte des Horizontes ist durch die blauenden Vorkuppen der Heveser Mátra und der Waitzner Berge geschlossen, während der südliche Theil desselben mit dem Himmel in Eins zu verfließen scheint.

Und wenn der Reisende mit seiner Zeit nicht kargt, findet er manches zum Anmerken: Anstalten, Bauten von edlem Geschmack, Museen, Hallen der Künste, Theater, Bildergalerien, staatliche Paläste, Institute für Volkswirthschaft und Gesundheitswesen, einige ansehnliche Kirchen, darunter die großartige neue Kathedrale, welche mit weithin glänzender Kuppel hoch aus dem Häusermeere emporstrebt. Und wenn der Fremde längere Zeit darauf verwendet Budapest kennen zu lernen, so findet er die Factoren und Schöpfungen des nationalen Gemeinlebens, des rastlosen Culturfortschritts und auf allen Gebieten überzeugende Beweise eines ernsten Vorwärtsstrebens.

Budapest ist in dreißig Jahren eine reiche Stadt geworden und eine ungarische Stadt. Eine Zahlenangabe wird beide Behauptungen glänzend bekräftigen. Die Hauptstadt

Budapest vom Blocksberg gesehen.

Ungarns hat im Laufe dieser Zeit auf die Hauptmittel der nationalen Cultur, auf Schulen, nahe an 30 Millionen Gulden verwendet. Und während die Stadt ihren nationalen Charakter entwickelte, ist sie auch bestrebt gewesen, mit der europäischen Cultur gebührend Schritt zu halten.

Uns aber, die wir, während die Hauptstadt sich verjüngte, in ihr gealtert sind, die wir uns von der Strömung des Fortschrittes mitgerissen fühlen, uns schwebt nicht das Bild des gegenwärtigen, sondern das des zukünftigen Budapest vor. Jenes Bild, das, aus den Nebeln der Träume schon hervorgetreten, in bestimmter Gestaltung uns entgegenwächst, ein Bild, dessen Grundlagen gelegt sind und das sich bereits aus der Erde zu Tage hebt — das Budapest der nächsten Jahrzehnte.

Dann wird die neue Königsburg in Ofen vollendet sein und wiederhergestellt die Kirche des Königs Matthias, sowie ihr gegenüber auf dem anderen Donau-Ufer der neue Reichstagsbau; auf der Kuppe des Blocksberges wird das ungarische Pantheon stehen, oder vielleicht die Sternwarte; die öffentlichen Plätze werden geschmückt sein mit Denkmälern, zu deren Errichtung man sich jetzt anschickt; die Stelle der Karlskaserne wird ein neues prächtiges Rathhaus einnehmen und die Stelle des Neugebäudes ein neuer handeltreibender Stadttheil; unter den Palästen, in denen sich die Macht des Landes ausprägt, wird auch die Residenz des Primas erscheinen; auf den öden Marktplätzen werden sich Markthallen erheben; fünf stehende Brücken werden die beiden Hälften der Stadt verbinden; eine elektrische Eisenbahn wird die Waldungen Ofens der Hauptstadt nahebringen; die Springbrunnen der allgemeinen Wasserleitung werden auf den öffentlichen Plätzen ihr krystallklares Wasser emporstrahlen; auf den elektrisch beleuchteten Straßen wird Tageshelle herrschen auch bei Nacht; alle jene Kirchen und Paläste werden innen und außen die Meisterwerke der ungarischen Kunst verewigen; nach Durchbrechung des Eisernen Thores wird an den Hafenborden der Hauptstadt der Mastenwald zahlreicher Seeschiffe prangen; es wird aber auch all das vollendet sein, was nicht der Ergötzung des Auges zu dienen hat: das Kanalisationssystem der ganzen Stadt; und Industrie und Handel Budapests werden sich in Wahrheit zu Factoren des wirthschaftlichen Lebens von Ungarn erkräftigt haben, die, aus sich selbst erwachsen, sich selbst genügen; und endlich wird auch Budapest für die „kleinen Herren" so wohlfeil und der Existenz entgegenkommend geworden sein wie Paris. Und wenn all dieses Thatsache geworden, wird das Geschlecht der Zukunft — einer unfernen Zukunft — sagen können:

„Budapest ist Ungarn."

Die Donau vom Pester Ufer beim Zollamte gesehen.

Die Geschichte Budapests.

Budapest ist eines der meistbegünstigten Kinder des Donaustroms. Während jede Uferortschaft von Theben bis Orsova den gleichen Vortheil des Verkehrs längs des Flusses genoß, gewannen Ofen und Pest außerdem noch besondere Wichtigkeit durch den großen Vorzug des Verkehrs quer über die Donau. Sobald dieser große Strom sich unterhalb Visegrád aus den Engen der beiderseits zu seinen Ufern abfallenden Berge befreit, bildet er eine Kette von Inseln, die beinahe 100 Kilometer weit von Norden nach Süden zieht.

In dieser Inselreihe der Donau hat die Natur nur eine größere Lücke gelassen: zwischen der Südspitze der Margaretheninsel und dem Nordende der Csepelinsel, wo die Donau $6^1/_2$ Kilometer weit in einem einzigen Bette fließt. Dieser Abschnitt ist in ganz bestimmter Weise abgesteckt und eingerahmt, im Norden durch die Margarethenbrücke, im Süden durch die große Eisenbahnbrücke. Zwischen diesen beiden Querstrichen liegt der größte Theil des heutigen Budapest. Die hier vereinigte Donau hat einst im düsteren Morgengrau des Mittelalters oder in der noch dunkleren Nacht der Völkerwanderungen die Wiege der Zukunftshauptstadt Ungarns in Gestalt des ersten Fährbootes auf ihren Wellen gewiegt.

Als die römische Staatsherrlichkeit in dieser Gegend aufhörte, um 376 n. Chr., gab es daselbst weder eine ständige Donaubrücke, noch eine Schiffbrücke mehr. Ein Fähr-

boot mit Rudern war das einzige Mittel, um über den großen Strom zu setzen, sowohl im Frieden für fahrendes Volk und Marktleute, als auch in Kriegszeiten für ein ganzes Heer. Wo die Donau zwei Arme und dazwischen eine große Insel hat, kann eine Brücke, oder noch besser zwei, dem Übelstand abhelfen. In Ermanglung einer Brücke aber, auf schwimmende Hilfsmittel beschränkt, ist immer derjenige Abschnitt eines Flusses im Vortheil, wo seine Arme sich völlig vereinigen, und zwar in tiefem Bette und auf solche Länge, daß den Überfuhrschiffen der wegen der Strömung nothwendige freie Spielraum geboten sei. Wo sich eine größere Insel oder eine ganze Gruppe kleinerer im Strome befindet, ist die Überfahrt zu Schiffe sehr gehindert. Bei kriegerischen Übergängen bedurfte es statt einer Schiffertruppe zweier abgesonderter, also gerade doppelt so viel wie dort, wo die Donau nur in einem Bette fließt. Es war sicherer und bequemer, nur einmal auf der vereinigten Pester Donau überzusetzen, auch wenn zu diesem Zwecke erst der Frachtwagen von oben oder unten her einen eintägigen Umweg machen mußte, als weiter oben in der Richtung der Insel Szent-Endre oder weiter unten bei der Csepelinsel zwei Donauarme und dazwischen noch eine Insel voll Sandhügel zu überschreiten.

Daraus erklärt sich, warum Ofen auf jenem schönen, aber für die Entwicklung unbequemen Berg- und Thalgelände entstehen mußte und gleichzeitig ihm gegenüber Pest gerade auf jener Ebene, richtiger auf jenen Sandhügeln, obwohl auch Pest selbst ganz dieselbe Ausdehnung gewinnen konnte, wenn es gegenüber von Alt-Ofen oder der schönen Kelenföld-Ebene angelegt wurde. In der letzteren Gegend konnte eben wegen der Csepelinsel und einer oberhalb dieser gelegenen sandigen Untiefe kein Überfuhrverkehr und somit auch keine größere Ortschaft entstehen. An der oberen Stelle aber war der directe Querverkehr durch die Ofner große und kleine Insel und die Margaretheninsel gehindert.

Die alte Hauptüberfuhr befand sich zwischen der heutigen inneren Stadt und der Ofner Raitzenstadt, wo seit dem XVIII. Jahrhundert eine Schiffbrücke bestand. Am Ofner Ende der Überfuhr (unterhalb des Festungsberges) begannen zwei große internationale Landstraßen: die eine zog unterhalb des Blocksberges (Gerhardsberges, Gellérthegy) von Promontor (Budafok) über Tétény und Stuhlweißenburg nach der Plattensee-Gegend und von dort nach der ungarischen Meeresküste und Italien mit einer Abzweigung längs der Donau gegen Tolna und Fünfkirchen; die andere schwenkte durch die Straßen des Taban und der Christinenstadt gegen den Fuß des Adlersberges hin, berührte dann Budaörs, Bicske, Totis (Tata), Komorn, Raab und führte gegen Österreich hinaus. Von geringerer Bedeutung war der Landweg nach Österreich über Alt-Ofen und entweder Visegrád oder Vörösvár längs des Donau-Ufers.

Das enge Thal zwischen dem Festungsberg und Blocksberg schrieb die Richtung der Donau-Überfuhr genau vor und damit war zugleich der Mittelpunkt für die

Entwicklung zweier Städte gegeben. Denn die Raitzenstadt, oder der Taban, ist nach Alt-Ofen die älteste Ansiedlung des rechten Ufers; sie wird (unter anderem Namen) etwa zweihundert Jahre vor Erbauung der Ofner Burg erwähnt; und ebenso ist der älteste Theil des linksseitigen Budapest derjenige, der dem Taban direct gegenüber liegt. Vor Mitte des XIII. Jahrhunderts war nämlich der Haupttheil Pests die nördliche Hälfte der heutigen inneren Stadt. Er erstreckte sich von der jetzigen Deákgasse bis zum Fischplatz hinab. Der ersteren gegenüber endet der Ofner Festungsberg, dem letzteren gegenüber beginnt der Blocksberg. Wie an manchen anderen Stellen längs der Donau hatte die Überfuhr auch hier gleichzeitig zwei einander gegenüberliegende Ortschaften, eine rechts- und eine linksseitige hervorgerufen. Die Überfuhr mittels Schiffe machte es, besonders zu Jahrmarkts- oder Kriegszeiten, wenn das Warten und Übernachten unvermeidlich wurde, nothwendig, daß an beiden Ufern Stationen mit Wohnhäusern, Herbergen und Händlern vorhanden seien, während es, wenn an der nämlichen Stelle eine Brücke stand, völlig ausreichte, auf der einen oder anderen Seite alle diese Bequemlichkeiten zu finden. Da es keine Brücken, sondern nur Überfuhrverbindungen gab, hat die ungarische Donau an den wichtigsten Überfuhrpunkten gewöhnlich zwei einander gegenüberliegende Ortschaften, so bei Komorn Ó-Szöny, bei Gran Párkány, bei Visegrád Nagy-Maros, bei Peterwardein Neusatz u. s. w.

Bei Budapest führen bis zum XVI. Jahrhundert die beiden Ortschaften der beiden Ufer, das heißt die Endpunkte des Überfuhrverkehrs, einen und denselben Namen. Pest hieß nicht nur das heutige Pest, sondern auch der auf der Ofner Seite liegende Taban (Raitzenstadt). Der Überfuhrverkehr hatte aber nicht nur diese Wirkung, sondern wir sehen auch, daß die Station des einen Ufers sich immer stärker entwickelte als die des anderen. Stets ist es nur das eine Ufer, an dem sich der wirkliche Hafen auch für den großen Längsverkehr befindet. Bei Budapest hatte dies noch einen anderen Grund; während nämlich am Ofner Ufer, gerade bei dem Taban, die Strömung des Wassers sich vereinigt und das Strombett felsig ist, hat der Fluß im Gegentheil bei Pest einen langsamen Zug und ein sandiges Bett, was das Anlegen und Stationmachen erleichterte. Doch ist dies nicht etwa ein entscheidender Umstand. Die Hauptsache ist der Überlandverkehr.

Die Landstraßen Ofens führen nach den Gebieten jenseits der Donau und nach Italien. In dieser Richtung aber konnten auch Gran und Komorn mit Ofen concurriren. Hingegen hatte der Überlandverkehr Pests in der Richtung nach Nordost, Ost und Südost keine Concurrenz. Schon der Plan der Stadt zeigt, daß ihre Hauptstraßen den großen Verkehrsrichtungen des Landes entsprechend angelegt wurden. Die schönste alte Gasse der inneren Stadt heißt Waitznergasse, so genannt nach dem ehemaligen Waitznerthor der inneren Stadt. Ihre Fortsetzung ist zwar durch die jetzige Leopoldstadt verbaut worden,

doch ist trotzdem auch jetzt östlich von jener die vorstädtische Waitznerstraße vorhanden. Diese Straße führt über Waitzen nach den Comitaten Nógrád, Hont und Bars, ja mit einiger Abweichung auch nach Mähren hinaus. Wie befahren diese Straße war, ist schon dadurch bewiesen, daß vor Anlegung der Eisenbahnen ein großer Theil der Bevölkerung Waitzens von der Waarenverfrachtung im Dienste der Pester Kaufleute gelebt hat.

Eine andere wichtige Gasse der inneren Stadt Budapests ist die Hatvanergasse, deren directe Fortsetzung in nordöstlicher Richtung die Kerepeserstraße ist. Schon diese Namen sagen uns, welche Theile der Provinz oder des Auslandes den Wagenverkehr dieser Linie lieferten: die Gegend über Hatvan, Erlau, Miskolcz, Kaschau, Eperjes nach Galizien hinauf, ja oft auch die gegen Debreczin und das nördliche Siebenbürgen hin. Das nordöstliche Viertel des Landes gelangte auf dieser Straße am leichtesten zur Donau. Eine dritte bedeutende Gasse der inneren Stadt Budapests ist die ehemalige Herrengasse, jetzt Kronprinzgasse. Ihre Fortsetzung ist die gleichfalls der inneren Stadt angehörige Kecskemétergasse, welche einst mittels des alten Kecskeméterthores auf die vorstädtische Üllöerstraße mündete. Diese geht wohl in südöstlicher Richtung ab, ist aber in der That eine Straße nach Osten, welche über Szolnok, Großwardein und Klausenburg die großen Landestheile östlich der Donau durchschneidet.

Kaum weniger wichtig war der Straßenzug, dessen Ausgangspunkt in der inneren Stadt mit dem des vorigen zusammenfiel, der aber, nachdem er das Kecskeméterthor passirt hatte, nicht direct der Üllöerstraße zulief, sondern rechtsab durch die Sorokságergasse sich dem Dorfe Soroksár am Donau-Ufer zuwandte. Dieser südliche Straßenzug, oder Straßennetz, theilte sich bei Soroksár in zwei Äste; der eine ging über Kecskemét nach Szegedin, Temesvár, Arad und von hier weiter nach Hermannstadt und Kronstadt, während der andere längs der Donau über Solt, Kalocsa und Baja die Bácska mit Pest verband.

So war denn für mindestens zwei Drittel des ungarischen Reichsgebiets die Pester Donauüberfuhr die naturgemäße und Pest selbst die Hauptstation, der Auf- und Abladeplatz. Zugleich aber bildete sich durch diese strahlenförmig auseinanderlaufenden Hauptstraßen, im Ganzen und Großen, das Skelet, an das sich die innere Stadt und die Vorstädte Pests ansetzten. Hier ist keine schachbretförmige Eintheilung maßgebend wie in Berlin und der Pester Leopoldstadt, sondern die nach allen Seiten ausstrahlende Fächerform. Im Laufe der Zeit füllte sich der Raum zwischen den Hauptlinien mit anderen Radial- und Quergassen, wodurch ebenso viele Stadttheile entstanden. So zwischen der Donau und Üllöerstraße die Franzstadt, zwischen dieser und der Kerepeserstraße die Josefstadt, zwischen der Kerepeser- und Waitznerstraße die Theresienstadt und schließlich zwischen der Waitznerstraße und dem Donau-Ufer die Leopoldstadt.

Aus alledem geht hervor, daß Budapest nicht nur einer der Hafenplätze für die längs der Donau verkehrenden Schiffe war, sondern auch der naturgemäße Knoten- und Mittelpunkt für die wichtigsten inländischen und internationalen Überlandwege. Doch ist auch das Pester Ufer dem Ofner sehr überlegen. Der Ofner Hafen konnte nur mit dem kleineren Landestheile jenseits der Donau den Donauverkehr vermitteln. Und selbst für diesen war er nicht unentbehrlich. Auch für Pest waren zwar Preßburg, Komorn und Gran Concurrenten hinsichtlich des Landestheils nördlich des zwischen Preßburg und Visegrád gelegenen Donauabschnittes, also auch im Verkehr nach Mähren und Böhmen, doch war Pest der Hafen für den ganzen von der Linie seiner geographischen Länge östlich liegenden Landestheil. Hier lagerte dieser sein von Osten geholtes Getreide, Salz und andere Producte ab und hier belud er sich wieder mit den am Knotenpunkte vorfindlichen Industrieartikeln, ohne erst an das Ofner Ufer übersetzen zu müssen.

Und noch in anderer Hinsicht ist besonders Pest, hierin wieder im Gegensatz zu Ofen, durch die Natur mehr zur Handels- und Industriestadt als zum Wohnsitz einer Viehzucht und Ackerbau treibenden Bevölkerung bestimmt.

Die gebirgige Gegend Ofens — nicht die Stadt selbst — ähnelt mit ihren rebenbewachsenen Hügellehnen und bewaldeten Bergrücken manchen Punkten der Gegend um Wien. Der Boden Pests wetteifert an Magerkeit mit dem von Berlin. Wo er nicht weißer Flugsand ist, dort lag vor Zeiten schwarzer Sumpf. Noch in den Fünfziger-Jahren konnte man sich einen Begriff von der Sahara verschaffen, wenn man gleich an dem damaligen Ende der Stadt, wo sich jetzt in der Nähe des Centralbahnhofes die neue Elisabethstädter Kirche erhebt, auf fünfhundert Schritt in die Länge und Breite durch den Pester Flugsand watete, dessen Weiße der des gesiebten Mehles gleichkam. Die Hügel der Stadt und ihres Gebietes haben sich zumeist mit Hilfe des Windes so hoch gewölbt. Zum Ersatz aber ist das Grundwasser so reichlich, daß, wenn irgendwo ein Brunnen gegraben wird, in der Tiefe von drei bis vier Meter eine Lehmschichte und auf dieser Wasser zu finden ist. Diesem Umstande ist es zu danken, daß die bewässerungsbedürftige Art der intensiven Landwirthschaft, der Gartenbau, sich hier immer stärker entwickelt. Alle Häuser hatten auch in früherer Zeit ihre Brunnen und mancher derselben war berühmt wegen seines vorzüglichen Trinkwassers. Das Grundwasser ist noch jetzt so reich, daß es bei höherem Wasserstande der Donau in die Keller der tiefer gelegenen Stadttheile einsickert.

Das Gefilde von Pest hatte auch Bäche. Der Rákosbach, der in seiner Langsamkeit und aller bösen Launen baren Einförmigkeit der Spree gleicht, ist, wenn er auch keine Schiffe dem Meere entgegenträgt, doch stark genug, um Mühlen zu treiben. Eine andere Wasserader entsprang am Hügel von Steinbruch und floß, unterwegs den Stadtwäldchenteich (unter König Matthias Agár-tó, Windspielteich) bildend, der Donau zu. Er ermöglichte

es, daß das Rákosgefilde ehemals ein so berühmter Lagerplatz war, wo sich viele Tausend Menschen und Pferde versammeln konnten.

Selbst das unwillkommene Geschenk der Natur, der Flugsand der Oberfläche, war von Nutzen für die Entwicklung der Stadt Pest. Er machte die Hausstellen billig und verhinderte, daß der Städter Laden und Werkstatt verließ, um sich zum Ackerbau verleiten zu lassen. Das war ein gebieterischer Fingerzeig des Schicksals, Kaufmann, Geschäftsmann, Schiffsmann, Fuhrmann und Gewerbsmann zu sein. Auch förderte ihn die Natur hierin, indem sie in seiner Nachbarschaft alle Arten von Baumaterial in ungewöhnlicher Menge aufhäufte. Die Steinbrucher Hügel, die gegen Süden aus dem Rákosfelde aufragen, lieferten guten Lehm für die Ziegelbrenner, während das Innere des Hügels aus leicht zu bearbeitendem Kalkstein (Cerithium) besteht, der im Steinbruch weich ist, an der Luft aber erhärtet. In den älteren Gebäuden Pests spielt dieser Stein die Rolle der Ziegel. In der That, der Ort verdient seinen Namen „Steinbruch". Und die großen Höhlen, welche durch die Gewinnung des Steines entstehen, sind beinahe ebensoviel werth als das entnommene Baumaterial selbst. Die ungeheuren Kellerräume waren es, welche zuerst die Weinhändler dahinlockten und in neuerer Zeit auch zur Entstehung riesiger Bierbrauereien führten. Solche Keller gibt es auch bei Promontor am rechten Ufer, wo sich die Menschen in dem nämlichen Kalkstein förmlich bequeme Wohnungen, jede mit einem kleinen Hof, ausgehöhlt haben. Das Ofner Ufer besitzt außer Kalk und für Ziegel wohlgeeignetem Lehm noch mehrere Arten von Baustein. Überdies wird auf der Donau für Pflasterungszwecke eine Menge Trachyt aus dem Visegráder Gebirge und eine Art rother Marmor von dem jenseits Grans gelegenen Piszke zugeführt. Auch das Bauholz flößt die Donau in großer Menge aus dem Oberlande herab.

Dies sind jene ständigen und seit Jahrhunderten unveränderlichen materiellen Factoren, welche Budapest zum Range einer Hauptstadt erhoben und besonders Pest zu einer wahren Großstadt gemacht haben. Es ähnelt Berlin auch darin, daß es an alten Denkmälern wohl mit anderen Großstädten Europas nicht wetteifern kann, dafür aber durch die Thätigkeit der bürgerlichen Architektur fortwährend neue Straßen und Stadttheile entstehen sieht. Verkehr und Handel, besonders in Rohproducten, sind lebhaft und die Stadt ist der Mittelpunkt des politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens von Ungarn, umsomehr als die anderen Städte des Landes nicht in zweiter, sondern erst in dritter Reihe hinter der Hauptstadt folgen. Indeß hatten Pest und die Ufertheile Ofens neben den hervorgehobenen natürlichen Vortheilen auch mit einem großen Nachtheil zu rechnen; es sind dies die in jedem Jahrhundert öfters vorkommenden Überschwemmungen, welche die Entwicklung der Stadt aufhielten, zeitweise auch zurückdrängten. Der größte Theil des heutigen Pest ist innerhalb des Überflutungsraumes der Donau erbaut.

Die Siegel von Ofen, Peſt und Alt-Ofen vor der Vereinigung.

Immerhin waren die natürlichen Vortheile den Nachtheilen gegenüber ſo entſcheidend, daß die Stadt ſich von den Schlägen, welche ſie von Zeit zu Zeit trafen, jedesmal wieder erholte. Sie überwand ſogar Schickſalsſchläge, welche durch Menſchen, durch Verhältniſſe des Landes und gewiſſe weltgeſchichtliche Ereigniſſe hervorgerufen waren. Die Geſchichte weniger Großſtädte in Europa weiſt ſo viele und große Kataſtrophen auf, welche wiederholt die ganze bis dahin erreichte Entwicklung vernichteten und deren zuſammenhängenden Gang völlig unterbrachen.

Da die Schuld an dieſen nicht die Stadt und ihre Behörden traf, ſondern meiſtens aus weiter Ferne ſich heranwälzende Völkerſtürme das Unglück mit ſich brachten, ſo kann auch von einer zuſammenhängenden pragmatiſchen Geſchichte der Stadt nicht die Rede ſein. Darum iſt für den folgenden, eigentlich hiſtoriſchen Theil die weniger geſchloſſene chroniſtiſche Darſtellungsform vorgezogen worden.

Die Hauptſtadt Ungarns beſtand bis zum Jahre 1873 auch in rechtlicher Beziehung aus drei geſonderten Städten. Jede hat in einzelnen Epochen eine leitende Rolle geſpielt. Es gab jedoch auch Jahrhunderte, die ihnen eine ſolche nicht zutheilten, wenigſtens weiß die Weltgeſchichte nichts davon. Die Geſchichte der Hauptſtadt Ungarns zerfällt in folgende Perioden:

I. Noch vor Chriſti Geburt gründen die Kelten, als Bewohner Pannoniens (des Diſtricts jenſeits der Donau) an der Stelle des heutigen Alt-Ofen (Ó-Buda) ihre Stadt Ak-ink (reiches Waſſer). Von dieſer iſt nichts übrig geblieben als der bloße Name. Die Keltenzeit dauerte ungefähr bis zum Jahre 100 n. Chr.

II. Zwiſchen den Jahren 100 bis 200 n. Chr. ſiedeln die Römer daſelbſt eine Legion nebſt der gewohnten Civilbegleitung an. Der keltiſche Name verändert ſich in

Aquincum. Unter Hadrian ist es ein Municipium. Unter Septimius Severus erhebt sich diese äußerste Grenzstadt, welche durch die Donau von der Barbarenwelt des Ostens getrennt ist, zum Range einer „colonia“. Bis zum Jahre 376 etwa dauert hier die Römerherrschaft, dann wird die Gegend von Hunnen und Ostgothen besetzt. Diese Niederlassung ist jedoch keine dauernde. Erst im Jahre 568, nachdem auch die Longobarden kurze Zeit daselbst gehaust, kommen ständigere Bewohner: die Avaren und unter ihrer Obmacht slavische Massen.

III. Auch aus der avarisch-slavischen Zeit ist nur ein Name erhalten geblieben. Aquincum ist vergessen, der Ort heißt nun Buda. Aus dieser Zeit dürfte auch der Name Pest stammen. Die avarisch-slavische Epoche dauert bis zur Einwanderung der Magyaren im Jahre 898.

IV. Die Magyaren lassen die hier vorgefundenen Namen Buda und Pest bestehen. Doch begann nothwendigerweise eine neue Epoche für diese Orte. Zum Mittelpunkt des Landes wurden sie zwar nicht, doch gediehen beide Städte fort, bis sie im Jahre 1241 durch die Mongolen zerstört wurden. In diesem Zeitraum erfährt Alt-Ofen mehr Begünstigung als Pest, welches aus eigener Kraft aufzublühen beginnt.

V. Die fünfte Periode hebt nach 1241 unter Béla IV. an. In dieser erringt die neue Burg Ofen (Budavár) eine beherrschende Stellung den beiden alten Städten gegenüber. Sie wird zum beständigen Königssitz. Aber auch Pest beginnt sich aus Eigenem zur großen Stadt zu entwickeln. Das Emporblühen dauert bis 1526.

VI. Ofen, Pest und Alt-Ofen sind türkische Städte. Es ist eine Periode des Unterganges, nicht nur infolge der vielen Belagerungen, sondern auch wegen der türkischen Vernachlässigung. Dieser Zeitraum währt von 1541 bis 1686.

VII. Die Epoche von 1686 bis 1838 mit stetigem Fortschritt Pests, das seine beiden Schwesterstädte nach und nach weit überflügelt.

VIII. Die achte Epoche ist die, in der wir leben.

Den mannigfachen Schicksalsschlägen, welche die Hauptstadt betroffen haben, ist es zuzuschreiben, daß, obgleich Ofen und Pest alte Städte sind, von ihren Alterthümern so wenig erhalten geblieben ist und für ihre Geschichte wenig Quellen vorhanden sind. Die städtischen Archive von Ofen und Pest wurden im Jahre 1241 völlig verwüstet und brannten auch 1526 nieder. Man darf wohl sagen, daß nur aus zerstreuten Blättern und auf mittelbarem Wege etwas zu erkunden ist. Einzelne Lücken sind durch mancherlei Fabeln und mitunter auch falsche Urkunden ausgefüllt. Wir sehen hier sowohl von den Märchen und Behauptungen der Aftergelehrsamkeit als auch von den falschen Schriftstücken ab.

Von den sieben Perioden, die wir abgesteckt, sind uns die drei ersten nicht hinlänglich bekannt und auch von der vierten ist in Ermanglung von Denkmälern nur wenig zu sagen.

Ofen und Pest vor der Katastrophe von 1241.

In Legenden, Chroniken und Urkunden wird die Hauptstadt wohl auch vor der Mitte des XII. Jahrhunderts hier und da erwähnt, doch sind jene Schriften sämmtlich keine gleichzeitigen und daher zweifelhaft. Ob wir sie nun annehmen oder verwerfen wollten, wir müßten es motiviren, dies aber würde uns zu gelehrten Erörterungen zwingen, welche hier nicht am Platze wären. Nur eine unbezweifelbare Angabe aus dem Jahre 1046 sei erwähnt. Bei dem Aufstande, dessen Zweck die Abschaffung des Christenthums war, erlitt der aus Italien stammende Bischof Gerhard am Fuße des Pester Berges (später Gerhardsberg) den Märtyrertod. Bei Pest befand sich die Hauptüberfuhr des Landes, wohin damals der aus Polen kommende König Andreas I. eilte.

Und es dauerte lange, bis Ofen und Pest sich zur wirklichen Stadt im mittelalterlichen Sinne des Wortes aufschwangen. Insofern in den Staaten des Mittelalters von königlichen Residenzen die Rede sein konnte, hatten vor 1241 Gran und Stuhlweißenburg den Vorrang. Die ungarische Nation ist die erste, die im Rahmen der Karpathen ein beide Ufer der Donau umfassendes Reich bildete. Sie hielt es nicht für nothwendig, wie einst die Römer, die Donaulinie zu bewachen und den Verkehr zu sichern, da kein feindlicher Nachbar denselben dauernd bedrohte. Auch war das magyarische Element seiner Bewaffnung nach als leichte Reiterei nicht danach angethan, sich hinter Festungsmauern zu vertheidigen. Und ein städtisches Bürgerthum konnte sich weder aus Magyaren, noch Slaven entwickeln. Dieses Element mußte von außen herangezogen werden, aus dem westlichen und südlichen Deutschland, aus Flandern und zum Theil aus Italien. Die massenweise Einwanderung begann mit den Kreuzzügen. Um die Mitte des XII. Jahrhunderts kommen auch die Sachsen nach der Zips und Siebenbürgen.

Als im Jahre 1147 das zweite Kreuzheer durch Ungarn zieht, schreibt der Bischof von Freising als Augenzeuge, ein steinernes, ja hölzernes Haus sei in Ungarn selbst in den sogenannten Städten eine Seltenheit. Und doch mußte er Raab, Gran und entweder Ofen oder Stuhlweißenburg gesehen haben. Indeß erscheint Ofen schon 1156 als Sitz einer Propstei, eines Kapitels. Noch im XII. Jahrhundert hatte Ofen auch ein königliches Schloß. Während des dritten Kreuzzugs, 1189, residirt König Béla III. wohl in Gran, wo er den deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa mit großem Prunk empfängt, doch begibt er sich von dort mit seinem Gaste nach Ofen, wo sie vier Tage lang jagen. Ofen erscheint also neben Gran ähnlich wie später Visegrád neben der Ofener Burg oder heutzutage Gödöllö. Zu jener Zeit gab es dort mehr dichten Forst und Hochwild als später.

Im Februar 1241 werden die Großen des Reiches durch Béla IV. hierher einberufen. Der König rief das ganze Land zu den Waffen, um den drohenden Mongolen-

einfall abzuwehren. Doch wurde das Heer, 11. April 1241, am Sajófluß vollständig geschlagen. Jeder Hoffnung auf einen Sieg in offenem Felde mußte entsagt werden. Burgen aber hatte das Land sehr wenige. Kleinere Befestigungen wurden von den Mongolen durch Wurfmaschinen erschüttert und durch Brandpfeile von bisher unerhörter Wirkung in Flammen gesetzt; dies war auch das Los der ungarischen Wagenburg am Sajó.

Nach der großen Niederlage löste sich das Hauptheer des Landes auf. Rettung war das einzige Losungswort. Ein großer Theil der Bevölkerung Pests flüchtete sich an das Ofener Ufer, darunter auch die Mitglieder des Dominicanerordens. Die Trümmer des am Sajó geschlagenen Heeres aber und die Bewohner der benachbarten Landstriche strömten zu Tausenden nach Pest, wo sie durch die Pester Fährboote nur sehr langsam an das jenseitige Ufer geschafft werden konnten. Rasch, vielleicht noch im April, kam das verfolgende Mongolenheer nachgerückt. Die improvisirten Schutzwerke des in Pest zusammengepferchten Volkes durchbrach es schon nach drei Tagen und richtete ein furchtbares Blutbad an. Etwa zehntausend Menschen drängten sich in der Umhegung des Dominicanerklosters als letztem Zufluchtsort zusammen, aber sie konnten der Menge und den Brandgeschossen der Mongolen nicht widerstehen.

Pest lag in Asche und verödete. An das jenseitige Ufer konnten die Mongolen erst nach etwa zehn Monaten gelangen, als der Strom unglücklicherweise zufror. Nun mußte Ofen das Schicksal Pests theilen. — Jenseits der Donau konnten sich nur die Citadellen von Gran, Pannonhalma und Stuhlweißenburg behaupten. Offenbar war weder Pest, noch Ofen eine Stadt im vollen Sinne des Wortes, da es für eine solche im Mittelalter wesentliche Bedingung war, daß sie mit starken Mauern und Wehrthürmen umgeben sei. Davon abgesehen war Pest schon zur Zeit des Tatareneinfalls nach der glaubwürdigen gleichzeitigen Chronik nicht nur eine große, sondern die reichste deutsche Ortschaft; außer den ismaelitischen Geschäftsleuten des Ostens war sie von deutschen Ansiedlern bewohnt.

In der Zeit vor dem Mongoleneinfall waren folgende drei Theile der jetzigen Hauptstadt besiedelt: das heutige Alt-Ofen, die heutige Raitzenstadt, gleichfalls am rechten Ufer und das linksseitige Pest. Alt-Ofen (Ó-Buda) wird damals auf Magyarisch „Buda“ genannt und das dortige Kapitel heißt bis zur Niederlage bei Mohács nur Kapitel von Buda, nicht von Ó-Buda. Die gleichfalls am rechten Ufer liegende heutige Raitzenstadt hieß auf magyarisch Pest. Pest hieß aber auch das linksseitige, das heißt jetzige Pest: jenes Klein-Pest, dieses Groß-Pest. Auch einen besonderen deutschen Namen hatte jede der drei Städte im XII. und XIII. Jahrhundert und noch weiterhin. Das heutige Alt-Ofen, das Buda vor dem Tatarenzug, heißt bis zur Schlacht bei Mohács auf Deutsch Etzelburg. Der deutsche Name des alten Pest ist ebenso dauernd Ofen oder, wie man zu schreiben pflegte, Oven, vermuthlich die Übersetzung des Wortes Pest.

Die Festung Ofen von 1241 bis 1311.

Seitdem König Béla IV. erfahren hatte, welch wirksames Hinderniß ein großer Fluß dem Vordringen eingebrochener Fremdvölker entgegensetzt, wandte er der Donaulinie, und zwar dem rechten, ehemals pannonischen Ufer seine besondere Aufmerksamkeit zu.

Der Pester Landesüberfuhr gegenüber erhob sich ein vereinzelter langer Bergrücken, der weder von den Römern, noch bisher von den Ungarn verwerthet worden war, obgleich man sich für eine mittelalterliche Veste gar keinen geeigneteren Punkt wünschen konnte. Er glich den Burgbergen zu Prag, Gran und Agram. Hier baute nun Béla IV., da die nach allen Seiten steil abfallenden Flanken des Berges sogar die tiefen Festungs-

Siegel Ofens vom Jahre 1329.

gräben und hohen Thürme entbehrlich machten. Die äußersten stockhohen Wohnhäuser mit ihren Fenstern und Erkern konnten als Festungswälle und Thürme dienen. Hier konnte der Feind weder seine „Balliſten“ anwenden, noch seine riesigen Holzthürme auf Rädern an die Mauern heranfahren.

Der Festungsbau wird wohl viele Jahre gedauert haben. Eine Festung konnte er so lange nicht heißen, als nicht die Mauern und Thore ringsum der ganzen Länge und Breite nach ohne Lücke vollendet waren und zahlreiche Einwohner sich innerhalb niedergelassen hatten. Denn im Mittelalter war es die städtische Bürgerschaft, welche die Erbauer, die Erhalter und die Vertheidiger, das ist die Besatzung der Veste stellte. In dem vorliegenden Ausnahmsfalle, wo die Veste eine Nothwendigkeit für das Land war, wurde zur Vollendung des Werkes aus Landesmitteln beigesteuert.

Dreizehn Jahre nach dem Abzug der Tataren, 1255, schreibt der König, er habe auf dem Pester Berge eine Veste erbaut, welche dicht bevölkert sei.

Die neue Stadt brauchte einen Namen. In den lateinischen Urkunden wird sie amtlich, selbst noch im Jahre 1541, novus mons Pestiensis (der neue Pester Berg) genannt. Auch die Deutschen übertragen den Namen Pests, Ofen, auf sie, während sie zur Unterscheidung das heutige, am linken Ufer liegende Pest Alt-Ofen nennen. Der Magyare aber nannte die neue Veste Buda und das am nämlichen Ufer gelegene alte Buda Ó-Buda. Das linksseitige Pest wurde Nagy-Pest (Groß-Pest), das rechtsseitige Kis-Pest (Klein-Pest, jetzt Raitzenstadt). Jenes hieß auf Deutsch Alt-Ofen, dieses Kreenfeld. Wir werden indeß die modernen Namen gebrauchen.

Die Bergstadt bedurfte auch einer Pfarrkirche. Sie wurde zu Ehren Unserer lieben Frau noch unter Béla IV. erbaut und ist dieselbe, die heute ganz irrig Matthiaskirche genannt wird. Ferner hatte Béla ein besonderes Augenmerk auf die Haseninsel, jetzt Margaretheninsel, die sich als sicherer Zufluchtsort darbot. Die Insel, die wohl auch damals wie jetzt durch Stromläufe von ungefähr gleicher Breite von beiden Ufern geschieden war, blieb in erster Reihe Vertheidigungszwecken vorbehalten. Doch wurde sie zum ausschließlichen Asyl für Geistliche.

Auf der Inselspitze ließ sich der Erzbischof von Gran nieder. Er befestigte seinen dortigen provisorischen Sitz durch Mauern und Basteien. Weiter unten ließ König Béla IV. durch italienische Werkleute eine schöne Kirche nebst einem Kloster erbauen, welches siebzig hochadeligen Nonnen Unterkunft bot. Unter diesen befand sich auch die Königstochter Margarethe, nach der die Haseninsel später neu benannt wurde. Der königliche Vater bereicherte das Kloster durch ausgedehnte Ländereien. Auch den Prämonstratenser- und Franciscanermönchen diente die Insel als Asyl. Der halb kriegerische, halb geistliche Orden des heiligen Johannes errichtete daselbst ein mit festen Mauern umgebenes Haus, das schon als Burg (castrum) gelten konnte. Dabei konnte es nicht an bewaffnetem und unbewaffnetem Gesinde fehlen, das so zahlreich wurde, daß es ein ganzes Dorf bildete. Auch werden die auf der Insel wohnenden Hörigen der Nonnen urkundlich erwähnt. Doch war das gegen die Tataren ausreichende Asyl keineswegs sicher vor den Überschwemmungen der Donau. Am Dreikönigstage des Jahres 1268, während des Eisganges, überflutete das Wasser die Kirche, sowie Keller und Erdgeschoß in den Häusern der geistlichen Grundherren. Natürlich mußte auch das Wenige, was vom alten Pest wieder aufgebaut war, nochmals neu errichtet werden.

Ofen, als Stadt, scheint gleich anfangs eine Gemeinde halb staatlichen, halb bürgerlichen Charakters gewesen zu sein. In den ersten hundert Jahren, von Béla IV. bis zu Ludwig I., war der erste Beamte kein Oberrichter und kein Bürgermeister, sondern der sogenannte „rector“, den die Legende von der heiligen Margarethe magyarisch den „Richter an Königs Statt“ nennt. Der erste Rector, ein Herr Namens Karl, wird 1249

Ofen um das Jahr 1470.

erwähnt. Im Jahre 1267 findet sich als Rector der eingewanderte Österreicher Preuzellin, oberster Heerführer Bélas IV. und hervorragender Magnat. Von 1268 bis 1273 ist es Graf Walter, den eine königliche Urkunde wegen seines, auch in Komorn bewiesenen Organisationstalentes nicht genug zu loben weiß.

Gleichzeitig mit dem Bau der Stadt beginnt der der Liebfrauenkirche in der Festung. Das Patronatsrecht derselben, nebst einem Drittel der Marktmauth, schenkte der König den Nonnen der Haseninsel. Die alte Hälfte der Kirche wurde sehr wahrscheinlich von jenen Italienern gemeißelt und gefügt, welche nach glaubwürdiger Quelle das Nonnenkloster auf der Haseninsel und die dortige gleichfalls Unserer lieben Frau geweihte Kirche gebaut hatten.

Alt-Ofen hatte auch weiterhin zwei Grundherren: das Kapitel und den König. Die Burg des Letzteren, gegen das untere Stadtende hin, am Fuße des Berges an der Stätte des einstigen römischen „theatrum“ (jetzt Königshügel), war seit Ende des XIII. Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Mohács in der Regel die Burg der Königinnen und wird auch amtlich „Königinnenstadt“ genannt.

Das Pest des linken Ufers steht vorläufig unter Vormundschaft der Behörde der Veste Ofen. Die Ofner gaben ihm auch seinen Richter. Seine Bevölkerung von Schiffern und Händlern zahlte dem Alt-Ofner Kapitel ihren Zoll, von dem auch die Nonnen der Haseninsel einen Theil beanspruchten.

Die Veste Ofen — an der wohl noch immer weiter gebaut wurde — kann um 1250 als constituirte Stadt betrachtet werden. Ihre Mauern, welche König Béla ursprünglich gegen die Tataren errichten ließ, dienten den Inwohnern unter den folgenden Königen noch in demselben XIII. Jahrhundert auch zur Stütze ihrer Versuche, sich die bürgerliche Unabhängigkeit zu erkämpfen. Zwar begann nicht die Stadt selbst den Kampf. Die verwickelte Natur der Rechtsverhältnisse führte ihn herbei und äußere Ereignisse boten dazu Gelegenheit. Im Jahre 1279 hält ein bevollmächtigter Legat des Papstes in der Ofner Burg eine Synode ab, deren Decrete die weltlichen Räthe des erst sechzehnjährigen Königs Ladislaus als der ungarischen Krone abträglich erachten. Durch einen Staatsstreich sprengen sie die Synode. Und ausgeführt wird dieser Streich durch die Ofner Bürger, die den Abgesandten des mächtigen Papstes einfach zum Abzug zwangen nebst allen dort versammelten Vätern der Kirche, unter ihnen den Graner Erzbischof Lodomér. Diese und wohl auch andere Dienste gewannen der Stadt die Gunst Ladislaus des Kumanen. Im Jahre 1286 findet sich die erste Spur eines Reichstages auf dem Rákosfelde.

Als der letzte Árpáde, Andreas III., der kein Begünstiger Ofens gewesen, im Jahre 1301 gestorben war und mehrere Kronprätendenten auftraten, ergriff die Bürger-

schaft Ofens die Partei des Premysliden Wenzel gegen Karl Robert von Neapel, den der Papst aufstellte. Im August des nämlichen Jahres bereitete Ofen dem böhmischen Bewerber einen höchst feierlichen Empfang und er wurde in der Ofner Domkirche zum König von Ungarn ausgerufen, in Stuhlweißenburg aber durch den Erzbischof von Kalocsa gekrönt. Hierbei wird wohl der Gebrauch entstanden sein, daß bei Krönungen vor der Hauptpforte des Stuhlweißenburger Domes eine Wache von bewaffneten und berittenen Ofner und Stuhlweißenburger Bürgern in prächtiger Rüstung aufzog und das

Das Kloster auf der Margaretheninsel im Jahre 1542.

Reichsbanner in ihrer Mitte führte. Ferner schickt im Jahre 1301 Papst Bonifazius einen bevollmächtigten Legaten nach Ungarn, und zwar Nikolaus, Bischof von Ostia, um die Parteigänger Wenzels, unter denen sich auch Prälaten, überdies die Pester und Ofner Mönchsorden, ja vorläufig selbst das Kapitel befanden, zu Karl Robert hinüberzulocken. Nikolaus kam kühn nach Ofen gereist. Es gelang ihm auch, das Kapitel nebst anderen Geistlichen und Weltlichen zu gewinnen, allein die Mehrzahl der Ofner Bürger hielt treu bei Wenzel aus. Das plötzliche Verschwinden des Legaten von Ofen legte den Verdacht nahe, daß Bischof Nikolaus sich habe flüchten müssen, weil die Bürger sich gegen ihn verschworen hätten, wie sie es schon 1279 einem anderen Legaten gegenüber gethan.

Als der päpstliche Legat sich nach Preßburg zurückgezogen hatte, verkündete er im Mai 1302 zur Belohnung des Alt-Ofner Kapitels und zur Bestrafung der Ofner Bürger

den Kirchenbann für den Fall, daß letztere sich nicht sofort bereit erklären sollten, den gesammten Schiffahrtszoll nebst den Rückständen, da sie schon seit zwei Jahren ihrer Pflicht nicht nachgekommen, an das Kapitel zu entrichten. Die Pfarrer von Pest und der Ofner Burg sind mit der Verkündigung des Kirchenbannes betraut. Allein die Ofner kommen der Forderung auch jetzt nicht nach. Sie setzen den seitherigen gesetzlichen Pfarrer ab und an seine Stelle einen revolutionär gesinnten Geistlichen Namens Ludwig.

Noch in demselben Jahre, 1302, wurde gegen die halsstarrige Stadt Brachialgewalt aufgeboten. Gerade zum Jahrmarkt um Mariä Geburt, beim Reifen der Weintrauben, erschien Karl Robert mit zahlreichem Heer bei Alt-Ofen. Er gedachte die Ofner Bergveste durch Überrumpelung zu nehmen, was aber mißlang. Auch versuchte er den Sturm nicht wieder. Wohl aber besetzten seine Scharen die Ofner Unterstadt und hausten dort nach Tatarenart. Sie hielten auch Weinlese, worauf sie vielfach sogar die Rebstöcke bis auf die Wurzel ausrotteten. Aber das Verderben war ihnen nahe. Plötzlich machten die Ofner, durch die Reiter etlicher zu Wenzel haltender Magnaten verstärkt, einen Ausfall gegen das ungeordnete Lager der Belagerer. Ein Theil von diesen leistete tapferen Widerstand und der Kampf war blutig, aber die Ofner erfochten einen glänzenden Sieg. Sie zersprengten Karls Heer vollständig und dieser selbst mußte die Flucht ergreifen.

Ofen feierte einen Triumph. Unter der Leitung des damaligen Rectors Kárász (mit seinem deutschen Namen Peterman), des einen Stuhlgeschworenen Martin Tóth und des Pfarrers Ludwig verkündeten sie in feierlicher Volksversammlung die Lösung der Stadt vom Kirchenbann und schleuderten ihrerseits unter allen bei der Verkündigung von Excommunicationen gebräuchlichen Ceremonien den Bannfluch gegen den Papst selbst und gegen die ungarischen Priester, die sich seiner Partei angeschlossen hatten.

Vorderhand blieb Ofen durch seine starke Festung vor Strafe bewahrt und genoß lange Zeit ungestörten Frieden, obgleich es sich fortwährend unter dem Kirchenbann befand. Indeß änderten sich die Verhältnisse des Landes. Im Jahre 1304 führte der ältere König von Böhmen den jungen Wenzel sammt der Krone aus dem Lande fort. Zugleich nahm er auch Ladislaus Werner, der in den Jahren 1303 bis 1304 Rector gewesen, und sechzehn andere Ofner Bürger, die er für geheime Parteigänger Karls hielt, als Gefangene mit sich. Auch der nächstfolgende König, der Wittelsbacher Otto, kommt im September 1305 aus Baiern zum ersten Male nach Ofen und wird im December zu Stuhlweißenburg gekrönt. Von dort nach Ofen zurückgekehrt, hält er mit großem Prunk, der auch später einen Theil der Krönungsceremonien bildet, seinen Einzug.

Bisher waren die drei zur Erlangung der Königswürde unentbehrlichen Städte: Stuhlweißenburg, Gran und Ofen, Gegner Karls. Im Jahre 1306 aber wurde Gran durch Karl erobert, worauf König Otto, der vielleicht den Ofnern nicht zutraute, daß sie

sich auf Leben und Tod wehren würden, Ofen verließ und nach Siebenbürgen ging, wo er dann zur Abdankung gezwungen wurde. Die Partei Karls gewann nun im Lande die Oberhand über die bereits hauptlose Gegenpartei.

Im Jahre 1307 wurden auf der Synode zu Udvard besondere Beschlüsse gegen Ofen gefaßt, das (wie dort zu lesen steht) während der letzten neun Jahre dreimal mit dem Kirchenbann belegt gewesen. Die Synode erneuert Interdict und Fluch, wobei die

Ruinen des Klosters auf der Margaretheninsel.

Richter Peterman (Kárász) und Martin Tóth namentlich erwähnt werden. Ludwig und die ihm anhängenden Priester werden mit besonderen Strafen belegt. Und dies ist noch nicht Alles. Jeder Bewohner des Landes erhält die Befugniß, die Person der Ofner Priester und Bürger gefangen zu nehmen und ihr Hab und Gut sich anzueignen. Wer eine solche Handlung begeht, ist sogar eines vierzigtägigen Ablasses theilhaftig.

Die Beschlüsse der Synode konnten noch nicht einmal zur Kenntniß der Ofner gelangt sein, als Ofen der Partei Karls in die Hände fiel. In der Nacht zum 1. Juni 1307 erschien Ladislaus Werner, aus dem Prager Gefängniß befreit, mit den Soldaten Johann Csáks vor dem Judenthor (jetzt Stuhlweißenburger Thor) und wurde durch die

heimlich einverstandene Thorwache eingelassen. Kárász fand kaum Zeit genug, sich zu retten, Martin Tóth aber und der Geschworene Herman wurden gefangen und an Roßschweife gebunden zu Tode geschleift. Ihre Leichname wurden, als die von Ketzern, verbrannt. Ludwig und seine Priestergenossen starben im Kerker.

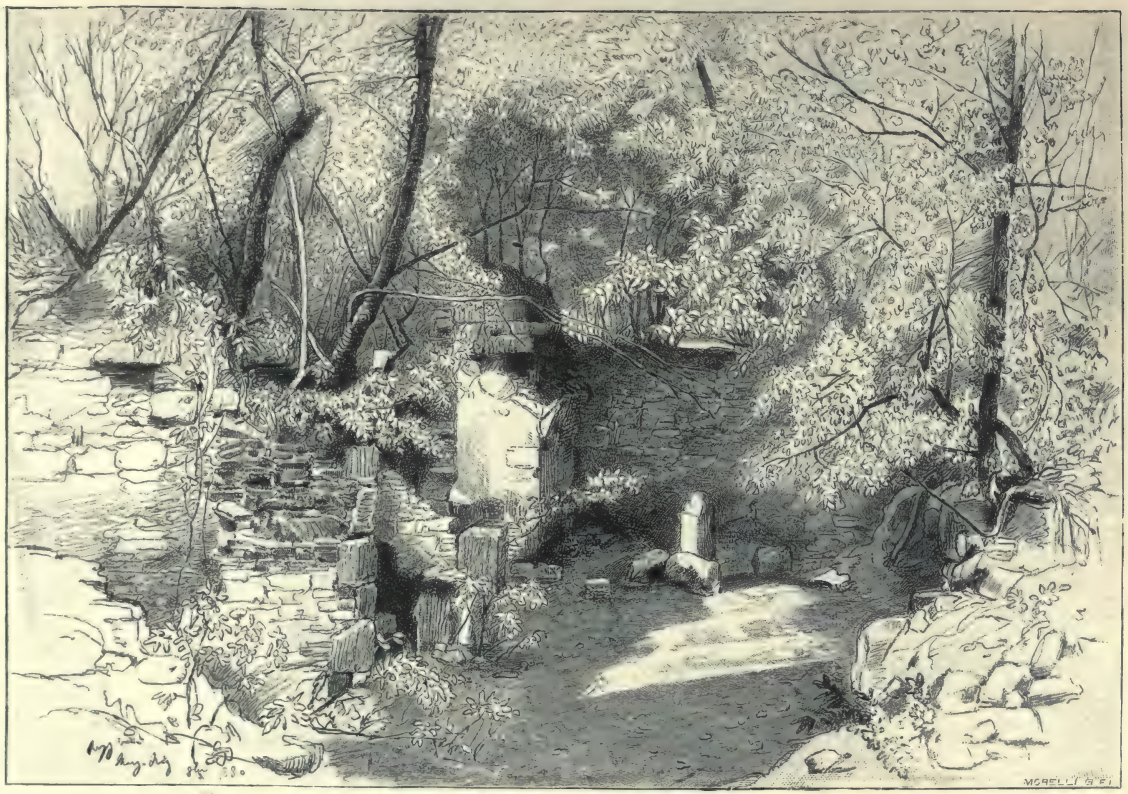
Hätten die Ofner in förmlicher Gemeindeversammlung ihre Übergabe erklärt, so wäre Karl der Bürgerschaft gegenüber wohl zu weitgehenden Concessionen bereit gewesen. Nach sechsjähriger trotziger Feindseligkeit aber und bei der geschilderten Art der Niederwerfung konnten sie nur im Wege besonderer Gnade etwas erwarten. Alsbald hielt der König in Begleitung zahlreicher Prälaten und Magnaten seinen Einzug in Ofen.

Das Emporblühen der drei Städte (1311 bis 1490).

Karl Robert residirte nicht gern in Ofen. Von 1314 bis an seinen Tod kommt es als Datumsort von königlichen Briefen nur selten vor. Um das genannte Jahr scheint Temesvár Königssitz zu sein. Um 1320 läßt sich der König nicht in Ofen, sondern in Visegrád einen glänzenden und großartigen Palast erbauen und verleiht nicht Pest, sondern Nagy-Maros werthvolle städtische Privilegien, die denen der Burg Ofen gleich sind. Bis an sein Lebensende, Juli 1342, wohnt der König in Visegrád. In Ofen wird seine Macht durch den von ihm ernannten Rector, das heißt Burghauptmann ausgeübt. Dort, an der Stelle des heutigen Königsschlosses, ließ er einen gewaltigen Bau ausführen, der nach einem seiner Söhne „Stefansburg" hieß und noch im Jahre 1541 bestand. Als Rector fungirte von 1318 bis 1337 Johann, ein tapferer Magnat von der Partei Karls. Neben ihm beginnt nun auch der Judex, das heißt erwählte Stadtrichter zu erscheinen.

Um 1320 finden wir in Ofen ein Münzhaus. Der König wandte den Finanzen ein besonderes Augenmerk zu; er war es, der die ersten ungarischen Goldgulden („forint", von fiorin d'oro) prägen ließ, mit der Lilie auf der einen Seite, während die andere das Bild des heiligen Ladislaus als Schutzheiligen Ungarns mit dem Kriegsbeil in der Hand zeigte. Der ungarische Goldgulden entsprach damals völlig dem florentinischen Muster. Auch das Gewichtmaß — die Ofner Mark, das ist ein halbes Pfund — war das florentinische. Vier Goldgulden waren eine Mark Silber werth.

Nachdem König Ludwig der Große 1342 den Thron bestiegen, wohnte er die ersten vier Jahre in Visegrád. Dann ist mehrere Jahre hindurch Ofen sein ebenso ständiger Aufenthaltsort. Noch im Jahre 1352 nennt er es „unseres Hofes gewöhnlichen Sitz". Von 1355 angefangen ist der König häufig daselbst, weilt aber dennoch weit mehr zu Visegrád. Ehe er im Jahre 1347 zum Kriegszug nach Neapel aufbrach, stellte er für Ofen, das vermuthlich zur Bestreitung der großen Kosten beigetragen hatte, eine schöne Privilegienurkunde aus, worin der Stadt die freie Wahl ihrer höheren und niederen Beamten



Ruinen des Klosters auf der Margaretheninsel.

gewährleistet wird und der König sich oder seinem Stellvertreter nur die Bestätigung vorbehält. Seit 1347 kommt auch in den auf Ofen bezüglichen Denkmälern das Wort „Rector" nie mehr vor. Lateinisch heißt der höchste Würdenträger immer „judex", die Rathsgenossen aber „jurati", das heißt geschworene Bürger.

Die andere bedeutende Errungenschaft Ofens ist, daß es sich von Ludwig dem Großen das heutzutage unerhörte, im Mittelalter jedoch gebräuchliche Stapelrecht erwirkt. Dieses Handelsmonopol wog für Ofen das Kremnitzer Bergwerk auf. Es beherrschte dadurch den ganzen Waarenverkehr von Böhmen, Österreich, Italien, dann von Polen und selbst über Kronstadt vom Schwarzen Meere her. Denn die fremden Waaren durften nur hier ausgepackt und verkauft werden, und zwar im Großen an die Ofner Kaufleute. So geschah es denn, daß die Breslauer Kaufleute den Pfeffer, den die Genuesen von Constantinopel her über das Schwarze Meer einführten, von den Ofnern kaufen mußten.

Alt-Ofen war Königinnensitz, die Residenz der Königin-Mutter, die dort das Kloster der Clarisserinnen bereicherte. Der König aber erhob 1355 Alt-Ofen zur königlichen Stadt und entband dessen Bürger von der Vormundschaft des Kapitels. Oder vielmehr, er theilte die Stadt in zwei Theile, deren einer, wie in Stuhlweißenburg, dem Kapitel verblieb, während der andere königliche Freistadt wurde.

Auf Ludwig den Großen folgten verwirrte Zeiten. Auch Ofen hatte sein Theil an den Zwistigkeiten zu tragen, konnte aber freilich bei dem Zusammenstoße der herrschenden Mächte kaum eine andere als passive Rolle spielen. So im Jahre 1386, als sich der Tochter Ludwig des Großen, der regierenden Königin Maria gegenüber Karl von Durazzo, sonst Karl der Kleine genannt, ehedem Ludwigs trefflicher Feldherr und Verwandter, krönen ließ. Die Ofner ließen den Prätendenten in ihre Stadt ein. Als aber das bekannte Mordattentat gegen Karl erfolgte, wobei auf Garas Wink Forgács den meuchlerischen Todesstreich gegen den neuen König richtete, da hatte auch Ofen an der Wucht dieses Streiches zu tragen. Garas Leute metzelten die italienisch-kroatische Begleitung Karls von Durazzo in der Ofner Veste nieder. Sie verschonten überhaupt keinen, den sie für einen Parteigänger Karls hielten, und gaben namentlich den in der Festung wohnenden Italienern keinen Pardon. Es wohnten damals viele italienische Geldmäkler und Kaufleute in Ofen, wo sogar eine Gasse die „italienische" hieß. Diese wurde vom Pöbel geplündert. Es war dies ein harter Schlag für den Wohlstand und guten Ruf der Stadt.

König Sigismund (1387 bis 1437) weilte zwar nicht viel in Ungarn, wußte aber doch die Freiheiten der Stadt zu beschränken. Zuweilen gebot der Palatin oder Vicepalatin im Namen des Königs oder in Abwesenheit derselben der Burghauptmann des königlichen Schlosses. Um 1401 bekleidete ein gewisser Czuber (Zuber) dieses Amt und es scheint,

Herrengasse 18.

Landhausgasse 26.

Spitzbogen-Bautheile in Ofen vom Anfang des XV. Jahrhunderts.

daß ihm zum Trotze die Einwohner im Jahre 1401 ein demokratisches Regiment einführten. Sie setzten den Richter und die Geschworenen, die sich zum König und zu Czuber bekannten, ab und an ihre Stelle die Herrschaft der Zünfte. Statt der 12 Geschworenen wählten sie 36. Vermuthlich löften sich diese, wie in Florenz, monatweise ab. Im Jahre 1403 jedoch wird die alte städtische Verfassung durch Sigismund wieder hergestellt. — König Sigismund schätzte die Städte hoch und man darf es wohl als kühne Neuerung von seiner Seite bezeichnen, daß 1405 auf dem gewöhnlichen Reichstage, an dem sich außer den Prälaten und Magnaten auch die dem niederen Adel angehörigen Abgesandten der Comitate und die bürgerlichen Sendboten der Städte betheiligten, in Angelegenheiten der Städte entschieden wurde. Dies war eine Ausnahme, ja etwas Unerhörtes für die mittelalterliche Gesetzgebung Ungarns. Die wichtigeren Beschlüsse dieses Reichstags mit Bezug auf Ofen und Pest waren die folgenden: 1. Das

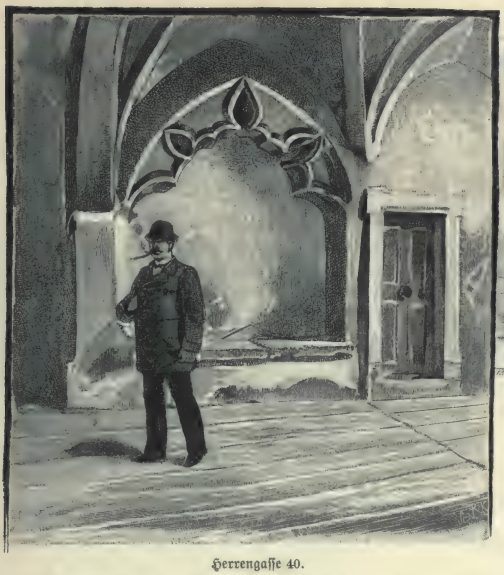
Gesetz erklärt es für nothwendig, diese Städte mit starken Mauern zu umgeben. Daß dies versäumt wurde, hat hauptsächlich die Verheerungen der Petschenegen, Mongolen und neuerdings der Türken im Lande verursacht. 2. Das Ofner Stapelrecht erstreckt sich fortan nur auf die ausländischen Kaufleute. 3. Das Ofner Gewichtsmaß (Mark) ist für das ganze Land amtlich anerkannt.

Das Ofner Münzhaus bewahrte auch unter Sigismund seinen guten Ruf. Das ungarische Goldstück war nach Gewicht und Reinheit in Mitteleuropa mustergiltig. Doch blieb das Münzhaus eine ausschließlich königliche, von der bürgerlichen Stadt nach ihrer Beamtenschaft und dem ganzen Personal gesonderte Anstalt. Der König verfügte über sie so frei und unabhängig nicht nur von der Stadt, sondern auch von der Gesetzgebung, daß er sie im Jahre 1402 in Wien für 8.000 Gulden (heute etwa 160.000 Gulden Papier nach der Kaufkraft in Ungarn) verpfändete.

Die häufigen Geldklemmen des Königs wußte sich diese und jene Stadt geschickt zu Nutze zu machen. Um 1410 brauchte Sigismund 1.000 Gulden. Er verlangt sie von den Ofnern, die sie ihm verweigern. Da bietet sie Pest freiwillig an. Zum Entgelt dafür wurde decretirt, daß hinfort Pest nicht mehr von der Burg Ofen seinen Richter nebst Geschworenen erhalten, sondern die Bürgerschaft alljährlich den Richter und außerdem sechs (nur sechs) Geschworene wählen solle. Von den als jährliche Steuer an den König abgelieferten 4.000 Gulden zahlte Ofen auch später zwei Drittel und Pest ein Drittel.

Unter Sigismund wurde das Ofner Königsschloß verschönert und auch sein Ruhm stieg. Der König ließ französische Baumeister kommen, die dem alten, gar nicht ausgedehnten Schlosse einen Neubau anfügten; dieser hieß bis zur Schlacht bei Mohács „frischer Palast" (Fris-palota). Ofen war damals Residenz des deutschen Kaisers und sah in den seltenen Fällen, wenn derselbe hier weilte, viele hochgestellte Fremde.

Die bürgerliche Stadt selbst schien geeignet, um ein großes allgemeines Concil zu beherbergen. Die langwierige Kirchenversammlung, welche 1431 in Basel begann, will Sigismund 1437 nach Ofen, an seinen eigenen Wohnsitz verlegen. Der Plan wurde, wenn nicht durch Anderes, durch den in diesem Jahre erfolgten Tod des Kaiser-Königs vereitelt. Nach Sigismunds Tode brachen Wirren in der Stadt aus. Nationale Eifersüchteleien waren ihre Ursache. Unter den Ofner Deutschen und Magyaren, die ungefähr zu gleichen Hälften die Bevölkerung der Festung bildeten, konnte solcher Zwist nichts Neues sein. Schon 1390 war eine Grenzbegehung zwischen den Gebieten der abgesonderten Pfarren beider Nationalitäten nöthig geworden. Die der Deutschen ist die durch Béla IV. erbaute Domkirche, die der Magyaren die Magdalenenkirche (jetzt Garnisonskirche). Einem französischen Reisenden fällt es um 1433 auf, daß, obwohl die halbe Einwohnerschaft Ofens aus Magyaren besteht, die Beamten doch lauter Deutsche sind. Nach dem unter Sigismund



Herrengasse 40.
Spitzbogen-Bautheile in Ofen vom Anfang des XV. Jahrhunderts.

Herrengasse 34.

verfaßten Ofner Stadtrecht durfte nur derjenige Ofner Richter werden, der bis ins vierte Glied nach aufwärts Deutscher war, und auch von den zwölf Geschworenen konnten nur zwei Magyaren sein. Dieser für die Hauptstadt Ungarns himmelschreienden Ungerechtigkeit wäre wohl auch durch klugen Rathschlag abzuhelfen gewesen. Aber das Interesse läßt sich nun einmal selten durch Worte überzeugen. Wie die Weltgeschichte beweist, werden die wichtigen Fragen auf Erden durch die Faust entschieden.

Die verhaltene Unzufriedenheit der Magyaren wurde durch ein zufälliges Ereigniß zum Ausbruch gebracht. Anfangs 1439 hatte Ungarn gerade einen deutschen König, Albrecht von Österreich. Große bewaffnete Haufen sammelten sich in Ofen und Pest. Der König hielt Reichstag und sammelte dort ein Heer gegen die Türken. Da geschah es, daß ein angesehener magyarischer Bürger Ofens, der Goldschmied (aurifaber, magyarisch: ötvös) Johann Ötvös verschwand; erst nach acht Tagen fand man seinen, von der Donau ausgeworfenen Leichnam. In den Massen verbreitete sich nun das Gerücht, die Ofner Deutschen hätten den braven Mann heimlich, aus nationalem Haß aus dem Wege geräumt. Es fehlte sogar an Zeit, um die Wahrheit gewissenhaft zu ermitteln, da die Nachricht nicht sowohl bei der magyarischen Bürgerschaft Ofens, als bei den hier zusammengeströmten Bewaffneten Glauben fand. Die Häuser der deutschen Bürger wurden erstürmt. Erst nach argen Verwüstungen und zum Theil auch Blutvergießen vermochten die leitenden Männer der Magyaren mit vieler Mühe die empörte Menge zu beschwichtigen, welche Gerechtigkeit

zu üben gewähnt hatte. Dieser Aufruhr hatte zur Folge, daß hinfort Magyaren und Deutsche in der Befähigung für das Richteramt gleichgeachtet wurden. Von da an wählte man in dem einen Jahre einen Deutschen, in dem folgenden einen Magyaren zum Richter, aber jedes Jahr sechs deutsche und sechs magyarische Geschworene.

Im Jahre 1440 wurde der neugeborne Sohn Albrechts, Ladislaus, zu Stuhlweißenburg unter Theilnahme vieler Ofner Bürger zum König gekrönt. Doch gelang es dem Polen Wladislav, sich Ofens durch Überrumpelung zu bemächtigen. So wurde auch jetzt nicht derjenige König, der die Krone besaß, sondern derjenige, dem die Veste Ofen gehörte. Der Gubernator Johannes Hunyadi (1446 bis 1453) hatte nebst allen Festungen des Landes auch Ofen inne, das er dann dem großjährig gewordenen Ladislaus übergab. Sowohl der König, als auch der Gubernator ernannten jeder einen besonderen Burghauptmann für das königliche Schloß und dessen Besatzung. Die bürgerliche Stadt gerieth immer mehr in Abhängigkeit von den Machthabern.

Das Jahr 1456 war wegen der Niederlage Mohammeds bei Belgrad ein rühmliches für Hunyadi und die ungarische Nation, nicht aber für die Bewohner Ofens. Der junge König Ladislaus V., der die Regierung im Jahre 1453 von Hunyadi übernommen hatte, begab sich nicht auf den Kriegsschauplatz, sondern blieb mit seinem obersten Rathe, dem Grafen von Cilli, in Ofen. Im Juli 1456 erschienen die Türken unter den Mauern Belgrads, der König aber und der Graf von Cilli gingen schon gegen Ende Juni ohne Aufsehen nach Wien. Die Gründe dieser Abreise waren das allgemeine Elend und verschiedene Seuchen, die in jenem Jahre herrschten; das Publicum jedoch glaubte, es geschehe aus Furcht, daß der Sultan geradenwegs gegen Ofen anrücken möchte. Viele Magnaten, die sich in Ofen befanden, folgten dem bösen Beispiel, ja es zerstreute sich sogar die ohne Weisungen zurückgebliebene Besatzung der Königsburg. So groß wurde die Angst der Bürgerschaft, und bei dem ansteckenden Fieber der Flucht blieben selbst die Thore viele Tage lang unbewacht.

Desto größer war der freudige Triumph nach dem glänzenden Belgrader Siege Hunyadis; er wurde freilich alsbald durch große Unglücksfälle gestört: durch den Tod Johannes Hunyadis und Capistrans, sowie durch Elend infolge von Mißwachs und durch eine das Land verheerende Seuche, die auch in Ofen und Pest wüthete. Dazu kamen noch die Parteizwistigkeiten und am 16. März 1457 die Hinrichtung Ladislaus Hunyadis auf dem heutigen Sanct Georgsplatze zwischen der Königsburg und der bürgerlichen Festung, bei welcher Gelegenheit die Ofner Civilbehörde gezwungen war, die erniedrigende Rolle des Executors zu spielen. Die Execution wurde beschleunigt, damit nicht etwa das gegen Abend in die Stadt heimkehrende Hauervolk der Weinberge sich empöre und sie verhindere. Das nach ungesetzlichen Formen gefällte und vollführte Urtheil gegen den Sohn

Das Hunyadi-Wappen von 1470 am Thurme der Matthias-kirche in der Ofner Festung.

des ruhmreichen „Wojwoden Johann", des größten Helden der damaligen Christenheit, erregte überhaupt tiefe Entrüstung.

Aber der Tod Ladislaus' rächte sich an seinen Urhebern. Er wurde einer der Hauptgründe, daß man ein Jahr später den minderjährigen Bruder des Opfers, den in Böhmen gleichsam gefangen gehaltenen Matthias zum König wählte. Der junge Ladislaus V. war nämlich am 23. November 1457 ohne Nachkommen gestorben und es wurde zur Königswahl eine Versammlung für den 1. Januar 1458 nach dem gewohnten Orte, Ofen und Pest, ausgeschrieben. Die Magnaten mit dem Palatin Gara versammelten sich in Ofen, die Massen des niederen Adels in Pest und auf dem Rákosfelde. Führer der Letzteren war Michael Szilágyi, älterer Bruder der Witwe Johann Hunyadis, also Matthias' Oheim. Da das Haus Hunyadi beinahe alle Festungen und Einkünfte des Landes in Händen hatte, kam der alte Szilágyi mit 20.000 Bewaffneten nach Pest. Seine Partei, oder vielmehr sein Heer wuchs auf 40.000, als der niedere Adel trotz des sehr strengen Winters zuzuströmen begann. Wie konnte man eine solche Menge unterbringen? Ohne Zweifel waren die bewaffneten und zumeist berittenen Edelleute nicht nur in Pest, sondern auch in den sechs bis sieben Nachbardörfern einquartiert, von denen jetzt keine Spur mehr vorhanden ist, namentlich in den Häusern von Uj-Bécs (Neu-Wien), Jenö, Süly und Erzsébetfalva.

Während des zur Königswahl versammelten Reichstags von 1458 trennte der starke Eisgang der Donau lange Zeit den Verkehr zwischen den in Ofen rathschlagenden

Magnaten und dem in Pest versammelten Kleinadel. Mittlerweile wurde durch letzteren einstimmig Matthias, der siebzehnjährige Sohn des großen „Wojwoden" Johann Hunyadi, zum König von Ungarn ausgerufen. Als dann der Eisstoß der Donau sich gestellt hatte und es am 24. Januar auch den Magnaten in Ofen ermöglichte, nach Pest hinüberzureiten, konnten sie angesichts der dortigen ungeheuren Mehrheit, auch wenn dies ihre Absicht gewesen wäre, nichts mehr gegen die Ausrufung Matthias' zum König beginnen, und zwar umsoweniger, als die Partei des Palatins Gara nicht in der Lage war, auf Grund des Erblichkeitsprincips einen geeigneten Gegencandidaten vorzuschlagen. Die größtentheils magyarische Einwohnerschaft Pests, selbst die Kinder mitinbegriffen, nahm begeisterten Antheil an den Kundgebungen zu Gunsten der Wahl Matthias'.

Der junge König kam drei Wochen nach seiner Wahl am 15. Februar über die noch immer zugefrorene Donau, vermuthlich von Gran her, am Judenthor an. Als er am Rathhause vorbeikam, ließ er, um sein Begnadigungsrecht anzutreten, die dort Eingekerkerten in Freiheit setzen. Von dort begab er sich zum Thore des königlichen Schlosses, wo er in Gegenwart der Stände den Eid auf die Gesetze des Landes ablegte. Dann erst öffnete sich ihm die Pforte des Palastes.

Es ist wiederum ein hervorragender Beleg für die große Wichtigkeit Ofens, daß Matthias, obgleich er nicht gekrönt werden konnte — die ungarische Krone befand sich damals in den Händen Kaiser Friedrichs zu Wien — dennoch die königliche Gewalt auszuüben vermochte. Den Thron in Ofen innezuhaben galt beinahe für bedeutsamer als die Krönung in Stuhlweißenburg. Abgesehen davon, daß Ofen eine starke Festung war, hatte schon die Überlieferung es zum Sitz der königlichen Macht geweiht. Glänzend belohnte Matthias die bei seiner Krönung an den Tag gelegte Begeisterung Pests und die Anhänglichkeit Ofens.

Unter seiner Regierung erstanden jene Mauern Pests, welche die heutige innere Stadt umschlossen. Im Jahre 1471 ist Pest eine geschlossene Stadt. Es besaß auch ausgedehnte Vorstädte, gewiß längs der wichtigsten Verkehrslinien in der Richtung auf Waitzen, Kerepes, Szolnok und Szegedin. Gleichzeitig wurde Pest den anderen königlichen Städten gleichgestellt; am Landes-Tavernicalgericht folgt es im Range gleich nach Ofen. In einer Urkunde von 1479 hat es nicht mehr sechs Geschworene, wie unter König Sigismund, sondern zwölf. Ihre Namen sind magyarische. Unter den Einwohnern gab es allerdings auch zahlreiche Deutsche und in den verschiedenen Handwerken bildeten sich getrennte deutsche und ungarische Innungen. Die Hauptgeschäfte der Einwohner waren Schiffahrt, Frachtfuhrwesen und Productenhandel. Den geringeren Ofner Wein überließen sie den Ofnern, während sie die damaligen feinsten Ungarweine: den Syrmier, Somogyer, Baranyaer tranken, zu deren Ankauf auch die polnischen und böhmischen Händler nach

Pest kamen. Seit längerer Zeit war Pest auch eines der königlichen Hauptsalzlager. Seine Pferdemärkte werden durch einen ausländischen Reisenden schon zu Sigismunds Zeit großartig genannt. Die Pferde jedes Landestheils, selbst des Székler landes, wurden hier im Großen, stallweise verkauft und gekauft. Ochsen wurden selbst aus der Szilágyság hierher getrieben. Überhaupt wird, wie auch in neuerer Zeit, der Productenhandel das hauptsächliche Lebenselement Pests gewesen sein.

Steinskulptur vom Palast des Königs Matthias.

Daß König Matthias in Pest, mit Ausnahme der Stadtmauer, etwas gebaut hätte, ist durch keine sicheren Daten bezeugt. Gewiß ist nur, daß er außerhalb der Stadt, in der Gegend des heutigen Stadtwäldchens, einen königlichen Garten besaß. Was Matthias für Ofen gethan, insbesondere um den Glanz des Königsschlosses zu steigern, davon ist wohl auch keine Beschreibung vorhanden, die ohne Übertreibung ein vollständiges und klares Bild vermitteln könnte, doch genügen die schriftlichen Denkmäler, um zu beweisen, daß Matthias nicht nur in der Staats- und Heeresorganisation, sondern auch in Kunst und Wissenschaft, in Denkart, Geschmack und Sitte nicht mehr dem Mittelalter angehörte,

sondern ein Mann der Neuzeit war. Kannte man auch in Ungarn schon unter den Árpáden, besonders aber seit den Anjou und Sigismund den westeuropäischen und namentlich italienischen Geschmack, so hatte doch König Matthias in Prag, wo er mit jugendlicher Begeisterung gesehen, was dort hundert Jahre vorher Kaiser Karl von Luxemburg geschaffen, bei seiner großen Empfänglichkeit für Cultur starke Anregungen erhalten. Seiner italienischen Gemalin Beatrix folgte so mancher humanistisch hochgebildete Gelehrte und Künstler nach Ofen. Der König erweiterte das Schloß gegen die Donau hin durch einen neuen, nördlichen Flügel, er legte Parks an, errichtete Bildsäulen und ließ seine Gemächer mit Gemälden schmücken, aber er sammelte im Königsschlosse auch eine Bibliothek, die für jene Zeit eine großartige war. Er schlug alle Mühe und Kosten gering an, wenn nur das Ofner Königsschloß einem Museum, der Hof dann und wann einer gelehrten Akademie glich.

Ohne Zweifel waren nicht alle Merkwürdigkeiten und Zierden der Burg das Werk von Matthias und Beatrix. Es mag dort manches interessante Kunstwerk aus der Zeit Ludwig des Großen und es wird jedenfalls Einiges aus Sigismunds Zeit vorhanden gewesen sein, dessen Tod nur zwanzig Jahre vor die Thronbesteigung Matthias fällt. Ja, es ist in dieser Hinsicht wohl auch die Regierung Johannes Hunyadis nicht unfruchtbar gewesen.

Bonfins Beschreibung der königlichen Residenz erinnert uns, trotz all ihrer Übertreibung und Verworrenheit, an die erneuerten großen Säle des Schlosses Hohensalzburg. Auch dort sind, wie unter Matthias in Ofen, alle Thür- und Fensterstöcke aus rothem Marmor gemacht und in der Mitte stehen stämmige Säulen wie im Speisesaale Matthias'. Die blauen Saaldecken scheinen auch dort den Himmel und die dicht darüber hingestreuten vergoldeten Halbkugeln die Sterne nachzuahmen. Den Glanz des Königsschlosses von Matthias verkündeten Zeitgenossen und Nachkömmlinge nicht nur in Wort und Schrift, sondern auch im Druck.

Die Veste Ofen, ja auch ihre Unterstadt begann im Ganzen und Großen einem modernen Fürstensitz zu gleichen. Die häufigen Reichstage sowohl, als auch die Pracht des Königshofes veranlassen bei dem verhältnißmäßig langen inneren Frieden immer mehr Magnaten und Prälaten, sich in Ofen einen Palast oder ein Haus zu bauen. In der wenig ausgedehnten Festung wurde allerdings das bürgerliche Element durch diese Bauthätigkeit enger zusammengedrängt, aber der Bürger liebt den Hof und den mit Geld nicht knausernden Adel.

Die bürgerliche Stadt begann der König mit neuen Mauern zu befestigen, wie aus einer um 1470 verfertigten Zeichnung hervorgeht. Überdies erbaute er den einen Thurm der Ofner Domkirche, an dem bis in die neueste Zeit sein Wappen mit dem Raben zu

sehen war. Um 1478 aber errichtete er in der Festung eine neue Universität, nachdem die aus der Zeit Sigismunds stammende in Alt-Ofen eingegangen war. Seine Mutter, Elisabeth Szilágyi, wohnte, so lange sie lebte, ständig im Alt-Ofner Schlosse. Dort stellt auch der Probst des Capitels, Ladislaus Geréb, ein Neffe Elisabeths, die erste ungarische Buchdruckerei auf. Von 1483 an ist Alt-Ofen Besitzthum der Königin Beatrix.

Es mochte den Ofnern wohl mißfallen, daß der König seit 1485 mehr in Österreich lebte. So verbrachte er das ganze Jahr 1488 in Wien. 1489 war er in Ofen, ließ sich jedoch im Februar 1490, obgleich erkrankt, nach Wien bringen. Dort starb der große König am 6. April; seine Leiche ging Tags darauf zu Schiffe nach Ofen ab und wurde am 25. jenes Monats zu Stuhlweißenburg begraben.

Ofen und Pest 1490 bis 1541.

1490. Es folgte die große Frage der Königswahl. Das Ofner Königsschloß mit allen seinen Schätzen befand sich, sowie sämmtliche andere Festungen des Landes in den Händen des Johannes Corvinus, natürlichen Sohnes von Matthias. Die königliche Witwe Beatrix, eine entschiedene Gegnerin der Thronbesteigung Corvins, übersiedelt aus dem Königsschlosse in die bürgerliche Stadt, und zwar in das Haus des Bischofs von Erlau, der damals zugleich Palatinal-Statthalter war. Urban Dóczy hatte, wie es scheint, gleich den übrigen Bischöfen von Erlau, nicht nur ein gewöhnliches Haus in Ofen, sondern er hielt auch einen Hofstaat mit vielen Bewaffneten. Der Erlauer Bischof mit seinen 2.500 frisch angekommenen Mannen war eine „Macht" in der Bürgerstadt. Dóczy gehörte zur Partei des Böhmenkönigs Wladislav. Beatrix, oder vielmehr der Bischof begann von der Bürgerstadt aus Kanonen gegen das in Corvins Händen verbliebene Königsschloß zu richten. Dieses war augenscheinlich nicht zu halten, wenn der Feind die Bürgerstadt innehatte. Corvin verließ also die königliche Residenz, welche in der Hut des Burghauptmanns Blasius Ráskay verblieb.

Am 9. August 1490 kam Wladislav in Ofen an. Am 19. September wurde er in Stuhlweißenburg mit großartigem Pomp gekrönt. Fast sämmtliche Magnaten Böhmens und Ungarns waren dort versammelt. Farbige Seide, Sammt, Hermelin, glänzende Stahlharnische, reich mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt, blendeten das Auge. Zuletzt ritten die Ofner Bürger in bescheidenerem Aufzug. Es ziemte nicht und wäre Thorheit gewesen, bei der Einfachheit bürgerlicher Sitten prunken zu wollen. Während der Krönungsceremonien paradirten sie auch jetzt in Gemeinschaft mit den Bürgern von Stuhlweißenburg an der Kirchenpforte.

Ofen und Pest hatten wenig Grund, über Wladislav II. zu klagen. Obgleich er auch die böhmische Krone trug, verbrachte er doch die meiste Zeit in Ofen. Er und sein

Nachfolger Ludwig hielten förmlich Hof in der Ofner Burg. Wenn auch sie selbst nicht reich an Schätzen waren, führten doch die größten Bannerherren und Prälaten glänzende Häuser in der Stadt. Besonders waren es die häufigen Reichstage, welche alle irgend in Betracht kommenden Herren im Lande hier zusammenführten. Diese Versammlungen werden schon unter Matthias regelmäßig, und zwar meistens in Ofen abgehalten. Von 1459 bis 1490, dem Todesjahr des großen Königs, zählt man zwanzig Reichstage, fünfzehn davon fanden in Ofen statt. In den sechsunddreißig Jahren von 1490 bis 1526 hielten Wladislav II. und Ludwig II. in Ofen und Pest vierundzwanzig Reichstage; die wenigen ausnahmsweise anderwärts abgehaltenen übergehen wir. Von den vierundzwanzig haben zwölf in Ofen und ebensoviele in Pest stattgefunden. Die letzteren dürfen wir, auch wenn das Rákosfeld nicht genannt ist, allesammt als dort abgehaltene Massenversammlungen, nicht als repräsentative betrachten. In Reichstagszeiten quartirte sich die ganze Prälaten- und Magnatenclasse in Ofen ein, das der Hauptmarkt der „Luxusartikel", der ständige Wohnsitz italienischer, deutscher und jüdischer Bankiers, das „schätzereiche Ofen" war.

Für Pest, wo innerhalb und außerhalb der niedere Adel lagerte, bedeutete jede Versammlung auf dem Rákos einen so großartigen Jahrmarkt, wie sich deren wenige europäische Städte rühmen konnten. Nach Nikolaus Oláh war Pest damals im Stande, eine Menschenmenge von 80.000 Köpfen mit allem Nothwendigen reichlich zu versehen, und diese außerordentliche Gelegenheit zum Verdienste kam ohne Zweifel auch den Vorstädten und Nachbardörfern zu Gute. Pest konnte sich, im Gegensatz zu Ofen, schrankenlos ausdehnen.

In der Festung zu Ofen hatten die Reichstage und der Residenzcharakter auch ihre Schattenseite. Die meisten Prälaten und Bannerherren, sowie viele hochadelige Familien, die in der Festung Häuser erworben hatten, waren zwar dort als reiche Käufer und Consumenten gern gesehene Gäste, verdrängten jedoch das bürgerliche Element immer mehr und vermehrten dagegen die Zahl derjenigen, die von der Tragung der städtischen Lasten befreit waren. Die Festung begann einen aristokratischen Charakter anzunehmen und es stieg sogar manche Ofner Bürgerfamilie zu den Aristokraten empor.

In dem bei Wladislavs Krönung entbrannten Streite spielte die Veste Ofen wohl eine Rolle, doch war ihr Repräsentant nicht der Stadtrichter, sondern der Erlauer Bischof. Im Spätherbst des nämlichen Jahres 1490, als Maximilian mit seinem deutschen Heere Stuhlweißenburg besetzte und es sehr wahrscheinlich war, daß er sich sogleich gegen Ofen wenden würde, ist es nicht die Bürgerschaft, die die Festung in Vertheidigungsstand setzt, sondern Stefan Báthory, der Wojwode von Siebenbürgen, mit Hilfe von Arbeitern, die von den Dörfern hereingetrieben wurden.

1514. Der Graner Erzbischof und päpstliche Legat Thomas Bakocs verkündigte am ersten Ostertage 1514 in der Kirche des königlichen Schlosses einen Kreuzzug gegen die Türken und weihte ebendaselbst Georg Dózsa zum Oberfeldherrn des Kreuzheeres. Auch große Processionen ordnete er zu dieser Zeit von Alt-Ofen zur Festung und in Pest an, aber trotzdem ließen nur verhältnißmäßig wenige Bürger das Kreuz an ihre Kleider nähen. Aus der Provinz jedoch strömten namentlich Bauern massenhaft auf dem Rákosfelde zusammen und es heißt, daß die unbezahlte und sich selbst verköstigende Menge bis auf 40.000 Köpfe anwuchs. Schon im Mai war sie nicht mehr zu zügeln und begann dann die Häuser der Adeligen in den Vorstädten auszurauben und die Wagen der reisenden Kaufleute zu plündern.

Nachdem im Mai 1514 der größere Theil des Dózsa'schen Heeres abgezogen war, blieb auf dem Pester Felde gegen Szentfalva hin (an der Straße nach Üllö oder Sorokfár) ganz in der Nähe der Vorstadt ein Bauernheer von 3.000 Köpfen zurück, das sich mit einer Wagenburg umgab. Es stand unter dem Befehl des Pester Bürgers Ambros Szálerész. Der königliche Burghauptmann Johann Bornemissza und Paul Tomory beschlossen, diese Schar zu sprengen. Die Besatzung des Ofner Königsschlosses lieferte das Fußvolk, die Ofner und Pester Herren nebst zahlreichem aus der Provinz hierher geflüchteten Adel die Reiterei, endlich die Ofner und Pester Wälle die Kanonen. Bornemissza setzte sich mit dem Fußvolk und den Kanonen zwischen den Häusern der Vorstadt fest, (was beweist, daß das Lager des Bauernheeres sich in der Nähe der Stadt befand), Tomory war mit der Reiterei zum offenen Angriff hinausbeordert. Ehe aber dieser erfolgte, wurden die Aufständischen aufgefordert, die Waffen niederzulegen. Szálerész selbst und ein Theil des Heeres nahmen die Amnestie an, ein Beweis, daß sie nicht auf Leben und Tod Dózsas Anhänger waren. Die Übrigen wurden gänzlich zersprengt.

Als nach der Niederwerfung dieses Aufstandes der Adel sich im October zum Reichstag versammelte, zeigte er sich begreiflicher Weise ergrimmt über das Kreuzheer. Und eben diesem Grimme ist es zuzuschreiben, daß auf diesem Reichstage die Gewalt der Grundherren über ihre Hörigen noch über das frühere Maß hinaus gesteigert wurde. Eine Abordnung hatte die formulirten Gesetzartikel in großem Triumphzuge zum König von Pest nach Ofen hinüberzubringen. Die Fähre füllte sich auch mit anderen Mitgliedern des Reichstages. Doch war der Nebel so dicht, daß man von der Mitte der Donau weder das Pester Ufer, noch den Blocksberg sah und ebensowenig wußte, wo aufwärts und wo abwärts war. Einige große Herren aus dem Reichstage begannen nun mit den flachen Klingen auf die Fährleute loszuschlagen und gaben ihnen die Richtung an. Da stieß die Fähre an eine der Donaumühlen, schlug um und die Mehrzahl der

Insassen ging unter sammt den 71 Gesetzartikeln, darunter auch jenem, der die Hörigen zu ewiger Knechtschaft verurtheilte.

Selbstverständlich waren aber außer dem verlorenen Exemplar der Gesetzartikel noch mehrere Abschriften vorhanden, deren eine dann durch den König sanctionirt wurde. Der dritte Paragraph darin zählt die eigenen Einkünfte des Königs auf, wobei Ofen und Pest unter den übrigen steuerzahlenden Städten an erster Stelle stehen. Die Einkünfte der Städte sind in eine Reihe gestellt mit den Einnahmen des Königs aus den Bergwerken, Minen und Dreißigsten. Unter Anderem sind auch Alt-Ofen und Visegrád königlicher Besitz und zu letzterem sind auch die Ros- (jetzt Szent-Endre) und Csepelinsel gezählt.

1516. Wladislav II. starb in Ofen. Sein schon vorher gekrönter, aber erst zehnjähriger Sohn Ludwig II. wurde Herr im Ofner Königsschlosse. Am 24. April versammelte sich der Adel sehr zahlreich und bewaffnet auf dem Rákosfelde, wo auch Szapolyai lagerte. Schon hatten die Ofner begonnen, Pest als Szapolyais Residenz zu verspotten. Großer Zwiespalt herrschte in einer allerdings hochwichtigen Frage, nämlich wie die Regierung zu organisiren sei. Davon hing Ungarns Schicksal in erster Reihe ab. In Pest wünschte man sehr richtig einen Reichsverweser, in Ofen einen vielköpfigen Regierungsrath. Man konnte sich nicht einigen. Die Ofner Herren forderten im Namen des Königs, daß der Adel vom Rákos zur Berathung nach Ofen komme, vorher aber die Waffen niederlege. Der Adel, 3.000 Mann hoch, ging auch wirklich hinüber, legte aber die Waffen nicht nieder, sondern verlangte so in die Festung eingelassen zu werden. Der Burghauptmann Paul Tomory ließ vor ihnen die Zugbrücke aufziehen. Nun machte der Adel einen Angriff auf Thor und Mauern. Der Burghauptmann ließ jedoch einige Kanonen abfeuern und, nachdem die Zugbrücke rasch niedergelassen worden, die Besatzung in Schlachtordnung einen Ausfall machen. Darauf wurde die Flucht allgemein, wobei Viele in den Graben stürzten. Es gab eine Menge Verwundete. Ist es da ein Wunder, daß (wie Verancsics schreibt) auf dem Reichstage „nichts Gutes vollendet" wurde?

1521. Seit der letzten Schlacht Johannes Hunyadis, des größten Helden Ungarns, im Jahre 1456 hatten die türkischen Sultane den ungarischen Boden nicht mit ihren Hauptheeren betreten. Die 65 Jahre bis 1521 genügten, um den Glauben zu erwecken, die Sultane hätten entweder nicht die Absicht oder nicht den Muth, sich von der Donau-Save-Linie nördlich auszudehnen. Es war überraschend, daß Sultan Selim es 1521 wagte, gegen Belgrad und Schabatz, die Schlüssel der Donau und Save, vorzugehen, die er auch, obgleich erst nach heldenmüthiger Gegenwehr, eroberte. Ofen und Pest brachten in diesem Jahre der Vertheidigung Belgrads große Opfer. Sie übernahmen es, dort am Donauufer drei neue Wälle zu erbauen. Überdies stellten Ofen und Pest, ersteres unter dem Commando seines Richters Johann Harbár, je 300 Mann Fußvolk dem Andreas

Báthory zur Verfügung. Hätten diese Einlaß in die Mauern Belgrads gefunden, so wäre dieses Thor des Landes vielleicht noch zu halten gewesen. Aber die Hilfe kam zu spät. Besonders die Leere der königlichen Casse war schuld an Belgrads Fall und dem Verlust von Schabatz an der Save. Die Regierung begann in den Münzhäusern schlechte Silberdenare mit Zwangskurs schlagen zu lassen, was dem Handel nicht wenig schadete.

1522. In diesem Jahre wurden, da noch größere Gefahren als die bisherigen zu befürchten standen, alle herkömmlichen Regeln bei Seite gelassen, nur um den Schatz zu füllen. Früher führten die Städte nur die in ihren Freiheitsbriefen bedungene allgemeine Jahressumme an den König ab, Steuerschlüssel, Auswerfung, Eintreibung, Zwangsvollziehung waren ihre Sache. Im Jahre 1522 aber wird selbst das Rauchgeld auf die einzelnen städtischen Bürger und die Kopfsteuer auf die städtischen Juden von Landeswegen ausgeworfen. Indeß machten die Ofner Bürger bei dem König eine Eingabe dagegen, daß sie nach zwei Seiten: in die Landescasse und an den königlichen Schatz Steuer zahlen sollten, und König Ludwig II. erließ ihnen durch ein Rescript vom 27. August 1522 diese Steuer.

1523. Der Reichstag fordert im 54. Gesetzartikel den König auf, alle Anhänger und Förderer der Lehre Luthers mit Verlust von Kopf und Gut zu bestrafen. Dieselbe weltliche Gesetzgebung erneuert, ja verschärft diesen Beschluß später, 1524 und 1525.

Eine der uneingestandenen Tendenzen des Gesetzes, ja die rein weltliche Haupttendenz desselben war, einen schweren Streich gegen den königlichen Hof zu führen. Am Hofe war Markgraf Georg von Brandenburg einer der Erzieher und Vormünder des Königs. Er beschützte die Anhänger Luthers. Im Jahre 1521 ist der König erst 17 Jahre alt. Da bringt man ihm als Gemalin die fünfzehnjährige Maria, Schwester Kaiser Karls V. nach Ofen und auch Maria, so lange sie auf dem Throne sitzt, beschützt die Verkünder der neuen Lehren. Georg von Brandenburg beruft schon 1521 die Theologen Simon Grinäus und Veit Winsheim, Anhänger Luthers, an die Ofner Universität. Hofprediger der Königin Maria wird Johann Henkel, der demselben Bekenntniß angehört. Luther selbst widmet einen Theil der Bibelübersetzung der Königin Maria. Auch der Gesandte Kaiser Karls V. in Ofen, Schnaidpeck, war ein Mann der Reformation. Zu derselben Zeit beriefen die Bürger der Ofner Festung als Seelsorger einen excommunicirten Prediger, Paul Speratus (Spretter), der im St. Stefansdom zu Wien die Grundsätze Luthers verkündet hatte. Allein schon im Jahre 1523 waren infolge des damals erlassenen Gesetzes er, so wie die beiden Professoren gezwungen, Ofen zu verlassen. Im Jahre 1524 tritt am Hofe der Königin Cordatus auf, einer der tüchtigsten und muthigsten Redner der Reformation. Nicht der Legat des Papstes, auch nicht der ungarische Episcopat, sondern der niedere Adel zwingt den „Ketzer“ das Land zu verlassen. Cordatus ging nach

Wittenberg zu Luther und schickte durch einen Diener namens Johann zahlreiche gedruckte Bücher nach Ofen, welche die neue Lehre priesen und verkündeten. Der Überbringer wurde jedoch an der ungarischen Grenze durch einen Grundbesitzer gefangen und auf einem aus seinen Büchern geschichteten Scheiterhaufen verbrannt.

Daß die Reformation unter den Ofner Bürgern Wurzel faßte, geht nicht nur aus den wenigen angeführten Aufzeichnungen hervor, sondern auch aus den Daten, welche beweisen, daß dies aus Furcht vor Strafe verheimlicht werden mußte. Doch waren die Verbote des Reichstags vergeblich. Der Legat des Papstes in Ofen berichtet selbst, daß die Reformation sich in Ungarn reißend schnell verbreite.

1525. Der getaufte Jude Emerich Szerencsés (= Glücklich), Schatzmeister, wurde beschuldigt, Reichsgeld unterschlagen zu haben. Das Volk erstürmte seinen Palast, der am heutigen Paradeplatz, nahe am Thore, auf dem gegen Pest gewendeten Walle stand. Der Hausherr und seine vornehmen Gäste ließen sich an Stricken über die Festungsmauer hinab und entflohen. Der Aufruhr artete in eine Judenplünderung aus, nach der die Reihe an jene Christen gekommen wäre, die mit dem Schatzamte in Verbindung standen. Unter diesen befanden sich Fugger, Thurzó, ja selbst der Markgraf Georg von Brandenburg und der Erzbischof von Gran. Auch ihre Häuser wären geplündert worden, wenn die Soldaten des Johann Szapolyai, Wojwoden von Siebenbürgen, dies nicht verhindert hätten.

1526. Auf den St. Georgstag war der Reichstag einberufen, als Soliman bereits mit 200.000 Mann und 300 Kanonen Constantinopel verlassen hatte, um Ungarn anzugreifen. Der König von Ungarn brauchte schleunig Geld zur Kriegführung. Man besteuerte die Kirchen. Sie mußten die Hälfte ihres Gold- und Silbergeräths auf den Altar des Vaterlandes niederlegen. In Ofen und Visegrád begann man in aller Eile mit Hilfe von Münzprägern, die aus Wien erbeten wurden, das Edelmetall aufzuarbeiten, vor Allem dasjenige, das gleich zur Hand war, die Kirchenschätze von Ofen, Pest und ihrer Umgebung. Von den Städten verlangte der König Fußvolk (zur Hälfte Büchsenschützen) und Kanonen. Über die Ofner und Pester Contingente haben wir keine directen Daten; da aber Ödenburg 100 Mann zu Fuße und 2 Kanonen gab, müssen Ofen und Pest zusammen mindestens 600 Fußgänger (wie im Jahre 1521) und 12 Kanonen gestellt haben, so daß noch Bewaffnete und Geschütz genug in der Stadt blieben, um dem ersten Sturm eines unvermutheten Überfalles zu widerstehen. Am 29. August, gegen Abend, entschied sich die Schlacht bei Mohács. Die Nachricht davon legte den Weg von 30 Meilen in 30 Stunden zurück. Um Mitternacht des nächsten Tages gelangte die Trauerkunde, wie es scheint, nicht unerwartet zur Königin Maria und den ihr beigegebenen Räthen, dem treuen Bornemisza, Thurzó und dem Bischof von Veszprém. Die werthvollen Gegenstände der Königsburg waren schon im voraus auf Schiffe gepackt worden. Die Königin, welche

über das Los ihres Gatten nichts wissen konnte, seinen Tod jedoch beinahe als sicher voraussetzen mußte, schritt bei nachtschlafender Zeit zu Fuß durch das Burgthor, begleitet von den Palastdamen, welche Laternen in den Händen trugen, und schlug den Weg nach Logod, der jetzigen Christinenstadt ein, denselben, der gegen Raab und Wien führte. Dort scheinen Kutschen auf die Damen gewartet zu haben. In derselben Nacht, vom 30. zum 31., rettete sich der angesehenere Theil der deutschen Bürgerschaft mit seinen Schätzen auf Donaufahrzeugen, in tiefem Geheimniß, damit nicht die ungarischen Bürger es merkten und ihr Unternehmen vereitelten. Als die ungarische Bürgerschaft dann vernahm, daß der Sultan nordwärts ziehe, unterwegs Alles plündere und verbrenne und das waffenlose Volk niedermetzeln lasse, da zerstreute sie sich in zwei bis drei Tagen ebenfalls. Die Stadt blieb verödet; nur die ärmste Klasse und ein Theil der Juden rührte sich nicht von hinnen.

Die berühmte Veste Ofen, die nur zu dem Zwecke von Béla IV. erbaut und von König Sigismund neu befestigt worden war, um als Bollwerk gegen Mongolen, Tataren und Türken zu dienen, war nun nicht einmal so viel werth als die Wagenburg zu Marót. Der Hauptgrund davon war, daß weder das Reich, noch die Stadt einen energischen und hinreichend angesehenen Führer besaß. An Kraft hätte es nicht gefehlt, denn schon am Tage der Schlacht bei Mohács war ein böhmisches Hilfsheer, das sich trefflich zur Besatzung der Festung geeignet hätte, bis Stuhlweißenburg und Raab gelangt.

Der Sultan ließ sich mit seinem Hofstaat im Königsschlosse nieder. Alles Werthvolle, selbst die im Hofe stehenden Statuen und die Reste der Matthias-Bibliothek, ließ er zur Mitnahme auf Schiffe laden.

In der bürgerlichen Stadt, dem bis dahin als „schätzereich" bezeichneten Ofen, fanden die Janitscharen nichts zu rauben. Das isolirte königliche Schloß, die Residenz des Sultans, tasteten sie nicht an. Wohl aber steckten sie die Stadt in Brand, und sie brannte drei volle Tage lang. Es war dies nicht ein Werk des Zufalls oder der plötzlich erwachten Wuth der Soldateska, sondern es geschah auf eine Verordnung hin: unter einem Anführer waren eigens 300 Soldaten als Brandleger hinausbeordert. Nach dem Brande ragten nur die Schornsteine der Häuser aus Asche und Trümmern empor. Auch das ganze Archiv von Ofen und Pest fiel dem Feuer zum Opfer.

Die Türken bauten eine Schiffsbrücke zwischen Ofen und Pest. Über diese zog das Riesenheer vom 18. bis zum 23. September. Doch brach unter der Nachhut die Brücke ein und viele Türken ertranken. Die nicht geflüchteten Ofner Juden ließ der Sultan zu Schiffe in sein Reich abführen und dort in verschiedene Städte vertheilen.

Nachdem die Türkenflut vorübergerauscht, war es dem Siebenbürger Gotthard Kun, einem Anhänger Szapolyais, leicht, das nun wirklich ganz verödete Ofen zu besetzen, desgleichen Gran, dessen Erzbischof auf dem Mohácser Felde gefallen war.

Bald kam Szapolyai selbst, um auf den Trümmern Ofens zu weinen. Persönlich ließ er König Ludwig II. in Stuhlweißenburg, wo er gekrönt worden, mit großer Pracht bestatten. Für den Winter mußte er, statt in Ofen zu residiren, mit Gran vorlieb nehmen.

1527. Im Frühjahr hält noch Szapolyai einen Reichstag in Ofen ab; dann, als die Heere Ferdinands nahen, zieht er sich zurück. Ferdinand begibt sich von Ofen nach Stuhlweißenburg, um sich krönen zu lassen, und läßt daselbst, als wäre die Bestattung Ludwigs II. durch Szapolyai nicht in Ordnung gewesen, ein neues Begräbniß veranstalten. Nach Ofen zurückgekehrt, läßt er die Güter Szapolyais, als eines Hochverräthers, einziehen. Davon gibt er, nebst manchem Andern, das Ofner Haus Szapolyais den Báthorys. Dieses Haus stand am heutigen Paradeplatz gegen die Donau hin. Außerdem hatte Szapolyai noch ein Haus in der Unterstadt am Donauufer. Doch konnte Ferdinand, der nicht nur Österreich besaß, sondern auch schon im Königreiche Böhmen die Nachfolge Ludwigs II. angetreten hatte, kein ständiger Bewohner Ofens sein. Er ließ daselbst eine größtentheils deutsche Besatzung unter dem noch jungen Thomas Nádasdy zurück.

1529. Der Sultan fällt abermals mit einem ungeheuren Heere in Ungarn ein oder vielmehr, er zieht durch Ungarn gegen Wien. Er betrachtete Ungarn schon als Vasallenstaat, seitdem zu Anfang 1528 Szapolyai als König von Ungarn mit ihm ein Bündniß ohne Bedingung der Steuerzahlung geschlossen hatte. Der Sultan belagert Ofen, das durch die deutsche Besatzung nur lässig vertheidigt wird; schon am sechsten Tage übergibt sie die Festung, nachdem sie den Commandanten Thomas Nádasdy in den Kerker geworfen. Der Sultan ließ die „Lanzknechte", die sich ergeben hatten, nebst vierzig hervorragenden Ofner Bürgern mit mongolischer Unmenschlichkeit niedermetzeln. Nun war Ofen zum zweiten Male in des Sultans Hand. Aber noch immer nahm er es nicht in Besitz, sondern überlieferte es dem König Johann, der es bis an seinen Tod behielt. Nádasdy entkam in der Verwirrung der Übergabe und ging zu Johanns Partei über. Da ergab sich auch Pest, das in den Händen der Deutschen war, dem König Johann. Der Sieger that den Einwohnern nichts zu leide, aber trotzdem verließen die Wohlhabenderen die Stadt. Pest hatte etwa zwei Jahre lang Ferdinand angehört, als es in Szapolyais Gewalt kam.

In diesem Jahre wanderten auch die Nonnen von der Haseninsel endgiltig aus.

1530. Ferdinand entsendet Roggendorf zur Rückeroberung Ofens. In der Festung befinden sich mit Gritti 3.000 Türken außer den Ofner und Pester Bürgern und anderen ungarischen Truppen. Thomas Nádasdy erwarb sich große Verdienste um die Erhaltung der Stadt und erhielt dafür von Szapolyai das bedeutende Lehen Fogaras. Roggendorf zog nach einer energischen Belagerung von fünfzig Tagen wieder ab. Es zeigte sich dabei, wie schade es gewesen, in den Jahren 1521 und 1526 eine geringe Meinung von der Widerstandsfähigkeit der Festungen zu hegen. König Johann erhob die Ofner Bürger für

ihr heldenmüthiges Benehmen einzeln und insgesammt in den Adelsstand. Über ihre älteren Privilegien hatte er ihnen schon früher einen königlichen Brief ausgestellt.

1540. Im Juli wird in Ofen König Johanns Sohn, Johann Sigismund, geboren. Der alte König stirbt am 21. Juli in Siebenbürgen. Zum Vormunde des Säuglings ernennt er auf dem Sterbebette Georg Martinuzzi. — Ferdinand verlangte von der Witwe Isabella im Sinne des Großwardeiner Vertrages vom Jahre 1538 die Übergabe des Landes und der Stadt Ofen. Die Königin, die keine herrschsüchtige Frau, aber eine desto fürsorglichere Mutter war, zeigte sich dazu geneigt. Der Vormund jedoch und einige glühende Parteigänger Johanns wollten das Kind als König von Ungarn sehen und ließen es als solchen ausrufen. Dies war auch des Sultans Wille. — Im October schickt Ferdinand den Leonhard Fels mit Truppen nach Ofen, um Unterhandlungen einzuleiten und, wenn diese nichts fruchten sollten, mit Waffenmacht aufzutreten. Bei Felsö-Héviz (in der Gegend des heutigen „Kaiserbades" und der Vorstadt „Landstraße") bezog er im October eine abwartende Stellung. Sein Heer besetzte ohne Widerstand Pest, von wo die alten reichen Kaufleute schon fast sämmtlich ausgewandert waren. Doch behaupteten es die Deutschen nicht über ein Jahr.

Das Weißenburger Thor mit den Anfangsbuchstaben des Namens von Valentin (Bálint) Török.

1541. Das durch Martinuzzi hereingerufene türkische Heer wollte mit Beginn des Frühlings Pest zurückerobern. Die in der Stadt befindlichen Deutschen und die unter Franz Nyári und Bartholomäus Horvát stehenden Ungarn schlugen es im April siegreich zurück. Die Türken zogen ab. Anfangs Mai erschien Ferdinands Feldherr Roggendorf mit 25.000 Deutschen und Ungarn

vor Ofen. In der Festung lagen 2.400 Martinuzzische Soldaten. An die drei Monate dauerte die Belagerung. Beide Theile kämpften hartnäckig. Obgleich die Mauern mehrere Breschen zeigten, schlugen die Insassen der Festung die Stürme dennoch ab. Unaufhaltsam aber drang die Noth in die Festung ein. In der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts kostete zu gewöhnlicher Zeit der theuerste Ochse 10 Stück Dukaten, während der Belagerung stieg dieser Preis auf 40 Dukaten. In den Fleischbänken der Festung wurde Pferdefleisch verkauft. Brot gab es noch immer, da auch das reichlich versehene Schloß der Königin viel Mehl lieferte. Das Theuerste war das Holz. In der Küche der Königin wurde mit hölzernen Zäunen, ja mit Möbeln gekocht.

Viele Bürgerfamilien mußten auf ihren Schatztruhen sitzend hungern. Es mochte sie erbittern, daß sie die Stadt bildeten und das Interesse derselben am Herzen trugen und dennoch als Einsatz dienen mußten für das Würfelspiel landfahrender Politiker, die mit den Türken im Bunde standen. So verschworen sich die hervorragendsten Bürger, insgeheim und unter gewissen Bedingungen die Soldaten Roggendorfs in die Festung einzulassen. Selbst die Königin war mit dem Anschlag einverstanden. Obgleich das durch Valentin Török ausgegebene Losungswort: „ein Verräther, wer Ofen sei es dem Türken, sei es dem Deutschen übergibt", noch immer bei dem Volke in der Festung Geltung hatte, fühlten doch schon Viele im Laufe der Belagerung, daß die Festung den Türken zufallen werde, wenn sie sich nicht den Deutschen ergebe. Diese Überzeugung theilte auch die Königin. Die Bedingungen sind die folgenden: im Namen Ferdinands verbürgt Roggendorf, erstens, daß alle, die in der Festung gegen ihn gekämpft, Gnade erlangen sollen; zweitens, daß alle Gesetze Ungarns aufrechterhalten bleiben; drittens, daß Ferdinand in keiner Festung Ungarns einen fremden Verwalter einsetzen werde; viertens, Ferdinand gibt alles Hab und Gut der Königin-Witwe und ihres weiland Gemals heraus; fünftens, die Stadt wird zuerst von dem ungarischen Theil des Roggendorf'schen Heeres besetzt, damit dieses ein etwaiges Plündern der Deutschen verhindern könne. Mit diesen schriftlich aufgesetzten Bedingungen sandte die Königin den Rathsherrn Gregor Bornemissza zu Roggendorf hinaus, der dieselben unterschrieb.

Der Kleinrichter Peter Pálczán hatte den Schlüssel des zum Liebfrauenkirchhofe führenden Pförtchens (bei der jetzigen Jesuitenstiege) in Verwahrung. In einer Juninacht öffnete er dasselbe und ließ 300 Bewaffnete Roggendorfs, die sich herangeschlichen, auf den Rathhausplatz hinein. Mittlerweile begann Roggendorf, um die Aufmerksamkeit anderswohin zu lenken, vom Blocksberg aus das königliche Schloß beschießen zu lassen, was übrigens ein Fehler war, da er hierdurch die schlafende Besatzung weckte. Ferner beging Roggendorf den Fehler, lauter Deutsche in die Festung zu schicken, die sich durch Unkenntniß der ungarischen Parole sogleich verriethen. Das Unternehmen mißlang. Ein

Die Jesuitenstiege in der Ofner Festung.

großer Theil der verschworenen Bürger mußte Weib und Kind, Hab und Gut im Stiche lassen und sich noch in der nämlichen Nacht flüchten; unter ihnen befanden sich der Richter Peter Pálczán, Benedikt Bácsi, Gregor und Thomas Bornemissza, Peter Korcsolyás, Thomas Drailinger und noch viele der Wohlhabenderen. Die ergrimmte Besatzung zerstörte einigen ihre Häuser, andere ließ Martinuzzi grausam hinrichten. Die im Hause Pálczáns gefundenen Werthe, nach heutiger Rechnung über eine Million, belegte er mit Beschlag. Die Habe Gregor Bornemisszas legte er unter Siegel. Weib und Kinder Pálczáns warf er ins Gefängniß, wo sie auch starben. Pálczán war indeß nur Richterstellvertreter. Richter von Ofen — der letzte vor der türkischen Periode — war damals Nikolaus Turkovics. Zu seinem Glück lag dieser während der Verschwörung krank zu Bette; so traf ihn keine Strafe. Doch war auch sein und der Seinigen späteres Los nicht besser als das der übrigen. Der Kern der Ofner Bürgerschaft ging noch vor der Eroberung durch die Türken zugrunde. Auch zeigte es sich, daß das Mittelalter schon

vorüber war, wo in Festungen und Städten die bürgerliche Besatzung die Hauptrolle spielen konnte. Nun bedurfte es einer stehenden Truppe von Söldnern, Musketieren und Kanonieren.

Je langwieriger und zäher die Vertheidigung Ofens war, desto mehr fiel auch dem Sultan diese Widerstandsfähigkeit auf. Nachdem er in den Jahren 1526 und 1529 es nicht der Mühe werth erachtet, Ofen zu besetzen, zog er jetzt mit der Absicht heran, es für die Dauer zu erwerben, und zwar womöglich durch List, ohne Menschenverlust.

Am 31. Juli kam das Heer Mehemet Paschas vor Ofen an, es bildete gleichsam den Vortrab des Hauptcorps. Die Festung war sofort entsetzt, Frater Georg und Mehemet Pascha reichten sich die Hände. Man konnte die Festung durch die geöffneten Thore allsogleich verproviantiren. Ja die Besatzung unter Valentin Török machte sogar einen Ausfall gegen das deutsche Heer. Nun wurde das Heer Roggendorfs der belagerte Theil. Es hatte sein verschanztes Lager auf dem Blocksberg und dessen Südabhang. Seine starke Flottille erhielt die Verbindung mit Pest aufrecht, das sich noch immer in Ferdinands Gewalt befand. Einerseits wurde er durch Mehemet, anderseits durch Valentin Török bestürmt. Da hieß es denn sich zurückziehen, da auch das Hauptheer des Sultans nahte. Der deutsche Feldherr hatte unterhalb des Blocksberges eine Schiffbrücke bauen lassen, die aber, als sie schon fertig war, durch den Sturm weggerissen wurde. Die Magyaren in Roggendorfs Heere und deren leitender Mann, Perényi, drangen darauf, mit Hilfe von Schiffen überzusetzen, was jener für zu gewagt hielt, da auch die türkische Flottille, obgleich nicht halb so stark als die der Pester und der Deutschen, eingetroffen war. Endlich begann auf Perényis Andrängen, nach unnütz verlorenen drei Wochen, am 21. August Nachts in aller Stille der Übergang auf das Pester Ufer. Schon waren die Ungarn nebst Kanonen und Kriegsmaterial jenseits angelangt, als Mehemet den Abzug erfuhr und sich mit Valentin Török vereint auf die gemischte deutsch-böhmische Truppe warf, die nun völlig aufgerieben wurde.

Tags darauf, 22. August, war die Stadt Pest in türkischen Händen. Die Pester Besatzung hatte während der langen Belagerung Roggendorf gute Dienste geleistet. Die am linken Ufer aufgestellten Kanonen und Musketiere hinderten die Insassen der Ofner Festung in wirksamer Weise, Wasser aus der Donau zu holen, und auch zur Beschießung der Wälle wurde von hier aus beigetragen. Jetzt, am Morgen des 22. August, war wohl die Pester Besatzung durch die Soldaten Perényis und die herübergeschafften Kanonen verstärkt, doch hatten Volk und Soldaten den Kopf verloren und eilten sich zu retten. Offenbar hatten sie keinen Anführer. Die Menge plünderte nur noch die Läden der bereits entflohenen Kaufleute und ließ die Stadt dann leer stehen, wo die Türken 36 schwere und 150 leichtere Geschütze vorfanden.

Ofen zu Anfang des XVII. Jahrhunderts.

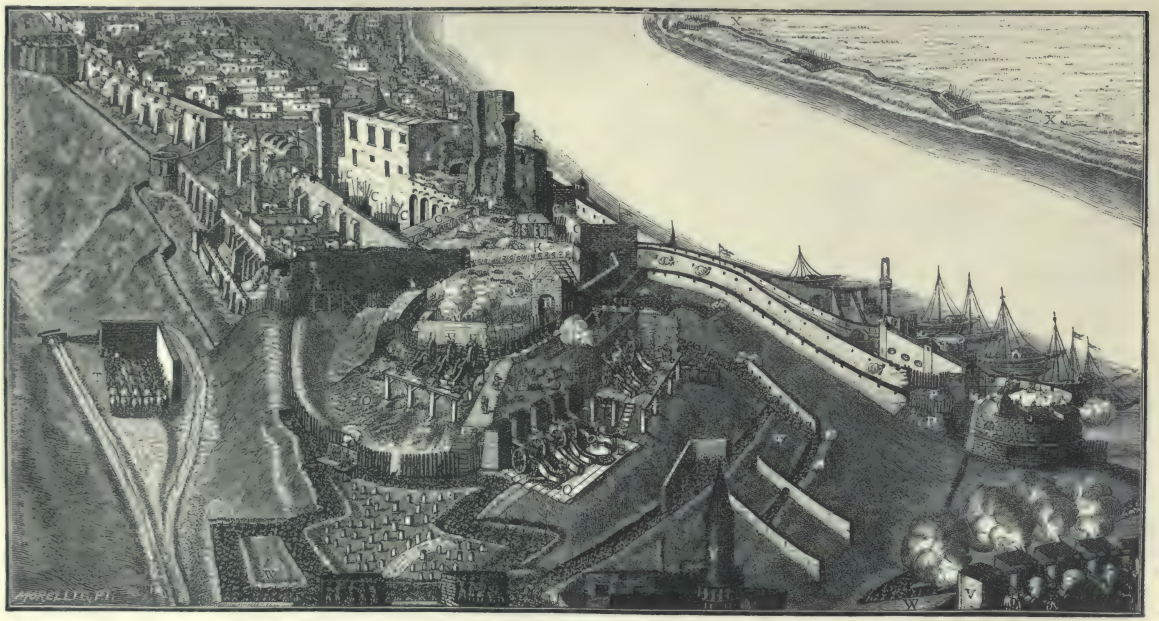
A. Ruinen einer verwüsteten Stadt auf der Insel. B. Donau. C. Warme Bäder. D. Hintere Vorstadt. E. Juden- und Wasserstadt. F. Schloß. G. Post. H. Wachhaus. I. Türkischer Friedhof. K. Oberstadt. L. Untere Vorstadt. M. Obere Vorstadt.

Am 26. August traf der Sultan selbst ein. Er wählte zum Lagerplatz die große Ebene bei Alt-Ofen und schlug am 27. daselbst sein Zelt auf. Am Tage der Schlacht bei Mohács, 29. August, erschien auf seinen Ruf in diesem Lager Johann Sigismund, das dem Ammenschooße noch nicht entwachsene Kind, in reichvergoldeter Kutsche. Ihm folgten Martinuzzi, Valentin Török, Werbőczy und Petrovics. Aus den unter Siegel gelegten Schätzen Bornemisszas brachten sie dem Sultan reiche Geschenke dar.

Von türkischer Seite verdiente der Sultan Lob dafür, daß er statt der Waffen eine List in Anwendung brachte, die freilich, wenn sie etwa mißglückte, sehr plump genannt werden mußte. Alle irgend bedeutenderen Männer einer Festungsbesatzung herauszulocken, in Gewahrsam zu bringen und mittlerweile unter freundlichen Vorspiegelungen der nunmehr führerlosen Besatzung die Thore und die Stadt einfach abzunehmen, das scheint ein recht einfältiger Plan zu sein, der aber dennoch gelang. Indeß beruhte dies auf dem Mißbrauch der Bedrängniß, in der sich die als Bundesgenossen zu betrachtenden Festungsinsassen befanden. Die Besatzung war durch die lange, kämpfereiche Belagerung erschöpft; die Wälle waren arg beschädigt, das Kriegsmaterial schon knapp, die Einwohner der Stadt eher feindselig als freundlich gesinnt: all dies ließ es unmöglich erscheinen, daß die Festung dem ungeheuren und ausgeruhten Heere des Sultans trotzen könnte. Der Sultan hatte den ungarischen Magnaten erklärt, das türkische Heer werde jetzt Ofen besetzen. Doch versprach er, sobald der Königssohn zwanzig Jahre alt wäre, es zurückzugeben, ja ihm als Draufgabe auch noch Wien zu schenken. Mehrere Tage hindurch nährte der Sultan die ungarischen Herren in seinem Lager mit solchen Vorspiegelungen. Unterdessen gelangten die Janitscharen, die sich als harmlose Spaziergänger geberdeten, durch die Thore, besetzten diese und zogen dann in die Stadt ein.

Dreißigtausend Janitscharen standen aufmarschirt in den Straßen Ofens und auf dem Platz vor dem königlichen Schlosse, wo Mehemet und Soliman Pascha ihre Zelte aufschlagen ließen. Dorthin beorderten sie den unglücklichen Stadtrichter Turkovics. Sie gaben ihm den strengen Befehl, durch Kundmachung den gesammten hohen und niederen Adel nebst aller Dienerschaft zum sofortigen Verlassen der Festung aufzufordern. Wer nicht gehorche, setze den Kopf aufs Spiel. Das war der Lohn jener, welche Ofen tapfer für den Sultan vertheidigt hatten. Die Abziehenden wurden in der äußeren Stadt durch die Hefe des türkischen Heeres in den Speicher des Königs Matthias (nahe der jetzigen Kettenbrücke) getrieben und bis auf das Hemd ausgeplündert.

Ofen hatte seine sämmtlichen Prälaten, Magnaten, Edelleute und sogar alle echten Bürger verloren. Die Übriggebliebenen durften sich acht Tage lang nicht in den Straßen zeigen, wo Janitscharen unter freiem Himmel bivouakirten, ohne die Häuser zu betreten. Am 2. September, Freitag, dem Sonntag der Mohamedaner, betete der Sultan in der



Die Belagerung von Ofen im Jahre 1686.

A. Der zerstörte Thurm. B. Ein Theil der Stadt. C. Die Trancheen der Türken. D. Die untere Straße oder Zwinger, genommen von den Unsrigen. E. Die Vertheidigungswerke des Feindes hinter den Mauern. F. Die von den Belagerern bewachte Stelle im Thurm. G. Die mit Brettern bedeckten Wohnungen. H. Die Bresche im kleinen Thurm und in der Mauer der unteren Straße. I. Eingang in dieselbe. K. Die große Bresche. L. Der große Thurm, gewöhnlich die Rondelle genannt, zerstört. M. N. Die zwei Batterien, eine hinter dem großen Thurm aus zwei Vierundzwanzig-Pfündern; die andere über der Bresche aus drei dergleichen bestehend. O. Der Graben und die Brücke, welche von unseren Leuten gemacht wurden. P. Die Bresche in der Gartenmauer. Q. S. Die zwei Batterien aufgepflanzt am Rande des Grabens, bestehend aus sieben Feldschlangen. R. Thor des Castells. T. Wache zu Pferde. V. Batterie von drei Vierundzwanzig Pfündern neben dem Flusse. W. Die Approchen. X. Contravallationslinie am entgegengesetzten Ufer. Y. Die Thürme der Moscheen. Z. Die Gräber der Türken.

Liebfrauenkirche, die zur Moschee umgewandelt worden; die anderen Theile der Festung nahm er erst später in Augenschein.

Der Sultan hat bekanntlich sein Versprechen, Ofen an Johann Sigismund zurückzugeben, nicht gehalten. Ofen wurde türkisch und dies führte zum neuerlichen Untergang der Stadt nach dem Mongoleneinfall. Aber die Mongolen waren rasch wieder abgezogen, während die vernichtende türkische Gewalt über der ungarischen Hauptstadt, ihrer Umgebung und einem guten Drittheile des Landes 145 Jahre dauern sollte.

Budapest in der Neuzeit (1686 bis 1838).

Während die Türken in Ungarn hausten (1542 bis 1686), gab es dreierlei Herren im Lande: die ungarischen Könige aus dem Hause Habsburg, der Sultan und die gewählten Fürsten von Siebenbürgen, letztere im Schatten des Sultans, aber oft ziemlich unabhängig. Die Theilung des Gebiets beginnt mit dem 1. September 1541, als Sultan Sulejman das Wort sprach, durch welches Johann Sigismund Siebenbürgen und einen Theil der Temeser Grafschaft erhielt. Aber auch die Macht der Ereignisse gab dem Lande die nämliche Gestaltung. Denn mit der Eroberung von Ofen und Pest war das Landesgebiet ohnehin entzweigeschnitten. Von 1541 bis 1686 drangen die Heere des Königs von Ungarn wiederholt in Siebenbürgen ein und die Fürsten von Siebenbürgen ihrerseits rückten mehr als einmal bis Preßburg hinauf, die Vereinigung aber gelang nicht, denn kein Theil konnte Ofen besitzen. Sobald aber im Jahre 1686 Ofen den Türken verloren ging, war es auch mit der Selbstständigkeit des Fürstenthums Siebenbürgen vorbei. Auch dies beweist die Wichtigkeit Ofens und Pests für das Land. Jene Donaufähre, welche Ofen mit Pest verbindet, ist auch Knoten- und Mittelpunkt des Landverkehrs in Ungarn. Die Türken, die sich als Feinde mitten hineinsetzten, eroberten zwar weder die östliche, noch die westliche Landeshälfte jemals vollständig, aber sie schnitten die Hauptstraßen zwischen beiden ab. Es war unmöglich, von Preßburg aus dem Sultanswillen entgegen über Siebenbürgen zu gebieten, und ebenso unmöglich von Karlsburg oder Großwardein aus, sei es gegen den Sultan, sei es gegen die Wiener Regierung dem Zalaer Comitate oder Kroatien zu befehlen. Die Zweitheilung des Landes war eine geographische Nothwendigkeit, sobald ihm mit Ofen und Pest die Hauptklammer fehlte.

Die Türkenherrschaft schnitt die Fäden der mittelalterlichen Entwicklung völlig entzwei. Ofen und Pest blieben zwar auf ihrem Platze stehen aber sie gehörten doch nicht mehr zu Europa. Ihre Einwohnerschaft wandelte sich fast gänzlich um. Nach 1541 zogen nicht nur alle Prälaten und Mönche (die wenigen Franciscaner ausgenommen), nicht nur alle Magnaten und adeligen Grundbesitzer, sondern auch die wohlhabenden Kauf- und Gewerbsleute von Ofen und Pest fort. Eine wirkliche Stadt konnte auf dem

Einzug der christlichen Truppen in die Festung Ofen am 2. September 1686.

vom Sultan unterworfenen Gebiete nicht aufblühen. Der Türke war in Ungarn nur Soldat, zwar einer der besten, disciplinirtesten Soldaten, aber sonst auch nichts. Er wohnte hier nur in befestigten Plätzen. Einen ackerbauenden oder in offener Ortschaft wohnenden Türken gab es im ganzen Lande nicht. An die Stelle des bürgerlichen Elements trat die ärmste Volksclasse und das Kleingewerbe. Juden und Raitzen wußten sich in den Städten noch am besten mit der türkischen Herrschaft abzufinden. Die Türken verwendeten in Ofen und Pest die Kaufläden, Säle und Wohnzimmer, ja selbst den größten Theil von vielen Kirchen und Klöstern als Kasernen und Ställe. An den schönsten Häusern, in denen vornehme Officiere wohnten, wurden die auf die Straße gehenden Fenster vermauert, verschmiert oder mit Brettern und Stroh geblendet. Der mit sehr Wenigem zu befriedigende Soldat nahm selbst mit einem Gebäude vorlieb, das keinen Dachziegel und keine Schindel mehr hatte; mit Rohr und Stroh ließ er es durch seine christlichen Leibeigenen vom Lande flicken, so gut es gehen wollte.

Ofen war der Hauptsitz der Türkenherrschaft in Ungarn. Aber die Gouverneure, die Paschas von Ofen, wechselten so oft, daß sie weder ein Interesse daran, noch Lust haben konnten, Bauten aufzuführen. Sie sorgten nur für die Erhaltung einiger Bäder und Moscheen, sowie der Festungsmauern. Der um das Jahr 1626 waltende Gouverneur Murtesa Pascha ließ mit den Steinen des einstigen Paulinerklosters (in der Nachbarschaft der jetzigen „Schönen Schäferin") die Wälle der Ofner Festung ausbessern. Die Wohnungen und Häuser aber wurden durch Bauern aus Kecskemét, Körös, Czegléd „in Robot" reparirt — man kann sich vorstellen, mit wie viel gutem Willen und Sachkenntniß. Die türkischen Städte wurden auch oft durch Feuersbrünste verheert. Sogar das Pulvermagazin in der Festung flog wiederholt in die Luft, was auch die Gebäude der Umgebung beschädigte. Während der Belagerung von 1686 diente der einstige Matthias-Palast (an der Stelle des jetzigen Zeughauses) als solches Magazin. Durch seine Explosion verschwand der ganze Palast vom Erdboden. Die Bombardements der von Seite der Christen mehrmals versuchten, jedoch abgeschlagenen Stürme vollendeten die Zerstörung.

Abgesehen von den gelinderen Versuchen, wie etwa der gegen Pest unter Joachim von Brandenburg (1542), seien hier nur die bedeutenderen Belagerungen Ofens gestreift. Solche fanden während des sechszehnjährigen Krieges in den Jahren 1598 und 1602 statt. Im letzteren Jahre gelang es den Christen Pest einzunehmen, doch fiel es zwei Jahre später wieder in die Hände der Türken und seine Lage war 1604 nach dem zweimaligen Wechsel der Bevölkerung elender als im Jahre 1601. Noch größere Verheerungen brachten die erfolglose Belagerung von 1684 und die energische und erfolgreiche von 1686 mit sich. Um die Hauptstadt wieder herzustellen, mußte von Grund auf neu begonnen werden.

Pest und Ofen zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts.

Mit dem Jahre 1686 beginnt eine neue Epoche der Hauptstadt; in dieser ist Pest allein die Stadt der Neuzeit, ihr allein gehört die Zukunft. Alt-Ofen ist keiner Erwähnung werth und auch die Ofner Festung tritt in den Hintergrund. Wenn heute Budapest Hauptstadt ist, so gehört das Verdienst seit 1686 nicht Ofen und noch weniger Alt-Ofen, sondern einzig und allein Pest. Dies zu erkämpfen war freilich nicht das Werk weniger Jahre, sondern das von Generationen. Auch nach 1686 dauert es noch an die hundert Jahre, bis Pest sich unter die namhaften Städte des Landes emporschwingt. König Leopold I. verlieh ihm zwar gleich nach der Rückeroberung vier Jahrmärkte und erhob es 1703 in die stattliche Reihe der königlichen Städte, indem er ihm durch ein sehr feierliches Diplom das Recht der freien Beamtenwahl zugestand, da brach aber die Rákóczysche Revolution aus, auf viele Jahre hinaus eine Katastrophe für den Handel des Landes, und auf dem Fuße folgte ihr die verheerendste Seuche, kurz, das heutige Pest hatte im Jahre 1710 nicht mehr als 300 Einwohner!

Nach dem Abzuge der Türken galt die Wiederherstellungsarbeit natürlicherweise vor Allem auch dem Comitatshause. Die übrigen Institutionen, die sich später eingefunden, glichen ja nur Einwanderern, das Comitat aber beeilte sich, nach so langer Abwesenheit seinen alten Sitz in Pest wieder einzunehmen. Das wohledle Pester Comitat, das während der Türkenherrschaft recht fern von seinem Gebiete gesessen und von der in Nógrád gelegenen Festung Fülek aus administrirt hatte, wollte sein Dankgebet für die glückliche Rückkehr, ein so seltenes Ereigniß, vom angestammten Vätersitz aus zu Gott emporsenden. Das Comitatshaus war in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts ein einstöckiges Gebäude und erhielt sein zweites Stockwerk nebst der ansehnlichen Säulenreihe erst im XIX. Jahrhundert. Der Platz, auf dem es stand, war sehr günstig, denn die Donau konnte ihn selbst in ihrer tollsten Laune nicht erreichen. Die riesige Kaserne in der Nachbarschaft wurde unter König Karl III. in den Jahren 1727 bis 1728 erbaut. Ihr gegenüber haben die Serviten Kloster und Kirche, deren Grundstein schon im Jahre 1717 gelegt wurde. Die Franciscaner ließen sich gleichfalls schon frühzeitig an dem jetzigen „Franciscanerplatz" nieder. Und nicht minder waren die Evangelischen klug genug, zu Anfang dieses Jahrhunderts ihre einfache Kirche so nahe als möglich an die höher gelegene Kaserne heranzurücken.

Allein jeder an einem schiffbaren Wasser gelegene Ort hat die natürliche Neigung, ohne Rücksicht auf etwaige Überschwemmungen sich gegen das Ufer hin zu entwickeln. So wurde schon unter den Árpáden die Pfarrkirche am Ufer der Donau erbaut; dient doch die Umgebung der Hauptkirche stets als Lagerplatz für die Wallfahrer und, was das Nämliche ist, als Schauplatz der Wochen- und Jahrmärkte. In jener Gegend hatte Pest seine alte Überfuhr und später (1687) seine Schiffbrücke. Die Pfarrkirche auf dem Schwurplatz,

Ofen und Pest zu Anfang des XIX. Jahrhunderts.

welche zur Moschee geworden war, wurde nach der Rückeroberung alsbald wieder in eine katholische Kirche verwandelt. Auch das Rathhaus wurde aus den erwähnten Verkehrsrücksichten dort erbaut, wo es steht und schon bei mancher Überschwemmung im Wasser stand. In seiner gegenwärtigen Form ist es ein ganz modernes Gebäude, das aus dem Jahre 1844 stammt und seitdem sogar noch ein neues Stockwerk erhalten hat. Übrigens vermag es trotzdem nicht einmal die Hälfte der städtischen Ämter aufzunehmen, es mußte vor kurzem ein neues Rathhaus gebaut werden.

In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts gedeiht Pest sehr langsam. Erst im XIX. Jahrhundert nimmt das Wachsthum einen lawinenmäßigen Charakter an, zu dessen ungefährer Kennzeichnung hier einige Ziffern stehen mögen:

Im Jahre	1776	hatte Pest	13.000	Einwohner
„ „	1780	„ „	16.000	„
„ „	1799	„ „	29.000	„
„ „	1810	„ „	35.000	„
„ „	1820	„ „	47.000	„
„ „	1830	„ „	62.000	„
„ „	1840	„ „ (nach der Überschwemmung)	66.000	„
„ „	1847 bis 1851	. . . . .	106.000	„

Diese stufenweise Zunahme erfolgte so manchem Hinderniß zum Trotz. So wurde die Entwicklung, im Vergleich mit anderen großen Städten, durch den Umstand bedeutend aufgehalten, daß nach 1686 der ganze Umkreis von Pest weithin weder Stadt noch Dorf aufwies. Die Nachbardörfer, welche vor der Besetzung durch die Türken bestanden, waren vom Erdboden verschwunden, darunter Megyer in der Richtung des heutigen Neu-Pest, Jenö am linken Ufer gegen die Margaretheninsel hin, Uj-Bécs (Neu-Wien) in der Gegend des jetzigen Neugebäudes, Szentfalva ungefähr bei den jetzigen Lagerhäusern, ganz abgesehen von Süly, dem fraglichen Párdö und Rákosfalva im Osten. Für das Wachsthum der modernen Großstädte (London, Paris, Wien) war es aber von Wichtigkeit, daß sie fortwährend die benachbarten alten Dörfer und Städtchen aufsaugten. Pest dagegen colonisirt die Ortschaften, die es jetzt umgeben (Neu-Pest, Klein-Pest, Steinbruch und andere) von Anfang an aus dem Schooße seiner eigenen Bevölkerung. Dieser Mangel an Nachbarortschaften brachte allerdings auch den Vortheil mit sich, daß der billige, fast umsonst zu habende Boden, oder sagen wir Sand, im Umkreise von einer bis zwei Wegstunden der Ausdehnung unbeschränkte Freiheit ließ. Freilich ist gerade dies wieder ein angeborenes Gebrechen Pests; die Ausdehnung erfolgte eben einigermaßen auf Kosten seines städtischen Charakters.

Pester und Ofner Bürgerwehr (1793 bis 1850).

Schon die Namen der Vorstädte Pests tragen den Stempel der Neuheit. Sie sind nach Maria Theresia, Josef, Franz und Leopold benannt. Schon Karl III. ahnte, daß nicht Preßburg, sondern Pest die zukünftige Hauptstadt Ungarns sei. Diese gute Meinung bekundete er nicht nur durch den Bau der von dem Architecten Martinelli entworfenen Kaserne („Invalidenpalais"), sondern auch, indem er 1723 die beiden neuerrichteten ständigen Oberlandesgerichte, nämlich die Septemviral- und die königliche Tafel, nach Pest verlegte. Auch für diese wurde ein gegen Überschwemmungen gesicherter Punkt, am Franciscanerplatz, gewählt.

Nach dem Besuche Maria Theresias in Pest (1751) wird das königliche Schloß in Ofen aufgeführt und, was noch wichtiger für die Stadt, im Jahre 1767 durch eine stehende Schiffbrücke die Verbindung Pests mit der Ofner Raitzenstadt, in der Richtung der kleinen Brückgasse, hergestellt. 1775 werden Pest und Ofen durch die größte Überschwemmung des vorigen Jahrhunderts verwüstet. Im Februar 1776 widersetzt sich die Bürgerschaft der militärischen Einquartierung, die bis dahin hier nicht üblich gewesen. 1777 wird die Übersiedlung der Tyrnauer Universität nach Ofen angeordnet, von wo sie 1784 durch Josef II. nach Pest, in das frühere Kloster des aufgelösten Paulinerordens verlegt wird.

Im Jahre 1781 erließ Josef, der gekrönte Philosoph, das Toleranzedict, das für den Aufschwung der Stadt große Bedeutung gewann. In dem für Pest ausgestellten feierlichen Privilegienbriefe Leopolds I. vom Jahre 1703 war bestimmt gewesen, daß nur Katholiken in den Bürgerstand der Stadt aufgenommen werden durften. Als diese Bestimmung durch Josef aufgehoben war, vermehrte sich die Bevölkerung Pests nicht nur durch magyarische, sondern auch durch deutsche und slavische Einwanderer.

1784 kommen der Statthaltereirath und die königliche Kammer nach Ofen.

1786 wird auf Josefs Verfügung das Pester Seminar für geistliche Zöglinge eingerichtet. Gleichzeitig entsteht weit draußen vor der Stadt das ungeheure „Neugebäude". Auch für dieses hatte Kaiser Josef ein vor Überschwemmung gesichertes Terrain ausgesucht. Es ist bezeichnend, daß, obgleich der Charakter dieses Gebäudes den militärischen Zweck verräth, Dank der humanen Gesinnung des Herrschers dennoch die Annahme obwaltete, er habe es für irgend eine Sanitätsanstalt bestimmt. Dazu wäre es, im Verhältniß zum damaligen Bevölkerungsstande der Stadt, denn doch zu groß gewesen. Noch im Jahre 1821 ist die Umgebung des Neugebäudes unverbaut; es wird als ganz frei und allein stehend beschrieben.

Die jüngste Vorstadt ist die Leopoldstadt. Diese aber ist schon planmäßig angelegt mit ihren geraden, sich im rechten Winkel schneidenden Straßen und zwei großen Plätzen, dem Elisabeth- und Josefsplatz.

Im Jahre 1790 wurde auf dem Preßburger Reichstag, nachdem das Land lange Zeit keinen Palatin gehabt, Erzherzog Alexander dazu erwählt. Da sich der Statthaltereirath in Ofen, die Septemviraltafel in Pest befand, mußte auch der Palatin in Ofen oder Pest wohnen, umsomehr als er überdies Erbobergespan des Pester Comitats war.

Das Comitatshaus zu Pest.

1792 wird König Franz in der Ofner Garnisonskirche gekrönt.

1795 wird das „Bürgerspital" erbaut, das nach der mit ihm verbundenen Votivkapelle noch jetzt Rochusspital heißt.

1796 wurde Erzherzog Josef, nach dem ein Jahr vorher erfolgten Tode des Erzherzogs Alexander, Palatin von Ungarn. Das Standbild des Palatins Josef schmückt mit Recht den nach ihm benannten Platz in Pest. Über ein halbes Jahrhundert erfreut er sich des Aufblühens der von ihm geliebten Stadt, an dem er thatkräftig mitgewirkt. Ein anderer mächtiger Gönner der Stadt, der Primas Graf Josef Batthyány, trägt im Jahre 1799 zur Gründung des jetzigen Stadtwäldchens bei. Bald darauf, 1802, macht ein dritter hochgestellter Protector, Graf Franz Széchenyi, seine große Bibliothek nebst werthvoller Sammlung der Nation zum Geschenk und legt dadurch den Grund zum Museum. Das oberste Protectorat desselben übernimmt der Palatin, der es gleichfalls um zahlreiche Schätze der Wissenschaft und Kunst bereichert.

1807 sitzt der Reichstag in Ofen. 1808 bildet sich auf Betreiben des Palatins die „Verschönerungscommission", welche die Aufgabe hat, im Sinne größerer Planmäßigkeit über das Bauwesen zu wachen. Da beginnen denn die morschen Festungsmauern und Thore Pests zu fallen.

Im Jahre 1808 betrieb die Gesetzgebung die Angelegenheit zweier nationaler Institute: des ungarischen Nationalmuseums und einer ungarischen Militär-Erziehungsanstalt, des Ludoviceums. Es ist bezeichnend, daß die Gesetzgebung sie nicht aus den Steuern und Einkünften des Landes unterstützt, wobei allerdings nicht zu vergessen, daß es auch gar keinen geregelten finanziellen Staatshaushalt gab. Sie kamen im Wege öffentlicher Spenden zu Stande, durch die sich namentlich der Hochadel auszeichnete. Der Reichstag that nichts, als daß er die Namen und Beiträge der hochherzigen Spender in das Gesetzbuch inarticulirte. So inarticulirt schon der Reichstag des Jahres 1808 die dem Museum gewidmete Opfergabe des Fürsten Grassalkovich und die lange Liste der Beiträge für das Ludoviceum. An zweiter Stelle, nach der Größe des Beitrages, steht die Stadt Pest. Nur die Erzherzogin Maria Ludovica unterschrieb eine größere Summe, nämlich 50.000 Gulden, während die Stadt Pest 30.000 gab. Ebensoviel spendete Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen. Die übrigen großen Spenden gehen selten über 10.000 bis 12.000 Gulden hinaus. Die Stadt Ofen betheiligte sich mit 8.000 Gulden.

1810 ist das Jahr des großen Brandes in Ofen. Die Raitzenstadt und ein Theil der Wasserstadt (400 Häuser) wurden eingeäschert.

1814 würdigten die auf dem Wiener Congresse versammelten Herrscher und Diplomaten Ofen und Pest ihres Besuches. Auf dem Blocksberge stand seit 1814 eine Sternwarte. Das Nothjahr 1817 bis 1818 brachte große Theuerung über die sonst ungemein billige Stadt.

Einige Daten aus dieser Epoche mögen das Wachsthum der Stadt im Laufe von 25 Jahren erweisen. Die Zahl der Häuser in Pest betrug im Jahre 1795 (in runder Zahl) 2.600, 1810: 2.900, 1814: 3.300, 1820: 3.800. Ein Vierteljahrhundert brachte also einen Zuwachs von 1.200 Häusern, das ist nahe an 50 Procent.

Um 1820 war die Bürgerwehr von Pest in 3 Bataillonen zu Fuß eingetheilt, jedes Bataillon bestand aus 6 Compagnien zu 124 Mann mit je 4 Officieren, zusammen 2.307 Köpfe. Hierzu gehörte noch je eine halbe Schwadron Husaren und deutsche Cavallerie. Der Commandant des Ganzen war um 1820 der städtische Magistratsrath Boráros. Schon Mitte 1789 hatte übrigens auf Anordnung des Militär-Obercommandos für Ungarn und des Statthaltereirathes in Pest officiell die Bürgermiliz bestanden, nachdem die Linientruppen unter Laudons Befehl gegen die Türken ins Feld gezogen waren. Die Bürgermiliz versah während des Feldzuges den Garnisonsdienst. Später in der

Napoleonischen Zeit machte sich die Nothwendigkeit dieser Bürgerwehr wieder fühlbar und 1808 verpflichtet ein Gesetz (§. 13 des 2. Gesetzartikels) die Städte zur Errichtung und Erhaltung solcher Milizen (cohortes). Nach 1815, während des langen Friedens, wurden diese Truppen zur leeren Paradesache. Ihre Überlieferung erhielt sich noch auf der Schießstätte, einem Unterhaltungsort, der sich zu Anfang dieses Jahrhunderts am Ende der Schützengasse (Lövész-utcza) befand. 1848 erschien die auf breiterer Basis errichtete

Der Rathhausplatz zu Pest während der Überschwemmung im Jahre 1838.

Nationalgarde in Budapest als Fortsetzung der früheren Bürgerwehr, in der Provinz eine ganz neue Einrichtung.

Seit 1820 beginnt Pest der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Ungarn zu werden. Früher lebten die vaterländischen Schriftsteller im Lande zerstreut und ließen ihre Werke in Kaschau, Klausenburg, Preßburg, Wien erscheinen, jetzt aber gaben die feurigen jungen Streiter der Literatur: Karl Kisfaludy, Vörösmarty, Bajza, Andreas Fáy und Andere, ihre Schriften in Pest heraus. Die Buchdruckereien von Trattner und Landerer vereinigen hier den größten Theil des Büchermarktes durch Herausgabe neuer Bücher, Kalender, eleganter Almanache. Das Blatt Kulcsárs „Hazai és külföldi tudósitások“ (In- und ausländische Berichte) und Georg Fejérs Revue „Tudományos Gyüjtemény“ (Wissen-

schaftliche Sammlung) machten in der größtentheils noch deutschen Stadt die periodische Presse magyarischer Zunge heimisch. Besonders seit 1830 wurde Pest, das sich immer mehr entwickelte und immer neue Talente an sich zog, durch Begründung der „Magyar Tudós Társaság“ (ungarischen gelehrten Gesellschaft) zum bleibenden Mittelpunkte der Wissenschaft und Literatur. Auch diese Gesellschaft wurde nicht durch den Staat, sondern auf die Initiative Stefan Széchenyis durch einzelne Spender, und zwar mit großen Opfern begründet.

Ein starker Anstoß zur Entwicklung der Stadt ging von der Donau-Dampfschiffahrt aus, welche unter der energischen Mitwirkung Stefan Széchenyis gleichfalls mit dem Jahre 1830 beginnt. Auch die ungarische Aristokratie fängt an, sich in Pest heimisch zu fühlen. Pest gewinnt für die in Wien weilenden Magnaten eine immer größere Anziehungskraft, namentlich seit der Begründung der Wettrennen und des Casinos durch Széchenyi. Auf sein Betreiben, wenngleich nicht nach seinem Plane fand endlich auch die ungarische Schauspielkunst in Pest ein Heim in dem 1837 eröffneten ständigen ungarischen Theater.

Die Überschwemmung von 1838.

Die Entwicklung Ofens und Pests, besonders des letzteren, ist Jahrhunderte lang immer wieder durch die nämliche Donau gestört worden, welche so viel dazu beigetragen hat, hier ein Handelscentrum für das ganze Land erblühen zu lassen.

Nach manchem Unglück in früheren Jahren trat im März 1838 das größte ein, unter so außerordentlichen Umständen, daß es unmöglich war, sie vorher zu berechnen und ihnen zuvorzukommen. Der Winter war sehr schneereich gewesen und die Donau fror am 6. Januar, bei einem für diese Jahreszeit selten hohen Wasserstande, $6^1/_2$ Meter über dem Nullpunkt, zu. Sechsundsechzig Tage lang stand die Donau zwischen Ofen und Pest unter Eis, während das Wasser immer mehr sank.

Die Schneeschmelze begann an den baierischen und österreichischen Abschnitten der Donau früher als bei uns, so daß dort das Eis früher abzugehen begann. So setzte es sich bei Wien am 5., bei Gran am 6. März in Bewegung, bei Pest aber erst am 13. März, und auch dann staute es sich an der Spitze der Csepel-Insel, unterhalb deren der Strom noch zugefroren war.

Am 13. März begannen bei fortwährend steigendem Wasserstande die Eismassen abzugehen, aber nur um sich weiter unten gleich wieder zu stauen. Vom 13. März Mitternacht bis zum 15. März Mittag schwankte der Wasserstand zwischen 8·20 und 8·40 Meter über dem Nullpunkt und überflutete in zwei Dritteln der Stadt die Keller und Erdgeschoßräume, so daß in der Franzstadt und Josefstadt schon am ersten Tage der

Überschwemmung solche Häuser, die aus schlechterem Material gebaut oder in den Fundamenten und Kellern nicht fest genug waren, nach einander einzustürzen begannen.

Doch erreichte die Gefahr erst am 15. März Nachmittag ihren Höhepunkt, als das Wasser auch Stellen bedeckte, die bis dahin für sichere Zufluchtsorte gegolten hatten. Die Wasserhöhe über dem Niveau der Straßen betrug 2, 3, ja $3^1/_2$ Meter, an einigen Punkten sogar beinahe 4 Meter. Die Bevölkerung, die in ihre Schutzdämme volles Ver-

Der alte Rathhausplatz zu Budapest.

trauen setzte, war auf die Gefahr keineswegs vorbereitet. Pest hatte gerade Jahrmarkt und auch das viele Marktvolk blieb, nichts Böses ahnend, in der Stadt. Die Bewohner der stockhohen Häuser zogen sich meistens in das obere Stockwerk oder auf den Hausboden zurück. Manche retteten sich auf den nicht eben zahlreichen Kähnen der freiwilligen bürgerlichen und der militärischen Rettungsmannschaften oder auf zusammengenagelten Brettern, auf Thorflügeln, in Badewannen u. s. f. nach den höher gelegenen Punkten der Stadt. Überall herrschte verzweifeltes Elend. Da neun Zehntel der ebenerdigen Geschäfte unter Wasser standen, waren die 66.000 Einwohner der Stadt über Nacht des Nothwendigsten beraubt; sie hatten weder Brennholz, noch Brot, Fleisch und sonstige

Nahrungsmittel oder irgendwelches Getränk. Die Brunnen waren durch die ekelhaft schlammigen Fluten sämmtlich unbrauchbar geworden. Mitten in diesen Wassermassen gab es kein Wasser, weder zum Trinken noch zum Kochen. Der selbstaufopfernde Eifer der Rettungsbeflissenen und die freiwillige Wohlthätigkeit verrichteten gleich nach Eintritt der Gefahr Wunder. Der hohe Adel ging mit gutem Beispiele voran, an seiner Spitze der junge Erzherzog Stefan, der am 14. März mit Gefährdung seines Lebens durch das furchtbare Eistreiben der Donau von Ofen nach Pest herüberkam. Der für die Zeit der Gefahr ernannte Regierungscommissär Johann Lónyay, Graf Franz Szapáry, Baron Prónay, Graf Stefan Széchenyi, die beiden jungen Barone Dionys und Josef Eötvös, Graf Ráday, Graf Georg Károlyi, die Podmaniczkys und besonders der berühmte Athlet des Landes, Baron Nikolaus Wesselényi, sowie noch viele Andere, arbeiteten mit großer Selbstaufopferung unter ungeheuren Schwierigkeiten und oft in dringender Gefahr an der Rettung der Bedrohten. Auch der Bürgerstand stellte eine ganze Schar von Rettungsmännern, unter denen der Buchdruckereibesitzer Landerer und der Wiener Großhändler Franz Feiler besondere Erwähnung verdienen; Feiler, der sowohl durch Einsetzen seiner Person, als auch an Geldleistungen außerordentliche Opfer brachte, wurde durch den 48. Gesetzartikel des Jahres 1840 sammt seinen gesetzlichen Nachkommen naturalisirt und in den Adelsstand erhoben. Der bejahrte Palatin Josef selbst, der sich eben in der Genesung nach einer Krankheit befand, konnte nicht auf dem Schauplatze des Verderbens erscheinen, seine Opferwilligkeit jedoch kannte keine Grenzen. Er ließ im königlichen Schlosse täglich 1.500 Laib Brot für die Hungernden backen und stellte den Geretteten 36 der glänzenden Säle und Zimmer als Obdach zur Verfügung. Mit außerordentlichem Eifer und Erfolg betrieb die Ofner und Pester Garnison die Rettungsarbeiten, auch wurde der Obercommandant Ignaz Freiherr von Lederer durch den 46. Gesetzartikel 1840 feierlich naturalisirt.

Wie man sich denken kann, hörte das Elend auch nach dem Ablaufen der Gewässer noch wochen- und monatelang nicht völlig auf; wenn es nicht noch schlimmer um sich griff, so ist dies der förmlichen Hochflut von Acten der Wohlthätigkeit zuzuschreiben, welche unmittelbar auf die Fluten der Überschwemmung folgte. Unter den fremden Wohlthätern glänzte in allererster Linie Wien. Sein Beispiel fand auch in Deutschland Nachfolge, wo besonders das reiche Frankfurt am Main sich auszeichnete.

Der Verlust an Menschenleben wurde auf 120 angeschlagen. Der Verlust an Vermögen aber entzog sich der Berechnung und vollends der Entschädigung. Schon die Kasse der Stadt erlitt einen ungeheuren Schaden. Der Gesammtschaden der Privaten war freilich noch viel größer. Für Pest wurde er amtlich auf 20 Millionen Gulden Conventionsmünze, für Ofen auf nahe an 2 Millionen geschätzt.

Krönung Seiner Majestät des Königs Franz Joseph I. in der Hauptpfarrkirche zu Ofen.

Am 13. März 1838 hatte es in der Stadt noch 4.254 Häuser gegeben, eine Woche später standen nur noch 1.146 Häuser fest. Eingestürzt waren 1.973, beschädigt oder erschüttert 1.135. So mußten zwei Drittel aller Gebäude neu aufgebaut werden.

Doch die heilsame Lehre wurde seither, sowohl bei der Flußregelung als auch bei der städtischen Bauweise, so streng befolgt, daß in Budapest eine Überschwemmung wohl nicht mehr möglich ist. Und auch eine gute sittliche Wirkung blieb nicht aus. Die tiefe Theilnahme im ganzen Lande war ein glänzendes Symptom des nationalen Gesammtgefühls, und in Thaten ward es vor In- und Ausland kund, daß Budapest der Mittelpunkt, das Herz, die Hauptstadt Ungarns sei.

Die neueste Zeit.

Die allgemeine Theilnahme, welche noch größer war als das große Unglück, ging in einen Aufschwung über, der ein neues Leben verkündete.

Gleich im ersten Jahrzehnt, von 1839 bis 1849, entwickelte der öffentliche Geist in Pest eine unerhörte Regsamkeit. Immer neue und elegantere Gebäude, ganze Straßen entstehen, dazu neue Unternehmungen und Vereine für geistige und materielle Zwecke. Damals wurden auch das Nationalmuseum und die Kettenbrücke erbaut.

Die Kettenbrücke selbst wird nicht vom Lande, nicht von der Stadt, sondern von einer Actiengesellschaft unter der Leitung des unermüdlichen Grafen Stefan Széchenyi gebaut. Privatunternehmer begründen im Jahre 1840 die erste vaterländische Sparkasse, welche heute als eine Finanzmacht dasteht. Die Spuren der Überschwemmung sind kaum verwischt, so wird 1841 in Pest eine Landes-Industrieausstellung ins Werk gesetzt, um 1843 mit noch größerem Erfolge wiederholt zu werden. Auch die ersten von Pest ausgehenden Eisenbahnen entstehen in den Vierziger-Jahren. Im Juli 1846 wird die Linie Pest-Waitzen, im September 1847 die Linie Pest-Szolnok eröffnet. 1846 ist das Geburtsjahr des Polytechnicums, das damals nach dem unsterblichen Palatin „Josefs-Gewerbeschule" genannt wurde.

Noch im Jahre 1841 treten die naturwissenschaftliche Gesellschaft und die königliche Gesellschaft der Ärzte ins Leben. Die Kisfaludy-Gesellschaft, diese erste schönwissenschaftliche Anstalt des Landes, 1838 gebildet, erhielt die Bestätigung höherenorts im Jahre 1844. Auch die ungarische Belletristik darf die Vierziger-Jahre als ihre Glanzzeit betrachten: neben Vörösmarty und Bajza traten damals Petöfi, Arany, Eötvös und andere Treffliche. Jetzt wird auch die echte Publicistik geboren und erreicht ihren Gipfelpunkt durch eine Schar hervorragender Talente, was ohne eine große Stadt undenkbar ist.

Um diese Zeit erwachen ferner die bildenden Künste in Ungarn; es entstehen die Bildergallerie des Nationalmuseums und einige Kunstvereine.

Nur flüchtig erwähnen wir die königliche Lehrerbildungsanstalt, das Waisenhaus „Josephinum“, das jetzige Gebäude des Blindeninstituts, das hochthürmige Rathhaus, die Hagelversicherungsgesellschaft u. s. w. Nach heutigen Begriffen sind dies zum großen

Das provisorische Abgeordnetenhaus in der Erzherzog Alexander-Gasse.

Theil nicht gerade Unternehmungen ersten Ranges, insgesammt aber bekunden sie einen hochbedeutsamen, bis dahin beispiellosen Thätigkeitsdrang.

Es folgten die merkwürdigen Märztage 1848. Die Freude und Begeisterung war außerordentlich. Die vorderhand kampflose sogenannte „Regenschirm-Revolution“ in Pest war nicht lediglich das Werk der Zeitungen und jungen Redner, sondern auch der Märzgesetze des Landes, welche dem Bürgerstande seinen gebührenden Platz und

sein berechtigtes Gewicht in der Repräsentation durch den Reichstag zuerkannten, die Adelsprivilegien aufhoben, auch in der Organisation der Städte mit dem Mittelalter brachen, an der Stelle Preßburgs Pest als Sitz des Reichstages, ferner Ofen und Pest als Sitz der Regierung bezeichneten, einer Regierung, die bisher zum Theil in Wien amtirt hatte. Jetzt erst wurden Ofen und Pest gesetzlich und thatsächlich Landeshauptstadt. Am 5. Juli eröffnete der Palatin Erzherzog Stefan zu Pest im Namen des Königs den ersten als Volksrepräsentanz gewählten Reichstag, welcher im Redoutensaale seine Sitzungen hielt.

Die friedlich begonnene Revolution hatte sich schon im September zum offenen Krieg entwickelt. Die Lage von Ofen und Pest wurde schwierig, weil der Außenhandel stille stand. Schon im Herbst 1848 war das Land ringsum von dem Auslande abgeschlossen. Für eine Handelsstadt ist dies der schwerste Schlag.

Man weiß, daß Ofen und Pest überdies im Jahre 1849 ein Bombardement zu überstehen hatten. Als Görgey Ofen vom 4. bis zum 21. Mai belagerte und dann erstürmte, waren viele Gebäude in Ofen beschädigt und ein Theil des königlichen Schlosses abgebrannt; unterdessen hatte aber auch General Hentzi, der in der unhaltbaren Festung dem Untergange geweiht war, Pest wiederholt beschießen lassen und die Redoute in Trümmer gelegt. Die Einwohnerschaft mußte flüchten. Die ärmeren Classen schlugen ihr Lager in dem Stadtwäldchen auf. Noth und Elend drohten sich zu erneuern.

Auf 1849 folgt das Militär- und Polizeiregiment, aber auch unter diesem gedeiht und verschönert sich die Stadt. Nach wenigen Jahren sind die Spuren der Belagerung verschwunden. Die Institute nehmen ihre Thätigkeit wieder auf. Das Nationalmuseum gelangte erst in den Fünfziger-Jahren dahin, seinen Beruf zu erfüllen. Die Thätigkeit der Akademie, obgleich auf ihre Classensitzungen beschränkt, hatte seit 1851 nicht aufgehört, und von 1858 angefangen hielt sie öffentliche Plenarsitzungen ab, welche die Wirkung von großen politischen Ereignissen ausübten. Zur Hebung des Instituts und zur Erbauung eines der nationalen Aufgabe desselben würdigen Palastes wurden durch das ganze Land hin Sammlungen von beispiellosem Erfolge eingeleitet. Es gibt wenige Akademien, die eine solche Stufe der Popularität erreicht haben wie die ungarische in den Fünfziger- und Sechziger-Jahren.

Im Jahre 1851 wird der Grundstein zur Leopoldstädter Domkirche gelegt. Der Tunnel durch den Festungsberg wird beendigt. Die Handelsgesellschaft „Pester Lloyd" wird gegründet. Der Eisenbahnverkehr über Wien nach Westen hinaus und über Szegedin gegen die untere Donau und Serbien hinab wird eröffnet. Auch die Bahnlinien nach Siebenbürgen und Triest sind bereits geplant und in Ausführung begriffen; von der letzteren wurde die Theilstrecke Ofen-Pragerhof im März 1860 eröffnet. Zu dieser Zeit

Das neue Reichstagsgebäude.

gründen ungarische Aristokraten und Pester Capitalisten die erste ungarische Versicherungsgesellschaft und das ungarische Bodencreditinstitut. In den Fünfziger-Jahren wurden viele Straßen regulirt, kanalisirt und gepflastert und in Pest die Gasbeleuchtung eingeführt. Damals kam der Omnibus und der einspännige Miethwagen in Mode. Nicht minder bedeutend war der Fortschritt des öffentlichen Unterrichts, unter andern entstanden die Oberrealschule und die Handelsakademie.

Der Gemeingeist machte sich zur Zeit des Absolutismus unter der Asche der nothgedrungenen Ruhe intensiver geltend als jemals. Die Verfassung, die Freiheit erschien nun Jedermann als das gelobte Land; auf socialem Boden aber begannen die zur Uneinigkeit, zu Geringschätzung oder Haß gegen einander neigenden Classen sich an das Zusammenstehen, an Eintracht zu gewöhnen. In der That hörte damals der Unterschied zwischen Conservativ und Liberal, zwischen Grundbesitzer und Bürger, Katholiken, Protestanten und Juden, ja sogar zwischen dem Fußgänger und Magnaten auf. Die adeligen Titel verschwanden. Man sagte „Herr Baron“ und „Herr Graf“.

Als in den Jahren 1860 bis 1861 das Verfassungsleben für kurze Zeit erwachte, brach die öffentliche Meinung in Pest und dann im Lande mit elementarer Gewalt durch die geöffneten Ventile. Selbst die ungarische Tracht wurde von Pest aus — das zwanzig Jahre früher eine deutsche Stadt gewesen — zur Landesmode gemacht.

Auch der politische Mittelpunkt war Pest. Obgleich die Regierung in Wien saß, befand sich das Hauptquartier der ungarischen Politik in Pest, in zwei Stuben der „Königin von England“. Von allen Ecken und Enden des Landes pilgerte jeder Mann von irgend welcher Bedeutung dorthin, zu Franz Deák und meldete ihm, was daheim „bei uns“ vorgefallen. Niemand kannte die Stimmung des Landes besser als er. Die Leute aus der Provinz aber holten sich bei ihm die Richtung und immer weisen Rath.

Der Fortschritt der Hauptstadt war auch vor 1867, aus eigener Kraft, ein ununterbrochener. Der Verkehr hob sich immerfort. Jetzt entstehen auch die Pferdebahnlinien. Die besonders seit den Fünfziger-Jahren sehr beliebte Aristokratie verbrachte den Winter immer häufiger in Pest und ließ sich dort seit den Sechziger-Jahren auch schon Paläste bauen. Erzherzog Josef zauberte die Margaretheninsel durch ihr neues Bad zur unvergleichlichen Perle der ganzen Donau um.

Seit 1867 potenziren sich Fortschritt und Entwicklung. In diesem Jahre wird die Verfassung, wird der selbständige ungarische Staat wiederhergestellt. Jetzt erst wurde Pest wirklich der ständige Sitz des Reichstages, wie es dies vor 1526 gewesen. Gleichzeitig wurde es auch Krönungsort des Königs und der Königin.

Unser gekrönte König Franz Joseph I. eröffnete im Jahre 1867 eine glorreiche Epoche für Budapest, und das Ofner Schloß wurde neuerdings Königsburg, nach einer

Unterbrechung von 326 Jahren. Die Krönung wurde mit großem Prunk gefeiert. Das gesalbte Haupt Seiner Majestät erhielt die Krone des heiligen Stefan in der Hauptpfarrkirche der Ofner Festung aus den Händen des Ministerpräsidenten und des Primas; der Schwur und die Schwerthiebe des Königs erfolgten in Pest, ersterer auf dem Platze vor der Pfarrkirche, der seitdem „Schwurplatz" heißt, die Schwerthiebe auf einem in der Mitte des Kettenbrückenplatzes aufgeführten Hügel, dessen Erdreich die Comitate des Landes aus ihrem eigenen Boden beigesteuert hatten, und zwar von Punkten, an die sich ein bedeutendes geschichtliches Interesse knüpft. So steht der König, wenn er den Feinden des Vaterlandes mit vier Schwerthieben nach den vier Weltgegenden droht, gleichzeitig auf dem Boden des ganzen Landes.

Seit 1867 haben Krone und Regierung, als Organ der letzteren der Rath für öffentliche Arbeiten und die auf der Grundlage vom Jahre 1848 organisirte neue städtische Behörde einträchtig an der Hebung der Stadt, an der Ermunterung und Regelung des Unternehmungsgeistes gearbeitet.

Es bedürfte eines eigenen Buches, wollten wir uns in Einzelheiten einlassen. Dort liegt, als offenes Buch, die Stadt selbst! Die beiden steinernen Quais, die Regulirung des Stromes; die Margarethenbrücke und die Eisenbahn-Verbindungsbrücke; dann die zwei Kilometer lange, schnurgerade, breite Andrássystraße, welche würdig ist den Namen des ersten Ministers der Ära von 1867 zu tragen, des Mannes, der mitten durch ein Straßengewühl voll verfallener Häuser die Bahn für diese auch von Fremden bewunderte Straße brach, welche übrigens erst unter den nachfolgenden Ministerpräsidenten, mit großer Schnelligkeit, ganz ausgebaut wurde. All dies ist vom ersten bis zum letzten Stein durchaus neu und desgleichen die große Ringstraße, welche als großartiger, halbkreisförmiger Gürtel vom Nordende bis zum Südende der eigentlichen Stadt, von der Donau bis zur Donau reicht.

Einen weiteren Spielraum gewann die Thätigkeit seit 1872, als die drei Städte Pest, Ofen und Alt-Ofen sich gesetzlich vereinigten. Das etwas zurückgebliebene Ofen ist nun gleichfalls in rascherer Entwicklung begriffen.

Am Anfange dieser Skizze haben wir die Bevölkerung Budapests als das Alluvium des Verkehrs aller naturgemäß hier zusammentreffenden Landstraßen dargestellt. Jetzt wird den Lebensadern der Stadt durch Eisenbahn und Dampfschiff von noch mehr Seiten her noch reichlicher und rascher das Blut zugeführt. Diesen Verhältnissen ist es vor Allem zuzuschreiben, daß während vor der Entwicklung des Eisenbahnverkehrs die Volkszählung des Jahres 1851 rund 156.000 Seelen auswies, nach 40 Jahren, 1891, die Einwohnerzahl Budapests 506.000 beträgt. Drei und ein viertelmal mehr. Pest allein hat sich seit 40 Jahren vervierfacht.

Welchen Einfluß der durch den Minister Gabriel Baroſs erſt kürzlich eingeführte Zonentarif auf die Entwicklung der Stadt haben wird, muß die Zukunft zeigen; nach den bisherigen Erfahrungen aber wird dieſe Maßregel zu den Ereigniſſen in der Geſchichte der Hauptſtadt zählen. Während ſogar im Jahre 1885 bei Gelegenheit der letzten Landesausſtellung der Fremdenverkehr nicht ganz drei Millionen Köpfe ausmachte, belief ſich derſelbe 1890 auf nahezu ſieben Millionen.

Kurz, was dieſe Stadt gegründet hat, das hat ihr die Lebenskraft eingeflößt und das wird ſie auch erhalten. Sie iſt kein künſtlicher, ſondern der naturgemäße Verkehrsmittelpunkt des Landes. Dazu kommt noch jene ſich ſteigernde Wirkung, daß eine Stadt, je größer ſie iſt, ſchon vermöge ihrer Größe eine deſto ſtärkere Anziehungskraft ausübt.

Doch dies führt uns über Vergangenheit und Gegenwart weit hinaus in die Zukunft, und wir wollten doch nur eine chroniſtiſche Skizze der Vergangenheit geben.

Das Budapeſter Stadtwappen.

Die Gegend von Aquincum.

Die Baukunst in Budapest.

Die Römerzeit.

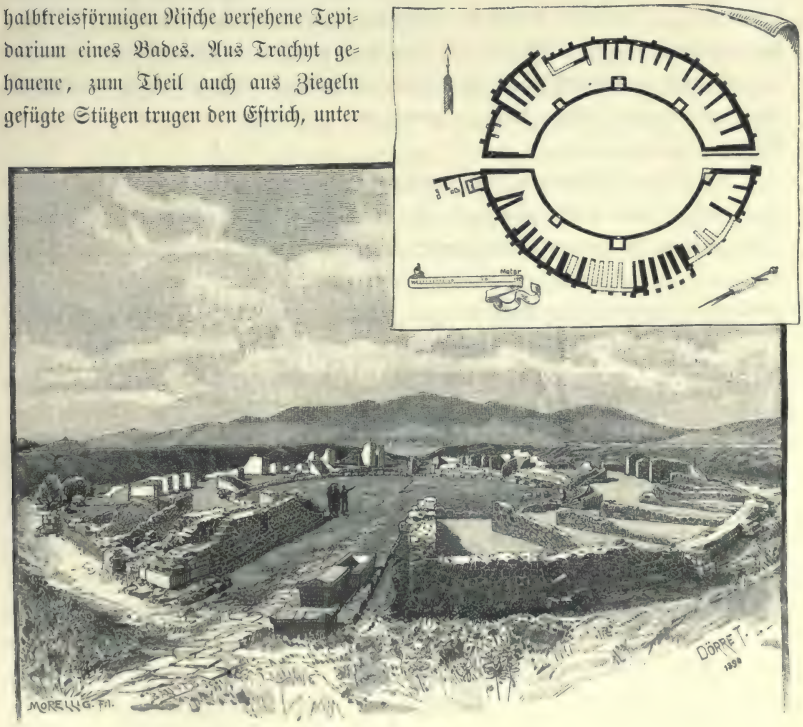
Die ältesten Baudenkmäler auf dem Gebiete Budapests stammen aus der Römerzeit. Es sind dies die im letzten Jahrzehent zum Theil aufgedeckten Ruinen von Aquincum. Die römischen Soldaten waren aber nicht die ältesten Bewohner dieser Gegend. Die in der Umgebung der Stadt gefundenen Schwerter, Beile, Nadeln, Armspangen aus Bronze und Kupfer nebst den für ihren Guß benützten Formen beweisen, daß vor Ankunft der Römer diese Stätte, sowie der ganze Landstrich jenseits der Donau von einem Volke bewohnt war, das wohl weit hinter der römischen Cultur zurückstand, aber doch schon eine gewisse Stufe der Civilisation erreicht hatte, bereits den Trieb zur Bildung empfand und vor Allem friedlich geartet war. Für die Civilisation des Volkes zeugen die Städte, bei denen sich der Eroberer niederließ, indem er ihre Namen beibehielt. Die Sprachwissenschaft hat auf Grund dieser Städtenamen erwiesen, daß jenes Volk dem keltischen Stamme angehörte. Die keltische Stadt, die an der Stelle des heutigen Alt-Ofen lag, hieß Ak-ink. Daraus ist später Aquincum geworden.

Die Eroberung Pannoniens begann im Jahre 34 v. Chr. unter Augustus. Dieses Unternehmen beschäftigte ihn und seine Nachfolger dann unausgesetzt zweihundert Jahre lang. Um Pannonien zu sichern, eroberte Trajan in zwei großen Feldzügen, 100 bis 107 n. Chr., Dacien. Nun entstand die neue Reichsgrenze, welche die Donau entlang von Wien bis Essegg durch eine lange Kette römischer Befestigungen, stehender Lager und kleinerer Militärstationen geschützt war. In diese Zeit fällt vermuthlich auch die erste römische Besiedelung Aquincums. Jetzt erst gewann dieser Platz Bedeutung als beinahe unvermeidliche Station des Verkehrs zwischen dem Osten, das heißt Dacien, und dem Westen. Von 107 n. Chr. angefangen wird ein Unter- und ein Ober-Pannonien unterschieden. Ptolemäus ist der erste, der um das Jahr 140 Aquincum unter den Städten Unter-Pannoniens erwähnt. Damals war es blos castrum. Hadrian machte es 138 zum municipium, und unter seiner Regierung wurde wahrscheinlich die legio II. adjutrix dorthin verlegt. Unter Marc Aurel (161 bis 180) war es schon eine bedeutende römische Niederlassung, so daß die Meilenlänge der Straßen durch die Meilensteine von dort aus, als von einem Mittelpunkte, gezählt wird. Septimius Severus (193 bis 211) erhob es zur colonia. Von da an heißt die Stadt Colonia Septimia Aquincum, und die dort stationirte Legion legio II. Severiana. Valentinian II. wurde durch die Legionen in Aquincum zum Kaiser ausgerufen. Bald nachher fegten die Stürme der Völkerwanderung das römische Reich hinweg, Aquincum verfiel, selbst sein Name gerieth in Vergessenheit.

Diese wenigen Daten aus der unvollständig bekannten Geschichte Aquincums bezeichnen zugleich die Hauptmomente der dortigen Bauthätigkeit. Zu Anfang des II. Jahrhunderts standen um das befestigte Standlager her die canabae, das heißt die eilfertig gezimmerten Buden der Veteranen und der die Legion begleitenden Marketender. Zu Anfang des III. Jahrhunderts, als Aquincum colonia wurde und die Urbevölkerung der Niederlassung mit den Fremden der canabae verschmolz, begann die den römischen Eroberungen folgende Bauthätigkeit, der es niemals an einem großen Zuge fehlte. Es entstanden Tempelbauten, ein Forum, eine Basilica, eine Palästra, das Theater und Amphitheater, die Wasserleitung, Bäder und bequemere Wohnhäuser. Die Ruinen dieser Schöpfungen der überall civilisirenden römischen Soldaten und ihrer Gefolgschaft entreißen nach anderthalb Jahrtausenden den Namen Aquincums der Vergessenheit, werfen einen Lichtstrahl auf die Rolle, welche diese Stadt in der Geschichte des Weltreichs gespielt, und bieten interessante Daten zur Kenntniß der römischen Baukunst in den Provinzen.

Die Römer hatten unter allen Künsten die stärkste Neigung zur Architektur. Ihre öffentlichen Bauten machen Epoche in der Geschichte der Baukunst und der Menschheit. Sie achten auf bequeme Anordnung, auf Vollkommenheit der Construction und streben im Allgemeinen nach großartiger Wirkung, während sie der schönen Durcharbeitung der

Zierformen weniger Sorgfalt widmen. Außer diesen allgemeinen Charakterzügen ist aber noch hervorzuheben, daß am Anfang des III. Jahrhunderts, als das Bauwesen in Aquincum seinen Aufschwung nahm, die römische Baukunst ihre Blüte bereits hinter sich hatte. Auch ist in Betracht zu ziehen, daß diese Stadt nicht unterging wie die campanischen Städte. Diese wurden durch die Lava und Asche des Vesuvs verschüttet, so daß sie nach anderthalb Jahrtausenden in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder ans Licht traten. Die Bewohner Aquincums dagegen flohen vor den Hunnen und Avaren. Dann vollendeten Zeit und Menschen das Vernichtungswerk und nur was der Schooß der Erde begraben hatte, blieb erhalten. Wir müssen also darauf gefaßt sein, daß uns Aquincum keine Gelegenheit bieten wird, die Großartigkeit der römischen Baukunst zu bewundern; wir finden unter den Ruinen nur die Fundamente geringerer Bauten. Auf dem Florianiplatz in Alt-Ofen stieß man im Jahre 1778 zum ersten Mal durch Zufall auf die Reste eines römischen Gebäudes, augenscheinlich das mit einer halbkreisförmigen Nische versehene Tepidarium eines Bades. Aus Trachyt gehauene, zum Theil auch aus Ziegeln gefügte Stützen trugen den Estrich, unter



Das Amphitheater in Aquincum

dem, zur Heizung der Räumlichkeit, warme Luft circulirte. Die Römer nannten dies ein Hypocaustum. Und im Jahre 1820 stieß man am südwestlichen Ende Alt-Ofens, auf dem sogenannten Königshügel bei der Anlegung eines Kellers auf eine etwa klafterdicke steinerne Mauer. Diese soll ein Überbleibsel des Theaters sein. An beiden Stellen machten es die im Wege stehenden Häuser unmöglich, die Nachgrabungen fortzusetzen. Ferner wurden 1851 und 1852 auf der Alt-Ofen gegenüberliegenden Werftinsel Reste eines Gebäudes entdeckt, das, wie weitere Forschungen zweifellos ergaben, eine ansehnliche Badeanstalt gewesen ist. Dieser Umstand, sowie Mauerreste, die im Bette des Donauarmes selbst gefunden wurden, gestatten den Schluß, daß das Eiland erst nach der Römerzeit Insel geworden, früher aber mit dem Festlande im Zusammenhang gestanden sei. An der Stätte des heutigen Alt-Ofen und der auf der benachbarten Insel befindlichen Schiffswerfte stand also einst eine Stadt, und diese war nach dem Zeugniß zahlreicher römischer Inschriften Aquincum. Nördlich davon, in einer Entfernung von etwa 4.000 Meter, entspringen warme Quellen, welche die Bäder der Stadt mit Wasser versorgten. Der Aquäduct, dieses charakteristische römische Bauwerk, ist zum großen Theil als Baumaterial verschleppt worden; nur die Stümpfe seiner Pfeiler sind als formlose Steinmassen in langer Reihe stehen geblieben und einige derselben zeigen noch die Ansätze der Bogen, auf denen die Wasserleitungsrinne ruhte.

Etwa 3.000 Meter von Alt-Ofen gelangt die Pfeilerreihe an eine Stelle, deren Unebenheit, sowie ganz besonders auch der links von der Landstraße befindliche „Schneckenhügel" schon längst Aufmerksamkeit erregt hat. An der Flanke des Hügels standen irgendwelche Bautheile zu Tage, aber man forschte nicht weiter. Später veranstaltete die Stadtbehörde Ausgrabungen, welche im Herbst 1880 begannen und seitdem alljährlich vier bis fünf Wochen lang fortgesetzt werden. Die bloßgelegten Ruinen bilden vier gesonderte Hauptgruppen, eine westlich, drei östlich, und zwar ganz nahe an der Landstraße.

Westlich der Straße befinden sich die Ruinen des Standlagers. Ausgegraben sind bisher nur die beiden Ecken seiner Westmauer, also gerade genug, um erkennen zu lassen, daß seine Länge etwa 500 Meter betragen mochte. In der nächsten Nachbarschaft, am Fuße des Schneckenhügels, wurden die dicken Grundmauern eines Amphitheaters bloßgelegt, welche theils aus Steinquadern, theils aus unregelmäßig gefügten Blöcken bestehen. Sie lassen nicht nur die Ausdehnung und allgemeine Anlage des Gebäudes genau erkennen, sondern auch die Art, wie die äußere Umfassungsmauer durch innere und äußere Streben befestigt war. An der inneren Wand finden sich auch Spuren der sechs Käfige, in denen die wilden Thiere gehalten wurden und die sich gegen die Arena öffnen. Wie bei jedem Amphitheater, so ist auch hier die Anlage eine elliptische. Die von Ost zu

West liegende längere Achse ist 86·45, die nord-südliche kürzere Achse 75·54 Meter lang; die Länge der Arena vom Ost- zum Westthor beträgt 53·36, ihre Breite 45·54 Meter; der Ring des Schauplatzes (cavea) ist etwa 7 Meter breit. Der Länge nach steht es also in der Reihe der bisher gemessenen 36 Amphitheater an der vierzehnten, der Breite und dem Fassungsraume nach an der fünfzehnten Stelle. An jedem Ende der Längenachse diente ein Thor mit Tonnengewölbe als Eingang in die Arena und den Zuschauerraum. Die in der Arena gefundenen Bruchstücke von Dachziegeln deuten darauf hin, daß das Amphitheater vielleicht gedeckt war. An einigen der ohne künstlerische Sorgfalt behauenen Steinsitzen, die sich unter den Trümmern vorfanden, liest man noch jetzt die Namen ihrer Inhaber. Der obere Theil des Gebäudes ist ganz und gar verschleppt worden, kein architektonisches Detail findet sich unter dem Gekrümel, und so ist diese Ruine in künstlerischer Hinsicht gänzlich stumm. Übrigens wird sie auch sonst unter die bescheideneren Bauwerke dieser Art gehört haben, denn der Zuschauerraum kann, nach seiner Breite zu schließen, nicht über 9 Meter hoch gewesen sein.

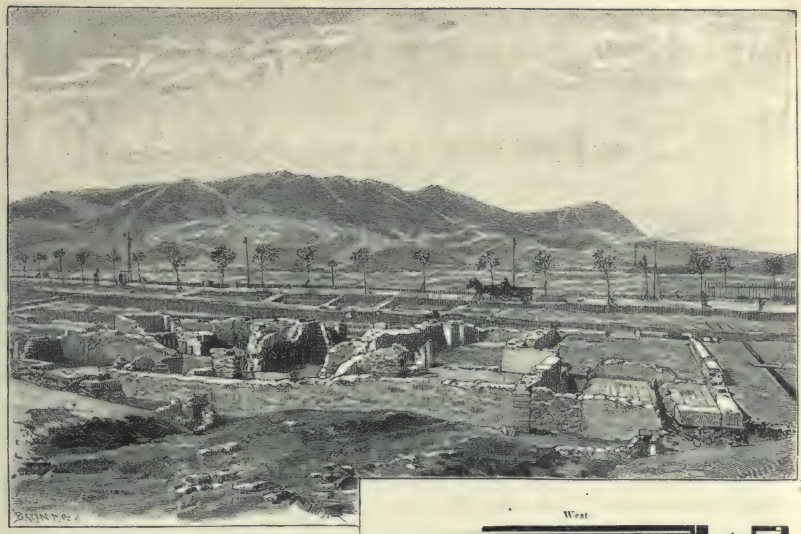
Auf der anderen Seite der Landstraße, ihr parallel, verläuft eine Gasse. Sie befindet sich in ziemlich gutem Zustande; hier und da sind sogar noch die Kalksteinplatten des Pflasters erhalten. Sie ist etwa 5 Meter breit und hat an der linken Seite einen Kanal. Rechts in der Gasse stand die Palästra. Ihre Ruinen sind zum Theil von der Landstraße bedeckt, so daß man den ganzen Umfang des Gebäudes nicht kennt, seine Anlage jedoch ist deutlich zu unterscheiden. Der viereckige ungedeckte Hof hatte an allen vier Seiten einen Säulengang. Der Gang an der Gassenseite ist etwa 30 Meter lang und 6 Meter breit. Unter seinem Pflaster war Luftheizung eingerichtet. Die warme Luft wurde aus einem viereckigen Ofen geleitet, der nahe an der Südseite des Gebäudes steht; eine Ecke desselben ist ebenfalls bloßgelegt. An der Südmauer bezeichnen viereckige Vorsprünge die Stellen, wo die Säulen des Ganges standen. Die an der Nordseite befindlichen Räumlichkeiten bezeugen, daß der Eingang sich dort befand. Außer einem einfach gegliederten und mit einer Perlenschnur verzierten Pfeilercapitäl, einigen Pfeilerbasen und den Bruchstücken eines Gesimses sind keine architektonischen Details erhalten. Auf der anderen Seite der Gasse, der Palästra gegenüber, stand gleichfalls ein öffentliches Gebäude, vermuthlich eine gedeckte Säulenhalle. Ihre Länge beträgt 23, ihre Breite 20 Meter. Zwei daselbst gefundene attisch-jonische Säulenbasen und drei Bruchstücke eines Gesimses lassen diese Halle als das künstlerisch belangreichste unter den bisher bloßgelegten Gebäuden erscheinen.

Eine breitere Gasse, welche die ebenerwähnte im rechten Winkel schneidet, trennt die erste Ruinengruppe von der zweiten. Diese besteht aus den Überresten zweier öffentlichen Gebäude. Das herwärts gelegene war ein öffentliches Bad. Seine Anlage ist in den

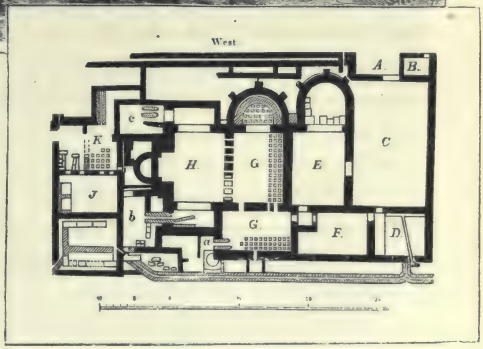
wohlerhaltenen Fundamenten noch deutlich zu erkennen. Es bestand aus mehreren größeren und kleineren Räumlichkeiten und war durch drei Öfen geheizt. Der Eingang (A) war von Westen; der kleine Raum links (B) dürfte das Zimmer des Pförtners gewesen sein; der Eingang führt in den Vorsaal (C); neben diesem sehen wir den Auskleideraum, Apodyterium (D); von diesem trat man in das Frigidarium (E), in dessen westlicher Nische sich das Becken mit kaltem Wasser befand und an das sich auch östlich ein kleinerer Raum (F) schloß; dann folgte das Tepidarium (G), das aus zwei Abtheilungen und einer Nische bestand und durch einen Ofen (a) geheizt wurde; sodann das Caldarium (H), mit einer kleineren Nische an der Südseite zwischen zwei Öfen (b, c); endlich das Laconicum (I). Der aus bisquitförmigen Ziegeln bestehende Mosaikfußboden des Apodyteriums kam ganz wohlerhalten zum Vorschein, wurde aber später weggenommen, um einem Raum im Blocksbade als Boden zu dienen. Die Räume des Bades wurden in der bekannten Weise durch warme Luft unter dem Fußboden geheizt; die den Fußboden tragenden Stützen sind zum Theil noch an Ort und Stelle zu sehen.

Südlich von der Badeanstalt sieht man einen länglich viereckigen Platz mit einer viereckigen Basis in der Mitte, die vielleicht den Sockel einer Statue trug. Gleich nebenan befand sich der gleichfalls längliche Markt, von Säulengängen umgeben, welche die Kaufläden enthielten. Die Mitte des Marktes war mit einem kleineren kreisrunden Säulenbau geschmückt, von dem noch die Fundamentmauer zu sehen ist. An der Westseite dieser Gruppe war die ganze Gasse mit Läden besetzt.

Etwas weiterhin, in der dritten Gruppe, südlich von der dahin führenden engeren Gasse, zeigen sich die Reste eines anderen Bades, das wohl kleiner als das eben beschriebene, aber doch zweifellos ein öffentliches Bad war. Die Anlage ist von der des ersteren verschieden. Die Räumlichkeiten gruppiren sich um ein größeres Wasserbecken (natatio) her. Der ziemlich wohlerhaltene Mosaikboden des Ankleideraumes zeigt zwei ringende Athleten und den vor ihnen hockenden Magister, ferner eine Palme, drei Schabeisen, ein Ölgefäß und eine Lampe — Alles mit einem Mäanderband eingerahmt. Das Bad war auf zwei Seiten von einem großen Wohnhaus umfaßt, dessen Grundriß gleichfalls deutlich aus den Resten hervorgeht. Dieses Haus hatte in der südlichen Ecke noch sein eigenes Privatbad. Auf der anderen Seite der engen Gasse sieht man die Ruinen eines bescheidenen Hauses. Neben diesem stand nördlich der Tempel des Mithras. Unter allen bisher bekannten Gebäuden Aquincums ist dieser am besten erhalten. Seine Länge beträgt 15·3, seine Breite sammt den Mauern 7·75 Meter. Zu seiner höher gelegenen Thür führten Stufen empor. Er hatte zwei Vorhallen; der mittlere Theil der Cella ist vertieft. In der zweiten Vorhalle wurden Kopf und Rumpf einer aus Kalkstein gehauenen Hermesstatuette gefunden. In der linken Ecke der Cella erhob sich am Standorte die aus der Felsmasse



Ruinen eines öffentlichen Bades in Aquincum.



gehauene Reliefgestalt des Mithras petrogenitus. Die rechte Ecke dürfte ein ähnliches Götterbild enthalten haben.

In einiger Entfernung von diesen Ruinen ist ein drittes Bad aufgedeckt worden. Es ist kleiner als die beiden geschilderten und auch seine Anlage ist von beiden verschieden, doch weist es die gewohnten Räumlichkeiten der römischen Bäder auf und hat die Heizung unter dem Estrich.

Wie viele und welche Denkmäler der römischen Baukunst hier die Erde noch birgt und ob die ausgegrabenen Gebäude die architektonisch hervorragendsten oder nur untergeordnete Bauten Aquincums waren, das ist bisher nicht einmal annähernd zu entscheiden. Wären dies die bedeutendsten Bauwerke Aquincums, so müßten wir sagen, diese Stadt sei auf einer tiefen Stufe der römischen Baukunst im III. Jahrhundert gestanden. So viel scheint sicher, daß Aquincum aus zwei gesonderten und von einander ziemlich entfernten Stadttheilen bestand; die Reste des einen liegen unter den Häusern Alt-Ofens, der andere dehnt sich östlich vom Lager aus. Doch läßt sich aus den bisher bloßgelegten Ruinen

weder die Größe der ganzen Stadt, noch ihres bei dem Lager gelegenen Theiles bestimmen und noch weniger ein Schlüssel zur Bestimmung der Einwohnerzahl finden. Ohne Zweifel wird diese Gegend noch lange Zeit ein dankbarer Schauplatz von Ausgrabungen sein.

Von den Königen aus Árpáds Hause bis zur Rückeroberung Ofens.

Das Kapitel von der Architektur Budapests im Mittelalter und der Renaissance ist die Chronik einer großen Verwüstung. Keine Stadt Westeuropas kann sich in dieser Hinsicht mit der Hauptstadt Ungarns messen. Denn wo immer sonst eine im Verhältniß zum Raum gleich lebhafte Bauthätigkeit geherrscht hat, wo immer gleich zahlreiche und auch künstlerisch bedeutende Schöpfungen entstanden sind, überall haben die Stürme der Zeiten wenigstens so viel verschont, als genügt, um der Phantasie Nahrung zu geben. In Budapest war die Verheerung so gründlich, daß sie nicht einmal Ruinen hinterließ. Mit wenigen Ausnahmen sind die dortigen Bauwerke spurlos verschwunden, — nicht einmal ein Trümmerhaufen bezeichnet ihre Stätte. Es ist nicht so viel vorhanden, daß zu einigem Troste sich wenigstens nachweisen ließe, wie groß der Kunstwerth dessen war, was ein böses Geschick der Nation geraubt. Es ist nicht einmal zu erweisen, ob diese Vernichtung schuld daran ist, daß Ungarn in der Baugeschichte dieser Epochen eine gar so bescheidene Rolle spielt. Und der Mangel an Denkmälern ist keineswegs durch die gleichzeitigen schriftlichen und bildlichen Quellen ersetzt. Die Schriftsteller waren in der Kunst nicht bewandert, ja sie hatten gar keinen Sinn dafür. Auch Bonfinius nicht, der die Stadt Ofen noch prangend im vollen Schmucke aller jener kirchlichen und weltlichen Gebäude sah, die von König Béla IV. bis zur Zeit Matthias' I. entstanden waren. Die bildlichen Darstellungen Ofens, wie die von Schedel, Meldemann und Fontana, sind lückenhaft und willkürlich. Man kann aus diesen Schriftquellen und den erhaltenen Grundrissen nur in aller Behutsamkeit topographische Schlüsse ziehen, ist jedoch über das Bauwesen der Stadt nicht orientirt. Wir müssen daher fast ohne alle Baudenkmäler auf Grund von Daten, die in künstlerischer Hinsicht unbrauchbar sind, den Versuch wagen, ein Bild der alten Architektur Budapests zu entwerfen.

An der Stelle von Aquincum stand vielleicht schon zur Zeit Stefan des Heiligen eine Ortschaft, die sich aber zu keiner wirklichen Stadt entwickelt hat. Die beiden Hauptorte des Landes sind zu jener Zeit Stuhlweißenburg und Gran. Doch muß in Ofen schon im XII. Jahrhundert auch eine königliche Burg bestanden haben, und zwar vermuthlich auf dem Königshügel. Dort standen außerdem Haus und Kirche des angeblich durch Géza II. im Jahre 1148 gegründeten Kapitels. Zu erwähnen ist auch das räthselhafte Fehéregyház (weiße Kirche), dessen Standort sogar zweifelhaft bleibt. Im Jahre 1241

Die Hauptpfarrkirche in der Ofner Festung.

wurde die Stadt von den Tataren verheert. Das damals schon in erster Blüte stehende Pest war ebenso schutzlos wie Ofen, beide hatten das nämliche Geschick. Der Feind verheerte auch die kurz vorher in Pest errichtete Klosterkirche der Dominicaner, die an der Stelle des jetzigen Klosters der Englischen Fräulein stand, und nicht minder die Pfarrkirche der Stadt.

In der jetzigen Pfarrkirche der inneren Stadt sieht man in die Wand des südlichen Thurmes innen einen romanischen Rundbogenfries eingemauert, der für ein Überbleibsel der alten, durch die Tataren zerstörten Kirche gehalten wird. Von der ganzen Architektur der Hauptstadt vor dem Tatareneinfall ist außer der Überlieferung von diesen wenigen Gebäuden nichts erhalten.

Wahrscheinlich war, als diese Gebäude entstanden, die ehemalige römische Stadt noch nicht ganz zu Grunde gegangen. Und wahrscheinlich ist es auch, daß diejenigen, die in Ofen Neubauten aufführten, das in den Ruinen Aquincums bereit liegende Baumaterial, Werkstücke und Ziegel, nicht verachtet haben. Es ist jedoch fraglich, ob die Überbleibsel der römischen Kunst sich als locale Überlieferung geltend machten, ob sie der neu beginnenden architektonischen Kunstübung als Ausgangspunkt dienten, kurz, ob sie, wie etwa von den Gothen in Südfrankreich, zur Schaffung einer eigenthümlichen Baukunst benützt wurden.

Die traurigen Erfahrungen des Tatareneinfalls lehrten König Béla IV. die alte Wahrheit, daß die auf Bergen erbauten Burgen und Städte die größte Sicherheit gegen feindliche Einfälle bieten. So entstand Pest gegenüber die Veste Ofen auf einem ganz nahe dem Donauufer und mit ihm beinahe parallel verlaufenden länglichen Bergrücken von etwa 86 Joch Flächeninhalt. Ihre Gründung ist in das Jahr 1249 zu setzen. Die an der Stelle Aquincums stehende Stadt erhielt jetzt den Namen Alt-Ofen. Ohne Zweifel war Ofen schon zur Zeit seines Gründers Béla IV. nicht blos eine auf Bergeshöhe gebaute Stadt, sondern zugleich, wenigstens theilweise, ein mit Vertheidigungswerken ausgestatteter Platz, eine wirkliche Veste; welcher Art jedoch die Schutzwerke waren, ist nicht bekannt. Im Jahre 1255 hatte die Festung Ofen schon viele Einwohner: Ungarn, Deutsche und Italiener. Dank der günstigen Lage der Stadt waren Handel und Gewerbe schon damals sehr lohnende Beschäftigungen, die Bevölkerung wurde alsbald recht wohlhabend und Hand in Hand damit ging ein Aufschwung des Bauwesens, das von Béla IV. kräftig gefördert wurde. Zu dieser Zeit und in den folgenden 300 Jahren, welche den Aufbau der Festung Ofen vollendeten, entstanden zahlreiche Kirchen, Klöster, königliche Schlösser, Häuser von Vornehmen, aber obgleich darüber mancherlei Aufzeichnungen vorhanden sind, wird auffallenderweise kein einziger Baumeister genannt. Es ist indeß wahrscheinlich, daß die Baumeister dieser ersten Periode der Festung Ofen meistens Deutsche waren.

Unter den kirchlichen Gebäuden war das älteste und architektonisch bedeutendste die nach Unseren Lieben Frau benannte Pfarrkirche der deutschen Bevölkerung, die etwa in der Mitte des Festungsberges an einem hervorspringenden Punkte der Donauseite stehende jetzige Hauptpfarrkirche, gewöhnlich Matthiaskirche genannt.

Der Bau begann zu Anfang der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts unter der Regierung Bélas IV. Die Kirche war ein frühgothischer Bau mit drei Langschiffen und einem Querschiffe. Ihre innere Länge betrug 57, die Breite des Mittelschiffes 11·30, die Höhe desselben 16, die Breite der Seitenschiffe 6·50 Meter. Das Kreuzschiff ragte nicht über die Mauern der Seitenschiffe hervor. An die drei Joche des Mittelschiffes schlossen sich gegen Westen das Joch zwischen den beiden Thürmen und gegen Osten die zwei Joche des Querschiffes und des langen Chores; diesem folgte schließlich der aus der Hälfte des Vierzehnecks gebildete und außen mit Strebepfeilern umstellte Chorabschluß, dessen sieben Seiten unten ein höheres rundbogiges und über diesem ein niedrigeres spitzbogiges Fenster von primitiver geometrischer Arbeit zeigten. Die Seitenschiffe schlossen hinter dem Joch des Querschiffes mit annähernd quadratischen Chören. Das Mittelschiff war von den Seitenschiffen durch zwei Reihen von je vier gedrungenen Kreuzpfeilern getrennt, an deren Seiten dickere, an den Kanten aber schlankere Säulenschäfte vorsprangen, um an der Decke den Rippen des Kreuzgewölbes zu begegnen. Die Westfaçade hatte ein mit gedrungenen Säulen gegliedertes, einfach gebildetes Portal, darüber ein Rundfenster und an jeder Seite einen Thurm. Der Zwischenbau der Thürme, der gegen Westen ein Joch bildete, war gleichsam die Vorhalle des Hauptschiffes, während das Untergeschoß der Thürme gleichsam den Seitenschiffen als allerdings niedrigere Fortsetzung diente. Vom Portale führten Stufen in das tiefer gelegene Schiff hinab. Auch die Südseite hatte ein kleineres, zierlich gemeißeltes Thor, das im Niveau des Estrichs der Kirchenschiffe lag.

Ob an dieser Stelle schon früher eine Kirche gestanden, ist nicht nachweisbar, doch hat die Nordseite mehrere Wandpfeiler, deren Bildung von der der übrigen abweicht, und zwar in einer Weise, daß man sie auch einer früheren Zeit zuschreiben kann. Die Kirche des XIII. Jahrhunderts wurde vermuthlich mit dem Chor begonnen, dann wurde der Bau gegen Westen fortgeführt und in folgerichtiger basilikaler Anordnung am Ende des Jahrhunderts vollendet. Daß die Seitenschiffe niedriger waren als das Hauptschiff, ist durch die an den Pfeilern in zwei Reihen übereinanderstehenden Capitäle erwiesen, von denen die unteren älter sind; einen weiteren Beweis bieten über den Pfeilern die Details des Gewölbes, das zum Theil, nämlich an der Ostwand des Nordthurmes, seiner ganzen Ausdehnung nach gefunden wurde; endlich spricht hiefür der Umstand, daß alle jene Details aus der Basilika des XIII. Jahrhunderts, die der Umwandlung in eine Hallenkirche nicht hinderlich waren, noch vorgefunden wurden. Diese Umwandlung ist an das Ende des

XIV. Jahrhunderts zu setzen. Um diese Zeit wurden, nach den Anforderungen des entwickelten, ja bereits sinkenden gothischen Stils, die Gewölbe der Seitenschiffe zu gleicher Höhe mit dem des Mittelschiffes erhoben, die Seitenschiffe aber gegen Osten bis zur Gleiche mit dem Mittelschiffe verlängert, mit drei Seiten des Achtecks geschlossen und durch solide Strebepfeiler verstärkt. Da aber der verlängerte Theil der Seitenschiffe vom Chor des Hauptschiffes durch Mauern getrennt war, wurden diese entfernt und dort, wo eine Stütze nöthig war, unter die beibehaltenen alten Gewölbrippen von ihnen ganz verschieden geformte und auffallend schwache Pfeiler gestellt. Dadurch kam zu den bisherigen vier Pfeilerpaaren noch ein fünftes. Zu derselben Zeit wurden eine südliche und eine nördliche Seite des mittleren Chorabschlusses geschlossen, an den übrigen Seiten aber die beiden übereinander befindlichen Fenster nach Beseitigung der zwischenliegenden Mauermasse vereinigt, wodurch die Strebepfeiler viel von ihrer Solidität einbüßten. Die Frage, ob die beiden Thürme der Westfaçade im XIII. oder XIV. Jahrhundert vollendet wurden, ist nicht mit Bestimmtheit zu beantworten. Die Ansicht von Ofen in Schedels Nürnberger Chronik zeigt den nördlichen Thurm etwas höher als die Giebelmauer, während der südliche Thurm die Höhe der Seitenmauer nicht erreicht, das Dach aber beiden fehlt. Darnach wäre also um die Mitte des XV. Jahrhunderts, als das Bild gezeichnet wurde, keiner der beiden Thürme vollendet gewesen. Ein glaubwürdigerer Zeuge, das Bauwerk selbst, bezeugt, daß König Matthias den Südthurm im Jahre 1470 von Grund aus neu aufbauen ließ, und daß bei der Fundirung desselben behauene, zum Theil auch bemalte Werkstücke, die bei der Demolirung älterer Gebäudetheile gewonnen wurden, in Verwendung kamen. Der Thurm war bis zum Hauptgesims des Schiffes viereckig, von da weiter $3^1/_2$ Stockwerke hindurch achteckig und 43 Meter hoch. Im XV. Jahrhundert hatte die Südseite ein größeres, mit einer Vorhalle versehenes Portal, von dem gleichfalls Stufen in das Schiff hinabführen, ferner befand sich neben dem südlichen Chor und an der Nordseite je eine Kapelle und vermuthlich reihten sich auch an das nördliche Seitenschiff seiner ganzen Länge nach Kapellen.

Im XVI. Jahrhundert unter der Türkenherrschaft stürzte, infolge des Umbaues im XIV. Jahrhundert geschwächt, der eine Pfeiler des mittleren Chorabschlusses ein, und bei diesem Anlaß legten die Türken in dem Chorabschluß drei Fenster mit Hufeisenbogen an. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert erbauten die Jesuiten neben der Kirche ein Kloster, dessen Mauern sie an die der Kirche lehnten, auch fügten sie zu dem westlichen Hauptportal eine Vorhalle, vermauerten das kleinere Südportal, gestalteten die Kapellen längs der Nordseite gänzlich um, zogen durch den Abschluß des Hauptchores eine als Altar dienende Mauer, zerstörten sämmtliche Fenster der Seitenmauern und ersetzten sie durch kleinere Fenster, höhlten unter dem Chore eine Gruft in den Fels, setzten dem durch

die Feuersbrunst des Jahres 1723 beschädigten Thurme eine Zwiebelkuppel auf und umfingen den Fuß seines achteckigen Theiles beiderseits unter dem Dachstuhl mit einer angebauten dicken Mauer. Obwohl nun die Umänderungen der letzten zwei Jahrhunderte viel verdorben haben, sind die Spuren des früheren Zustandes der Kirche doch nicht gänzlich verwischt. Als der Beschluß gefaßt worden, zum Gedächtniß der fünfundzwanzigjährigen Regierung König Franz Josephs I. die Westfaçade und den Matthiasthurm wiederherzustellen und Seine Majestät mittelst Erlasses vom 25. November 1873 die angestrebte Restaurirung gestattet und verfügt hatte, ging Friedrich Schulek, der mit dem Restaurirungswerke betraute Architekt, den unter den später angebauten Theilen gefundenen Spuren nach, brachte Licht in den bis dahin verborgenen ursprünglichen Organismus dieses in jeder Beziehung interessantesten Baudenkmales der Hauptstadt, sowie in dessen sechshundertjährige Geschichte, die wir auf Grund der von ihm freundlichst mitgetheilten Daten oben skizzirt haben. Zugleich aber stellte sich die Unmöglichkeit heraus, die einzelnen Theile des Gebäudes wiederherzustellen, man erkannte die Nothwendigkeit eines vollständigen Neubaues, wenn der völlige Ruin des Bauwerkes verhütet werden sollte. Auch diese große und schwere Arbeit wurde Friedrich Schulek übertragen, der, nach seinen vorhergegangenen Forschungen, in dem Bau wie in einem offenen Buche las. Zum Ausgangspunkt nahm er die klar erkannte Grundidee der Anlage des XIII. Jahrhunderts, behielt jedoch, Dank seinem gleich lebhaften Sinn für Kunst und Geschichte, auch Manches von den gothischen Details des XIV. und XV. Jahrhunderts bei. Auch die stoffliche Erneuerung der Bautheile an ursprünglicher Stelle nahm er nur dort vor, wo dies als unabweisliche Nothwendigkeit erschien, allein auch dann unter gewissenhafter Wahrung der ursprünglichen Formen. So ließ er auch an den völlig umgebauten Chören von dem Alten nur das Regelwidrige fort, bei der Herstellung des kleinen Südportals aber benützte er die Details, die sich unter den zur Vermauerung der Thoröffnung verwendeten Steinen vorfanden. So wurde der Neubau, von Schritt zu Schritt das Alte suchend und erneuernd, im Laufe von siebzehn Jahren durchgeführt. Aus der Grundidee des XIII. Jahrhunderts ergibt sich, daß weder das Äußere noch das Innere der Kirche den entschieden aufwärtsstrebenden Charakter der entwickelten Gothik zeigt; ihr geräumiges, durch farbige Fenster beleuchtetes Innere und besonders der Chor machen eher den Eindruck des romanischen Baustils, wie nicht minder der stämmige Thurm an der nördlichen Ecke der Westfaçade. Die an den alten Bautheilen gefundenen Farbenspuren beweisen unwiderleglich, daß das Innere der Kirche einst farbig ornamentirt war. Die farbige Ausschmückung der erneuerten Kirche ist gegenwärtig im Gange. Damit wird das Innere des Baues dieses wieder hervorgezauberten schönen Denkmals der Vergangenheit vollendet sein, mit dem die Wissenschaft und Kunst des Architekten die Hauptstadt beschenkt

hat. Zur Vollendung des Äußern fehlen noch der Wiederaufbau des Matthiasthurmes, des am Fuße desselben befindlichen reichgeschmückten größeren Südportals nebst seiner Vorhalle und schließlich der in ihren Grundmauern noch jetzt erkennbaren Kapelle an der nordöstlichen Ecke. Dann wird die Baugeschichte der Kirche, außer der für das XIII. Jahrhundert charakteristischen Anlage, für die Gothik des XIV. durch den hallenartigen Aufbau, für die des XV. durch den Matthiasthurm, die südliche Vorhalle und die nordöstliche Kapelle gekennzeichnet sein.

Ungefähr gleichzeitig mit der Pfarrkirche der deutschen Bevölkerung im Jahre 1259 wurde am nordwestlichen Ende der Festung die nach der heiligen Maria Magdalena benannte Pfarrkirche der ungarischen Zünfte, die jetzige Garnisonskirche, gebaut. Sie zeigte einen noch unentwickelten, kräftigen, gedrungenen Spitzbogenstil und hatte ein höheres Mittelschiff, zwei niedrigere Seitenschiffe und einen durch drei Seiten des Achtecks gebildeten Chorabschluß. Unter der Türkenherrschaft (XVII. Jahrhundert) gehörte sie gleichzeitig den Römisch-Katholischen und den Reformirten, die darin abwechselnd Gottesdienst hielten. Im XVIII. Jahrhundert wurde sie bis auf den Thurm ganz umgestaltet. Dieser ist im Grundriß bis zur Gesimsmauer der Kirche viereckig und an jeder Ecke durch je zwei einfache, aber massige Streben gestützt; die beiden oberen Stockwerke sind achteckig. Er hat jetzt ein flaches Kuppeldach aus Kupfer. Wenn der hohe Thurm, der auf Schedels Ansicht hinter dem Chor der Liebfrauenkirche erscheint, der Wahrheit entspricht, dann war der Thurm im XV. Jahrhundert reich gestaltet, mit einem Helmdach gedeckt und die Streben der Ecken reichten bis zum Obergeschoß, wo sie am Rande des Helms mit Thürmchen endigten.

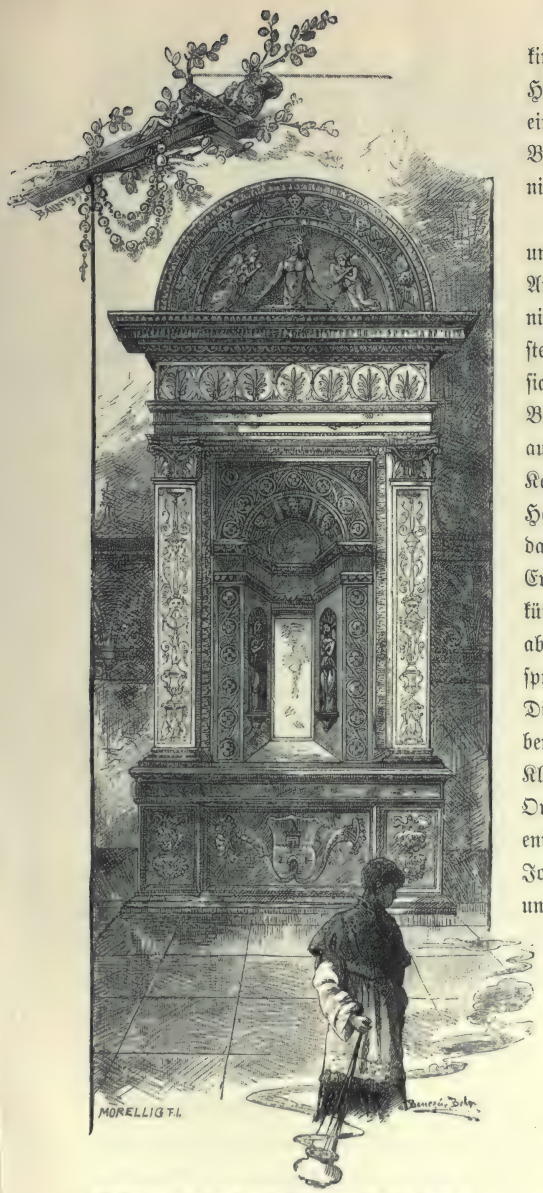
Einige Jahre vor diesen beiden Kirchen entstand unweit der Liebfrauenkirche gegen Norden, gleichfalls auf der Pester Seite des Festungsberges die St. Nikolaskirche nebst Kloster der Dominicaner. Hier versammelte sich 1254 der Orden zum Generalkapitel. Einige Überbleibsel des östlichen Theiles der Kirche sind in der Basteimauer zu sehen; ihre Entfernung vom Thurme führt zur Vermuthung, daß diese Kirche länger war als die deutsche Pfarrkirche. Die mehrere Stockwerke hohen Mauern des im Grundriß viereckigen, aus Quadern erbauten, schmucklosen Thurmes stehen noch, seine der Straße zugewendeten Ecken haben Halbsäulen, an der südwestlichen Ecke befand sich einst etwa in der Höhe des zweiten Stockwerks ein Baldachin, unter dem die Statue eines Heiligen stand. Das Kloster, in dem später die Ofner Universität des Königs Matthias untergebracht war, ist spurlos verschwunden.

Unter der Regierung Bélas IV. wurde (1269 bis 1270) die vierte Kirche der Ofner Festung, die nach St. Johann Evangelista benannte Kirche der Franciscaner erbaut. Sie stand an der Stätte des heutigen Festungstheaters und ist sammt dem zugehörigen Kloster

Inneres der Pfarrkirche der inneren Stadt zu Pest.

verschwunden. Hier wurde 1301 Andreas III., der letzte König aus Árpáds Hause, begraben. König Béla ließ auch für seine Tochter Margaretha, welche Nonne geworden war, und für ihre Gefährtinnen um das Jahr 1252 nach der Legende der heiligen Margaretha durch lombardische Meister auf der damaligen Hasen-, jetzigen Margarethen-insel eine Dominicanerkirche und ein Nonnenkloster erbauen. Siebzig Nonnen zogen mit der Königstochter in das Kloster, das also, gleichwie die Kirche, ein ansehnlicher Bau sein mußte. Die türkische Eroberung verscheuchte die Nonnen, die Gebäude gingen nach und nach zu Grunde und an ihrer Stelle entstand im Lauf der Jahre ein dicht überbuschter Hügel. Als nach der Überschwemmung des Jahres 1838 der Hügel abgetragen wurde, kamen die Überbleibsel der Kirche zum Vorschein: mehr oder weniger hohe Mauern des Thurmes, der Vorhalle, des Schiffes und Chores, dann Pfeiler, Säulen und andere Bruchstücke, die zum geringeren Theil in das ungarische Nationalmuseum gelangt, meistens aber nachmals verschleppt worden sind. Die damals angestellten Forschungen ergaben, daß die Kirche ein außergewöhnlich langer frühgothischer Bau war (62 Meter, wovon 30 auf das Chor kamen, bei 13 Meter Breite), daß sie nur ein Schiff, an der Westseite aber eine Säulenhalle und darüber eine Empore, sowie eine Vorhalle besaß. An die Mauern des Schiffes und Chores waren eine Art von Streben innen angebaut; nur der Chorabschluß hatte äußere Streben, die ihnen im Inneren entsprechenden Wandschäfte zeigen einen Wechsel von Kehlen und fein gegliederten Diensten. Die ersteren Pfeiler hatten sehr einfach gegliederte Basen, die sich als Pfeilercapitäle, jedoch abwärts gekehrt wiederholten. Die Capitäle der die Empore tragenden Säulen waren mit Laubornament in zwei Reihen verziert. Der Thurm stand auf der Achse des Schiffes. Das nördlich der Kirche gelegene Kloster ist verschwunden, desgleichen das durch König Stefan V. gegründete Minoritenkloster, die nach dem Erzengel Michael benannte Kirche und Propstei der Prämonstratenser und die übrigen Gebäude der Insel.

Die durch Béla IV. in Ofen und Pest angesiedelten und unter Sigismund zur Blüte gelangten Johanniter hatten eine Dreifaltigkeitskirche in Felhéviz, der Gegend des jetzigen Kaiserbades, eine nach St. Elisabeth benannte in der Umgebung des Blocksberges und eine dem heiligen Niklas geweihte in Pest, dabei auch Klöster und Spitäler, ferner stand in der Wasserstadt eine St. Peterskirche und im Kelenföld schon im XIII. Jahrhundert eine St. Gerhardskirche, aber von diesen allen hat sich nur die Überlieferung erhalten, ihren Standort vermögen wir nicht genau anzugeben. Die Franciscaner ließen sich auch in Pest schon im XIII. Jahrhundert nieder und bauten ihre erste Kirche nebst Kloster wahrscheinlich an der Stelle, die sie noch jetzt innehaben. Die Dominicaner bauten ihr durch die Tataren zerstörtes Kloster zu Pest noch in demselben Jahrhundert wieder auf. Aus diesen Daten ergibt sich, daß in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts die



Pastophorium in der Pfarrkirche der inneren Stadt zu Pest.

kirchliche Baukunst auf dem Gebiete der Hauptstadt an beiden Ufern der Donau eine rege Thätigkeit entwickelte. Weltliche Bauten finden sich in den Chroniken nicht erwähnt.

Im XIV. und XV. Jahrhundert, unter den Königen aus dem Hause Anjou und den gemischten Häusern, nimmt die politische Bedeutung Ofens stetig zu, Handel und Gewerbe entwickeln sich, die Zahl und Wohlhabenheit der Bevölkerung wächst, und all dies ist auch von Einfluß auf das Bauwesen. Karl Robert erklärt Ofen zu seiner Hauptstadt (schon seit Béla IV. war sie das thatsächlich), weilt aber selten dort. Er liebte die Stadt nicht sonderlich und kümmerte sich nicht um ihre Hebung, aber trotzdem ging seine Regierung nicht spurlos an ihrer Architektur vorüber. Die nach dem heiligen Laurentius benannte Kirche und das umfangreiche Kloster der Pauliner, des einzigen Ordens von ungarischem Ursprung, entstand auf dem Sattel zwischen dem Johannisberg und Lindenberg in Ofen unter Karl Roberts Regierung und wurde unter seiner Förderung beendigt. Am 14. November 1381 wurde das Haupt des heiligen Paulus Eremita mit großer Feierlichkeit dorthin übertragen, nachdem die Venetianer es im Sinne eines geheimen Artikels des letzten Friedensschlusses ausgeliefert hatten. Vom Katafalk, welchen ein meißel-

kundiger Pauliner, Frater Dionys, für die Reliquie geschaffen hatte, ist ein kleines Bruchstück noch im Nationalmuseum vorhanden. Auch zu Anfang des XVI. Jahrhunderts lebte hier ein trefflicher Steinmetz, der Mönch Vinzenz. Wie es scheint, wurde hier am Beginn dieses Jahrhunderts die Kirche zum Theil restaurirt und neu geschmückt. Sie war ein gothischer Bau, dessen Mauerkanten aus behauenen und geschliffenen rothen Steinen gefügt waren. Sie ging unter der Türkenherrschaft zu Grunde. Ein ungenannter Schriftsteller berichtet im Jahre 1827, die Mauern seien in seinen Kinderjahren noch mannshoch gewesen, zwei Reihen von je sechs Säulen hätten halb aus dem Boden hervorgeragt und sieben Altäre noch wohlerhaltene Tische gehabt, auch habe er wappengeschmückte Grabsteine aus rothem, schwarzem, weißem und blauem Marmor gesehen, doch all dies sei im Jahre 1826 schon dermaßen vernichtet gewesen, daß man selbst die Stätte der Kirche nicht mehr unterscheiden konnte. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde aus den dort gesammelten Steinen der Vergnügungsort „zur schönen Schäferin", später die Kirche auf dem Franzenshügel und noch ein Wirthshaus erbaut. Gegenwärtig bezeichnen der vormalige Klosterbrunnen und etliche Steinblöcke den Ort, wo einst der schöne Bau gestanden.

Ludwig der Große verlegte im Jahre 1346 den königlichen Hof von Visegrád nach Ofen. Damit beginnt die zweite glänzende Bauepoche der Hauptstadt. Eröffnet wird sie durch die Königin-Mutter Elisabeth, Karl Roberts Witwe, die Gründerin des Domes zu Kaschau. Sie ließ die Kirche der Alt-Ofner Propstei auf eigene Kosten wiederaufbauen. Ebenda erbaute sie die Klosterkirche der Clarisserinnen und stattete sie reich mit Schenkungen aus; König Sigismund lobt sie in seiner Urkunde vom Jahre 1391 als „von erstaunlicher Kunstfertigkeit" und auch Bischof Ranzanus weiß sie zu preisen. Die Königin-Witwe wurde ihrem letzten Willen gemäß 1380 daselbst begraben. Die letzte Erwähnung dieser Klosterkirche geschieht im Jahre 1494; seitdem ist sie spurlos verschollen. Auch die Propsteikirche hatte dieses Schicksal. Elisabeth und ihr Sohn Ludwig der Große gründeten 1372 Kloster und Kirche der Carmeliter in der Wasserstadt. Diese standen noch 1688 bei der Wiedereroberung Ofens und wurden den Franciscanern übergeben, die an ihrer Stelle eine neue Kirche nebst Kloster erbauten. Die Entstehungszeit der spurlos untergegangenen St. Georgskapelle, die zu Ende des XIV. Jahrhunderts an dem heutigen Platze gleichen Namens schon gestanden, kennen wir nicht.

Die Königin hinterließ die königliche Burg zu Alt-Ofen, die auch bei dem Tode Andreas' III. erwähnt wird und die sie während ihres Witwenthums ständig bewohnte, in ihrem Testamente der Gemalin Ludwig des Großen, Elisabeth. Von dieser Zeit an war sie Königinnenburg und wurde nach dem Tode der Witwe Ludwig des Großen von Sigismunds Gemalin, Barbara von Cilli, bewohnt, die sie im Jahre 1425 neu aufbauen

Hauptthor und Façade der Karlskaserne.

ließ und zu diesem Zweck um zwei Ziegelbrennermeister aus Wien ersuchte. Später war ihre Tochter Elisabeth, Gemalin Albrechts von Österreich, sodann Katharina, erste Gemalin des Königs Matthias, nach ihrem Tode die Witwe Johannes Hunyadis, Elisabeth, und schließlich Beatrix, zweite Gemalin des Königs Matthias, Eigenthümerin und Bewohnerin der Königinnenburg. Die Letztere ließ sie abermals umbauen, ohne Zweifel durch einen italienischen Baumeister. Aus alledem folgt, daß die Königinnenburg im XIV. und XV. Jahrhundert das bemerkenswertheste weltliche Gebäude der Hauptstadt gewesen sein muß. Die Türken haben sie zerstört. Wir können nur muthmaßen, daß sie auf dem jetzigen Königshügel gestanden.

Karl Robert besaß eine große Hofburg in der Festung Ofen neben dem jetzigen Wiener Thor. Auch das dortige Haus Ludwig des Großen kann kein unbedeutender Bau gewesen sein. Der jüngere Bruder Ludwig des Großen, Prinz Stefan, ließ am Südende des Festungsberges den nach ihm benannten Thurm errichten, dieses merkwürdige und gewaltige Bauwerk, das zur königlichen Burg gehörte. Verschiedene Vornehme des Landes hatten auch unter Ludwig dem Großen Häuser in der Ofener Festung, aber erst unter seinem Nachfolger Sigismund wurde es Sitte, ja nothwendig, daß jeder kirchliche und weltliche Magnat daselbst ein Haus habe. Dieser Herrscher hat Ofen im wahren Sinne des Wortes zur königlichen Residenz gemacht. Auch er selbst hielt sich dort häufig und längere Zeit auf; dort hielt er die Reichstage ab und empfing zahlreiche fürstliche Gäste. Unter seiner Regierung nahm die weltliche Baukunst in der Hauptstadt einen kräftigeren Aufschwung im Gegensatz zur kirchlichen Architektur der früheren Jahrhunderte; er berief Baumeister und Steinmetze aus Frankreich und entwickelte dadurch die Bautechnik. Die Königsburg am Südende des Festungsberges ließ er gegen Norden durch Einbeziehung eines Theiles des Stadtgebiets bedeutend erweitern, rings mit starken Mauern umgeben, auf diesen einen bedeckten Gang errichten und dann einen gewaltigen Palast bauen, der mit einem viereckigen Donjon und noch sechs anderen Thürmen versehen war und im Gegensatze zur alten Burg schon während des Baues den Namen „frischer“ (neuer) Palast erhielt. Überdies erbaute er vor der königlichen Burg eine dem heiligen Sigismund geweihte Kirche und ein Collegiatkapitel.

Die von Sigismund begonnenen, aber nicht vollendeten Bauten wurden nachher durch König Matthias zu Ende geführt, der außerdem in der königlichen Burg eine Kapelle und mehrere neue Gebäude errichten ließ, alle Innenräume mit reichem Schmuck versah und so die architektonische Pracht der Königsburg vervollständigte. Von all dieser Herrlichkeit ist nichts erhalten. Die schriftlichen und bildlichen Quellen genügen alle zusammen nicht, um unserer Phantasie ein wenn auch nur annähernd treues Bild der königlichen Burg zu vermitteln, so wie sie am Ende des XV. Jahrhunderts bestand. Die

Beschreibungen der Augenzeugen sind sehr lückenhaft; diese Meister der allgemeinen Verhimmlungen schweigen von dem Äußeren der Bauwerke. Über Sigismunds Palast erfahren wir von ihnen wenigstens, daß er ein massiger, gewaltiger Bau war; über die Bauten Matthias' sagen sie nicht einmal so viel. Sie beschäftigen sich meist mit dem Inneren der Gebäude. Sie erwähnen mit vergoldetem Schnitzwerk geschmückte Plafonds und Büchergestelle, aus Marmor gehauene Thür- und Fensterpfosten, prächtige Treppen und Säulengänge, ein ehernes, mit Reliefs verziertes Thor, einen Brunnen und Bildsäulen aus Marmor. Wir wissen, daß die florentinischen Architekten Chimenti Camicia, Baccio Cellini, Benedetto da Majano (letzterer auch Bildhauer), der bolognesische Architekt Aristotele Fioravanti, ferner die dalmatinischen Baumeister und Bildhauer Jakob und Johann von Trani in Matthias' Diensten gestanden. Wir dürfen also schließen, daß der Palast Sigismunds vielleicht in französischer Renaissance erbaut war, die Bauten des Königs Matthias aber einer italienischen Renaissance von königlicher Pracht angehörten, die, wie es denn doch scheint, das meiste Gewicht auf die Ausschmückung des Inneren legte. Dies ist auch wahrscheinlich, denn man darf schwerlich voraussetzen, daß er zu jener Zeit aus Italien so viele fähige Arbeiter habe erhalten können oder gar daheim so viele gefunden habe, als nothwendig waren, um einen italienischen Renaissancepalast größeren Stiles in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu erbauen. Auf der Ansicht der Schedelschen Chronik sieht man am äußersten nördlichen Ende ein dreistöckiges Gebäude mit Rundbogenfenstern, Erkern und einer Giebelmauer, deren beide Kanten einwärts geschweift sind,

Thor des ehemaligen Palais Graffalkovich.

während sie oben mit einem doppelten Wappenschild geschmückt ist. Südlich von diesem sehen wir die Langseite eines anderen hohen, mit steilem Dach gedeckten Gebäudes, das auf der Basteimauer zu stehen scheint. Ferner sehen wir mehrere Thürme mit Helmdächern und Gebäude mit Giebelmauern, sowie einen sechseckigen, mit Thürmchen verzierten Thurm; dann wieder ein Haus mit hohem Dach, dessen Giebelwand nach Süden gerichtet ist. Hinter diesem erhebt sich auf dem südlichsten Punkte der Königsburg ein kühner Thurm, dessen Helm ein vorspringender Söller umzieht. Mit Ausnahme der beiden am Nordende stehenden Gebäude ist die ganze Burg von dem auf den Basteien angelegten Säulengang umzogen. Dieses Bild kann nur als Beweis dienen, daß in der Königsburg mehrere Gebäude standen und daß deren Wirkung durch zahlreiche höhere und niedrigere Thürme und Erker gesteigert war. Über die künstlerischen Eigenschaften der königlichen Burg suchen wir da vergebens Aufschluß. Von der Baukunst der italienischen Renaissance ist daran kein Zug zu finden. Wenn wir also die Glaubwürdigkeit dieses Bildes auch nur hinsichtlich der allgemeinen äußeren Erscheinung der Bauten gelten lassen, so müssen wir leugnen, daß in der Festung Ofen ein italienischer Architekt des XV. Jahrhunderts auch nur das Geringste gebaut habe. Zweifellos sind die Vertheidigungswerke der Festung im Laufe des XV. Jahrhunderts unter Sigismund und Matthias vollendet worden. Wir dürfen annehmen, daß ihre nördliche und südliche Schmalseite und wohl auch die westliche Langseite durch Basteien geschützt waren, die der Donau zugekehrte östliche Seite aber frei blieb und theils durch die von der nördlichen und südlichen Ecke bis zur Donau hinabgezogenen Mauern vertheidigt wurde, theils aber auf dieser Linie die Häuser so angelegt waren, daß ihre Außenseite als Schutzwall diente. Die Festung hatte drei Thore: das Thor St. Johann des Täufers (in der Gegend des jetzigen Franz Josefs-Thores), diesem gegenüber an der Westseite das Juden-Thor (jetzt Stuhlweißenburger Thor) und am Nordende das Samstags-Thor (ungefähr das jetzige Wiener Thor).

Von der Bauweise der vornehmen und bürgerlichen Wohnhäuser wissen wir wenig. Es ist von ihnen nichts erhalten geblieben, als in der Festung die gothischen Fragmente unter dem Thore der Häuser: Landhausgasse 26 und Herrengasse 34, 38 und 40. Bei der Enge des Raumes waren die Häuser sehr schmal und auch nach innen nicht tief; sie hatten vorne zwei, höchstens drei Fenster; meist waren sie aus Fachwerk gebaut, wenigstens läßt sich dies aus dem Umstande folgern, daß es in den Urkunden immer eigens erwähnt wird, wenn von einem steinernen Hause die Rede ist.

Aus dem XV. Jahrhundert sind zwei Denkmäler der kirchlichen Baukunst erhalten geblieben. Von dem durch König Matthias 1470 erbauten und neuestens abgetragenen gothischen Thurm, der keinesfalls von Italienern gebaut war, haben wir bereits gesprochen. Auch dieser Thurm beweist, daß die neue Kunst bei uns auf dem Gebiete der kirchlichen

Baukunst selbst in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts noch nicht heimisch geworden war. Das heutige Chor der Pfarrkirche in der inneren Stadt zu Pest hat seine jetzige Form vielleicht nach wiederholter Umgestaltung und Erneuerung des früheren romanischen Baues im XV. Jahrhundert erhalten. Das Chor ist eine dreischiffig angeordnete Hallenkirche, das heißt, Mittelschiff und Seitenschiffe haben gleiche Höhe. Die Seitenschiffe umgeben das Mittelschiff in der Gestalt eines Umganges und bilden einen Chorabschluß von fünf, dem Achteck entnommenen Seiten. Die Seitenschiffe sind vom Mittelschiff durch zwei Reihen von je sechs Pfeilern auf hohen Sockeln getrennt. Das östliche Pfeilerpaar hat, indem

Das alte städtische Redoutengebäude vor 1849.

es der Linienrichtung der als halbkreisförmiger Chorumgang schließenden Seitenschiffe folgt, einen geringeren Zwischenraum; es bekundet in seiner Bildung den Niedergang der gothischen Baukunst. Das erste und zweite Pfeilerpaar steht mit der flachen Seite, die übrigen mit der Kante zur Längenachse. Die Pfeiler sind durch dickere, den Gewölbgurten entsprechende, und durch schlankere, den Gewölbrippen entsprechende Halbsäulenschäfte gegliedert. Die Zwischenräume der Gliederungen sind gekehlt. Die Säulencapitäle weisen regelmäßiges Laubornament auf. Die spitzbogigen Wandfenster erstrecken sich bis zur Stichkappe hinauf. Auch zu Anfang des XVI. Jahrhunderts wurde Einiges an der Kirche gebaut, was es war, wissen wir jedoch nicht, diese Thätigkeit scheint sich mehr auf die Ausschmückung einzelner Theile im Renaissancegeschmack beschränkt zu haben. Darauf weisen die in den nordwestlichen Thurm eingemauerten Reliefarbeiten, sowie der am

Südportal angebrachte Kirchenstock und der ebenda befindliche Weihbrunnen. Aus dieser Zeit, 1507, stammen die beiden in die südliche und nördliche Wand eingefügten Pastophorien des Chores. Beide sind aus rothem und gelblichem Marmor gearbeitet und reich ornamentirt; es sind die bemerkenswerthesten Renaissancedenkmäler, die wir besitzen. Die westliche Stirnseite des Schiffes, sowie die Thürme wurden, da sie durch die Unbilden der Türkenherrschaft in Trümmer gesunken waren, zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts abgetragen und es entstanden das jetzige Schiff mit seinem Tonnengewölbe und die Façade mit den beiden Thürmen im gesunkenen Barockstil. Bei der neuestens durchgeführten Restaurirung wurde das Innere des Chores farbig ausgemalt und reich vergoldet; doch leidet die harmonische Wirkung des bunten Schmuckes unter der großen Helle, welche durch die Fenster des Schiffes hereinströmt.

Von den Bauten der Türken sind nur zwei erhalten: das mit einer Kuppel überwölbte, von oben erleuchtete jetzige große Bassin des Blocksbades, von Mustapha, Pascha von Ofen, im Jahre 1556 gebaut, ferner die bescheidene achteckige, von einer Kuppel gekrönte Moschee auf dem Rosenhügel, die dem im XVI. Jahrhundert gestorbenen türkischen Heiligen Gül Baba, dem „Vater der Rosen", als Grabmal dient.

Von der Rückeroberung Ofens bis zur neuesten Zeit.

Die 145jährige Türkenherrschaft hat Budapest um die Entwicklung der durch König Matthias eingebürgerten Renaissance-Architektur gebracht. Die etwa schon vorhandenen Renaissancebauten gingen unter den Türken zu Grunde, neue konnten nicht entstehen, und so besitzt die Hauptstadt nicht einmal ein Andenken an diese Bauperiode. Während hier die Türken herrschten, machte die Baukunst der westlichen Länder eine große Umwandlung durch. Zur Zeit der Rückeroberung Ofens war allerorten bereits der Barockstil verbreitet. Allerdings hätte die Wiederherstellung der gänzlich zerstörten Schwesterstädte reichliche Gelegenheit geboten, in der damals modernen Bauweise mit dem gebildeten Westen Schritt zu halten, allein die ungünstigen Verhältnisse des Landes und der Hauptstadt, besonders aber das gänzliche Fehlen der materiellen und künstlerischen Bedingungen zu größeren Schöpfungen der Bauherren und Baumeister verhinderten hier jeden Aufschwung des Bauwesens. Dreißig Jahre nach der Rückeroberung, am Anfang des XVIII. Jahrhunderts, begann die Thätigkeit ganz langsam und ausschließlich mit Hilfe von fremdem geistigen Capital.

Mit der jetzigen Universitätskirche, damals Paulinerkirche, beginnt die Reihe der Gebäude von einiger künstlerischer Bedeutung. Ihr Grundstein wurde am 25. Mai 1715 gelegt, doch wurde sie erst 1776 vollendet. Der Name des Architekten ist unbekannt; aller

Treppenhaus des ungarischen Nationalmuseums.

Wahrscheinlichkeit nach haben die Mönche den Plan aus dem Auslande, und zwar aus der nächsten westlichen Nachbarschaft erhalten. Er entspricht der barocken Bauart, wie sie sich seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts von Italien aus über die ganze katholische Welt und auch in den westlichen Nachbarländern Ungarns verbreitet hatte. Die Kirche kann sich zwar mit den großartigen Schöpfungen anderer Länder um diese Zeit nicht messen, ist aber doch wegen ihrer schönen Verhältnisse und verständigen Anordnung, wegen des harmonischen Aufbaues und des heiteren, reichen Innern bemerkenswerth. Das einfache Äußere ist durch Pilaster gegliedert, die beiden, die Giebelmauer der Façade flankirenden Thürme haben zwiebelförmige Helmdächer. Die Kirche ist einschiffig, an die Stelle der Seitenschiffe treten Kapellen, zwischen deren breiten rundbogigen Öffnungen die Wände des Schiffes durch korinthisirende Pilasterpaare gegliedert sind, über denen ein kräftig gebildetes Hauptgesims verläuft. Die Decke ist ein durch die Fenster und deren Gewölbekappen eingeschnittenes und durch Gurten in Felder getheiltes Tonnengewölbe, dem die Scheidewände der Kapellen als starke Stützen dienen. Das Chor ist vom Schiffe durch einen auf zwei gewaltigen Säulen ruhenden Triumphbogen getrennt. Das Chor besteht aus einem viereckigen Raume, der sich dem Schiff anschließt, und einer eliptischen Nische, die als Altarstelle dient; ersterer ist durch ein abgeschnittenes Kugelgewölbe, letztere durch eine Halbkuppel gedeckt. Im Hintergrunde des Altars erhebt sich ein barockes Säulengebilde, mit lebhaft bewegten Figuren geschmückt und von prächtiger Wirkung. Auch die Altäre der Kapellen sind sehr reich. Die Wände und Pfeiler, die großen Säulen des Triumphbogens, das Hauptgesims, sowie der Säulenaufbau hinter dem Hauptaltar sind in buntem Stuckmarmor gehalten. Die Decke des Schiffes, Chores und der Kapellen ist durch gemalte Architektur gegliedert; die Felder der Decke enthalten Fresken von lebhaftem Colorit, Arbeiten des vortheilhaft bekannten niederösterreichischen Malers Johann Bergl aus dem Jahre 1776, wie eine Inschrift auf dem Orgelchore bezeugt.

Das zweite bemerkenswerthere kirchliche Gebäude aus dieser Zeit ist die Pfarrkirche in der Ofner Wasserstadt. Ihr Bau begann im Jahre 1740 nach einem Plane, der unter zwanzig aus Italien bezogenen Entwürfen ausgewählt worden; der Urheber desselben ist unbekannt. Die Kirche wurde 1746 vollendet. Ihr Äußeres ist dem der Universitätskirche ähnlich, aber in der Durchbildung besser gelungen. Besonders schön sind die schlanken Helmdächer der beiden Thürme; die Giebelmauer zwischen den Thürmen schließt oben mit einem bogenförmigen Gesimse. Im Innern der nach äußerem Anschein langschiffigen und mit steilem Satteldach gedeckten Kirche erhebt sich ein zweites Gebäude von centraler Anordnung, das sich nach außen durch nichts andeutet. Dieser Centralbau ist von achteckigem Grundriß und mit einer Kuppel gedeckt; in der Richtung seiner beiden Axen schließt sich ihm auf vier Seiten je eine Apsis an, deren Abschluß die gerade Mauer des äußeren

Die Kettenbrücke.

Gebäudes bildet. Die am Eingange liegende Apsis, sowie die ihr gegenüber befindliche, die als Chor dient, sind tiefer, die rechts und links liegenden sind seichter und enthalten jede einen Seitenaltar von reichem Rococoschmuck. Die unregelmäßigen Räume zwischen den Außenmauern und den Mauern des inneren Centralbaues sind durch ein Stockwerk untergetheilt. In die neben dem Eingang befindlichen sind die Thürme hineingebaut und sie sind deshalb kleiner, von dem neben dem Chor befindlichen dient der untere Theil des einen als Sakristei und in dem anderen ist das heilige Grab aufgestellt. Ihre oberen Stockwerke sind Oratorien. Die beiden nach dem Chore gerichteten, breit geöffneten und mit skulptirter Steinbrüstung versehenen Oratorien sind prächtig, sie sind die besten Details des Inneren. Das mit Malerei geschmückte Kugelgewölbe des Chores und der hinter dem Altar befindliche Säulenaufbau, dessen Statuen die Mitglieder der Familie Marias darstellen, sind gleichfalls von sehr guter Wirkung.

Die im Laufe des XVIII. Jahrhunderts erbauten, aber künstlerisch weniger bedeutenden Kirchen in Ofen sind: die Kirche der Elisabethinerinnen, die der Franciscaner, die früher den Augustinern gehörte, und die Tabaner Pfarrkirche. Die letztere brannte im Jahre 1802 ab und wurde erst nach mehreren Jahren wieder aufgebaut. Pest besitzt aus diesem Jahrhundert die Kirche der Dominicaner, gegenwärtig der Englischen Fräulein, die der Franciscaner und der Serviten. Die letztere hat durch unlängst vorgenommene Renovirung ihr barockes Äußere gänzlich eingebüßt.

Unter den weltlichen Gebäuden der Hauptstadt, die in der Zeit nach der Türkenherrschaft entstanden, ist das älteste und zugleich bedeutendste die Karlskaserne, deren Bau unter der Regierung Karls III. im Jahre 1716 begann. Nach den Plänen des kaiserlichen Architekten Anton Eberhard Martinelli war sie zur Aufnahme von 4.000 Invaliden bestimmt und sollte vier Höfe erhalten, doch sind nur die Hauptfaçade und die Seitenflügel von zwei Höfen fertig geworden, worauf, wie die Inschrift auf der mittleren Attika über der Façade besagt, im Jahre 1728 das Gebäude als vollendet betrachtet wurde. Palastartig ist das dreistöckige Gebäude nicht zu nennen, doch hat der Architekt, den Überlieferungen seines Vaters, Dominik Martinelli, folgend, ein Werk geschaffen, das seinem großen Umfange und den entsprechenden großen Verhältnissen nach monumentalen Charakter hat. Die Façade von 190 Meter Länge ist durch fünf Gruppen von Pilastern gegliedert, die vom ersten Stockwerk bis zum Hauptgesims reichen. Die beiden seitlichen Thore, die mit je einem größeren und zwei kleineren Eingängen in die zwei Höfe führen, sind mit Pilastern, je zwei kleineren Reliefs und oberhalb mit je vier römischen Trophäen geschmückt. Am bedeutendsten wirkt der mittlere Theil der Façade, besonders das Thor, dessen auf zwei Säulen ruhender, gesimsgeschmückter Giebel mit drei charakteristischen Barockfiguren gekrönt ist. In der Mitte steht die mächtige Gestalt des Atlas, der

auf gebeugten Schultern mit großer Kraftanstrengung die Erdkugel trägt; ihm zur Seite stehen zwei weibliche Gestalten, deren eine den Krieg, die andere den Frieden symbolisirt. Die gerade Linie des Hauptgesimses ist durch drei Attiken belebt, auf denen gleichfalls allegorische Statuen stehen, während ihr Giebel den kaiserlichen Adler trägt. Hinter der mittleren Attika erhebt sich aus dem Dache ein einfacher Thurm und bezeichnet die zweistöckige geräumige Hauskirche in dem die beiden Höfe trennenden Flügel, die jedoch später

Eingang des Tunnels von der Kettenbrücke her.

zu Mannschaftszimmern umgebaut wurde. Von der ehemaligen Kirche sieht man jetzt nur noch die im Erdgeschoß erhaltenen Säulen und das Tonnengewölbe im zweiten Stockwerk.

Das sogenannte Zeughaus, welches Karl III. in der Ofner Festung erbaute, ist ein einfaches einstöckiges Gebäude, dessen Thor und Giebel jedoch erwähnenswerthe Barockwerke sind. Auf den zwei Thorsäulen stehen zwei römische Kriegerstatuen, das Giebelfeld über der Mitte des Hauptgesimses ist mit einem kaiserlichen Adler in Relief und kriegerischen Emblemen ausgefüllt, an den beiden Ecken des Giebels stehen römische Trophäen, während auf ihrem First sich eine kühn gebildete Herkulesfigur erhebt, die mit mächtigem Streiche die siebenköpfige Hydra niederschlägt.

Das königliche Schloß ist das hervorragendste Gebäude der Hauptstadt aus der Zeit Maria Theresias. Es nimmt am südlichsten Ende des Ofner Festungsberges ungefähr die Hälfte des Raumes ein, auf dem die unter der Türkenherrschaft in Trümmer gesunkene und später abgetragene Königsburg gestanden. Sie wurde durch den kaiserlichen Architekten und Oberingenieur Josef Hillebrand im Jahre 1748 begonnen und 1777 vollendet. Das Schloß hat gegen Westen einen für Barockschlösser charakteristischen offenen Hof in Hufeisenform, die Seitenflügel bilden je einen geschlossenen Hof, im nördlichen Flügel befindet sich die nach St. Sigismund benannte Hofkapelle. Das nach Josef Hillebrands Plänen erbaute Schloß war zwei Stockwerke hoch. Der vorspringende Mitteltract der gegen die Donau gewendeten, 170 Meter langen Hauptfaçade war seiner ganzen Länge nach durch Pilaster gegliedert, welche vom Hauptgeschoß bis zum Hauptgesimse reichten, vor den vier mittleren Pilastern aber standen vier römische Säulen, die einen offenen Erker bildeten. Über diesen erhob sich ein dreieckiger Giebel und hinter diesem ein schlanker, kuppelartiger Thurm, zu dessen beiden Seiten, sowie an den beiden gleichfalls durch Pilaster und Säulen gegliederten Enden des Gebäudes sich je ein Mansardendach erhob. Dieses Äußere des Palastes war trotz der günstigen Lage von bescheidener Wirkung.

In den wenigen erwähnten Gebäuden der Hauptstadt, die aus der Zeit Karls III. stammen, bekundet sich der Geist jener Architekten, die am Ende des XVII. und am Anfang des XVIII. Jahrhunderts in Wien die Barockarchitektur vertraten. Es sind dies: Johann Bernhard Fischer von Erlach, Dominik Martinelli und Lukas Hildebrand, echte Meister einer den örtlichen Verhältnissen angepaßten großartigen Anordnung, harmonisch wirkender großer Verhältnisse und einer mitunter übermäßigen decorativen Pracht. Im Bauwerke Josef Hillebrands dagegen wiederspiegelt sich getreulich der Niedergang der Wiener Architektur, wie er nach dem Tode jener Meister, noch unter Maria Theresias Regierung, plötzlich eingetreten. Bei der Belagerung im Jahre 1849 wurde das Schloß vielfach beschädigt; diese Schäden wurden zu Anfang der Fünfziger-Jahre ausgebessert, gleichzeitig erhielt der Mitteltract der Hauptfaçade ein drittes Stockwerk, die vier Säulen des offenen Erkers wurden um zwei vermehrt, der Giebel beseitigt und der kuppelartige Thurm durch ein Mansardendach ersetzt. Doch haben diese Umwandlungen dem Schlosse nicht jene Großartigkeit verliehen, die ihm auch früher gefehlt hat.

Ein für die Architektur zu Anfang der Regierung Maria Theresias charakteristisches Werk besaß die Hauptstadt in dem ehemaligen Palais Grassalkovics, das an der Stelle des Hauses Nummer 2 in der Hatvanergasse stand und vor einigen Jahren abgetragen wurde. Es war kein besonders hervorragender Bau, hatte aber ein erwähnenswerthes Portal, zu dessen beiden Seiten auf säulenförmigen Sockeln zwei männliche Statuen von mächtiger Musculatur einen Balcon stützten. Aus derselben Zeit stammt das, allerdings

Der Palast der ungarischen Akademie der Wissenschaften.

weniger gelungene Thor mit Balcon des Hauses Strickergasse 10. — Nach der Rückeroberung der Festung Ofen beschränkte sich die Bauthätigkeit in Ofen, wie in Pest, obwohl es an reichlicher Gelegenheit und dringendem Bedürfniß nicht fehlte, über hundert Jahre lang auf das Allernothwendigste. Allgemeine Erschöpfung und in jeder Hinsicht ungünstige Verhältnisse bewirkten dieses Daniederliegen, dem aber zu Anfang des XIX. Jahrhunderts ein erfreulicher Aufschwung folgte. Die linksseitige Zwillingshälfte der Hauptstadt war schon durch ihre natürliche Lage so begünstigt, daß sie am Anfang dieses Jahrhunderts mit dem Wiedererwachen des nationalen Geistes sich in größerem Maßstab zu entwickeln begann; nicht weniger wichtig aber war es für sie, daß sie das Glück hatte, im Palatin Josef, der schon 1808 eine Verschönerungscommission bildete, und in Stefan Széchenyi, der die Stadt zum nationalen Mittelpunkt erhob, Freunde zu gewinnen, die das einfache Krämerstädtchen nach dem Muster der modernen Großstädte organisirten und entwickelten.

Am Beginn dieser lebhafteren Thätigkeit ist die den einfachen Formen der classischen Kunst nachstrebende classicisirende Baukunst hierhergelangt, die in Frankreich und den anderen westlichen Ländern die ideenreiche, kühne und prächtige, aber oft ausschweifende und schließlich verflachte Barockkunst schon um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts abgelöst hatte. Nun war die Glanzzeit der Wiener Baukunst vorüber, welche so viele und großartige Schöpfungen hinterließ, daß für den nachfolgenden Classicismus wenig zu thun übrig blieb, umso weniger, als dort auch die Verhältnisse eine ungünstige Wendung nahmen. Hingegen bot sich in der neu erstehenden Hauptstadt Ungarns dieser neuen Richtung der Baukunst ein weites Feld, wenn auch ihre ohnehin schwache Kraft über Wien noch mehr verwässert hierher gelangte. Ihr hervorragendster Vertreter war der aus Wien stammende Architekt Michael Pollak, der sich im Jahre 1804 zu Budapest niederließ und im folgenden Jahre seine Thätigkeit begann, indem er den Bau des alten deutschen Theaters am heutigen Giselaplatz nach den Plänen des Wiener Hofarchitekten Amon ausführte. Auf der Donauseite dieses Baugrundes begann er bald darauf den 1830 vollendeten Bau der städtischen Redoute; zwischen 1829 und 1835 erbaute er das Ludoviceum. Dies waren damals in der Hauptstadt die bedeutendsten Gebäude classicisirenden Stils. Das Theater brannte 1847 ab, seine Mauern wurden am Anfang der Siebziger-Jahre abgetragen und an jener Stelle das Haas'sche Zinshaus erbaut; das alte Redoutengebäude wurde ein Opfer des Bombardements im Jahre 1849; das Ludoviceum verlor durch seinen kürzlich erfolgten Umbau den classicisirenden Charakter.

Von 1837 bis 1847 erbaute Pollak sein künstlerisch bedeutendstes Werk, das ungarische Nationalmuseum. Der Grundriß desselben bildet ein längliches Viereck; es ist ein freistehendes, ausgedehntes Gebäude, rings geschlossen, durch einen Querflügel in zwei Höfe getheilt und hat über seinem ziemlich niedrigen, mehr einem Unterbau gleichenden

Die Pfarrkirche in der Franzstadt.

Erdgeschoß zwei Stockwerke. In der Mitte seiner einfachen, jedes architektonischen Schmuckes entbehrenden Façade führt eine Freitreppe zu einer in Stockwerkshöhe sich erhebenden offenen Säulenhalle hinan. Die acht gewaltigen korinthischen Säulen derselben tragen als Krone des Gebäudes den Giebel, dessen Feld sieben allegorische Figuren in Zinkguß enthält: Pannonia der Kunst, Wissenschaft, Geschichte und dem Ruhme Kränze reichend; die in der rechten Ecke des Feldes liegende jugendliche Gestalt stellt die Theiß, der in der linken Ecke liegende Greis die Donau vor. Dieses Werk des Bildhauers Monti entbehrt der decorativen Kraft, es drückt überdies gar nicht den Zweck des Gebäudes aus, sondern charakterisirt mehr die Geistlosigkeit der damaligen Sculptur. In den Mauern der Säulenhallen befinden sich vertiefte Felder für Reliefs, die aber nicht gemacht wurden. Der Rahmen des als Haupteingang dienenden Thores ist der am reichsten ornamentirte Theil des Gebäudes und gleicht in Vielem dem Thore des Erechtheions zu Athen. Die Festräume des Gebäudes, die Vorhalle, in die man durch das Hauptthor gelangt, das darauf folgende Treppenhaus, die von hier aus sich öffnende Vorhalle des zweiten Stockwerks und der anschließende Prunksaal sind ohne Ausnahme ebenso einfach gehalten wie die Façade; der Architekt vermied folgerichtig die reichen, abwechslungsvollen decorativen Elemente und suchte seine Wirkung in der klaren, übersichtlichen Anordnung und der mit den einfachen Mitteln des Aufbaues: Säulen, Pfeilern, Gebälk und kühnen Flachgewölben bestrittenen Construction. Auch hat er dieses Ziel vollkommen erreicht. Die durch Säulen und Pfeiler mehrfach getheilte, mit einer Flachkuppel gedeckte Vorhalle, die bei ihrem zweiten Abschnitt nach rechts und links abzweigende Haupttreppe, deren beide Seiten im zweiten Stockwerk korinthische Säulengänge aufweisen, dann die weite, kreisrunde, durch Säulen, Pfeiler und Nischen gegliederte, kuppelgedeckte, von oben beleuchtete Halle, die dem römischen Pantheon ähnelt, schließlich der gleichfalls mit einer Säulenordnung versehene, horizontal gedeckte und von oben beleuchtete Prunksaal sind in der gleichmäßigen Großartigkeit und Feierlichkeit ihrer Wirkung der einfachen, aber doch bedeutend wirkenden Façade weitaus überlegen. Durch die zum Theil in neuerer Zeit hinzugefügte verschiedenfarbige Stuckmarmorverkleidung der Säulen, Pfeiler und Wände wird der architektonische Eindruck dieser Räumlichkeiten ein freundlicherer, während das Treppenhaus in den geschichtlichen Malereien von Karl Lotz und Moriz Than einen bedeutenden Schmuck erhalten hat. So ist dieser Bau auch jetzt noch mit Recht ein Stolz der Hauptstadt, denn er wird unter den Bauten seiner Zeit von wenigen erreicht, in der Hauptstadt aber ist seitdem kein Gebäude entstanden, das ihm an Wirkung gleichkäme.

Außer Michael Pollak hatten noch drei Architekten ihr Theil an der damals so lebhaften Bauthätigkeit. Josef Hild erbaute von 1827 bis 1830 das Handelsstandsgebäude, dessen mit seiner Säulenhalle ansehnlich wirkende Façade noch jetzt einen

Die Pfarrkirche in der Leopoldstadt.

Schmuck des Franz Josefsplatzes bildet. Von ihm rührt auch der erste Plan der Leopoldstädter Pfarrkirche her, deren Bau im Jahre 1851 begann. Das durch Matthias Zitterbarth (1835 bis 1840) erbaute Nationaltheater war eines der bezeichnendsten classicisirenden Bauwerke der Hauptstadt, bis es durch seine Umgestaltung in neuerer Zeit den ursprünglichen Charakter gänzlich verlor. Matthias Zitterbarth schuf auch (1838 bis 1841), nachdem der durch die Überschwemmung von 1838 beschädigte Theil des Comitatshauses abgetragen worden, den Neubau desselben, wie man ihn seitdem zweistöckig und mit einer Säulenreihe vor der Façade stehen sieht. Franz Kasselik endlich baute das jetzt sogenannte alte Rathhaus (1844), in dem uns die letzte Vertrocknung der classicisirenden Bauweise vor Augen tritt. Es hat nachträglich ein drittes Stockwerk erhalten, wobei die Façade ihre vom ersten Stock bis zum Hauptgesims reichenden Pilaster, die Attika über dem Hauptgesims mit den ihr aufgesetzten Statuen, sowie den aus der Mitte der Front aufstrebenden Thurm behalten hat.

In diesen öffentlichen Gebäuden erschöpft sich jedoch die Thätigkeit der erwähnten Architekten nicht, und noch weniger geben sie ein vollständiges Bild von der Rolle des Classicismus im Bauwesen der Hauptstadt. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden zwei vorstädtische Pfarrkirchen, deren jede gleichsam die Richtung für die zukünftige Entwicklung der linksufrigen Stadt aussteckte. Die Theresienstädter Kirche (1794) ist einthürmig und einschiffig, die Josefstädter Kirche (1797) hat zwei Thürme, aber nur ein Schiff. Beide sind kunstlos classicisirende Gebäude. Die gleichfalls classicisirende, aber künstlerisch kaum bedeutendere Kirche der Reformirten ist 1803, die der Evangelischen Augsburger Confession 1805 erbaut. Unter den Privathäusern verdient Erwähnung der einstöckige Palast (Seminärgasse 6) des Grafen Franz de Paula Zichy, dessen Balcon mit einem schmiedeeisernen, noch an Barockkunst erinnernden Geländer auf vier glatten Säulen ruht, während seine Attika mit künstlerisch werthlosen mythologischen Reliefs und Statuen geschmückt ist. Der einstige gräflich Sándorsche Palast, jetzt Palast des Ministerpräsidenten, ist gleichfalls einstöckig; vor seinem Erdgeschoß tragen freistehende dorische Säulen den quer durch die ganze Façade ziehenden Balcon; über den Fenstern des Oberstocks enthalten vertiefte Friese Reliefdarstellungen; in dem großen Giebelfelde, das die Mitte der Façade krönt, verkünden schlanke römische Ziffern die Dürre der damaligen Kunst und das Entstehungsjahr des Gebäudes (1806). Michael Pollak erbaute den Palast, Schöne Gasse 6, ehemals dem Grafen György, jetzt dem Grafen Géza Szapáry gehörig. Die beiden ganz glatten Fronten dieses Gebäudes haben gar keinen anderen Schmuck als Reliefs, die in vertiefte fensterbreite Friese eingefügt sind; seine schön gegliederte, säulengetragene Thoreinfahrt jedoch bezeugt, daß Pollak mittelst der constructiven Elemente auch auf beschränkterem Raume Dispositionen

von harmonischer Wirkung zu gestalten wußte. Josef Hild liebte namentlich kühn construirte Gewölbe, wofür als beinahe unglaubliches Beispiel und zugleich architektonisches Curiosum das Kaffeehaus „Zur Königin von England" erwähnt sein mag.

Außer diesen Gebäuden weisen die älteren Stadttheile, in Ofen die Gassen der Festung und Wasserstadt, in Pest der Franz Josefs-, Gisela-, Elisabeth-, Josefs- und Deákplatz, die Palatin-, Dorothea- und Waitznergasse, der Karlsring seiner ganzen Länge

Palais Alois Graf Károlyi in der Esterházygasse.

nach und noch andere, auf Schritt und Tritt Privathäuser aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf, welche größtentheils Werke der genannten Meister sind. Es gibt unter ihnen einige, deren mit Säulenordnungen und Giebeln geschmückte Fronten auf größere Wirkung berechnet sind, dann wieder solche, deren Façaden durch bescheidene Pilaster gegliedert erscheinen oder sich mit dem noch einfacheren Schmuck einer classischen Götter- oder Heroenbüste, in Form eines Medaillonreliefs, oder mit einem Blumen- und Blättergewinde, meist aber auch mit noch weniger begnügen. Aber, so einfach und bescheiden sie sind, so wenig sie als künstlerische Schöpfungen entsprechen wollen, fehlt es ihnen doch nicht an einem gewissen Erkennungszeichen des Classicismus, und sie sind jedenfalls

insofern interessant, als sie beweisen, wie sehr der classicisirende Geschmack den am Anfang dieses Jahrhunderts beginnenden Neubau Budapests beherrschte. Und während Wien sein bauliches Gepräge durch die in großen Verhältnissen angelegten, prächtig durchgeführten Barockbauten erhält, sind die über etwa hundert Jahre jüngeren Baudenkmäler des alten Pest phantasielose, trockene, schlichte Gebäude classicisirender Art.

Ein Bauwerk besitzt Budapest, das, obgleich aus der nämlichen Zeit stammend, wie die Mehrzahl der eben angeführten, sich von ihnen durchaus unterscheidet. Dies ist die Kettenbrücke. Ihr Bau, nach den Plänen des englischen Ingenieurs William Tierney Clark, wurde 1838 begonnen und 1848 beendigt. Seit dem 20. November 1849 dient dieses zu überwiegend praktischen Zwecken errichtete Meisterwerk der Baukunst ohne Störung dem allgemeinen Verkehr. Schlank und mit der majestätischen Ruhe der Festigkeit ragen aus dem Strombett, zwei Felsen vergleichbar, die Pfeiler auf, an denen die beiden Riesenketten, Ufer mit Ufer verbindend, aufgehängt sind. Die im Ganzen und bis in die geringste Einzelheit vernünftige, correcte Bildung der Brückenköpfe wie der Pfeiler steht im vollen Einklang mit der technischen Construction und verleiht ihr klaren Ausdruck. Und auch in die von der Natur gegebenen gewaltigen Verhältnisse der Örtlichkeit fügt sich das innerlich so harmonische Gebilde bewunderungswürdig ein. So entsteht eine zweite Harmonie, die mit der Umgebung, und die Brücke verknüpft die Donau, ihre beiden Ufer, die Massen der Gebäude zu einem einheitlichen, harmonischen Ganzen, sie bildet den bezeichnendsten Charakterzug der beiden Städte. Die in den Ketten liegende Kraft und die Erhabenheit der Wirkung dieser mit der Umgebung übereinstimmenden Verhältnisse und Formen sind gleichsam symbolisirt durch die rechts und links der Brückenköpfe auf hohen, einfachen Postamenten ruhenden Löwengestalten. Die wunderbare, in ihrer Art einzige Schöpfung des künstlerischen Genius erinnert an die classische Kunst, aber nicht so wie der zu Anfang des XIX. Jahrhunderts gangbare Classicismus, sondern wie die Renaissance des XV. Jahrhunderts sie aufgefaßt hat. Ein solches Werk konnte nur einem Geiste entspringen, der die staunenswerthen Werke der altrömischen Ingenieurarchitekten mit den Augen Brunellescos und Michelangelos betrachtete. Es bleibt ein ewiges Räthsel, wie dieser Geist gerade in einem englischen Ingenieur wohnte und gerade die ungarische Hauptstadt mit einer Schöpfung beschenkte, die in künstlerischer Hinsicht nirgends ihresgleichen findet.

Die allgemeine Abspannung, die auf die Ereignisse von 1848 und 1849 folgte, lähmte auch die Bauthätigkeit. Von 1853 bis 1855 entstand nach dem Plane Adam Clarks der Tunnel, der von dem Platz vor der Kettenbrücke durch den Festungsberg nach der Christinenstadt führt; das dorische Säulenportal desselben, mit seinen einfachen Verhältnissen von charakteristischer Gedrungenheit, ist ein erwähnenswerther Bau. In den Fünfziger-Jahren erbaute der Wiener Architekt Ludwig Förster die Synagoge in der

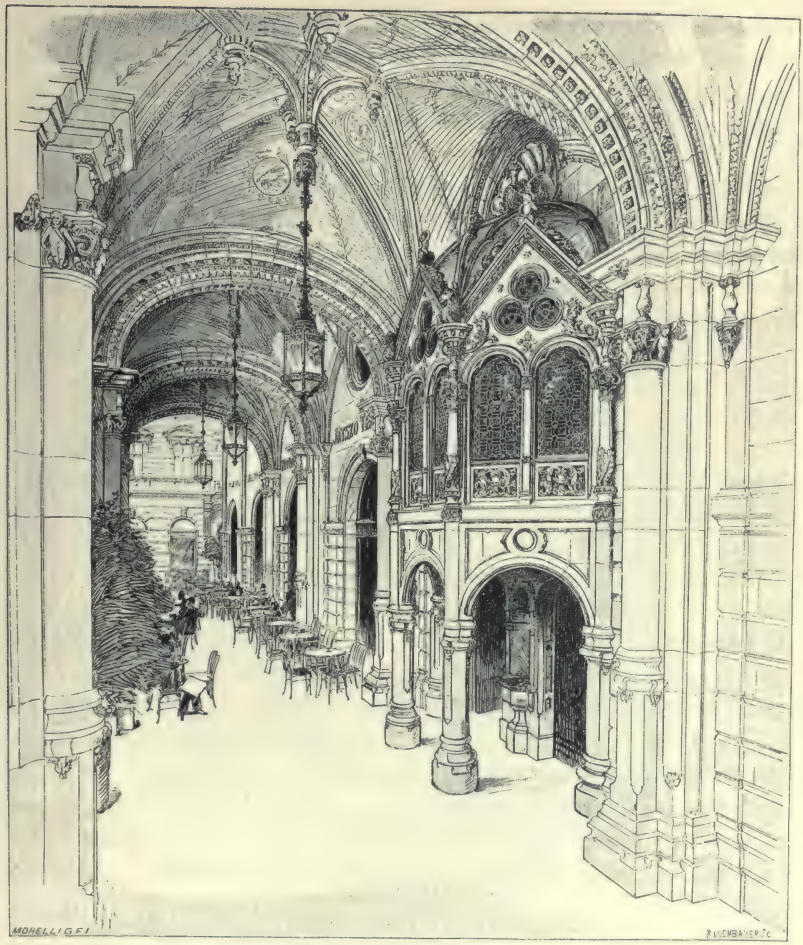
Villa Ludwig Graf Batthyány in der Andrássystraße.

Tabakgasse, einen Rohziegelbau von gemischter Farbe mit zwei kugelförmig endenden Thürmen. Es ist Alles in Allem eine weniger glückliche Nachahmung arabisch-maurischer Bauten. —

Die beiden der Zeitfolge nach nächsten öffentlichen Bauten, die Redoute und der Akademiepalast, nehmen in der Architektur der Hauptstadt eine hervorragende Stellung ein, doch steht ihre künstlerische Bedeutung nicht im Verhältniß mit dem Kostenaufwande, der in jedem Falle über eine Million Gulden betrug. Die Redoute wurde in den Jahren 1859 bis 1865 an der Stelle des bei dem Bombardement 1849 zerstörten alten Redoutengebäudes errichtet. Ihre

einstöckige, in großen Verhältnissen entworfene, richtig gegliederte Donaufronte und ihr geräumiges, imposant angeordnetes Innere erhalten ein eigenthümliches Gepräge durch das aus vielerlei Elementen gemengte, übermäßig abwechslungsvolle, auf Schattenwirkung verzichtende flache Ornament, das infolge dieser Mängel auch die gut gegliederten Massen des Baues in ihrer Wirkung beeinträchtigt. Seinem Erbauer, Friedrich Feßl, einem Künstler von nicht gewöhnlicher Begabung, schwebte ein Gebäude von originalnationalem Charakter vor Augen, er gerieth aber auf Irrwege und brachte ein Werk zustande, dem nur die Bedeutung eines mißglückten Versuches oder vielmehr einer architektonischen Sonderbarkeit zukommt. Den Schmuck des Innern bilden Wandbilder von Karl Lotz und Moriz Than, deren allegorische, sagenhafte und geschichtliche Stoffe gut gewählt sind.

Die Summe für den Palastbau der ungarischen Akademie der Wissenschaften kam durch begeisterte Opferspenden zusammen, durch welche die Nation ihrem starken Vertrauen auf sich selbst und ihren Hoffnungen auf eine günstige Gestaltung der politischen Lage Ausdruck verlieh. Der Palast wurde nach dem bei der Preisbewerbung mit dem ersten Preise gekrönten Entwurfe des preußischen Architekten August v. Stüler in den Jahren 1862 bis 1864 erbaut. Von den drei großen Abschnitten seiner zweistöckigen Fronte springt der mittlere bedeutend hervor und ist um ein ganzes Stockwerk höher als die beiden seitlichen, so daß diese zurücktretend mehr als Flügel des mittleren Hauptbaues erscheinen. Um den im Mittelbau befindlichen Prunksaal von außen recht bestimmt (und doch nicht folgerichtig) zu betonen, wurde die Wirkung einer einheitlicheren und wohlgegliederten Façade geopfert. Der Schüler Schinkels, des Meisters reingriechischer Bauweise, wich von dem strengen Grundsatze des Meisters ab und wandte sich der Renaissancekunst zu, mit deren lebendigeren Formen er den stockwerkweise durch Säulenpaare gegliederten Mitteltract der Façade verschwenderisch schmückte. Die geräumige Vorhalle ist durch zwei Reihen von Säulenpaaren aus Salzburger Marmor in drei Schiffe getheilt. Der weiterhin folgende, um etliche Stufen erhöhte Quergang mit Säulen, die von diesem ausgehende Treppe, die sich auf halber Höhe des Stockwerks in zwei spiralige Äste theilt, der dem Gang im Erdgeschoß ähnliche Corridor im oberen Stock, endlich der ohne Vorhalle, direct auf den Gang mündende Prunksaal sind keineswegs mit solcher Wirkung angeordnet, wie der bedeutsame Zweck des Gebäudes dies fordert. Die Galerie des Prunksaales ruht gleichfalls auf Säulen von rothem Salzburger Marmor und das schöne Spiegelgewölbe seiner Decke wird von Karyatiden gestützt. Neuestens ist die Öde des früheren unvollendeten Zustandes mit bestem Erfolge behoben worden durch drei an einer Saalwand ausgeführte Bilder von Karl Lotz aus der Culturgeschichte Ungarns und durch die ornamentale Deckenmalerei des Architekten Albert Schickedanz.



Arkaden am Hause des Pensionsinstituts der ungarischen Staatseisenbahnen.

Die Wiederherstellung der Verfassung des Landes im Jahre 1867 und besonders der X. Gesetzartikel vom Jahre 1870 waren für die Baugeschichte Budapests epochemachend. Diese legislative Verfügung, welche einen breiten Gesichtskreis eröffnete, war eine der größten staatsmännischen Thaten des damaligen Ministerpräsidenten Grafen Julius Andrássy; sie sichert ihm einen würdigen Platz neben dem Palatin Josef und dem Grafen

Stefan Széchenyi, den Neuschöpfern der Hauptstadt in diesem Jahrhundert. Das Gesetz verkündete die Regulirung und Hebung der Hauptstadt, da sie eine unentbehrliche Bedingung für die Entwicklung des vaterländischen Handels und Gewerbes bilde, als Landesinteresse; er stellte zu diesem Zweck der Regierung 24 Millionen zur Verfügung, die unter dem Titel eines hauptstädtischen Fonds besonders verwaltet werden sollten, auch ließ er zur Projectirung und Verwirklichung der infolge der Regulirung nothwendig erscheinenden Unternehmungen den hauptstädtischen Baurath ins Leben treten. Bei der durch diesen Rath ausgeschriebenen Preisbewerbung wurde unter zehn Bewerbern der Entwurf des Ingenieurs Ludwig Lechner mit dem ersten Preise gekrönt und mit einigen Änderungen als Grundlage für die allgemeine Regulirung angenommen.

So hatte denn auch die ungarische Hauptstadt die Bahn einer den heutigen Anforderungen des Handels und der Industrie entsprechenden Umwandlung betreten. Nach der Verfügung des Gesetzes wurde die Kettenbrücke von der Actiengesellschaft abgelöst, die Donau innerhalb der Hauptstadt regulirt und ihre beiden Ufer ausgebaut; im Zusammenhang mit diesem großen Werke erstand die Margarethenbrücke und dann die Eisenbahn-Verbindungsbrücke; als Hauptverkehrslinie wurde zuerst die Andrássystraße eröffnet, deren überwiegende Bedeutung wenigstens vorderhand noch dem Luxus angehört; ihr folgte die große Ringstraße, die von der Margarethenbrücke ausgehend von der Donau bis zur Donau geht und in wohlausgemessenem Halbkreise alle die innere Stadt umgebenden Vorstädte mitten durchschneidet; der Umkreis der inneren Stadt vom Franz Deákplatz bis zum Hauptzollamtsplatz wurde gleichfalls in eine Ringstraße verwandelt. Bedauerlich ist es, daß bei der Feststellung des Nacheinander der Regulirung nicht ausschließlich die als Hauptziel vorgesteckten Interessen des Handels und der Industrie entscheidend waren, ja selbst die natürlichen und vernunftgemäßen allgemeinen Anforderungen der Stadtregulirung außer Acht gelassen wurden, so daß man mit Berufung auf Gebäude, die man als werthvoll bezeichnete, die Regulirung der inneren Stadt und die Erbauung jener Brücke verschob, welche die schönsten und gesundesten Theile Ofens der Stadt nähergebracht hätte.

Die Baulust, zuerst durch die Hoffnung auf Besserung der politischen Lage erweckt, und später, als diese Hoffnung sich erfüllt hatte, zu noch höherem Schwung gediehen, nahm unter dem günstigen Einfluß der Regulirung so außerordentlich zu, wie sich dessen keine Stadt Europas rühmen darf. Dazu kam nun noch die merkliche Zunahme des allgemeinen Wohlstandes, die vom Staate gewährte Steuerbegünstigung und schließlich der Gesetzartikel XXXVI vom Jahre 1872, der die königlichen Freistädte Ofen und Pest, den Marktflecken Alt-Ofen und die Margaretheninsel unter dem Namen Budapest zu einer Jurisdiction vereinigte.

In der unter den Schutz des Staates gestellten und ausnahmsweiser Begünstigungen theilhaftig gemachten Hauptstadt entstand eine lange Reihe von Bauwerken. Die neuen Institute, welche das in Entwicklung begriffene Staatsleben sich als Organe geschaffen hatte, Unterricht, Kunst, Industrie, Handel erhielten palastartige Heimstätten, die Zunahme

Palais Friedrich Graf Wenckheim in der Stationsgasse.

des allgemeinen Wohlstandes prägte sich in zahlreichen Privatbauten aus, die an Glanz und Pracht mit den öffentlichen Gebäuden wetteiferten.

Als das Bauwesen der Hauptstadt diesen großen Aufschwung nahm, war der architektonische Fachunterricht noch nicht so organisirt, daß er höheren Ansprüchen genügen konnte. Aber anderseits waren auch die Zustände des Bauwesens bis dahin nicht sonderlich

geeignet, den Beruf zur Baukunst zu wecken. Wenn sich dennoch Leute fanden, die Lust und Beruf zu dieser Kunst fühlten, so mußten sie sich in Ermanglung einheimischer Lehrer und einer Schule des Baufaches ihre Ausbildung im Auslande erwerben. Es standen also zur Lösung der jetzt plötzlich so zahlreich auftauchenden architektonischen Aufgaben keineswegs sonderlich viele Kräfte bereit. Dieser Umstand mag als Erklärung und einige Entschuldigung dienen angesichts jenes trostlosen, durchaus nicht künstlerischen Durcheinanders, das die Bauten der Sechziger- und Siebziger-Jahre allgemein kennzeichnet.

Unter den damals aufgetauchten Architekten war Nikolaus Ybl der bedeutendste. Er hatte kurze Zeit auch unter Michael Pollak gearbeitet und war dann mit einigen Privatbauten selbständig geworden. Sein erstes öffentliches Bauwerk begann er 1866, es war dies die im romanischen Stil gebaute Pfarrkirche in der Franzstadt, die er 1879 beendigte. Seine sonstigen bedeutenderen Werke sind folgende öffentliche Gebäude: das Hauptzollamt (1870 bis 1874), der Burggartenbazar (1874 bis 1880), das Opernhaus (1875 bis 1884). Nach Josef Hilds Tode übernahm er, seit 1868, auch den Bau der Leopoldstädter Pfarrkirche, deren Aufbau er, unter Beibehaltung der centralen Anlage und der schon vorhandenen Außenmauern, im Übrigen ganz nach seinen eigenen Plänen beendigte (1890); er entwarf auch die Pläne zur inneren Einrichtung und Ausschmückung, an deren Durchführung ihn jedoch sein Anfang 1891 eingetretener Tod verhinderte. Erwähnenswerth sind unter seinen Werken noch die Palais des Grafen Alois Károlyi, in französischer Renaissance und des Grafen Festetics im Barockstil, sowie der durch die Freigebigkeit des Pester Ersten inländischen Sparkasse-Vereines auf dem Calvinplatz erbaute Springbrunnen, an dem die Statuen, welche die vier Flüsse des Landes darstellen, von Leo Feßler gemeißelt wurden. Ybl ist in der proportionirten Vertheilung und Gliederung der Baumassen, was die Hauptbedingung der monumentalen Wirkung ist, weniger glücklich, dagegen aber im Decorativen ein Meister von feinstem Geschmack. Infolge der mangelhaften Gliederung ihrer Massen wirken seine öffentlichen Gebäude: die 95 Meter hohe Kuppel der Leopoldstädter Pfarrkirche, die in Haustein ausgeführte und prächtig verzierte italienische Renaissancefaçade des Opernhauses, das Zollamt und der gleichfalls reich ausgestattete Burgbazar im Verhältniß zu ihrer Größe nicht großartig genug.

Die unausgesetzte Steigerung der Bauthätigkeit zeitigte nach und nach neue Talente, die mit echtem Künstlerberufe die Laufbahn des Architekten betraten. Sie studirten meistens in Wien oder an den berühmten deutschen Schulen, Mancher in Paris, und Alle waren bestrebt, sich durch eigene Anschauung etwas von italienischer Baukunst anzueignen. Dadurch klärte sich der Geschmack und die künstlerische Ausbildung wurde gründlicher, was sich schon um die Mitte der Siebziger-Jahre geltend zu machen begann und in den

Achtziger-Jahren immer allgemeiner wurde. Diese zweite Periode der hauptstädtischen Architektur fällt mit dem Ausbau der Andrássystraße und der großen Ringstraße zusammen. Die hervorragenden Mitglieder der jüngeren Generation begnügen sich nicht mit dem schmucklosen Kasernenstil, aber anderseits meiden sie auch das früher gebräuchliche ornamentale Durcheinander, sie treffen, meist mit richtigem Geschmack und Maß, ihre Auswahl unter den gefälligeren Formen der italienischen, deutschen, zuweilen auch der französischen Renaissance oder der Barockkunst. Die schöneren Verhältnisse der Stockwerke, die correctere Gliederung der über und neben einander befindlichen Theile, mächtig hervorspringende Gesimse, Erker, Fensterumrahmungen, kurz eine richtigere Eintheilung, Gewähltheit der Formen und des Ornaments, Vernunft in der Abwechslung und im Reichthum charakterisiren die Mehrzahl ihrer Bauten, welche sich durch ein gefälligeres Äußere vortheilhaft von den älteren unterscheiden. Es darf übrigens nicht verschwiegen werden, daß, während die Mittel der Kunst dergestalt am Äußeren der Miethhäuser zur Geltung gelangen, weniger Sorgfalt auf die bequeme, zweckmäßige und die Interessen der Gesundheit beachtende Einrichtung gewendet wird. Wenn aber die Harmonie zwischen dem Inneren und Äußeren fehlt, wird oft die am Äußeren angebrachte Kunst zur Prahlerei.

Von den in neuerer Zeit entstandenen hervorragenden Bauten seien erwähnt und zum Theil auch im Bilde wiedergegeben: die gräflich Ludwig Batthyány'sche Villa (Andrássystraße 126), ein schönes Werk des feinbegabten, leider früh verstorbenen Gustav Petschacher, das von Alfred Meinig erbaute Palais Graf Friedrich Wenckheim, ferner zwei gemeinschaftliche Werke der Architekten Edmund Lechner und Julius Pártos: das der Oper gegenüberliegende Haus des Pensionsinstituts der ungarischen Staatseisenbahn und das Thonetsche Haus in der Waitznergasse. Die Façade des letzteren ist ganz mit Majolika verkleidet und für Budapest schon als erster wohlgelungener Versuch in dieser Richtung interessant, aber auch sonst ein sehr bemerkenswerther Bau. Ein wesentlicher Theil des Erfolges gebührt der Fünfkirchner Majolikafabrik von Wilhelm Zsolnay, welche die Verkleidung geliefert hat.

Diese Umwandlung der Architektur im Laufe der letzten Jahre hat die Entwicklung jener Zweige der Kunstindustrie gefördert, die in näherer Beziehung zum Bauwesen stehen. Die Künste des Schmiedes, Tischlers, Holzschnitzers, sowie die decorative Plastik haben in wenigen Jahren anerkennenswerthe Fortschritte gemacht. In Anbetracht dessen, daß die Kunstindustrie in der Hauptstadt früher sozusagen unbekannt war, wird auch dieses Wenige als erfreuliche Errungenschaft zu begrüßen sein.

Obwohl sich nun Budapest in der Baukunst und allen ihr zugehörigen Künsten neuestens schöner Erfolge rühmen darf, kann es sich doch noch nicht mit den Hauptstädten

der westlichen Länder messen. Allein so sicher es ist, daß die ungarische Hauptstadt die letzte Grenze ihrer Ausdehnung und ihres Gedeihens noch nicht erreicht hat, so ruhig darf sie ihrer baulichen Zukunft entgegensehen. Früher ging Ungarn in der Architektur um ein halbes, ja um ein ganzes Jahrhundert hinter dem gebildeten Westen her; heute ist es durch sein ernstes Streben zur Hoffnung berechtigt, daß es fortan in der Baukunst, wenn auch den großen Nationen Europas nicht ebenbürtig sein, doch mit ihnen als würdiger Genosse gleichen Schritt halten werde, und bis dahin werden sich auch in der Hauptstadt die Bedingungen eines gebildeten Luxus entwickelt haben, welche das Aufblühen aller Zweige der Kunstindustrie ermöglichen.

Der Springbrunnen auf dem Calvin-Platz.

Ungarischer Magnat in Gala, mit Knappen.

Promenade am Franz-Josefsquai.

Budapester Leben.

Das Leben in Budapest hat alle die raschen Wandlungen, welche die Hauptstadt selbst umgestaltet haben, zugleich mit der Stadt durchgemacht. — Vorüber ist die einstige „Juratenwelt“ sammt ihren berüchtigten Kaffeehäusern, dem „Zrinyi“ und den „Zwei Pistolen“; vorüber die urwüchsigen Táblabirógestalten und die durch ihre Absonderlichkeiten berühmten Magnaten, um deren einen, den Grafen Moritz Sándor, sich ein ganzer Kreis von Reiterlegenden gebildet hat; vorüber auch die fortschrittsfeindlichen alten Spießbürger und deren Nachkommenschaft, das zünftige Bürgercorps, das am Frohnleichnamstage mit Fahnen und Schießprügeln, in Csákó und Uniform die Straßen durchzog und sich von seiner eigenen Musikbande den Pester Bürgermarsch aufspielen ließ. Sogar der Marsch selbst ist vergessen, obwohl er eine der schönsten kriegerischen

Weisen war. Unter den vierhundert und einigen Mitgliedern des jetzigen hauptstädtischen Repräsentantenkörpers würde kein Mensch mehr die vor fünfzig Jahren herrschenden Typen entdecken.

Im Zeitalter der neuen Erfindungen und Einrichtungen sind ganze, einst berühmte Volksklassen verschwunden. Die Schiffer in ihren „Mentes“ (Umhängejacken) voll silberner Knöpfe, wie sie das Getreide des Alföld in Schleppschiffen mit Pferdevorspann heraufschafften, die Eilbauern, die mit vierspännigen Wagen den Verkehr zwischen Budapest und Wien vermittelten, die reichen Griechen, in deren Händen sich der Innenhandel vereinigte, die Fährleute, die im Winter das Hinüber und Herüber zwischen den beiden Städten durch ihr „Luleimachen“, einen förmlich unterhaltenden Eissport ermöglichten, im Sommer aber die Eilfertigen übersetzten, die Wassermänner, deren laute Rufe: „Donauwasser!“ die Bevölkerung zur Anschaffung von frischem Donauspülicht ermunterten, die durch ihren Wermuth und ihre Grobheit berühmten Wirthe: Alle, Alle sind sie verschwunden.

Die Grobheit wurde übrigens Anno dazumal als Kraftfülle geschätzt und mehrere Volksklassen rangen um ihre Palme. Wollte man in gebildeten Kreisen Jemanden auf seine ungeschlachte Manier aufmerksam machen, so sagte man ihm: „Du bist der Dritte“. Als gröbster Mensch war nämlich der Fiaker Nr. 37 anerkannt; ihm folgte als Zweiter der Cassier des Theaters; der Vierte war der „Sauwirth“; der dazwischen fallende dritte Platz war dem guten Freunde vorbehalten. Auch das ist schon vorbei. Die Fiaker, Cassiere und Wirthe sind seither alle höflich geworden — nur der gute Freund ist noch grob.

Es gab übrigens auch einen besonderen Superlativ, indem zwei Streitende ihre Verbalinjurien mit dem Worte krönten: „Du Jurat!“

Selbst die berühmten Pester Märkte, die sich noch vor dreißig Jahren als malerisches Lebensbild in der Hauptstadt geltend machten, sind schon verblaßt. Die volkreichsten Straßen der Stadt waren beiderseits der Länge nach mit Marktbuden besetzt, unter deren Vordach das Krämervolk des In- und Auslandes, Jeder in der eigenen Nationaltracht, seine Waaren feilbot. Jetzt ist jeden Tag „Pester Markt“ und alle Waaren der Welt sind in den prächtigen Schaufenstern der Kaufläden aufgestellt; Straßenbuden gibt es keine mehr. Und wie lange noch, so wird Budapest auch eine seiner malerischesten Besonderheiten, den Obst- und Geflügelmarkt auf dem Donauquai verloren haben; es müssen nur erst die neuen Markthallen ins Leben treten. Und die neuen Einrichtungen gestalten nicht nur die Volksklassen um, sondern auch deren Sitten und Charakter; die „Dame der Halle“ wird eine ganz Andere sein als die „Fraumahm-Höckerin“ gewesen, die überstattlich und im glühenden Sommer wie im knirschenden Winter gleich rothbackig unter ihrem Segeltuchschirme saß.

Es muß übrigens erwähnt werden, daß noch in den beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts die Bevölkerung von Budapest größtentheils deutsch und in einem Theile Ofens auch raizisch war. Das ungarische Element bestand nur aus einigen Gewerbetreibenden, den Gutsbesitzern und Angestellten des Comitats und den Dicasterialbeamten; neben ihnen glänzten die adelige Jugend und die Notare der königlichen Tafel in ungarischer Tracht, den Säbel an der Seite. Erst in den Dreißiger-Jahren begann das Magyarenthum merkbarere Lebenszeichen zu geben. Die Überschwemmung von 1838 legte den größten Theil des alten Pest in Trümmer. An dem Wiederaufbau betheiligte sich schon der nationale Geist mit Energie und unter seinem Einfluß begann auch Pest (Ofen noch nicht) den magyarischen Typus anzunehmen. Die rasche politische Umgestaltung im Jahre 1848 wandelte dann mit einem Schlage den Geist, die Nationalität der ganzen Stadt um. Jeder bekannte sich als Ungar; die verschiedenen Klassen Budapests überboten sich an Eifer und Opferwilligkeit für die nationale Sache. Und auch die nachfolgende Epoche vermochte diese allgemeine Stimmung nicht zu ändern. Nach der Conscription der Fünfziger-Jahre waren unter den 106.000 Einwohnern Pests 32.000 Magyaren, 34.000 Deutsche; von den 50.000 Einwohnern Ofens aber 28.000 Deutsche, 7.500 Magyaren, die übrigen anderen Stämmen angehörig; aber auch der größte Theil der 17.000 israelitischen Einwohner durfte der Sprache nach zu den Deutschen gezählt werden. Und trotz dieses gedrückten Verhältnisses verbreitete sich im Jahre 1860 die „ungarische Mode", die als politisches Bekenntniß zu betrachten ist, von Budapest aus über das ganze Land; einige Jahre lang sah man nun auf allen Gassen, in allen Salons die den verschiedensten Landestheilen entlehnten Eigenthümlichkeiten der Volkstracht: bei den Damen die gefalbelten, mit Zitternadeln besteckten Hauben, die perlengestickten Mädchenkränze (párta), die spitzenbesetzten Schürzen, gepufften Spenzer und genestelten Mieder-leiber, bei den Herren aber die Attilas, Budas, Mentes und Sporenstiefel; die Mütze mit der Reiherfeder, der buntgestickte Szürmantel, der lockige Guba-Überwurf drang in die Salons, und mit ihnen auch das magyarische Wort, das geschriebene, gesprochene, gesungene. Während dieser Zeit hatte Budapest in allen Schichten seiner Bevölkerung einen echt orientalischen Nationalcharakter. Nach vier bis fünf Jahren war das vorbei. Für eine Mode hätte es zu lange gedauert, für nationale Begeisterung zu kurz!

Heute geht in der ungarischen Hauptstadt jede Volksklasse so gekleidet, wie irgend eine andere hauptstädtische Bevölkerung Europas. Die nationale Volkstracht taucht nur als Seltenheit auf. Und auch die Volksbelustigungen haben nicht mehr die Urwüchsigkeit von ehedem; der Grund davon soll noch erörtert werden.

Bei der Beschreibung des Schwabenberges wollen wir versuchen, dem Leser das Bild einer Pfingstkirmes vorzuführen, wie sie das ganze Volksleben Budapests in sich

faßte; sie war noch vor zehn Jahren sehr im Schwunge und wird wohl wieder aufleben, sobald die Stadt jene 1.200 Joch herrlicher Budakeßer Waldungen, die sie dem Staat abgekauft hat, dem Publicum als Vergnügungsort übergeben haben wird.

Bis dahin wird sich das Budapester Volksgemüth auch fürderhin am meisten von den bisherigen Schaustellungen und organisirten Unterhaltungsorten angezogen fühlen; dahin gehören die Theater, Ausstellungen, Museen, das Stadtwäldchen, der Stadtmeierhof, die Margarethen-Insel, der Thiergarten, die Circusse, Pferderennen und Corsos, die wir alle besonders zu schildern haben. Viele werden durch das Clubleben in Anspruch genommen. Die Casinos und Clubs der vornehmen Klassen, die Vereinigungen, Lesezirkel, Gesangs-, Turn- und Feuerlöschvereine der Arbeiter sind ebenso viele Mittelpunkte des Volkslebens, die sich ihrerseits wieder zeitweise in einem gemeinsamen großen Brennpunkt vereinigen — bei Gelegenheit der Abgeordnetenwahlen. So wird denn auch eine Scene aus einer solchen großen politischen Bewegung, die ja mit zu den Eigenthümlichkeiten des Volkslebens in Budapest gehört, lebensgetreu vorzuführen sein.

Und schließlich bildet die Krone des hauptstädtischen Volkslebens in Budapest jenes erhabene Fest, das in einem Menschenalter in der Regel nur einmal gefeiert wird, dann aber auch alle Pracht und Kraft des ungarischen Volkslebens an einem Tage, an einem Orte, in einer Weise concentrirt zeigt, daß Ähnliches keine Hauptstadt Europas aufzuweisen vermag, nämlich — die Krönungsfeier des Königs von Ungarn.

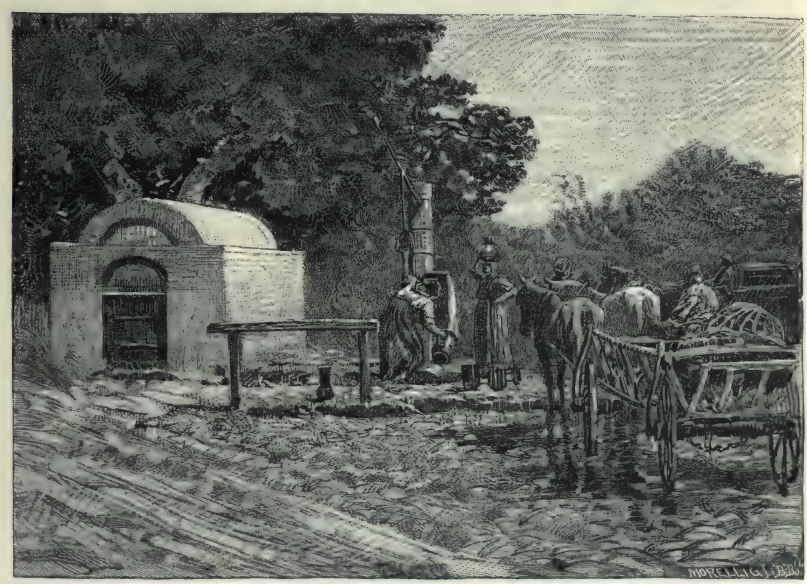
Der Schwabenberg und Auwinkel. — Jene mittlere Gruppe des Ofner Gebirges, welche aus dem Gottesberg (Istenhegy), Feldherrnhügel (Vezérhalom), Széchenyiberg, Urbanberg und Martinsberg besteht und zu der wir noch den Johannesberg und den Auwinkel zählen können, hat den Namen „Schwabenberg" schon zur Zeit der Rückeroberung Ofens aus Türkenhand erhalten. Hier stand nämlich das Lager der 6000 Mann starken schwäbischen Hilfstruppen, welche tapfer mitkämpften, sowohl bei der Belagerung der Festung, als auch bei der Zurückwerfung der Scharen, durch die der Großvezier den Entsatz zu erzwingen trachtete.

Auch der Lieblingsplatz des Matthias Corvinus war die Gegend. Nach den Aufzeichnungen des Erzbischofs Oláh befand sich dort der Thiergarten des Königs, „Nyék" genannt, drei ungarische Quadrat-Meilen groß, und auf dem schönen Plateau unterhalb des Johannesberges hieß noch vor vierzig Jahren eine riesige Linde „König Matthias-Baum". Auch der Königsbrunnen bewahrt noch heute das Andenken Matthias'!

Aus mancherlei Angaben geht hervor, daß in vergangenen Jahrhunderten der ganze Schwabenberg ein ungeheurer Urwald gewesen. Der alte Geschichtsschreiber Christof Wagner erwähnt, daß der Wein der Ofner Berge wegen der Nähe der heißen Quellen

schwefelhaltig sei. Diese Quellen aber liegen weit ab vom Schwabenberg. Ein stärkerer Beweis liegt darin, daß die Stadt früher längs des gegenwärtig gänzlich ausgetrockneten Teufelgrabens große Mühlen besaß, die der vom Schwabenberg herabkommende Paulsbach trieb.

Dieser hat auch ein redendes Denkmal hinterlassen: jene Cisterne, welche Matthias auf dem Schwabenberg anlegen ließ, um die Quellwässer zu sammeln. Sie ist ein massiver Steinbau mit geschnitzten Säulencapitälen, spitzbogiger Thüre und einem Kleeblattfenster.



Der Stadtbrunnen (Königsbrunnen) auf dem Schwabenberge.

Die eiserne Thüre, die ins Innere führt, hat einen ungeheuren Schlüssel, den nur zwei Männer umdrehen können. Im Innern öffnet sich ein langer, mannshoher Gang, der tief in die Flanke des Berges eindringt und durch sechzehn kleine Tunnels, welche beiderseits in den Felsen getrieben sind, die Quellwässer in ein gemeinsames Becken sammelt. Aus diesem fließt das krystallklare Trinkwasser unterirdisch in den „Königsbrunnen", von wo es durch Eigendruck eine lange Röhrenlinie entlang bis in den Brunnen der tiefer gelegenen Ofner Burg floß. Noch jetzt stößt man bei Straßenarbeiten oft auf die gebrannten Thonröhren der corvinischen Wasserleitung. In späteren Zeiten kamen bleierne und schließlich gußeiserne Röhren an ihre Stelle. Die Donau ist es, die jetzt den ganzen

Schwabenberg durch künstliche Leitung reichlich mit Wasser versieht. Verkehrte Welt! Einst sandte der Schwabenberg Bäche hernieder; heute fließt das Wasser den Berg hinan.

Chroniken und Ruinen erzählen von der glänzenden Vergangenheit des Ofner Gebirges schon zu jener Zeit, als es „Nyék" hieß. Nicht nur der Thiergarten des Matthias Corvinus machte es berühmt, sondern auch die Asyle der Andacht, deren Spuren noch jetzt in Stein und Pergament vorhanden sind.

Der Auwinkel (im Volksmunde „das Auwinkel", Zugliget) war in halbvergangener Zeit mehr als „Sauwinkel" bekannt, noch von den Nyéker Wildschweinen des Königs Matthias her, und jener herrliche frische Quell, der mit seinem Wasser einst einen Fischteich speiste, heißt noch jetzt „Saukopf" (Disznófö). Die Neutaufe der Ofner Berge und Thäler wurde auf Verfügung der Stadt in den Vierziger-Jahren vorgenommen; man stellte damals an jedem hervorragenden Plätzchen ein bis zwei Steinbänke auf, in die ein von Döbrentei verfaßter Denkspruch eingegraben wurde; so auf dem Gottesberg: „Gottesberg hieß einstens dies Stück Land, Gott zur Ehre sei es wieder so benannt", oder auf dem Feldherrnhügel: „Feldherrnhügel heißt du hundertachtzig Jahr, von dir flog nach Ofens Burg der Siegesaar". Damals wurde auch der St. Antonsfelsen in Vajdaberg umgetauft nach dem Dichter Peter Vajda, der dort am liebsten weilte. Gegenwärtig ist der Auwinkel von den schönsten Landhäusern belebt, die in Zier- und Fruchtgärten stehen. Seine behaglichen Gasthäuser („Fasan", „Saukopf") gehören zu den beliebtesten der Hauptstadt. Der ganze Auwinkel mit seinen Nebenthälern, dem Stern- und Glockenthal, ist ein Stückchen Schweiz im Ofner Gebirge, der malerischeste Theil der Umgebungen Budapests.

Von hier führte ehemals ein steiler Waldpfad und führt jetzt eine bequeme Fahrstraße auf den ragenden Johannesberg (Jánoshegy), dessen waldbedeckte, einem Vulkan vergleichbare Kuppe nur zu Fuß erreicht wird. Einstens stand da oben die Bildsäule des heiligen Johannes, die dem Berge seinen Namen gegeben; jetzt ist er durch ein hohes, thurmartiges Gloriet gekrönt, dessen Balcon eine wunderbare Aussicht gewährt, denn zu Füßen des Beschauers liegt die Doppel-Hauptstadt an beiden Ufern der Donau, darüber hinaus weitet sich die Ebene des Alföld mit kirchthurmgeschmückten Ortschaften besäet, und stromabwärts verschwimmt, mit Dörfern gesprenkelt, die Insel Csepel. Im Osten dehnt sich das Leopoldifeld mit den großangelegten Gebäuden der Irrenanstalt.

Jenseits des Johannesberges erstreckt sich nach Norden und Westen unendlicher Hochwald, dessen dunkler Mantel von Bergrücken zu Bergrücken hinüberwallt. Schattige Wege führen in ihm nach Maria-Einsiedel und Maria-Eichel, zur „Schönen Schäferin" und dem Pauliner-Kloster.

Hier stand von König Karl I. bis zu Ludwig II. ein Kloster dieser Mönche strengster Observanz, die jeden Tag mit der eigenhändigen Mitternachtsgeißelung begannen (einer

Der Bajda-Fels im Auwinkel mit dem „Himmel"- und „Höllen"-Felsen.

solchen Scene soll einst insgeheim auch König Matthias beigewohnt haben), und deren Thorschwelle selbst der König nicht ohne die Erlaubniß des Priors überschreiten durfte. Das Kloster war zu Ehren des heiligen Laurentius erbaut. Unter seinen Reliquien bewahrte man die Gebeine des Sanct Paulus Eremita. Hier übersetzte der Mönch Ladislaus Báthori die heilige Schrift, wobei er zwanzig Jahre lang seine Höhle nicht verließ; sie wird noch jetzt am Abhang des Lindenberges gezeigt.

Die Gegend der „Schönen Schäferin" (Szép juhászné) erinnert durch ihren Namen an ein in der Volkssage fortlebendes Abenteuer des Königs Matthias. Heute führt ein gut renommirtes Gasthaus diesen Namen. Maria-Einsiedel (Mária Remete) ist noch jetzt ein besuchter Wallfahrtsort. Man zeigte dort die einfache Grotte eines frommen Asceten, mit Tisch und Schlafstelle, beide in Felsen gehauen. Das Kloster Maria Eichel (Makkos Mária) ist ganz in den Wäldern begraben. Einst war es von Trinitariern bewohnt. Als Kaiser Josef diesen Orden aufhob, wurde der Thurm abgetragen und die Kapelle in einen Maierhof verwandelt. Von hier auf den eigentlichen Schwabenberg führt ein Waldweg, der nur nach den Kalkzeichen an den Bäumen zu finden ist.

Vor vierzig Jahren deckte den Schwabenberg selbst noch Urwald. Eine wahre Goldgrube für Botaniker und Insectensammler! Seine blühende Flora wies die seltensten Pflanzenarten auf, die prächtigen Käfer und Schmetterlinge, die Todtenkopf-Sphinxe und Nachtpfauenaugen und besonders die Oleanderschwärmer von seltener Schönheit zogen die Naturforscher aus fernen Gegenden an. Der Bau des Dachses war sicher in diesen Wäldern, der Marder machte seine Streifzüge in die Hühnerhöfe und Füchse gab es so viele, daß einem allerorten schön entwickelte Exemplare begegneten. Im Gebüsch bargen und um die Baumäste wanden sich prächtige große Schlangen; aus den Hohlwegen erhoben riesenhafte Frösche, die man „Hühnerfrösche" nannte, ihre brüllende Stimme; auf dem Johannesberg gab es auch Vipern und schlangenförmige Skinke. Auch die Vogelwelt war reich vertreten. Im Wolfsthale fand man sogar Nester von Waldadlern und oft genug sah man Schwärme kleiner Vögel zwitschernd eine Eule bedrängen. Das war die schöne Zeit des Schwabenberges, als noch wildes Gethier auf ihm hauste; der Mensch verirrte sich dorthin nur als unstäter Landfahrer oder als weltscheuer Sonderling. In einer verwachsenen Ecke des Berges barg sich eine Art Burgruine, wo ein Misanthrop wohnte, ein dänischer Baron, der mit keinem Menschen ein Wort sprach. In einem abgelegenen langen Hause wohnte ein Arzt, der keinen Menschen kurirte; dafür besaß er zwei Glocken, die er Mittags und Abends läutete. Mitten in einer Steinwüste hauste ein haifischäugiger Gnome, der sich von den Steinen nährte. Aus seinen Steinen wurden nämlich die übrigen Häuser gebaut. Tief in einem Thale verborgen war der Schlupfwinkel eines verstummten Advocaten, den der Arm der Gerechtigkeit aus der Welt

hinausgetrieben. Auf dem Gottesberg ragte an jedem Eingange des dichten Forstes eine Hegesäule, die den Zutritt wehrte. Im Dickicht dieses Waldes stand, keinem Menschenauge sichtbar, das Jagdhaus eines ungarischen Magnaten, der später im politischen Leben eine große Rolle spielte. Es war schwer in die Nähe zu gelangen wegen der großen, verwilderten Hunde des in der Nachbarschaft angesiedelten Thierarztes.

Herwärts davon standen die „Sieben Häuser", eine noch jetzt bestehende Hüttengruppe. Eines dieser Häuser war der Unterschlupf eines heimlichen Millionärs, dem man niemals außerhalb seines Gartens begegnete. Hier fühlte er sich sicher und Niemand brach bei ihm ein, aber als er seinen Pester Palast bezog, wurde er dort ermordet und seiner Hunderttausende beraubt. Das schmuckste Gebäude des ehemaligen Schwabenberges war die „Uhr", das Haus eines Chocolade-Fabrikanten, dem die meisten Weingärten auf dem Berge gehörten. An der Stirnseite dieses Hauses befand sich die Uhr, deren weithin schallender Schlag die Zeit regelte; die Waldheger tuteten dann auf ihren Hörnern die Stunde weiter hinaus in alle Wälder und zu allen ihren Bewohnern. Von der „Uhr" aus leitete Görgey im Mai 1849 die Belagerung der Ofner Festung.

Und am westlichen Rande des Urwaldes stand das einzige Wirthshaus — „Adlitzer" nannte man es. Das war das Lieblingsplätzchen der ungarischen Schauspieler und es sah so manches Mal die Matadore der ungarischen Schauspielkunst beisammen, die noch Freude an scherzhaften Allotrien hatten, an Unterhaltungen, die nichts kosten und keine Bitterkeit zurücklassen.

Den Schwabenberg als Erholungsort haben in Wahrheit die Schauspieler und Schriftsteller entdeckt. Sie waren die Ersten, die dort bauten, und nach und nach entstand auf dieser Höhe eine helikonische Colonie, deren obersten Platz die stockhohe Villa des Barons Josef Eötvös einnahm. Auf dem Schwabenberg entstanden in den Fünfziger-Jahren die meisten ungarischen Dramen und Romane, politischen Flugschriften und wissenschaftlichen Werke. Hier pflegten ernste Patrioten Rath über die Zukunft der Nation.

Und die erste Sorge der Künstler- und Schriftstellerwelt, die damals den Schwabenberg beherrschte, war, auf dem Gottesberg eine Kirche bauen zu lassen. Die Baukosten brachten sie zusammen, indem sie in Concerten sangen und declamirten. Es wurde ein schmuckes Kirchlein mit schlankem Thurm. Auch ein Maler fand sich (Moriz Than), der das Altarbild, den heiligen Ladislaus als Schutzpatron, umsonst malte. Und nach der Kirche kam die Schule, gleichfalls aus solchen olympischen Scherflein.

Der Schwabenberg kam nachgerade in die Mode. Hier und da erhob sich aus Waldesgrün der Thurm einer Ritterburg. Landhäuser im Schweizerstil krönten die Höhen. In einem solchen wohnte jeden Sommer auch die Familie des Erzherzogs Albrecht. Die Welt erfuhr, daß die Luft des Schwabenberges ein Allheilmittel ist. Da

hinauf ist noch keine Seuche gelangt. Da oben heilt jede Krankheit. Es ist das Paradies, besonders für die Kinder.

Am Pfingstmontag aber gehörte der Schwabenberg dem ganzen Volke. Als hätte die ganze Stadt sich auf die Beine gemacht, so wälzten sich schon mit Tagesanbruch die unterhaltungslustigen Scharen die Bergpfade hinan: Gesangsvereine, Zünfte, Körperschaften, Schulen mit ihren Fahnen, unter Gesang und Trommelwirbel; der flotte Stutzer tanzt, die Guitarre umgehängt, im Walzertakt vor seiner Herzliebsten her; der vierschrötige Altbürger dringt empor, den Kulacs (hölzerne Feldflasche) am Halse baumelnd, den „Zöger" voll von guten Bissen am Arme der Ehehälfte, die beiden Jüngsten in ein Kinderwägelchen gepackt, das vorne der größere Junge zieht und hinten das Töchterlein schiebt; Mädchen im Backfischalter, das Gesicht von Bergluft geröthet, ziehen des Weges; „Cavaliere" im Cylinderhut, das Shawltuch ihrer Damen über den Arm; nervige Arbeitsleute, ein Fäßlein Bier an der Stange über den Schultern; stramme „Bakas" (Infanteristen) in Begleitung ihrer rothbackigen Köchinnen. Am Wege steht ein einschichtiger Zigeuner und begrüßt die emporklimmenden Karavanen mit dem Klapkamarsch oder der Schneider Fanny-Polka, die er ihnen auf seiner Solotrompete entgegenbläst. Die ankommenden Gruppen suchen nicht Dach und Fach, nicht Haus, noch Schenke, sondern den Schatten von Baum und Strauch. Dort pflanzen sie den Kessel auf, suchen dürres Reisig, machen Feuer an und kochen sich ihr papricirtes Gulyás, neben dem das Fäßchen angeschlagen steht. Schöne Mädchen streichen umher und pflücken Blumen, denn Wald und Feld stehen just in vollster Blüte; sie binden große „Buschen" und kehren alle mit bekränztem Kopfe zurück. Ausgelesene Zeitungen dienen als Tischtücher, auf denen die Hauswirthinnen den Schatz ihrer Mahlzeit auslegen. Um die Lebkuchenzelte her drängt sich die Kinderschar; verliebte Burschen kaufen ihren Auserwählten buntverzierte Herzen. Der „Gottschewer" geht mit dem Pommeranzenkorbe nicht vergeblich um, und auch der Slovake nicht, der die krummen Stecken feil hat und die Taschenmesser mit verzierten Holzstielen. Hier werden kriegerische Lieder gesungen, dort wird „Fanget's" gespielt, an den Büschen flattern Damenhüte, bunte Tücher. Und zwischendurch üben an die fünfzig Drehorgeln ihre harmonische Kunst um die Wette mit sechs Zigeunerbanden und der trompeten- und paukengewaltigen Bauernkapelle der Budakeßer Schwaben; so viele Stimmen, so viele verschiedene Weisen, und all das zugleich und durcheinander, ein Concert, das jedes anderweitig bekannt gewordene Musikvergnügen weitaus übertrifft. Die untergehende Sonne bescheint auf dem Schwabenberg an die vierzigtausend tanzende, jauchzende, umhertollende Menschen. Der grüne Rasen ist vom heftigen Polka- und Csárdástanzen schon zu förmlichen Dreschtennen niedergetreten. Der Sternwirth bedient bereits mit Kind und Kegel und hat doch nicht Hände genug. Dort ist ja das Eldorado

Die Zahnradbahn und die Villen auf dem Schwabenberge.

der Genüsse; Musikkapelle, Volkssänger, Schaukel, Ringelspiel; dazwischen kracht die Kegelbahn von der schweren Holzkugel; muskelkräftige Bursche schlagen mit der Faust den riesigen Luftball in die Höhe, da gibt es Scheibenschießen, Ringkampf, Kletterbäume; klappernd rollen Würfel eines Kreuzer-Monte Carlo, wo ein fahrender Gottschewer die Bank gibt und ein Kranz Feigen den Gewinn bildet. Mittlerweile wandern die idealer gesinnten Ausflügler zum Normabaum hinan und auf den Johannesberg und genießen die entzückende Aussicht. Dann geht der Mond auf und leuchtet diesem ganzen Menschenstrome heim, der sich wieder den Berg hinabwälzt. Zerknitterte Anzüge, zerknüllte Hüte, weiße Kleider und „Anginet-" (Nanking-) Pantalons mit grasgrünen Flecken, hochgeröthete Wangen, einander stützende Gestalten, singende Gruppen, aus vollem Halse lachende, förmlich aus der Haut fahrende Urtypen des hauptstädtischen Bauern, wilde Pärchen, die noch nicht genug getanzt haben und auch den Heimweg im Polkaschritt zurücklegen; disputirende Bürger, übermüthige Handwerksgesellen, die sich durch einen gedungenen Werkelmann nach Hause musiciren lassen; verzückte Familienväter, welche die Nacht um jeden Preis unter freiem Himmel verbringen wollen, obgleich Weib und Dienstmagd sie von rechts und links stützen müssen; dazwischen ein geängstet aufquiekendes Dirnlein, das man auf einen Esel gesetzt hat und das nun mit diesem durch alles Dorngestrüpp hindurch muß. Und so wickelt sich dieser Anblick in tausendfältigem Wechsel bis zur späten Mitternacht ab; auf dem Grasplan jedoch tanzen die Leutchen noch immer weiter, bei Mond- und Laternenschein, um die Drehorgel her, und unter dem Laubgezelt arbeiten noch in der Morgenfrühe die braven Budakeßer mit Pauke und Bombardon. Und in der ganzen durcheinander tollenden Menschenmenge sah man keinen Gendarmen. Selten kam es da zu Streit und Schlägerei oder anderen Ausschreitungen. Und die ganze Unterhaltung hatte zuletzt ihren Hauptreiz darin, daß man ihretwegen zu Fuße auf den Berg „klettern" mußte. Und nun erst den Weg herunter! Die Rosse der Apostel waren die einzigen Verkehrsmittel. Darum hatte man so recht seine Freude dran.

Aber der Schwabenberg blieb nur so lange ein Paradies, bis die Spekulanten erfuhren, daß er eines ist. Urplötzlich wurde der Schwabenberg von den Vandalen des Weinbaues überschwemmt. Sie rodeten die Urwälder aus und pflanzten Reben an ihre Stelle; sie hieben die vierhundertjährigen Riesenlinden und weithin schattenden Ahorne im Lustgarten des Königs Matthias um; sie verscheuchten aus den Hainen die Amseln und die Musen und pflanzten überall Reben, Reben.

Der Schwabenberg rächte sich natürlich; sie hatten ihm Wein abzapfen wollen, da weigerte er ihnen sogar das Wasser. Mit dem Ausroden der Urwälder versiegten die Quellen, und während früher der Königsbrunnen sogar die Ofner Festung mit frischem Trinkwasser versorgt hatte, mußten die Schwabenberg-Bewohner nunmehr sich das

Die Stephaniestraße im Stadtwäldchen.

Trinkwasser wagenweise aus der Donau zuschleppen lassen. Das war der Untergang des Schwabenberges.

Da führte der Zufall (man sagt, die Wirkung eines Romanes) einen Schweizer Unternehmer (Cathry) des Weges, der das Unmögliche versuchte und das Phantasiebild des Dichters verwirklichen wollte; er baute eine Zahnradbahn auf den Gipfel des Schwabenberges. Derselbe Mann kaufte die Grundstücke in der Nähe der Bahn zusammen. Das Jahr vorher hatte ein apokalyptisches Hagelwetter den ganzen Schwabenberg verwüstet; die Leute waren froh, ihre Besitzungen loszuwerden, und der Unternehmer faßte die Sache am praktischen Ende an, indem er die Grundstücke parcellirte und Villen baute, die er gegen vieljährige Abzahlung zu Kauf bot. So entstand in wenigen Jahren eine neue Villengruppe, die sich seitdem schon zu einem ganzen Stadttheil entwickelt hat, mit geschmackvollen Gebäuden, mit herrlichen Gärten und Parks, deren Mittelpunkt ein prächtiges Gasthaus, die ehemalige Eötvös-Villa bildet.

Vor fünfzehn Jahren, als die Zahnradbahn eröffnet wurde, schrieb der Verfasser dieses Aufsatzes über den Schwabenberg Folgendes:

„Eine bequeme Serpentine führt zum Gipfel hinan und der Besucher sieht sich von zierlichen Kiosken empfangen; schattige Baumgänge neigen ihre Kronen über der Wandelbahn zusammen, in den Höfen der Landhäuser tanzt der Wasserstrahl der Springbrunnen, von einer Wasserleitung reichlich gespeist, ... Tannenhain, ... Volksgarten, ... Bildsäulen berühmter Patrioten."

„Lachet nicht darüber, nicht den Schwabenberg habe ich beschrieben, sondern den Monte Pincio in Rom." Und siehe da, diesen Schlußsatz darf man heute streichen, denn der Schwabenberg hat jenes Phantasiebild erreicht: eine herrliche Fahrstraße, schattige Haine, großartige Wasserleitung, Ziergärten, künstlerische Standbilder großer Patrioten, eines Josef Eötvös, eines Stefan Széchenyi, ja, was jener römische Prunkhügel nicht besitzt, ein mit orientalischer Pracht eingerichtetes Bad und . . . . eine Schwimmschule auf dem Schwabenberg. Das wäre selbst für einen Traum zu viel gewesen.

Der Schwabenberg ist gegenwärtig ein Unterhaltungsort ersten Ranges für das Publikum der Hauptstadt, mit einem Markt und Kaufläden versehen, durch ein Telephonnetz mit der Stadt verknüpft. Und die Vergangenheit, als noch statt der Tulpen wilde Waldblumen blühten, als auf den Bäumen des Urwaldes noch Adler horsteten, die Schlange raschelnd durch das Farnkraut schlüpfte, der borstige Dachs gemächlich über den Hof spazierte, als der Fuchs gemüthlich zum Pförtlein seines Baues herausguckte, zwischen dem Gestein die goldgrüne Eidechse sich sonnte, das Bild jenes ganzen glücklichen Urwaldes, in dem nachts die Glühwürmchen leuchteten, — nur der alte Dichter träumt sichs noch zurück, der das Alles ja mit eigenen Augen gesehen.

Die Phylloxera hat alle Weingärten vernichtet, nur ein und der andere Villenbesitzer huldigt noch dem Luxus, sich aus Prahlerei unter allerlei Schutzmaßregeln mit amerikanischen Wurzelstöcken einen Rebengarten anzulegen; aber die verwüsteten Grundstücke sind in Gärten und Haine verwandelt, und das ist kein ungünstiger Tausch.

Das Publikum der Hauptstadt ist zur Erkenntniß gelangt, daß die Gesundheit das erste Grundcapital ist, welches allen übrigen Reichthum nach sich zieht, und die Hypothek desselben ist der Schwabenberg. Waldluft führt Gold. Und die Hauptstadt beeilt sich mit verschwenderischer Hand den Schwabenberg in ein Paradies zu verwandeln. Die Wasserleitung allein hat $1^1/_2$ Millionen gekostet. (Sie versorgt allerdings auch die Stadt Ofen.) Makadamisirte Wege durchschneiden die ganze Gebirgsgruppe. Und letzthin erst hat, wie oben erwähnt, die Hauptstadt dem Staate ein ausgedehntes Gebiet abgekauft, einen Hochwald als Fortsetzung des Schwabenberges, um ihn mit Gehöften und Belustigungsorten auszustatten und dem großen Publikum zu übergeben; dann wird Budapest einen Volksgarten besitzen, wie sich keine Weltstadt eines gleichen rühmen kann.

Das Stadtwäldchen.

Das Stadtwäldchen ist gegenwärtig das Sammelbecken des Volkslebens von Budapest. In der That liegt es ja auch der Stadt am nächsten und wird bald genug von ihr umfaßt sein. Hier begegnen, ja vermischen sich sogar die Genüsse des High Life mit den Unterhaltungen des Low Life. Das eine Mal dient der Volkspark als Schauplatz und das niedere Volk führt das Schauspiel auf, dessen Zuschauer die elegante Welt liefert; das andere Mal ist es der Turf, der Corso, die Arena, wo die Crême mitwirkt und die Plebs zusieht.

Das Gebiet des Stadtwäldchens hatte zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Fürstprimas Josef Batthyány von der Stadt im Besitz; er begann es mit Bäumen zu bepflanzen, mit Wegen und Gebäuden zu versehen. Nach seinem Tode nahm die Stadt den Grund wieder als ihr Eigenthum zurück. In seiner heutigen Gestalt ist das Stadtwäldchen eine Schöpfung des unter dem Vorsitz des Palatins Josef ruhmreichen Angedenkens gebildeten Verschönerungs-Comités. Der Palatin war es, der zu Anfang des Jahrhunderts den größten Theil dieses Flächenraums von über dreihundert Joch im östlichen Gebietstheil der Stadt Pest, auf dem Rákos mit Baumgruppen bepflanzte, eine durch den Rákosbach versumpfte Wüstenei, wo sich die Magyaren der Vorzeit unter freiem Himmel zu ihren Reichstagen versammelt haben. Palatin Josef ließ von seiner eigenen Besitzung zu Alcsuth die Platanen herbeischaffen, die wir jetzt zu Riesen entwickelt sehen; er legte die von der Königsgasse auslaufende sechsreihige Allee von Wildkastanien an; beide

Zierbäume waren damals noch Seltenheiten. Auch der große Stadtwäldchenteich mit seinen Doppelinseln war sein Werk; hier entstand die erste eiserne Brücke aus Draht, weßhalb das Eiland selbst Drahtinsel genannt wurde; jetzt heißt sie Széchenyi-Insel. Die andere hieß Pfaueninsel, bis die Pietät ihr den Namen Palatins-Insel beilegte. Noch zu Lebzeiten des Palatins Josef wurde am Außenrande des Stadtwäldchens die Herminenkapelle erbaut, welche das Gedächtniß der geliebten, in der Blüte ihrer Jugendschönheit verblichenen Tochter des Erzherzogs verewigt. J. Schams in seiner 1822 in deutscher Sprache erschienenen Beschreibung der Stadt Pest macht zum Stadtwäldchen noch die spöttische Bemerkung, man versuche auch dort Bäume zu pflanzen, es sei aber gar keine Rede davon, daß dort jemals ein Wald stehen sollte! Selbst J. W. Häufler, der Budapest vor vierzig Jahren schilderte, sieht im Stadtwäldchen nur eine blos durch ihre Unannehmlichkeiten merkwürdige Wildniß mit viel Staub, wenig Wasser, theurem Essen, gar keiner Beleuchtung und langweiligen Unterhaltungen. Die einzigen Gärten, mit hübschen Landhäusern, befanden sich zu beiden Seiten der großen Allee. Jetzt ist diese Gegend schon Stadt.

Durch die Anlage der Andrássy-Straße, früher Radialstraße, erfuhr das ganze Stadtwäldchen eine Umgestaltung. Breite Fahrwege wurden im Walde angelegt, darunter als Hauptlinie die nach der Erzherzogin Stephanie benannte Straße; das Wäldchen ward in einer Weise umgestaltet, daß es thatsächlich geeignet wurde, das erholungsbedürftige Publikum einer wirklich großen Stadt aufzunehmen. Parallel mit dieser Schöpfung entstanden auf dem Gebiete desselben der Palast und die übrigen Zierbauten der Landesausstellung, noch früher der Thiergarten, später der Eislaufpavillon, der Cirkus, das Sommertheater und der dem Wiener Volksprater ähnliche Volksgarten. Ferner folgen noch der Wettrennplatz und der artesische Brunnen nebst dem artesischen Bade.

Wenn man das Stadtwäldchen betritt, erblickt man vor Allem ein prächtiges Rondeau von frischem Rasen, rings von blühenden Büschen eingefaßt, mit breiten Gehwegen zwischen Rosen und tropischen Gewächsen und einem gewaltigen, in dreizehn Strahlen emporschießenden Springbrunnen in der Mitte. Links eröffnet sich sogleich eine malerische Scenerie gegen den Teich hin, der die Insel umfaßt und dessen glatter Spiegel mit Schwänen und flinken Nachen voll buntgekleideten jungen Volkes belebt ist. Wandelt man unter den weithinschattenden Bäumen das romantische Teichufer entlang, so hört man alsbald Löwengebrüll, welches die Nähe des Thiergartens verkündet. Dieser ist schon als Garten voll Reiz, denn er dient den Versuchen des Vereines für Acclimatisirung von Pflanzen als Schauplatz. Zwischen seinen alten und neugepflanzten exotischen Gewächsen erheben sich Pavillons, Ställe, Hürden und Schuppen, alle in der Bauweise

der Länder hergestellt, denen die darin untergebrachten Thiere angehören. Die Thierwelt ist da, vom königlichen Löwen hinab bis zum possirlichen Affen, durch Exemplare von seltener Schönheit vertreten. Das meiste Interesse erregen der Teich der Wasservögel und der Geflügelhof. Hier steht auch der Cirkus, ein großes, ganz aus Eisen gebautes Theater, wo den Sommer hindurch eine vortreffliche Cirkusgesellschaft ihre stark besuchten Vorstellungen gibt. Auf dem freien Platze des Thiergartens erscheinen auch die jeweiligen „Könige und Königinnen der Luft" und tanzen oder velocipediren über Seile hin, die

Der Stadtwäldchenteich.

zwischen thurmhohen Gestellen ausgespannt sind, desgleichen die Luftschiffer, die am Trapez eines Ballons ihre haarsträubenden Kunststücke vollführen oder sich aus Wolkenhöhe mittelst des Fallschirms herablassen, endlich die Großmeister des Feuerwerks, deren pyrotechnische Darbietungen auch hier, dem Sprichwort gemäß, das sehnlichst erwartete Regenwetter herbeizuführen pflegen.

Dem großen prächtigen Cirkus gegenüber steht der andere, der Volkscirkus. Auch hier zeigen Kraftkünstler ihre halsbrecherischen Touren, aber nur von einem bescheidenen Gehege umfaßt, für ein Eintrittsgeld von zehn Kreuzern. Auch hier ist der Zuschauerraum voll, außen aber drängen sich noch zehnmal soviel Neugierige, die den Kunstgenuß gratis mitmachen, und wer das Vergnügen gar bis auf die Neige auskosten

will, klettert vollends auf einen Baum. Die Äste der Platanen ringsum sind ganz besetzt mit jugendlichem Nachwuchs, dem man diesen Genuß wohl neiden, aber nur schwer verbieten kann.

Und mit diesem volksthümlichen Cirkus beginnt der Volksgarten.

Dieser enthält eine ganze Häusergruppe, die, als kunterbuntes bauliches Quodlibet durcheinander gewürfelt, sich unter den Baumkronen festgesetzt hat. Da gibt es kleinere und größere Theater, in denen Marionetten und auch wirkliche Menschen spielen; Gespenstertheater mit Spukscenen und magischen Wundern; auch die Bude des obligaten Hanswurst (Paprika Jancsi) fehlt nicht. Erst kürzlich ist ein hübsches Kindertheater fertig geworden. Hier winken lebende Bilder, dargestellt von einer schönen Brünette, welche eine allzu freigebige Natur mit einem mächtigen Schnurr- und Vollbart geschmückt hat; in heftigem Wettbewerb mit ihr steht das Schlangenmädchen, das sich die Hüften mit lebenden Boa constrictors umgürtet und den Kopf in „weite Krokodilesrachen" steckt; beide aber übertrifft Miß Magneta, welche, den Kopf nach unten, aus der Mitte der Bühne emportaucht und an ihrem eigenen unsichtbaren Magnet frei in der Luft hängen bleibt. Übrigens ist auch der Hahn mit dem Menschengesicht aller Anerkennung werth. Und wer etwa die Zukunft erkunden will, dem wird Gelegenheit dazu in einem Zelte, wo eine nachtwandelnde Dame in magnetischem Schlafe Jedem das prophezeit, was ihm am liebsten ist. Will einer im Handumdrehen reich werden, dem sei die Volkslotterie empfohlen. Wünscht Einer glaubwürdige Daten über seine Körperkraft, so benutze er die Kraftwage in Gestalt eines großköpfigen Neger-Automaten, der auf eine Ohrfeige zu fünf Kreuzer genau so laut aufbrüllt, als die Ohrfeige stark war. Will aber einer sein Sportgenie erproben, so mag er an den Schießstand treten, wo er sogar Eier, die auf der Spitze eines Wasserstrahls tanzen, mit der Kugel herunterschießen kann. Wem es um stärkere Leibeserschütterungen zu thun ist, der findet eine ganze Reihe von Schaukeln mit Aufschriften, eine empfindsamer als die andere; kein Wunder, daß da das Stutzerthum, meist zu etwas Weiblichem gesellt, pärchenweise der Luft fröhnt, durch die Luft zu fliegen und die ewige Theorie Newtons an sich zu erproben. Ist aber einer zum Seehelden geboren, so mag er sich lieber gleich nebenan auf die russische Rutschbahn setzen, wo er alle die Empfindungen, die ein von großen Meereswogen geschaukelter Kahn in der Menschenbrust erregt, authentisch nachfühlen wird. Wer endlich den Drang in sich fühlt — liebende Paare thun ja das meistens — den Tag seines Ausfluges in das Stadtwäldchen noch der späteren Nachwelt unvergeßlich zu machen, den lockt auf Schritt und Tritt der Augenblicksphotograph, der für geringes Geld jedes Arm in Arm-Bildniß auf die Gelatineplatte zaubert.

Prosaische Seelen, am Stoff klebende Wesen verschmähen freilich alle diese Genüsse, die nur geschaffen sind, um die höheren Sinne zu reizen, aber auch sie finden da ohne

Mühe, was sie befriedigen kann: zahlreiche gut eingerichtete Kneipen, wo braune Zigeunerburschе aufspielen, was nur die Menschensohle kitzeln mag. Da kann man denn alle möglichen Methoden sehen, nach denen der Magyare seinen Csárdás tanzt: klopferisch, zitterisch, springerisch, taucherisch, werberisch und „palastmäßig". In der anderen Kneipe dagegen sitzen rothmützige serbische Gusle-Spieler und zupfen die metallenen Saiten in der festen Überzeugung, was sie da machen, sei Musik.

Die Eislaufhalle am Ufer des Stadtwäldchenteichs.

Unter allen diesen Schauplätzen von Unterhaltung ragen hoch hervor die Amphitheater des echten ritterlichen Sports: die „Ringelspiele". Da zeigt sich erst, in wessen Brust ein tapferes Herz schlägt. Denn ein wildes Roß besteigen, das kann jeder Bauer, aber sich in den Sattel jenes hochgebäumten, buntbemalten Hengstes zu schwingen, die brennende Cigarre im Munde, und so hinter der holden Erwählten einher zu sprengen, die ihrerseits sich bequem auf dem Rücksitz der bemalten Kutsche zurücklehnt, wenn sie nicht etwa auf dem Damensattel ihres Flanke an Flanke nebenherschreitenden Zelters thront, immer Hand in Hand mit dem getreuen Seladon — dazu gehört schon ein mehr als alltäglicher Entschluß. Es ist eine wahre Pracht, etwa dem „Baka" (Infanteristen)

zuzusehen, wie er hoch zu Roß, die Hand in die Hüfte gestemmt, den „Giftstengel“ zwischen den Zähnen, neben der geliebten Küchenfee dahin galoppirt, welche, den rothen Sonnenschirm aufgespannt, die halbe Welt in die Schranken fordert.

Das Salz und Pfeffer bei all diesen Belustigungen ist aber die verführerische Beredsamkeit der vor ihren Schaubuden stehenden Impresarios. Meist sind es Italiener, jedoch so weit acclimatisirt, daß sie dem Nationalgefühl der Zuschauer durch ungarische Programmreden huldigen. Es ist ein wissenschaftlich-künstlerischer Hochgenuß, ihnen zuzuhören, wie sie sich fachmännisch über Magnetismus und Hypnotismus oder über die Lebensbeschreibung der Schlangen verbreiten, Alles im reinsten Scythisch-Magyarisch. An Sonn- und Feiertagen zählt die Menge an diesen der Volksbelustigung gewidmeten Stätten nach Zehntausenden und man sieht hier alle Volksclassen durcheinander gemischt. Hierher kommt Jedermann zu Fuße und nur eine Art von Fuhrwerk hat das Recht des freien Verkehrs auf der Straße des Volksgartens, nämlich das Wägelchen mit dem buntgeputzten Baby, das die Amme, im hundertfach gefältelten Sonntagsrock prangend, vor sich herschiebt. Wenden wir uns von hier rechts und begeben wir uns über das schon erwähnte Brücklein nach der kleinen (Széchenyi-) Insel. Dort empfängt uns ein elegantes Tivoli mit regelrechter Zigeunermusik. Herrliche Linden beschatten das Eiland. Und auch weiterhin löst ein malerisches Bild das andere ab, die ganze Palatinsinsel mit eingeschlossen, auf der blos das provisorische Gebäude des artesischen Bades durch prosaische Formen stört. Freilich, diese Prosa ist zugleich heilkräftig und wohlthätig. Der artesische Brunnen, der dieses Bad versorgt, ist der tiefste des Continents; die Hauptstadt hat ihn durch den Ingenieur Wilhelm Zsigmondy bohren lassen. Unter den grünen Bäumen, die das Bad umrahmen, sitzen bleiche Damen mit Gläschen in der Hand und schlürfen langsam das heiße Wasser des unentgeltlich sprudelnden Heilquells.

Rechts vom Teiche und seinen Inseln dehnt sich der Schauplatz der Landesausstellung hin, von deren schönen Bauwerken drei erhalten geblieben sind: die große Industriehalle, der Königspavillon und die Kunsthalle. Die große Industriehalle dient gegenwärtig als ständiger Ausstellungsraum für Handel und Gewerbe und ist eines Besuches werth. Dort findet man die Erzeugnisse der einheimischen Industrie in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und großen Reichhaltigkeit beisammen; auch wird dort jährlich eine Blumen- und Obstausstellung veranstaltet.

Hier ist zugleich der Ausgangspunkt von außerordentlichen, zu wohlthätigem Zweck veranstalteten Festzügen, wie sie die Vornehmen der Stadt, in Gemeinschaft mit Schriftstellern und Künstlern, zu veranstalten pflegen; Aufzüge mit phantastisch geschmückten Festwagen, von deren Höhe herab die beliebten Künstlerinnen der Theater, in volksthümliche Tracht gekleidet, Blumen und Gedichte in das Gewühl des Publikums zu streuen pflegen,

Sonntagsbelustigung im Volksgarten.

Musikbanden vor sich her und Banderien von berittenen Jünglingen im Gefolge. Oder ein Landesturnerfest setzt viertausend jugendliche Turner in Bewegung, die unter Trompetenschall in kriegerischer Ordnung, jede Rotte in anderer Tracht, aufgezogen kommen, um auf dem umhegten freien Platze die olympischen Spiele der alten Griechen wiederzubeleben und um athletische Kränze zu kämpfen. Am großen Nationalfesttage endlich, am Tage St. Stephans, sieht man da Hunderttausende von Gästen aus dem ganzen Lande zusammenströmen und ergötzt sich an den gewaltigen Chorgesängen der verbündeten Gesangsvereine.

Wenn dann die Budapester Pferderennen kommen, die sich bereits eines Weltrufs erfreuen, zeigt das Stadtwäldchen wieder ein neues Lebensbild. Die Stephanieſtraße wird zur belebtesten Promenade. Die Equipagen rollen um die Wette dahin, ganze Reihen von Viergespannen streiten um die Palme. In den Kutschen zieht das Garderegiment der Schönheit, der Mode, schier endlos an unserem Auge vorüber, und diese Unmenge von Schönheit besetzt die Tribüne des Rennplatzes. Unten auf dem Turf sieht man die Berühmtheiten unseres öffentlichen Lebens, mit hervorragenden ausländischen Gästen vermischt, um sie her aber wimmelt und wogt die breite Masse des Volkes: Studenten, Kaufleute, Gewerbetreibende, und sie alle erwarten mit Spannung den Ausgang des Rennens, umdrängen den Totalisateur, wetten auf die Pferde und nehmen Theil an den Aufregungen, der Freude, den Enttäuschungen, welche die Lustbarkeit der vornehmen Welt mit sich bringt, und grüßen den Sieger mit brausenden Éljens. Der Wagencorso nach dem Rennen, mit seinen beiden Reihen glänzender Equipagen die ganze Andrássystraße entlang, ist eines der schönsten Schauspiele Budapests. Schon bei der Anlage der Andrássystraße wurde daran gedacht, deshalb versah man den Fahrdamm der breiten Straße mit Holzpflaster und ließ keine Pferdebahnlinie hindurchziehen. Die Andrássystraße selbst, die für das Budapester Volksleben die Schlagader des Herzens bildet, ist der wahre Stolz Budapests. Die Opferwilligkeit des Landes hat, auf die Anregung des Ministerpräsidenten Julius Andrássy hin, die zwei Kilometer lange Radialstraße ins Leben gerufen. Sie zeigt jenes Antlitz Budapests, das in Wahrheit einer Weltstadt angehört. Vom Karlsring angefangen bis zum Octogon sind ihre Palastreihen mit den prächtigsten Schaufenstern, mit glänzend ausgestatteten Kaffee- und Speisehäusern besetzt und es herrscht ein lebhafter Verkehr von Geschäftsleuten und Kunden. Jeden Nachmittag aber verwandeln sich die Asphalttrottoirs in große Wandelbahnen, die holzgepflasterte Straße in eine Fahrbahn, auf der sich Equipagen und Miethwagen in buntem Wechsel jagen. Jenseits des Octogons sieht man bis zum Rondeau beinahe nur Paläste und Miethhäuser ohne Kaufläden; die breite Straße theilt sich in fünf Bahnen mit ebensovielen schattigen Alleen; die beiden äußeren sind gepflastert und den dahinwackelnden Omnibussen überlassen, die mittlere Bahn gehört den schnellfahrenden Gespannen und

ihr zu beiden Seiten laufen zwei gekieste Wege für Fußgänger und Reiter. Und so sieht man hier an heiteren Tagen die elegante Welt und die arbeitenden Classen Budapests Seite an Seite nach dem Stadtwäldchen hinaus- und wieder zurückpilgern. Die Reihen von Palästen gehen noch weiterhin in Reihen von laubschattigen Gärten mit Landhäusern über, Wohnsitzen von Ministern, Consuln fremder Staaten und begütertem Publikum, zwischen denen die Radialstraße gleichsam in das Stadtwäldchen hinüberschmilzt. Den

Hindernißrennen der Offiziere auf dem Wettrennplatz im Stadtwäldchen.

Sommer hindurch währt das lebhafte Getümmel des Publikums, das Wagengerassel, das ganze volle Pulsiren des Stadtlebens längs der Andrássystraße bis in die späte Nacht.

Im Winter, wenn der Teich gefriert, entfaltet sich das Leben des Stadtwäldchens wieder in anderen Formen. Die prächtige Halle der Eisläufer füllt sich, Hunderte, zuweilen selbst Tausende von Schlittschuhläufern schlängeln sich auf der Eisbahn schwebend durcheinander und bieten Abends, bei elektrischem Licht und rauschender Musik, den Zuschauern ein feenhaftes Bild.

Zu solcher Zeit rührt sich auch der Volkshumor; Schneehaufen werden zu merkwürdigen Bauwundern umgestaltet, großartige Statuen aus ihnen herausgehauen, deren Künstler ungenannt bleiben; die Schneepaläste erhalten große Titel, wie „General-

consularquartier" und dergleichen, die Schneemänner werden auf die Namen volksthümlicher großer Männer getauft, und so behaupten sie sich stattlich, bis die Frühjahrssonne ihrem Prangen ein Ende macht.

Eine nahe Zukunft wird das Stadtwäldchen um noch eine Merkwürdigkeit bereichern. Auf dem Platze, wo die Andrássystraße in das Stadtwäldchen mündet, wird sich an der Stelle des Hügels, wo jetzt ein Flaggenmast emporragt (der Volksmund nennt ihn scherzend „den Zahnstocher der Stadt"), ein großes Denkmal erheben: entweder das Freiheitsdenkmal oder das Standbild des Grafen Julius Andrássy, deren für die Preisbewerbung bestimmten Modelle der Eingeweihte bereits in den Ateliers einheimischer Bildhauer sehen kann.

Die Margaretheninsel.

Der Feegarten Budapests! Ein Stück Paradies — ohne den verpönten Baum von Eden.

Wo die Donau auf ihrer langen Reise das Weichbild von Budapest erreicht, theilt sie sich in zwei mächtige Arme, mit denen sie die in Form eines Schiffes daliegende herrliche Margaretheninsel umfaßt. Gleich unterhalb der Insel, unter den gewaltigen Eisenbogen der Margarethenbrücke, vereinigen sich die beiden Arme wieder und der Strom tritt zwischen die festen Quaimauern ein, welche die Hauptstadt ihrer ganzen Länge nach durchziehen.

Es ist ein Anblick von seltener Schönheit, wie die Insel, von grünen Laubschleiern beschattet, mitten im Strome, mitten zwischen dem Ofner Gebirge und dem Pester Steingestade, festgeankert liegt. Vor ihr, jenseits der beiden großartigen Brücken, erhebt sich am rechtseitigen Ufergelände das königliche Schloß und weiterhin der Sanct Gerhardsberg (Blocksberg), linkerhand aber die schönste Palastreihe der Hauptstadt. Hinter ihr folgen die Neupester und Altofner Insel, beide auch Schiffswerfte und Hafen. Dies ist ihre Umgebung. Wie eine Mutter ihr „goldenes" Töchterlein, so hegt die Hauptstadt die Margaretheninsel in ihrem Schooße.

Noch in den Fünfziger-Jahren konnte man nur vom Ofner Ufer aus auf die Margaretheninsel hinüberfahren. An dem Hause 372, am Donauufer, befand sich eine Glocke; zog man an dieser, so kam von der Insel ein Fährmann mit einem Kahn herüber, der die Besucher übersetzte und wieder zurückbrachte. Auf der Insel waren Milch und Butter zu haben. Gegenwärtig ist die Margaretheninsel der beliebteste Unterhaltungsort der Hauptstadt und gleichzeitig eine erfrischende Badeanstalt; das Publikum kann sie jede halbe Stunde mit dem Dampfer erreichen, um Erholung, Zerstreuung oder Heilung zu suchen.

Die Margaretheninsel.

Der untere Theil der Insel.
Die untere Restauration.
Wasserfall des artesischen Brunnens.
Dampfschifffstation.

Aber auch über dem Unterhaltungsorte schwebt noch immer, Dank den Überresten des Alterthums, jener Geist der Pietät und Andacht, der in der Vorzeit des magyarischen Volkes hier sein Asyl gefunden. Die Margaretheninsel war der Wildpark der ältesten Ungarkönige, und nachher eine klösterliche Niederlassung. Die schöne Insel hatte einst fünf Klöster, darunter das bemerkenswertheste das der Jungfrau St. Margaretha, von Béla IV. nach dem Tatareneinfall für seine Tochter Margaretha erbaut. In diesem Kloster wurden auch die Königstochter und ihr Bruder, Stefan V., begraben. Alle Nonnen daselbst waren Töchter der höchsten Bannerherren des Landes; zwei waren Töchter des Palatins, zwei Enkelinnen König Bélas IV. Das Kloster besaß große Ländereien, deren Einkünfte die Königstochter mit freigebiger Hand zu frommen Zwecken vertheilte. Noch nach ihrem Tode berichtet die Legende von ihren Wunderthaten. Als ihr Neffe Ladislaus (König „Ladislaus der Kumane") todkrank darniederlag, breitete man ihm den Schleier der heiligen Margarethe über das Gesicht, und er erwachte wieder zum Leben.

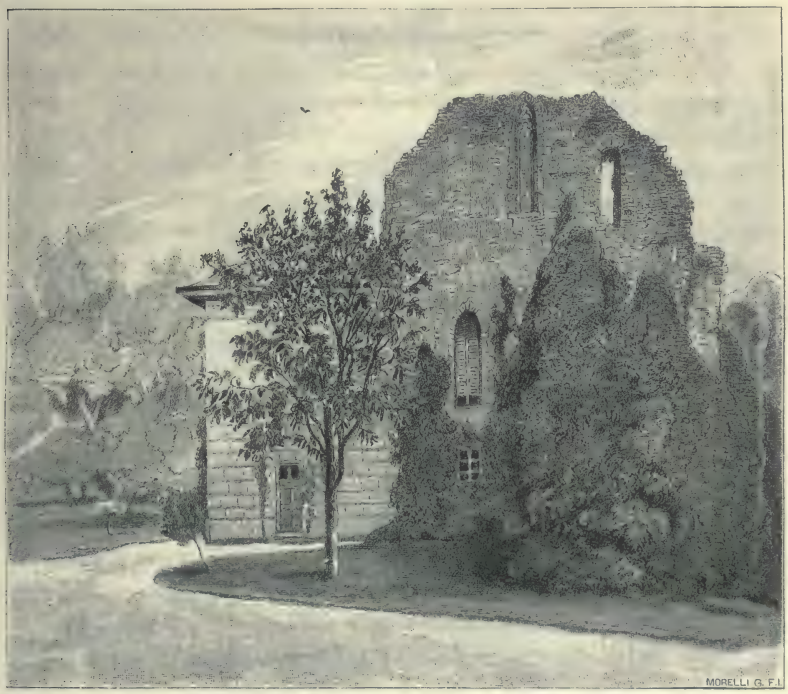
Auch dem Prunke der königlichen Hofhaltung diente die reizende Insel oft zum Schauplatz; sie hat auch das blutige Drama gesehen, in dem der Enkel König Bélas IV., Béla, Herzog von Macsó, ermordet wurde, und das dann in dem zwischen Ungarn und Böhmen entbrannten Kriege seine Fortsetzung fand.

Nach der Schlacht bei Mohács flohen die Nonnen aus den Klöstern und die türkischen Heerführer verwandelten die der Andacht geweihten heiligen Wohnungen in Kasernen und Pferdeställe. Nach 180 Jahren, mit dem Aufhören der Türkenherrschaft, gelangte die Margaretheninsel an die in Ofen angesiedelten Nonnen zurück, doch standen dazumal an Stelle der Klöster nur noch Ruinen, halb versunken im sumpfigen Boden.

Diese Ruinen sind in archäologischer, wie in architektonischer Hinsicht bemerkenswerth. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als Josef II. das Vermögen der Klöster säcularisirte, ging die Margaretheninsel aus dem Besitze der Clarisserinnen in den des Religionsfonds über und wurde sodann, der Domäne von Pilis-Csaba angegliedert, Eigenthum des Palatins Josef. Der Erzherzog ließ jene nahezu hundertjährigen Bäume pflanzen, welche die Ufer der Insel umsäumen; er ließ auch das erste bequeme Sommerschloß auf der Insel bauen, indem er es an eine Ruine lehnte. Solche, der Pietät würdige Ruinen empfangen den Besucher der Insel an mehreren Stellen; sie haben übrigens um die Mitte dieses Jahrhunderts mehr Stoff zu Studien geboten, denn sie zeigten damals noch alte Freskomalereien, Vergoldungen, Ziegelmosaiken, was seitdem Alles zu Staub geworden ist.

Die Stirnwand des St. Michaelsklosters, an die das Sommerhaus des Palatins angebaut wurde, zeigt noch Thüre und Fenster von ehedem, spitzbogig und durchaus dicht mit Epheu überlaufen. Eine andere Ruine an dem Pest zugekehrten Ufer erinnert

an die berühmte Liebfrauenkirche. Das ist Alles, was von dem großartigen Kloster übriggeblieben, dem Asyl, das sich die Tochter Bélas IV. durch italienische Steinmetzen mit königlicher Pracht erbauen ließ. Aus dem Getrümmer strebt ein hoher Thurm empor, mit wildem Gestrüpp überwachsen, von hundertjährigen Bäumen überwölbt. Als nach der Überschwemmung von 1838 der Boden hier wieder geebnet wurde, fand man unter diesen



Die erzherzogliche Villa auf der Margaretheninsel mit der anstoßenden Ruine.

Trümmern eine Grabhöhle mit einem Marmorsarg, der außer modernden Gebeinen auch eine Krone, einen Ring und Stücke eines goldgestickten Gewandes enthielt. Unweit davon stieß man auf einen kindlichen Schädel, der ein Perlendiadem trug. Das konnten nicht die Reste von Nonnen, sondern nur die von weltlichen Fürsten sein. Wer diese waren, darüber gehen die Meinungen der Gelehrten auseinander.

Die Gäste, welche die Insel betreten, finden dort zwei prächtig eingerichtete Gasthäuser, das eine im unteren, das andere im oberen Theile der Insel. Es sind dies Lieblingsplätze der guten Gesellschaft der Hauptstadt, besonders der Reichstagsabgeordneten,

die sich hier gerne treffen; es kommt sogar oft vor, daß, während im oberen Gasthause die Partei der Mehrheit durch ein Gastmahl demonstrirt, gleichzeitig im unteren Gasthause die Minorität eine ähnliche Gegendemonstration macht, wobei hüben und drüben rauschende Musik mit Tusch einfällt, wenn die Trinksprüche in das Land hinausschallen.

Beide Enden der Insel sind durch eine Pferdebahn verbunden, welche in zehn Minuten den Weg zwischen den oberen und unteren Gebäuden zurücklegt, rechts und links von abwechslungsvoller malerischer Scenerie begleitet.

Wer aber die Herrlichkeit dieses Edengartens völlig durchkosten will, schreite zu Fuße beide Ufer der Insel ab, wo ihn die erinnerungsreichen Denkmäler der Vergangenheit grüßen, geweihte Ruinen, mit Fruchtbäumen und großartigen Ziergärten umgeben, mit Rosenhainen und Gewächsen des Südens, die einen Triumph der Gartenkunst bilden. An Frühlingsnachmittagen vereinigen sich die Farbenpracht der Blumen, der nachtdunkle Schatten des dichten Laubes und das Concert der Nachtigallen, um eine schier mythische Stimmung hervorzurufen. Und nun erst die vielen schönen Frauen und Mädchen! Das ist die Schönheitsausstellung von Budapest! Und mitten in der buntwechselnden Menge sieht man auch, von der allgemeinen Liebe umgeben, den erlauchten Hausherrn selbst, den Erzherzog Josef mit seiner Familie.

Eine alte Volkssage läßt auf dieser Insel die fürstlichen Schätze vergraben sein, welche wegzuführen es an Zeit gemangelt habe, darunter auch die silberne Glocke der Königstochter; da soll denn um die Mitternacht des Margarethentages über dem Grabe der Heiligen ein mehr als irdischer Glanz sich entzünden, das silberne Glöcklein erklingt und rings durch die Gegend wallt wiederum jener zauberische Duft, der nach der Legende der Chroniken bei der Grablegung und Wiedererhebung des Königskindes geweht hat. — All dies ist heutigen Tages keine Sage mehr! Der überirdische Glanz erglimmt, den zauberhaften Duft bringt jeder Frühling wieder, wenn die tausendfach gearteten Rosen sich öffnen; echte fürstliche Schätze werden auf der Insel vergraben, ihr erlauchter Eigenthümer, Erzherzog Josef investirt sie in dieser seiner Besitzung, und an diesen Schätzen hat das ganze Publikum sein Theil, ja auch das silberne Glöcklein erklingt wieder. — Vor siebzig Jahren schrieb Schams in seinem Buche: Pest und Ofen seien zwei so deutsche Städte, daß der hierher gerathene Reisende in Deutschland zu sein glaube; man spreche zwar hier und da auch ungarisch, bei den adeligen Familien, die Umgangssprache der Gebildeten sei aber (bei den Magyaren) denn doch die lateinische. Und jetzt — hört man allezeit und allerorten „das silberne Glöcklein der Königstochter Margaretha“ klingen: die süße Muttersprache.

Auch einen wunderthätigen Zauber besitzt die Margaretheninsel: ihre Heiltherme. Zu Anfang des Jahrhunderts war sie nur eine kleine warme Quelle, aber die fürstliche

Freigebigkeit des Erzherzogs Josef ließ diese durch die sachkundige Arbeit des Ingenieurs Wilhelm Zsigmondy zu einem der berühmtesten artesischen Brunnen des Continents entwickeln. Wir werden sie bei der Besprechung der Budapester Badeanstalten näher zu würdigen haben. In der Rubrik des Volkslebens gebührt ihr Erwähnung als einer der anziehendsten Eigenthümlichkeiten der zauberhaften Insel. Aus einer Tiefe von 60 Klafter sprudelt die Wassermasse zu Tage, welche die Bäder speist, ihr Überschuß aber stürzt als gewaltiger Wasserfall von einer sechs Klafter hohen künstlichen Thurmruine hinab in die Donau, im Sommer und Winter, und färbt Ruine und Felsgestein, über die er niederbraust, mit tiefdunklem Grün.

Die Margaretheninsel zeigt uns die schönsten Momente des Budapester Volkslebens gleichsam in Quintessenz. Darum nennt man sie die Cameen der Hauptstadt; denn, von Natur aus schon ein Edelstein, ist ihr Werth durch künstliche Gestaltung ins Unschätzbare vervielfältigt worden.

Das Leben am Donau-Ufer.

Am Donau-Ufer regt sich das beweglichste Leben Budapests in einem Nebeneinander verschiedenartigster Elemente. Auf dem Corso, von der Kettenbrücke bis zum Petöfi-Platz lustwandelt die elegante Welt, gibt sich ihre Stelldicheins und hält ihre Plauderstündchen (das Fahren ist nicht gestattet); dort zeigen sich die neuesten Toiletten, auf den Gehsteigen vor den Kaffeehäusern und unter den Akazien des reizenden Kiosk wird Kaffee oder Eis genommen und die Zeitung gelesen. Weiterhin aber, jenseits des Eisengeländers, um eine Stufenreihe tiefer, auf dem breiten Quai, trägt ein Schwarm muskelstarker Arbeiter Säcke auf den Schultern, rollt Tonnen, hebt mächtige Gütercollis auf schwere Lastwagen; athletische Gesellen, bis an Knie und Schultern aufgeschürzt, schleppen zu Sechsen einen Wollsack dahin, schieben auf Eisenkarren wohlgepackte Tabaksballen vor sich her; — und um ein zweites Geländer weiter, wieder um eine Stufenflucht tiefer, liegen die Schwimmschulen, die kalten Bäder, die Boothäuser, denen an heißen Tagen das Erfrischung suchende Publikum zueilt. Dort findet man die Regatten und Wettschwimmen. Luxus, Arbeit und Erfrischung, Alles auf einem Bilde gruppirt. Und kreuz und quer über den blauen Spiegel der Donau huscht nach allen Richtungen, sich meidend und sich zuvorkommend, der Schwarm größerer und kleinerer Dampfer.

Das Bild setzt sich weiterhin als Obstmarkt fort. Unten am Quai beginnend und auf dem Pfarrplatze plötzlich erweitert, zieht er sich, mit und ohne Zeltschirme, bis an das Zollamtsgebäude hinab. Da gibt es Zwiebelschanzen und Grünzeugbarrikaden, unglaubliche Mengen von rothem Paprika und noch rötheren Paradiesäpfeln, mit Hügeln von

Obst untermischt; Reihen von Körben voll Äpfel, die in allen Schattirungen von Roth losknallen; bauchige Butten voll reifblauer Pflaumen und angegilbter Pfirsiche; Berge von Weintrauben aller Farben und Aromen; mannshohe Grenzpyramiden aus riesigen Wassermelonen, von der dunkelgrünen angefangen bis zur hellgrün gestreiften, darunter als Lockspeise diese und jene entzweigeschnitten, so daß man ihr blutrothes Fleisch sieht. Die Zuckermelone freilich will schonender behandelt sein; sie läßt sich nicht kunterbunt übereinanderhäufen, sondern Cantalup, Turkestan und Eichenrindige wollen in gesonderten Comitaten untergebracht sein. Die feilbietenden Weiblichkeiten gehören ohne Ausnahme zu der gewichtigsten Volksclasse, mit derbem Wuchse, guter Gesundheit und starker Lunge begabt, so daß sie der Gluthitze des Sommers und den Schneestürmen des Winterfrostes in einem und demselben charakteristischen Costüm trotzen, ohne einen Klagelaut, zufrieden mit ihrem Schicksal. Ehrliche, gute Geschöpfe. Sie lassen mit sich handeln. Sie preisen das Geringe nicht an, wenn sie merken, daß der Kunde etwas davon versteht, und sie sind nicht einmal grob gegen die Wählerischen. Und doch kommen alle „guten Hausfrauen" der Stadt hierher: junge Fräulein, Bürgersfrauen, Gattinnen von Beamten in modischen Kleidern, von der Magd begleitet. Auch Schreiber dieser Zeilen hat sich ja zur Sommerszeit oft genug unter ihnen bewegt, wenn er sich für den Schwabenberg verproviantiren mußte, er kann also auf Grund eigener Erfahrung bezeugen, daß die obst- und grünzeugverkaufenden Damen des Pester Donau-Ufers Muster eines umgänglichen und räsonnablen Billigkeitssinnes sind.

Noch weiter das Donau-Ufer entlang finden wir den großen Geflügelmarkt, dessen Vorläufern wir schon auf dem Grünzeugmarkte begegnet sind, und zwar in Gestalt der „Kranzeldamen", die, wenn ein Wagen hält, dem Insassen ihre Hühner und Gänse anbieten. Hier nun sehen wir bereits eine ganze Colonie von gefiederten Opferthieren, die größtentheils in kuppelförmige Körbe aus Weidengeflecht gesperrt sind. Das Meiste davon kommt aus den nahen großen Städten des Alföld, aber die Pester „Kofa" (Marktweib) kauft es schon vor der Mauthlinie auf, um nicht das Hühnermonopol aus der Hand zu geben. Darüber darf aber nicht etwa der zarten Spanferkel vergessen werden, die, namentlich vor Neujahr, fabelhafte Preise erzielen, sintemalen die gesammte christliche Bevölkerung Budapests von dem Glauben durchdrungen ist, daß ein gebratenes Spanferkel am Neujahrstage Glück bringt, da es „nach vorwärts" wühlt, wogegen gebratenes Geflügel an diesem Tage verhängnißvoll ist, weil es „nach rückwärts" scharrt!

Inmitten dieses gemüthlichen Volksgetümmels finden sich auch hier und da — jetzt freilich schon immer seltener — die Garküchen (Laczi-konyha, „Laczi-Küche", von Laczi, Diminutiv für Ladislaus). Dazu gehört indeß einige Erläuterung. Die alten Magyaren hatten unterschiedliche Könige des Namens Ladislaus. Ladislaus der Heilige

war der erste. Er war beliebt, weil er für die Durstigen Wasser aus dem Felsen schlug. Der zweite war Ladislaus der Kumane. Er war unbeliebt, weil er die Leute hungern lehrte; er nahm ihnen ihr Vieh weg, so daß die Bauern ihren Pflug selber ziehen mußten, den sie aus diesem Grunde „Wagen Ladislaus' des Kumanen" nannten. Zuletzt kam der gute Ladislaus Dobzse, der so nachgiebig war, daß er schließlich kein Geld mehr für die Fleischbank übrig behielt, sondern sich seinen Braten aus dem Kochzelt da unten in seine Ofner Burg hinaufbringen ließ. Darum heißt der unter dem Zeltdach brodelnde Kessel

Der Kiosk vor der Redoute.

noch heutigentags „Laczi-Küche". Immerhin müssen wir gestehen: wer niemals von jenem zwischen zwei Schnitten Weißbrot gepreßten Zigeunerbraten gegessen und darauf einen Schluck von jenem unverfälschten Kecskeméter Krätzer getrunken, der weiß nicht, was Lukull gespeist hat!

Eine Straßenschwenkung führt uns vom Geflügelmarkt auf den Fischmarkt. Die Fischweiber gehören schon zur Aristokratie der Marktweiber. Sie sind sämmtlich stramme, wohlgerundete Gestalten; es findet sich unter ihnen manches malerische Modell. Unter ihren Zelten sieht man in großen Bottichen all das kleinere plätschernde Naschwerk, das als Fastenspeise zu dienen wünscht; auf ihren Hackklötzen dagegen prangen centnerschwere

Welse, Hausen und Schaiden, welche noch halb lebendig sind und das Maul aufsperren, wenn schöne Hände mit dem gewaltigen Beile sie um eine Schnitte kürzer machen. Besondere Gourmands, Habitués des Casinos, besitzen das Geheimniß, wie man sich von hochmüthigen Herrschaften aus der Fischerzunft in ihre ebenerdigen Häuser einladen lassen kann zu einer gemüthlichen Fischsuppe, wo es dann nichts Anderes gibt als ungarisch zubereitete Fische — und Champagner, und keine Toaste. Aber das können sich nur auserwählte Herren gestatten — Curiosums halber.

So ist das Marktleben in Budapest. Es fehlt da der Anpreisungslärm der Weltstädte, jene förmlich in Noten gesetzte Reclame, von der in den Nachmittagsstunden die Straßen von Paris und Neapel wiederhallen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte man gewisse eigenthümliche Laute auf den Straßen hören: der Donauwassermann schrie: „Dónawooß!", der Hausirer dudelte mit zittriger Stimme sein „Handlece", der Strohverkäufer rief die Gassen entlang sein „Stroh kaft!", das Waitzner Ölweib kreischte ihr „oláj!" (Öl), das Milchmädchen sang in die Thorwege hinein: „Kafen's a Mili und an Obers!", der Sorokszárer Bürger herrschte uns mit Donnerstimme an: „Krumpli kaft!" (ungarisch-deutsch für: kauft Kartoffeln), das slovakische Mädchen sang melancholisch ihr: „Kafni Sooond!" (Kaufen Sie Sand), der slovakische Glaser rief zu jedem Thor hinein: „Fenstr mok!" (Fenster machen) u. s. w. Jetzt ist das Alles schon im Verschwinden begriffen, besonders auf der Pester Seite; wer etwas zu verkaufen hat, lockt die Kunden nicht, denn er weiß, daß man es schon holen wird.

Doch der Zauberstab winkt, und das nämliche Bild steht vor uns, nur ins Winterliche übersetzt. Dasselbe Publikum: Herrschaften und Taglöhner, jene in Pelzröcken, die Hände in Muffs gesteckt, diese die Füße in Kotzen eingebunden, die Eisenschaufel in der Hand. Jeder betrachtet den Eisgang der Donau. Den unteren Quai hat die Flut schon überschwemmt, die Lagerhäuser und die Wartesäle der Dampfschiffe sind bis ans Dach in Wasser getaucht. Der herrliche Strom, in der Mitte fast convex geschwollen, schießt zwischen den Ufern, die ihn zusammenpressen, wie der Wirbelwind dahin; oben bei Preßburg, Komorn, Nagy-Maros und Waitzen hat er seine Eisbarrikaden schon hinweggespült, unterhalb Budapests aber, bei Duna-Földvár, steht noch eine meilenlange Eisstauung, welche die Flut aufhält und den Strom innerhalb der Doppelstadt von Stunde zu Stunde höher schwellt. Die Schleusen der Kanäle sind schon verstopft; ungethüme Pumpen speien Rauch gen Himmel und Spülicht in die Donau hinab. Auf den freien Plätzen sind Kähne, eiserne Boote angehäuft, die als Rettungswerkzeuge dienen sollen, wenn es zur Überschwemmung kommt; daneben lagern Feuerwehrleute, Pontonniers in voller Ausrüstung. Zu solcher Zeit ist die Donau eine furchtbare Macht! Ganze Eisfelder

schmettert sie gegen die Steinpfeiler der Brücken, an denen die Eistafeln dröhnend zerschellen, um dann in haushohen Geschieben längs der Ufer angespült zu werden. Der Quai wimmelt Tag und Nacht von Publikum, das auf die Kanonenschüsse lauert. Drei Schüsse verkünden den Beginn der Gefahr. Beim sechsten Schuß ist sie bereits vor der Thüre! Beim zwölften heißt es an Rettung denken! Ein neuer Eisschub bringt einen ganzen Stoß Bretter mit sich; die Flut hat irgendwo eine Bauholzniederlage mitgenommen. Es finden sich kühne Schiffer, die mit einem Kahn in das Eistreiben eindringen und die schwimmende Beute bergen. Große Heiterkeit erregt dagegen ein Hasenpaar, das auf einer Eistafel gefangen erstaunt zusieht, wie die Häuser an ihm vorüberziehen. Endlich kommt Jemand von der ständigen Überschwemmungs-Commission mit der Freudenbotschaft, daß die Eisbarre bei Duna-Földvár sich in Bewegung gesetzt hat. Wenige Augenblicke, und das rettende Wort ist von Mund zu Mund gegangen, worauf von zehntausend Lippen ein donnerndes Éljen erschallt. Man ruft der Donau ein Éljen zu. Nur die Schaufelmänner stimmen in den Ruf nicht ein. Das Eis war ihre Ernte.

Öffentliche Gastmäler und Belustigungen.

Das Publikum von Budapest ist berühmt wegen seiner Gastfreundlichkeit. Berühmtheiten jeder Nation, welche die ungarische Hauptstadt besuchen, werden mit der zuvorkommendsten Herzlichkeit empfangen. Ausländische Schriftsteller und Künstler, Dichter und Gelehrte, die allen Nationen angehörigen Mitglieder von hygienischen, ornithologischen, statistischen und anderen wissenschaftlichen Kongressen u. s. f. finden die gleiche brüderliche Aufnahme; wo sie auch erscheinen, sie werden gefeiert; Bankette werden ihnen zu Ehren veranstaltet, wobei die Ungarn die Fremden in deren eigener Sprache leben lassen, bis der Fremde seinerseits zum Danke seine Entgegnung in magyarischen Worten improvisirt.

Überhaupt nimmt Budapest, was die Veranstaltung von Festmälern betrifft, eine hervorragende Stelle ein. Kein bemerkenswerthes Ereigniß, keine freudige Nachricht, kein Jubeltag eines Schriftstellers, Schauspielers, öffentlichen Beamten vergeht ohne Bankett; kommt aber eine Katastrophe ins Land, etwa eine Überschwemmung oder Feuersbrunst, oder geschieht im Ausland ein großes Unglück, ein Erdbeben, ein Schiffsuntergang, so werden hinwiederum zur Unterstützung der Beschädigten hier Concerte, Tombolas, Damenbazare ins Werk gesetzt, deren Ende gleichfalls ein Bankett ist. Und der Werth desselben wird durch die Reihe der Trinksprüche bestimmt, in denen der Ungar ein wahrer Virtuose ist. Mancher, der sonst schweigsam ist, wird, wenn es sich um einen Trinkspruch handelt, zum Demosthenes; von den Lippen ernster Männer knistern die Funken des Humors; das Ende des Toasts geht unter in den freudigen Zurufen der Gäste.

Und, wenn wir schon die öffentlichen Gastmäler erwähnt haben, dürfen auch die ihnen verwandten Bälle nicht übergangen werden. Auch die öffentlichen Bälle in Budapest sind zumeist mit irgend einem wohlthätigen Zwecke verbunden. Der besuchteste unter ihnen pflegt der Juristenball zu sein, dann folgen die Bälle der Mediziner, der Techniker, der Architekten. Der glänzendste aber ist der Athletenball. An diesem kann jedoch nur ein mit besonderer Einladung beehrtes Publikum theilnehmen. Ferner gibt es durch wohlthätige Vereine veranstaltete Calico-Bälle (wo kein Mensch Calico trägt) und Maskenbälle (wo kein Mensch maskirt ist). Da kann denn Jedermann erscheinen, der elegant gekleidet ist. Endlich gibt es Maskenbälle für das große Publikum, wo die Eleganz des Anzuges nicht Bedingung ist und die Unterhaltung ganz zwanglos vor sich geht. Diese Bälle werden fast sämmtlich in den Sälen der großen Redoute abgehalten. Die hohe Aristokratie aber pflegt in ihren eigenen Palästen oder den Sälen des Nationalcasinos geschlossene Tanzunterhaltungen zu veranstalten, welche blos den obersten Hundert der obersten Zehntausend der Gesellschaft zugänglich sind.

Im Fasching hängt übrigens der ganze Himmel voll Geigen, und wer den Becher bis auf den Grund und dessen Hefe zu leeren liebt, kann im Zeitraum einer Stunde von dem Eliteball der Redoute nach den Tanzsalons der Vorstädte fahren und so den ethnographischen Unterschied studiren, der sich in den Sitten der nämlichen Race zeigt, wenn sie sich unter zwei verschiedenen Meridianen entwickelt haben.

Es gibt aber keine Unterhaltung, keinen Ball, kein Bankett ohne Zigeunermusik. Ein Primgeiger, zwei zweite, eine Baßgeige, ein Klarinet und ein Cymbalspieler, damit ist die Bande vollständig. Trompete, Fagott, Flöte, Trommel, Triangel fehlen. Und diese Zigeunerbanden stehen nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzstädten auf jener Höhe der intellectuellen Ausbildung, wie sie Musiker zu haben pflegen. Sie kennen die Noten, spielen aber zumeist nach ihrem feinen Gehör und ohne Noten, so zwar, daß eine solche Zigeunerbande nach einmaligem Hören eine neue Melodie spielen wird. Sie haben das ganze Repertoire im Kopfe: Hunderte von nationalen Volksliedern, die „schweigenden Weisen", die altmagyarischen Melodien, dazu noch verschiedene Königshymnen, die österreichische, englische, russische, deutsche, den Rákóczymarsch und die Marseillaise, die ältesten und neuesten Walzer, ganze Opernabschnitte — und spielen das Alles auf einen Wink des Primás sofort mit voller Correctheit. Ihr Gedächtniß, ihr musikalisches Gefühl sind erstaunlich. Tritt ein wohlbekannter Protector unversehens in die Zechgesellschaft oder das Gasthaus, so begrüßen sie ihn sogleich mit „meinem Lied" (das heißt dem des Patrons). Der Primás selbst ist ein vorzüglicher Geigenvirtuose, der sich kühn mit so manchem berühmten Concertspieler messen könnte. Dabei ist er auch noch ein guter Kamerad. Er pokulirt genau so wie der Hausherr, betrinkt sich aber niemals.

Zigeunerkapelle in einer Restauration zu Budapest.

Einen betrunkenen Zigeuner hat die Welt selten gesehen. Hat er das Lieblingslied seines Zuhörers errathen, so geigt er es ihm in das Ohr und theilt auch selber dessen Entzücken. Und es ist in seiner Kunst ein gewisser Zauber, der selbst den Fremden mit sich fortreißt.

Der hauptstädtische Zigeuner ist zugleich ein anständiger Bürger, der seine Steuer zahlt und ein friedsames Familienleben führt. Einer der berühmtesten Primgeiger hatte zweiundzwanzig Söhne, welche sämmtlich wackere Männer wurden. Der älteste erbte die Geige und die Künstlerschaft seines Vaters und setzt den edlen Ruf der Familie fort, während die übrigen alle in bürgerliche Stellungen gelangt sind; sogar ein Geistlicher und ein Advocat sind darunter. Die meisten dieser Zigeunerbanden haben auch das Ausland bereist. Sie fanden gute Aufnahme in Paris, London und selbst jenseits des Weltmeeres, sehnten sich aber trotzdem „heim", denn anderswo ehrt und bezahlt man vielleicht den Zigeunerkünstler besser, aber man liebt ihn nicht so wie in Ungarn.

Andachten.

Bisher haben wir die Bevölkerung Budapests nur bei ihren weltlichen Belustigungen betrachtet; wir wollen sie jetzt bei ihren Andachten aufsuchen.

Die Beweise dieser Andacht sind die Kirchen selbst. Die schönen Gotteshäuser Budapests sind nicht durch die Herrscher, nicht durch die Kirchenfürsten errichtet worden, sondern durch die Confessionen, welche ihre Scherflein zusammenlegten: Römisch-Katholische, Griechen, Reformirte, Evangelische und Juden gleichermaßen. Und diese Kirchen sind immer voll, und es werden ihrer immer mehr, denn die alten sind nicht im Stande die Andächtigen aufzunehmen. Die Baukosten der hochragenden Leopoldstädter Basilica hat zum bedeutenden Theile die Hauptstadt aus ihren eigenen Einkünften bestritten, so daß jede Confession ihre Steuergroschen dazu beitrug. Und da die Hauptstadt selbst der Patron ist, ergibt sich die eigenthümliche Lage, daß, wenn bei der Pfarrerwahl (es gibt 14 Pfarren) die Stimmen der Stadtverordnetencommission abgegeben werden, auch die nicht römisch-katholischen Stadtverordneten sich an der Wahl betheiligen. Und Griechen, Protestanten und Juden trachten mit ebensoviel Eifer dem als würdigsten Erachteten zum Siege zu verhelfen, als die dem eigenen Glaubensbekenntniß angehörigen Wähler. Dafür gibt es vielleicht nirgends auf der Welt ein Beispiel.

Es gibt Festtage, an denen die Andacht die Schwelle der Kirche überschreitet und hinaustritt auf die grasbestreuten Straßen.

An den Hauptfeiertagen, an den Frohnleichnamstagen finden unter prächtigen Ceremonien Umgänge statt, während welchen der Verkehr in vielen Straßen feiert.

Am Auferstehungstage folgt die fromme Bevölkerung unbedeckten Hauptes, Psalmen singend, dem unter glänzendem Baldachin einhergetragenen Venerabile, der Christusfigur und der in vollem Ornat mitziehenden Geistlichkeit durch die Straßen von Kirche zu Kirche.

Vor wenigen Jahrzehnten wurde die Große Stationsgasse die ganzen großen Fasten hindurch von Prozessionen aus dem Arbeiterstande durchzogen. Am Ende dieser Gasse befindet sich ein Platz mit einem Hügel, dem Calvarienberg. Die Nischen der „Stationen" waren die Straße entlang, bei der Kirche beginnend, an den Häusern selbst angebracht und enthielten in Frescodarstellung die einzelnen Scenen der Passion. Vor jeder solchen Nische hielt die Menge an und kniete nieder, worauf der Führer des Zuges aus seinem Büchlein die hierauf bezügliche Stelle vorlas, welche ihm die übrigen Getreuen mit leiser Stimme nachsagten. Die Hausbesitzer, welchem Bekenntniß immer sie angehörten, schmückten die heiligen Bilder an diesen Tagen mit Blumen und brennenden Lampen. Heutigentags fallen die andächtigen Umzüge außerhalb der viel begangenen Straßen; die Stadt breitet sich aus, man wird den Calvarienberg weiter hinausrücken, und an den neugebauten Häusern gibt es keine Passionsbilder mehr. Doch findet sich auch die alte Andacht noch an den Kirchtagen der Vorstädte, welche an dem jährlichen Kalendertage des Heiligen, dessen Namen die betreffende Kirche trägt, ganz nach Art der Dorfkirchweihfeste abgehalten werden.

Der Glanzpunkt der Andachtsfeste in der Hauptstadt ist das in die Mitte des Sommers fallende Fest König Stephans, des ersten Nationalheiligen des Landes. Es pflegt in der Ofener Festung abgehalten zu werden. Am 20. August, frühmorgens schon, rückt das Militär mit Eichenlaub geschmückt aus, um von der Garnisonskirche bis an das königliche Schloß ein Spalier zu bilden. Das hinter den Reihen der Soldaten wogende Publikum zählt nach Zehntausenden. Auch die Fenster der Plätze und Gassen sind mit Damenköpfen besetzt, mit Teppichen, Blumengewinden und Fahnen geschmückt. Die Prozession, die unter Glockenklang von der St. Sigmundskapelle in dem königlichen Schlosse ausgeht, wird durch die katholischen Gesellenvereine eröffnet; ihnen folgt eine Schar weißgekleideter und bekränzter Mädchen und diesen die Ehrencompagnie (ehemals die Bürgerwehr) mit Militärmusik. Sodann kommen die Pfarrer Budapests und nach ihnen, von vier Caplänen auf den Schultern getragen, der prächtige Reliquienschrein, unter dessen Krystalldeckel die uralte Reliquie, die rechte Hand des ersten Königs, zu sehen ist. Ihr zu beiden Seiten schreiten, Spalier bildend, die Trabanten der Kronwache einher, in scharlachnen Dolmánys und Stahlhelmen, breite Hellebarden in der Faust. Hinter der „heiligen Rechten" folgt der hohe Clerus, Äbte, Domherren u. s. w., und schließlich der Fürstprimas im Cardinalspurpur mit glänzender geistlicher Begleitung, unter einem

von angesehenen Bürgern getragenen Himmel; seiner Begleitung schließen sich auch die katholischen Regierungsmitglieder und Magnaten, sowie die obersten Beamten der Hauptstadt an.

Der ganze Festzug begiebt sich nach der Garnisonskirche, wo der Fürstprimas die glänzende Messe celebrirt, gehoben durch das herrliche, von einem Chore hauptstädtischer Bürger und Damen vorgetragene Oratorium. Den Beschluß des Gottesdienstes bildet eine Predigt von patriotischer Richtung und gehobenem Geiste, wobei der Redner den König, das Vaterland und die Christenheit segnet. Sodann kehrt der Zug nach der Burgkapelle zurück, wo der Deckel des Reliquienschreines gehoben wird und der Fürstprimas der den ganzen Platz überflutenden Menge die königliche Rechte zeigt. Zu diesem Nationalfeste pflegen aus allen Theilen des Landes Hunderttausende von Besuchern zusammenzuströmen. Das Gesetz des Jahres 1891 über die Arbeitsfeier an Sonn- und Festtagen hat den Tag König Stephans des Heiligen zum allgemeinen Nationalfest erhoben, welches hinfort jede Confession durch Arbeitsruhe zu begehen hat.

Ein ebenso allgemein gefeiertes Doppelfest der Pietät sind in Budapest die Tage Allerseelen und Allerheiligen. Da bevölkern sich die Friedhöfe und die Gräber bedecken sich mit Blumen; Reich und Arm beeilt sich, seinen Theuren den Kranz des treuen Gedenkens hinauszutragen; abends erblinken auf den Grabhügeln die Lämpchen und Wachslichte als Sinnbilder des ewigen Lichtes, und der ganze Gottesacker erscheint als ein mit Sternen bestreuter großer Garten. Die durch die Hauptstadt und das Land errichteten prächtigen Mausoleen von Ludwig Batthyány und Franz Deák sind mit aller Pracht geschmückt und beleuchtet, und bis spät in den Abend hinein sind sie von dichten Menschenmassen besucht, vom Morgen bis zum Abend kommen die Körperschaften mit ihren Kränzen herangezogen, die Scharen der Universitätshörer, welche die Gräber der großen Todten der Nation bekränzen und an ihnen begeisternde Gedächtnißreden halten und nationale Hymnen absingen. Und der Reihe nach erscheinen noch andere Körperschaften, die Gräber ihrer Todten zu besuchen: Schauspieler, Gesellenvereine, Arbeiter, Feuerwehrleute, Gesangsvereine, die in Budapest wohnenden Polen; alle strömen sie an diesem Tage nach dem Friedhofe, um das Andenken ihrer theuren Hingeschiedenen zu erneuern. Jene prächtigen Leichenbegängnisse aber, mit denen die Nation diesen und jenen ihrer großen Todten an die letzte Ruhestätte geleitet, sie gestalten sich, von dem in der Vorhalle des Akademiepalastes aufgestellten Katafalk bis zum Friedhofe vor der Kerepeserstraße, zu einer Reihe ergreifender Bilder von Trauerpomp und imposanter Theilnahme der Massen, wobei es als schönster Zug des Volkscharakters gelten darf, daß das ganze große Publikum seinen unvergeßlichen Todten in dichter, geschlossener Menge zu Fuße durch die Stadt bis an das Grab geleitet.

Prozession am St. Stephanstage.

Gesellschaftliches und politisches Leben.

Zur Buntheit des Budapester Volkslebens trägt im Allgemeinen jene leichtblütige, geräuschvolle Unterhaltungslust, die wir in anderen Hauptstädten sehen, nur wenig bei. Dem Studentenleben fehlen die Burschenschaften; es gibt keine Couleurstudenten und von ihnen veranstaltete laute Commerse und Paukereien. Man begegnet nicht jener vierschrötigen guten Laune, wie sie etwa das Ausschänken des Münchner Salvatorbieres begleitet, und ebensowenig den Gebräuchen bei der Freisprechung von Handwerksgesellen. Es gibt keine Mabille, Closerie des Lilas, Moulin Rouge und wie die privilegirten Nester der frivolen Lustbarkeit sonst heißen mögen.

Orpheums, Singspielcafés gibt es allerdings auch in Budapest genug, doch haben diese nur ein Publikum, das bis zu einem bestimmten gesellschaftlichen Niveau hinanreicht; Andere besuchen sie nur hier und da einmal aus Neugierde, und an äußerem Glanz können sie sich durchaus nicht mit den ausländischen messen.

Dagegen liebt das Budapester Volk ernsthaftere Schaustellungen nicht wenig. Es gibt keine Classe, welche die Museen nicht besucht. Jede Ausstellung oder Kunstschau hat ein großes Publikum und die Theater sind, selbst wenn man die Trauerspiele von Shakespeare und Sophokles spielt, in allen Räumen gefüllt. Daß in Budapest auch den Sommer hindurch zwei Theater Vorstellungen geben, ist ein Beweis, wie jene Volksclassen, welche keine Sommerwohnung beziehen können, bei der Kunst ihre Erholung suchen. Bei Vorträgen ernster Natur, wie sie die ungarische Akademie der Wissenschaften, die Kisfaludy- und Petöfi-Gesellschaft und noch viele andere Vereine zur Pflege der Wissenschaft veranstalten, sind die Sitzungssäle der Akademie mit einer Zuhörerschaft erfüllt, die ein warmes Interesse an den Tag legt.

Übrigens trägt die große Zahl und bequeme Einrichtung der Budapester Bäder viel bei, um der Bevölkerung sommerliche Erfrischung zu bieten. Man hat die Wahl zwischen acht verschiedenen Bädern und die Fahrt dahin mittelst der Omnibusse kostet nicht mehr als sechs Kreuzer, ja es gibt auch Freibäder für das Volk.

Zur Förderung des gesellschaftlichen Zusammenhaltes bestehen zahllose Clubs, Vereine und Casinos. Jede gewerbliche Classe hat ihren eigenen Verein, der dem geselligen Verkehr und auch wohlthätigen Zwecken dient; jeder Stadttheil hat sein Casino. Unter diesen ist das vornehmste das durch den Grafen Stephan Széchenyi in den Dreißiger-Jahren gegründete „erste Nationalcasino", das in seinem eigenen, mit echt herrschaftlicher Pracht eingerichteten Palaste als Sammelplatz für die Vornehmen des Landes, Magnaten wie Gelehrte, dient. Seine Bibliothek gehört zu den reichhaltigsten. Außerdem gibt es das Landescasino, den geselligen Verein der Beamten, die besonderen geselligen Vereine

der verschiedenen Stadttheile, ja sogar nach Volksclassen und Beschäftigungsfächern organisirte Geselligkeitsvereine. Ferner die Vereine der Athleten und Feuerwehren, die Rettungsgesellschaft, die Schriftsteller- und Künstlerclubs, das „Otthon“ (Daheim) der Schriftsteller und Journalisten und insbesondere auch Parteiclubs. Die Schießstätte behauptet noch ihren alten Ruf, doch liest man nicht mehr ihre regelmäßigen Ausweise in den Zeitungen; die Gesangsvereine wirken nur im Extravillan und die uniformirten Veteranenvereine sind zum einfachen Begräbnißgefolge herabgesunken.

Übrigens ist das Budapester Publikum sehr für Schaustellungen eingenommen. Bei Anwesenheit des Hofes ist das Thor des königlichen Schlosses, in den Stunden der Auffahrten sind die beiden Brückenköpfe stets von Volksmengen umlagert; selbst vor dem Thore des Reichstagsgebäudes drängen sich Neugierige, welche die Berühmtheiten zu sehen wünschen. Der Reichstag selbst übt eine große Anziehungskraft aus und die Gallerien sind stets vollgepfropft mit Besuchern aus allen Ständen.

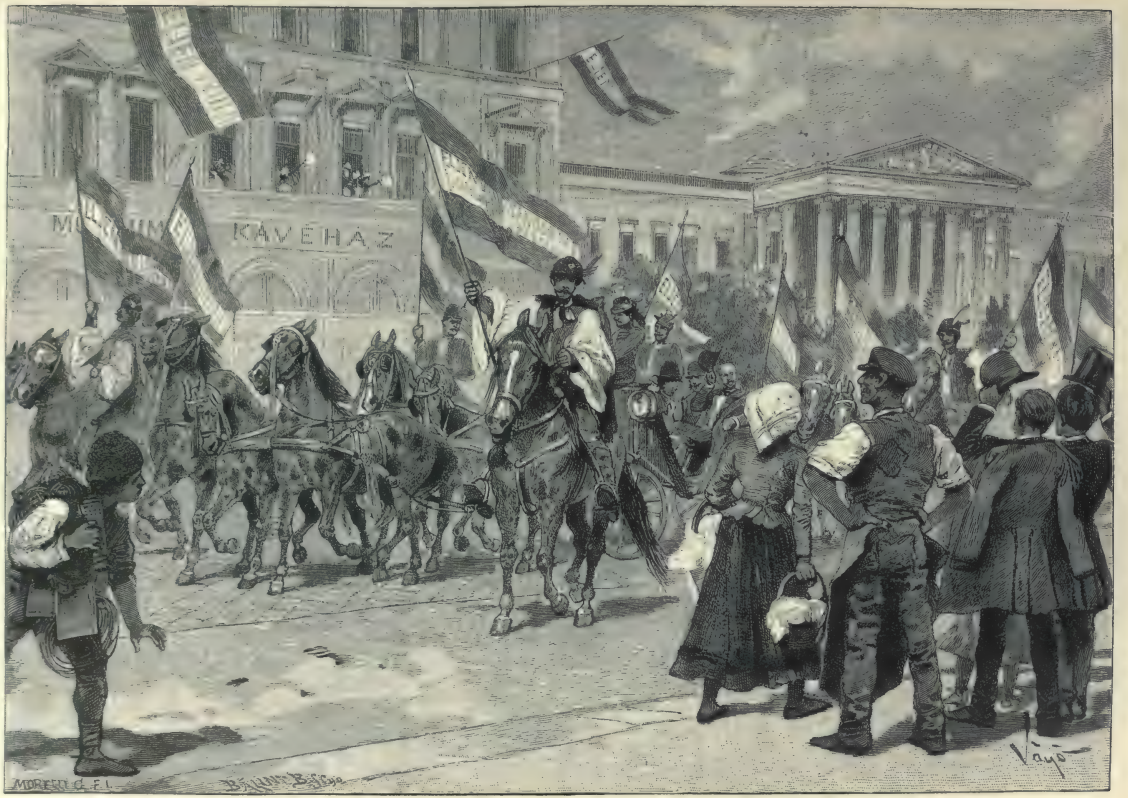
Kommt dann die Zeit der Abgeordnetenwahl heran, so ist plötzlich jeder Verein ein politischer Club. Kein Kaffeehaus, kein Gasthaus, wo nicht die Partei des einen oder anderen Candidaten ihr Lager aufschlüge und dies über der Thüre durch Aufsteckung der großen Nationalfahne mit dem Namen des Candidaten kundgäbe.

Schon sechs Wochen vor der Wahl geht die Arbeit an. Die angesehensten Bürger des Wahlbezirks richten durch Maueranschläge einen Aufruf an die Parteigenossen, sich am nächsten Sonntag zahlreich in dem angegebenen Versammlungsraume einzufinden. Dort wird der Ausschuß der Hundert gewählt, der den Auftrag erhält, sich in fünfundzwanzig Kutschen zu dem hervorragenden Manne zu begeben, dem die Partei ihr Vertrauen zugewendet hat, und ihn zur Annahme der Candidatur einzuladen. Der große Mann leistet der ehrenvollen Aufforderung Folge, kehrt mit dem Ausschuß der Hundert an den Versammlungsort zurück und erklärt, er würde sich glücklich schätzen, auf dem künftigen Reichstage der Dolmetsch der Gefühle dieses Wahlbezirkes sein zu können. Mittlerweile sind der Präsident, die beiden Vicepräsidenten, drei Schriftführer und der Cassier gewählt worden, der Letztere, um die Kosten der verfassungsmäßigen Thätigkeit zu decken. Die erforderliche Summe ist alsbald gezeichnet. Die Kosten der Wahl werden durch Parteigenossen getragen. Die erste Ausgabe verursacht die Anschaffung von hundert, zweihundert, fünfhundert Fahnen mit dem Namen des Candidaten. Jedem Hausbesitzer ist es zur Pflicht gemacht, zu einem Bodenfenster seines Hauses eine solche Fahne herauszustecken. Nun wird für den kommenden Sonntag die Generalversammlung anberaumt, wo der Candidat seine Programmrede halten soll. Einstweilen hat sich aber auch die Gegenpartei schon organisirt und auf einen anderen Platz oder in einen anderen Saal eine Versammlung einberufen. Zu der Generalversammlung wird der Candidat schon mit

hundert Wagen abgeholt, und neben jedem Kutscher sitzt ein Mitbürger mit flatternder Fahne. Die Leute auf der Straße rufen, je nach der Parteistellung, entweder dem im Wagen sitzenden großen Manne oder seinem Gegner Éljen. Die Programmrede wird unter großer Begeisterung gehalten, sie dauert mindestens eine Stunde. Darauf begleitet das ganze Publikum seinen Candidaten nach Hause, wobei oftmals beide Parteien sich auf der Straße begegnen. Aber Niemand beleidigt den Gegner, man ruft blos dem eigenen Candidaten Éljen zu und zählt dann, wie viel Wagen denn Jene gehabt haben. Bei dem nächsten Aufzug wird man mit noch einmal so viel ausrücken. Auf den folgenden Sonntag wird das große Parteiessen zu fünfhundert Gedecken anberaumt. Das darf nicht etwa in die Rubrik des „Zu Essen und zu Trinken Gebens" gerechnet werden, denn der hauptstädtische Wahlbürger tafelt auf eigene Kosten und dort ist der „geehrte Candidat" nicht Gastgeber, sondern Gast.

Aber auch die Zwischenzeit verfließt nicht thatenlos. Jede Straßenecke und Hausmauer, jedes Baugerüst wird mit Zetteln, die den Candidaten leben lassen, und klafterhohen Aufrufen beklebt. Ist die Farbe des einen Candidaten roth, so nimmt der andere grün; auch Federn in diesen Farben trägt jeder Wähler am Hute und die Ausschußmitglieder überdies noch eine Kokarde im Knopfloch. — Unterdessen wird in allen Kaffee- und Wirthshäusern nach Kräften „capacitirt". Da wird zu jeder List, Vorspiegelung, Einschüchterung gegriffen, um die Schwankenden „herüberzuziehen". Anständige Herren sagen sich mitunter Grobheiten, die zu anderen Zeiten ein Duell nach sich ziehen würden. Jetzt ist eben Alles gestattet. Väter und Söhne, Gatten und Gattinnen gerathen daheim in Streit. Es wird aber keine Enterbung und keine Ehescheidung daraus. Jetzt ist Alles erlaubt.

Die Partei organisirt sich. Jede Gasse ist in Corporalszüge eingetheilt; ein Mann ist für zehn verantwortlich, die er beisammenzuhalten und „hereinzubringen" hat. Bei dem großen Banket werden begeisterte Trinksprüche ausgebracht, deren jeder eine Programmrede ist. Die Zeitungen der Partei füllen sich damit an. Die Programmreden aber werden im Druck veröffentlicht und, meistens mit dem Bildniß des Candidaten versehen, nach allen Richtungen unentgeltlich vertheilt. Es wird ein ständiges Amt errichtet, das eine regelrechte Statistik der Wähler aufstellt: wer hierher, wer dorthin gehöre, was Dieser, was Jener gesagt habe, wer auf die Einzelnen einwirken könnte, um sie zu gewinnen. Jede Partei kommt denn auch zu dem erfreulichen Ergebniß, daß sie sicher siegen werde, und zwar um mindestens zehn Stimmen. Wähler aber gibt es Tausende und Tausende! Noch eine Programmrede muß der Candidat halten, um das, was der Gegencandidat in seiner Rede gesagt hat, unschädlich zu machen. Hierauf hält natürlich auch der Gegencandidat eine Gegenrede, die seine Stellung neuerdings befestigt. Dann folgt eine Tanzunterhaltung, wo der Candidat sich auszeichnen muß, da die Damen von großem Einfluß auf die Wahlen



Einholung eines neugewählten Abgeordneten am Museumsring.

sind. Bei jungen Staatsbürgern, die während der Wahlbewegung das Licht der Welt erblicken, muß natürlich der „Abgeordnetencandidat“ Gevatter stehen.

Die Jugend ehrt den Erkorenen ihrer Partei durch eine Fackelmusik; feurige Reden und die Klänge des Rákóczymarsches beleben die Gasse. Ein neues Lied wird zu Ehren des Candidaten componirt und von den Gesangsvereinen gesungen. In der breitesten Straße wird zwischen den Dachböden zweier Häuser ein Strick gespannt und daran eine Riesenfahne mit dem Namen des Candidaten aufgehängt. Selbstverständlich geschieht auch von Seite des Gegencandidaten das Nämliche. Eine wichtigere Arbeit ist die der „Kortesführer“ der Partei, welche im Wege von Reclamationen soviel als möglich von der Armee des Gegners „abzuschnitzeln“ trachten, während sie zugleich das angegriffene Recht ihrer Getreuen aufrecht erhalten.

Endlich rückt der Wahltag heran. In früher Morgenstunde schon strömen die Wähler, Musik und Fahnen vorauf, zum Wahlplatze. Dort beauftragt jede Partei ihren Obmann und Obmannstellvertreter, an der Urne die Partei als Vertrauensmänner zu vertreten; sie sind es, die auf die Identität der Wähler achten, damit keiner zweimal stimme. Punkt 8 Uhr empfiehlt der Obmann der Partei den Candidaten, durch die Unterschriften von noch zehn Wahlbürgern gestützt, worauf er um $8^1/_2$ Uhr die Abstimmung verlangt, was der Wahlpräsident feierlich verkündet. Anfangs werden die Abstimmenden in Gruppen von zwanzig Mann, Partei um Partei, eingelassen. Bis Mittag halten beide gleichen Schritt. Nachmittags erlahmt die eine. Jetzt schickt sie nur noch alle fünf Minuten einen Wähler hinein. Die Gegenpartei gewinnt die Oberhand. Aber darum wird der Kampf nicht aufgegeben. In Kutschen und Omnibussen, auf Milchwagen sogar fährt man dahin und dorthin, die zerstreuten Genossen zu sammeln, und groß ist die Freude, wenn wieder ein Wagen mit einem eingefangenen Wähler zurückkehrt. Jetzt müssen aber auch die Anführer und Corporale aufpassen, daß die Getreuen nicht etwa durch die Gegenpartei weggefangen werden. Galopins sprengen mit den Bulletins in die Redactionen: so viel grüne, so viel rothe Federn! Die Straßen sind von Volkshaufen erfüllt. Endlich kommen die Omnibusse, die Milchwagen an. Großer Jubel der Gegenpartei: „Da sind die Extra-villaner!“ Die konnten nicht früher kommen, da sie mit Feldarbeit beschäftigt waren. Diese stellen das Gleichgewicht wieder her. Aber auch andere Leute sind nicht faul gewesen! Die drüben haben den „Hunderterausschuß“ in Reserve gehalten, und als die Gegenpartei den Sieg bereits sicher zu haben glaubt, rücken jene an und gewinnen richtig, bei Anbruch der Nacht, die Mehrheit um einige Stimmen. Aber selbst die Kranken aus dem Hospital müssen heran, — um zu stimmen!

Wenn dann der Präsident die Wahl geschlossen und das Ergebniß verkündigt hat, bricht die siegreiche Partei in lautes Jubelgeschrei aus. Mit zweihundert Wagen fahren

sie jetzt davon, um den erwählten Abgeordneten abzuholen, und bringen ihn in einer mit fünf Schimmeln bespannten, vorn und hinten beflaggten Equipage nach dem Schauplatze der Wahl, um ihn das Mandat übernehmen zu lassen. Auf der Fahrt dahin füllt sich sein Wagen mit Blumensträußen und Kränzen, welche ihm schöne Damen von den Fenstern aus zuwerfen. Zu beiden Seiten sprengt ein Banderium von Reitern in Hemd und

Budapester Sicherheitswache.

„Gatya" neben ihm her, die ganze Straße ist voll mit flatternden Fahnen und stürmischen Éljens. — Das wäre denn so die Abgeordnetenwahl in Budapest.

Die Königskrönung.

Das Fest der ungarischen Königskrönung ist die glänzendste Kundgebung des ungarischen Nationallebens und, da nunmehr Budapest ihr Schauplatz geworden, auch des hauptstädtischen Lebens.

Schon der an die Krönung geknüpfte Grundgedanke ist — seitdem die Würde des gewählten römisch-deutschen Kaisers erloschen — einzig im Leben der Völker. In anderen

Ländern sind es die Großen des Reiches, die dem gesalbten Herrscher Treue schwören. Bei dem Krönungsfeste des ungarischen Königs jedoch ist es der König, der der Nation Treue schwört, der König gelobt die Gesetze zu halten und auch von Anderen halten zu lassen und das Reich Stefan des Heiligen gegen jeden Feind zu vertheidigen.

Die Insignien des Königs von Ungarn sind: Krone, Mantel, Scepter, Schwert und Reichsapfel — lauter uralte heilige Reliquien, deren Zauber befestigt ist durch den vielhundertjährigen Kampf um die Verfassung und um das Dasein.

Die Reihenfolge des Ceremoniels wird durch den Reichstag bestimmt und die Krönungsfeierlichkeit selbst gilt für eine Reichstagssitzung. Das Parlament hält sich hierbei streng an die Überlieferung. Die Ceremonien beginnen schon am Tage vor der Krönung. Die Bannerherren des Reiches lassen den Schrein der Krone und der anderen Insignien öffnen und erstatten Seiner Majestät Meldung, daß sie Alles in Ordnung gefunden. Aus sämmtlichen Comitaten kommen berittene Banderien in Budapest zusammen, um sie zu vertreten. Der Kettenbrücke gegenüber, am Pester Donau-Ufer, ist der Krönungshügel errichtet, aus Erde, welche sämmtliche Comitate des Landes geschickt haben.

Am Krönungstage unseres jetzt regierenden glorreichen Königs war schon um 5 Uhr Morgens die ganze Stadt auf den Beinen, und um 7 Uhr Morgens standen alle die vielen Prachtkutschen und in Prunkgewändern angethanen Ritter vollzählig im Hofraume der Königsburg versammelt. Nach einer halben Stunde kam mit schmetternden Trompeten eine Abtheilung Husaren durch das Burgthor herausgeritten, hinter ihnen die Hofpagen, die Leibwache, die Minister und Großen des Reiches, die Mitglieder des kaiserlichen und königlichen Hauses und dann der König, in der Uniform eines ungarischen Generals, — sämmtlich zu Pferde. Die Banderien und das Publikum begrüßten den König mit einem begeisterten Éljensturm. Ihm folgte die Königin in demselben von einer Krone überragten Glaswagen, in dem ihre erhabene Vorgängerin sich zur Krönung begeben hatte. Acht Schimmel zogen langsamen Schrittes den Wagen. Die Königin trug ein weißes, mit Spitzen und Brillanten besetztes Seidenkleid und auf dem Haupte eine von Brillanten strahlende Krone. Ihr folgte in einem mit sechs Braunen bespannten Wagen die Oberstthofmeisterin, dann der k. und k. Erzherzog und die k. und k. Erzherzogin, und die Palastdamen. Eine zweite Abtheilung der ungarischen Leibwache beschloß den Zug. Der ganze Zug begab sich vor die Ofner Pfarrkirche, an deren Treppe der König durch den Episcopat empfangen wurde. Die Ceremonie der Krönung selbst dauerte eine Stunde. Der Fürstprimas von Gran salbte die Stirne des Königs mit dem geweihten Chrisma und setzte ihm, gemeinschaftlich mit dem den Palatin ersetzenden Ministerpräsidenten Grafen Julius Andrássy, die Krone des heiligen Stefan auf das Haupt, er umgürtete ihn mit dem Schwerte des Reiches und schnallte ihm den von der ersten Königin gestickten, mit

Krönung Seiner Majestät Franz Joseph I. am 8. Juni 1867: Der Eid.

Heiligen-Figuren verzierten reichen Königsmantel um die Schultern. Der Kirchenchor sang dazu die von Franz Liszt componirte Krönungsmesse.

Als der gekrönte König sich vom Altarschemel erhob, begrüßte der ungarische Ministerpräsident den gesalbten Herrscher mit dreifachem Éljenrufe, der in der Kirche tausendfachen Wiederhall fand; aber das Éljen drang auch hinaus auf die Straße und jubelte dann fort durch die ganze Stadt. Nach dieser Ceremonie kehrten die Königin, deren Schulter die Krone berührt hatte, und ihre erlauchten Kinder in die Hofburg zurück, der gekrönte König aber begab sich mit den Großen des Reiches, von der Leibwache begleitet, zu Fuße nach der St. Johanneskirche; die Straße war mit nationalfarbigem Tuch überzogen. Der ungarische Finanzminister, der zu Pferde saß, warf aus zwei Beuteln goldene und silberne Krönungsmünzen unter die Menge, die, nachdem der Festzug vorübergeschritten, nach altem Herkommen sich auf das Tuch stürzte, das als Teppich gedient hatte, und es mit Messern zu Andenken zerstückelte. In der St. Johanneskapelle schlug der gekrönte König die durch seine Räthe vorgeschlagenen Notabilitäten mit dem Schwerte St. Stefans zu „Rittern vom goldenen Sporn".

Und nun begann der Aufzug zur verfassungsmäßigen Eidesleistung: von dem Ofner Wasserthor, die Albrechtstraße herab, über die Kettenbrücke bis zum Schwurplatze. Voran ritten die Husaren, hinter ihnen die Hoffouriere in Scharlach gekleidet, dann die Stabträger in Gala. Der Reihe nach folgten die Banderien der Comitate in allerlei Prunkgewändern von mittelalterlichem Zuschnitt, mit umgeworfenen Mentes und kurzen Wolfspelzen, Adler- und Reiherfedern an den Kalpags; in gestickten Dolmánys aus der Zeit Maria Theresias und mit „Skofium" (Goldfäden) ausgenähten Zrinyi-Mentes, Comitatsfahnen in der Hand; dann wieder Edelknaben in goldbesetztem, rothem Gewand. Nun kamen die Großen des Landes! Die Magnaten, die Bannerherren, in den kostbarsten Prachtgewändern, auf Vollblutpferden, die Mitglieder der Ritterorden in vollem Ornat; dann die bannertragenden Herren, deren jeder eines jener Seidenbanner aufgepflanzt hatte, welche die Wappen der jetzt oder ehemals zum Reiche des Königs von Ungarn gehörenden Vasallenländer zeigten. Inmitten allein der Herold des Königreichs Ungarn, in breitrandigem federngeschmückten Hut und Wappenkleid, den Heroldstab in der Hand; der oberste Landrichter (Judex curiae) mit dem Reichsscepter, der Banus von Kroatien mit dem Reichsapfel, dann die verantwortlichen Minister, und nun wieder die Erzherzoge, zuletzt ein Bischof mit dem Doppelkreuz, sämmtlich zu Pferde. Und nun kam auf schneeweißem Rosse der König gezogen, die Krone Stefan des Heiligen auf dem Haupte, dessen Mantel um die Schultern, dessen Schwert an der Seite. Ihm folgte der Episcopat, sämmtliche Bischöfe zu Pferde, in vollem kirchlichen Ornat, ihre Pferde von Pagen geführt. Und so lang der Weg war von der St. Johanneskirche in Ofen bis zum Pfarrplatze in

Pest, so dicht waren alle Tribünen, Schaustände und Fenster mit Publikum besetzt, dessen begeisterte Éljens keinen Augenblick verstummten.

Auf dem Pfarrplatze war eine Stufenestrade aufgeschlagen und mit kostbaren Teppichen bedeckt; zu beiden Seiten derselben nahmen die beiden Häuser des Reichstages Stellung. Vor die Estrade gelangt, schwang sich der König leicht vom Rosse und stieg festen Schrittes die Stufen hinan. Vor ihm her schritten der Oberststallmeister mit dem Reichsschwerte und der Bischof mit dem apostolischen Kreuz. Hinter ihm folgten die Erzbischöfe, die Minister und der Leibgardecapitän. Die Bischöfe und Magnaten umringten zu Pferde die Estrade. Und hier, unter Gottes freiem Himmel, das Antlitz nach Osten gewendet, die Rechte mit drei ausgestreckten Fingern zum Himmel erhoben, mit der Linken das Crucifix an sein Herz drückend, sprach der König dem Fürstprimas, der die Worte vorsagte, den Eid nach, durch den er sich verpflichtete, die Verfassung des Landes aufrechtzuerhalten. Das ganze Publikum hörte den Eidschwur unbedeckten Hauptes, in tiefer Stille. Nach der Eidesleistung gab der Ministerpräsident das Zeichen zu dem Heilsjubel, den weder die Gewehrsalven, noch die Trommelwirbel zu übertönen vermochten und auch die Kanonen des Blocksberges nur stärker betonten. Zum Gedächtniß dieses Ereignisses wird der einstige Pfarrkirchenplatz nun Schwurplatz genannt.

Als der Eid geleistet war, verließ der apostolische König die Tribüne und bestieg wieder sein Pferd, worauf der Festzug sich in der früheren Ordnung nach dem Krönungshügel begab. Dort angelangt, sprengte der König im Galopp den Krönungshügel hinan. Das weiße Roß, als wüßte es selbst, daß es als Mittel zu solch erhabenem Acte ausersehen war, bäumte sich auf der Höhe des Hügels und courbettirte fortwährend auf den Hinterfüßen. Der König (der erste Reiter seines Reiches) saß sicher im Sattel und wandte das Pferd nach den vier Weltgegenden, indem er mit dem Schwerte Stefan des Heiligen der Überlieferung gemäß die vier Streiche that, als Sinnbild, daß er dieses Land gegen jeden, von welcher Seite immer drohenden Feind vertheidigen werde.

Dies war der Beschluß der amtlichen Form des epochemachenden verfassungsmäßigen Nationalfestes. Es folgte nun die formelle königliche Tafel in der Ofner Burg, wobei die Speisen nur aufgetragen und wieder abgetragen wurden. Auch dies gehört ins Programm und beschließt die Feierlichkeit. Im Pester Stadtwäldchen aber wurde das traditionelle Volksgastmahl abgehalten mit gebratenen Ochsen und Weinvertheilung.

Auf die für die Verfassung wichtige Krönungsfeier folgte anderen Tages (am Pfingstmontag) das Freudenfest der Hauptstadt, das mit einer Reihe der schönsten Volksscenen begann. Damals waren Ofen und Pest noch zwei gesonderte Städte, und die beiden Städte zogen vor den König hin, um zum Zeichen der Huldigung die Geschenke des Volkes darzubringen. Die darbringende Abordnung wurde durch die Präsidenten des

Reichstages und den Erzbischof von Kalocsa dem königlichen Paare vorgeführt; nach der salbungsvollen Rede und der huldreich ertheilten Antwort begann der Aufzug. Die Bevölkerungen der beiden Städte trachteten, es einander dabei zuvorzuthun. Die Majestäten betrachteten vom Balcon des königlichen Schlosses aus den glänzenden Aufzug.

Nachdem so die Hauptstadt ihre Huldigung dargebracht, kamen die berittenen Banderien. Voran der Oberststallmeister auf weißem Rosse, hinter ihm die Reiter von Pest und Ofen, dann die Jazygier und Kumanier, von ihrem Obercapitän geführt, der das Horn Lehels an der Hüfte, das Leopardenfell über der Schulter, das wahre Musterbild eines urmagyarischen Kriegers darstellte, und schließlich die Banderien der Comitate, jedes in anders gearteter ungarischer Galatracht, jedes mit dem Wappen seines Comitats auf der Fahne, deren Träger sie hoch in den Lüften flattern ließ und vor dem königlichen Paare senkte. Ein so erhabenes Schauspiel aus dem ungarischen Volksleben soll man nur einmal im Leben sehen, um es dann nie wieder zu vergessen!

Budapest von der Margaretheninsel gesehen.

Die Stadttheile Budapests.

Der Reisende, der von Westen kommend nachts zu Schiffe in der ungarischen Hauptstadt anlangt, genießt einen Anblick von seltener Pracht. Das Nachtbild Budapests ist entzückend schön. Der empfängliche Sinn wiegt sich, geblendet und verträumt zugleich, in dieser Herrlichkeit. Ringsum neigt sich das Sternenzelt des Himmels auf die Erde nieder. Geheimnißvoll funkelnd wallen die Fluten des von der Doppelstadt eingeengten majestätischen Stromes thalwärts. Sein breit dahinwogendes Band ist von zwei sanft geschwungenen Flammenkränzen unterbrochen: den Laternenreihen, welche die Linien der Margarethenbrücke und Kettenbrücke symmetrisch in die Nachtluft hineinpunktiren. Am linken Ufer reihen sich die Häusermassen des flach gelegenen Pest dahin. Von seiner Straßenbeleuchtung steigt ein Lichtschein zum Himmel, in dem die Linien der Thürme und Dächer sich noch schärfer abzeichnen und die Silhouette eine gewisse Tiefe gewinnt. Das rechte Ufer ist von einer mehrfach unterbrochenen Palastreihe eingefaßt, über der sich, gleichfalls mit Gebäuden, Thürmen und Mauern gekrönt, der Festungshügel aufbaut. Einem Vorposten gleich steht am Ende dieses länglichen Rückens, scheinbar ein Riese, der dunkle Blocksberg mit seinen zerklüfteten und dennoch soliden Felsmassen, unterhalb deren die Donau dem Stadtbezirk enteilt, um sich alsbald zu verästeln und in sachterer Strömung ihren nun behäbiger gewundenen Lauf durch die Ebene zu beginnen, welche den Hintergrund des nächtlichen Bildes noch weiter in eine dämmernde Unendlichkeit hinausrückt. Und die beiden Hälften dieses Nachtbildes sind durch den Spiegel der Donau verbunden und zugleich verdoppelt, da Alles, was auf den Ufern steht, als zitterndes Abbild auch im Wasser schwebt.

Im Zauber seines geheimnißvollen Schwarz, vom gestirnten Himmel überspannt bei der leisen Musikbegleitung des dahinrauschenden Stromes, im Schooße der ruhenden Nacht, stumm und regungslos ist dies ein ergreifendes Schauspiel. Und wiederum welch ein Gegensatz, wenn im Osten das Tageslicht emporwächst und das Leben in die Straßen hineinflutet. Alles entwindet sich der Nacht und nimmt seine eigene Farbe an. Ströme von Menschen wälzen sich einher, ein Zittern geht durch die Luft von dem Geräusch tausendfältigen Lebens; auf der Donau geräth die Menge der Schiffe in Bewegung: flinke Propeller, die zwischen den Ufern hin- und wiederlaufen, vornehme Reiseschiffe und leichtere, wie sie dem Localverkehr dienen, schlanke Schlepper, tiefstauchende Fischerbarken und ein Schwarm leichter Obst- und Grünzeugkähne von den Dörfern her. In ihrer Strömung gestaut, schäumt die Donau in Wirbeln auf und peitscht mit ihren Wellen die Steinmauern, durch welche die menschliche Arbeit sie gebändigt hat.

Zwillingskindern am Mutterbusen gleich liegt die Doppelstadt am nährenden Strome, rechts und links. Von der Donau stammt ein großer Theil ihrer Schönheit und Größe. Die Donau erhält ihr die Gesundheit, ist aber freilich auch zuweilen die Quelle ihrer Gefährdung. Und wie richtig hat sich das städtische Leben in diese mächtige Schöpfung der Natur getheilt! Dem rechten Ufer entlang, im Schatten der prächtigen Königsburg reihen sich Spaziergänge und Ruheplätze. Dies ist der stillere Bezirk des Hofhalts und herrschaftlicher Lebensweise, nur hier und da unterbrochen durch einen Landungsplatz der Überfahrenden. Wie anders am linken Ufer, wo kein Fußbreit Boden zu finden, der nicht mit Beschlag belegt wäre durch den Unternehmungsgeist, die Arbeit, den Wettbewerb. Hier stößt ein Landungsplatz an den anderen. So lang der Quai ist, hat man ihn bis unter das Straßenpflaster mit kellerartigen Waarenlagern und Laderäumen unterbaut. Obenhin geht der Pfad der Spaziergänger. Auf dem unteren Quai folgen wiederum Magazine, Schuppen, Lagerräume. Auf dem Wasser liegt Schiff an Schiff, vom Steinbord ragen Hebemaschinen und Krahne auf zwischen Transportmitteln jeder Art. Gegen das Südende des Quais hin wimmelt das Leben des Obstmarktes, weiter das Heerlager der Töpfer, in ihrer Nachbarschaft das lärmende Gewühl des Geflügelmarktes, und schließlich folgt, unterhalb des Hauptzollamtes und Elevators, ein Lastenbahnhof der ungarischen Staatsbahnen, dessen durcheinanderlaufendes Schienennetz weit hinab reicht bis zur Eisenbahnbrücke, der letzten, welche die Donau umarmt, dort, wo sie aus dem Stadtgebiet hinaustritt, um, in zwei Arme gespalten, die zehn Meilen lange Csepelinsel zu umfangen und dann ihren Weg nach Süden fortzusetzen.

* *

Bis zur Schlacht bei Mohács hatte Ungarn eine würdige Hauptstadt: Ofen. Diese Stadt besaß die Erfordernisse damaliger Metropolen: Kirchen, welche als Meisterwerke der Architektur galten, Lehranstalten, Straßen mit Palastreihen, Lustgärten, auf den öffentlichen Plätzen Springbrunnen mit Statuen; die Pracht der Königsburg wird noch von späteren Besuchern, wie Salomon Schweiger und dem kaiserlichen Gesandten Grafen Walter Leslie gerühmt. Der Ruhm der Corvinischen Bibliothek ging durch die ganze gebildete Welt. Auch blühten in Ofen und Pest Industrie und Handel, ohne die eine Hauptstadt nicht denkbar ist. Und die Schwesterstädte hatten auch ihre staatsrechtliche Wichtigkeit: die Reichstage wurden auf dem Rákos abgehalten. Unter der Türkenherrschaft sank Budapest. Diese anderthalb Jahrhunderte raubten ihm fast alle Bedeutung; nur Ofen kam noch als starke Festung in Betracht. Nach der Belagerung von 1686 aber, die es der Türkenhand entriß, war es ein Trümmerhaufen, aus dem sich nur sehr langsam wieder etwas machen ließ. Wohl erhoben sich neue Mauern und Häuser, auch recht bescheidene Kirchen, aber das mächtige nationale Leben von einst konnte man in der gesunkenen Hauptstadt nicht wieder hervorzaubern; dies sollte erst der schweren Arbeit weiterer anderthalb Jahrhunderte gelingen. Für diesen Zeitverlust sind die jetzt lebenden Geschlechter entschädigt durch ein Schauspiel, wie es nur der rasche Entwicklungsgang Amerikas aufzuweisen hat: die stürmische, ja wunderbare Gestaltung einer nationalen Hauptstadt. Die Glücklichen, denen es vergönnt war, diesen Umgestaltungsproceß mitanzusehen, was um sie her vorging, sie waren Zeugen des Wunders, wie die am Boden kriechende Raupe sich in eine Puppe verwandelt und wie die starre Puppe ihre schwerfällige Form sprengt, um auf Elfenflügeln einen goldbestäubten Schmetterling entflattern zu lassen. Wir sehen die kehrichtbedeckten Ufer der Donau verschwinden und an ihrer Stelle Granitmauern emporwachsen, welche die störrischen Fluten bändigen. Keine plumpen, von schwacher Menschenhand gelenkten Barken befahren mehr den Spiegel der Donau, sondern kleine Dampfer schießen blitzschnell hinüber und herüber. Die Schiffbrücke mit ihren Unvollkommenheiten weicht der künstlerischen Vollendung der leicht und doch sicher schwebenden Kettenbrücke, der sich später das gedrungenere Gefüge der stromaufwärts gelegenen Margarethenbrücke zugesellt, während eine dritte, die Eisenbahnbrücke, die an beiden Ufern zusammenlaufenden Schienenstränge verknüpft — und bereits die vierte, ja die fünfte Brücke geplant wird. Die elenden Hütten am Ufer, die ungestalten ebenerdigen Häuschen mit ihrer schmutzigen Umgebung müssen fallen und geben glänzenden Palästen Raum. Straßen, ganze Stadttheile stürzen in Trümmer, Radial- und Ringstraßen öffnen Wege für Luft, Licht, Reichthum und Gesundheit. Der kahle Rücken des Blocksberges umlaubt sich mit neuem Grün, die Umgegend der Stadt füllt sich mit blumigen Gärten und Colonien von Landhäusern voll blühenden, lächelnden Lebens. Von zehn zu zehn Jahren verändern sich die einzelnen Theile der Stadt bis zur

Unkenntlichkeit; Glanz, Pracht, Geschmack, Behagen greifen um sich, von Straße zu Straße. Und all dies eigentlich erst seit 25 Jahren, seitdem die Nation ihrer Verfassung und die Verfassung ihrer Nation wieder zurückgegeben ist.

Allein nicht nur das äußere Bild der Stadt entwickelt sich in so unerhörten Verhältnissen. Auch der Inhalt ist in rascher und interessanter Umgestaltung begriffen. Die Provinzstadt wird mit einem Schlage zur Großstadt, die jedes eigenen Charakters entbehrende Niederlassung wird von heute auf morgen zur nationalen Hauptstadt.

Budapest schmiegt sich mit seinen Häusermassen in zwei einander ergänzenden Halbkreisen an die majestätische Donau, symbolisch für das Doppelantlitz Ungarns selbst, mit seinem Gebirgsland und seinem riesigen Tiefland, das der bergige Theil im Halbkreise umfaßt. Die Umgegend Budapests ist am linken Ufer des Stromes ununterbrochene Ebene, am rechten niedriges Gebirge. Der schmale lange Hügelrücken, auf dem die Festung Ofen erbaut ist, wölbt sich gleich vom Donau-Ufer an empor, so daß dazwischen nur Raum für eine Straße bleibt. Um diesen ganz isolirten Berg her erheben sich in amphitheatralischem Halbzirkel die anderen, ihn überragenden Höhen, bis an deren Fuß die Stadt sich erstreckt, während ihre Abhänge und hier und da auch ihre Kuppen mit freundlichen Villen bebaut sind, blühenden Fortsetzungen der Hauptstadt. Von den Spazierwegen aus, welche die Gebäude der Festung beinahe auf allen Seiten umziehen, erschließt sich eine herrliche Aussicht in die Runde: hinab auf die in Gärten und in der Ebene verschwimmenden Pester Stadttheile und über diese hinaus auf die Unabsehbarkeit des Alföld; gegen Norden auf die fernher blauenden Waitzner Berge und die Ausläufer des Ofner Gebirges, gegen Nordost auf die hügel- und thälerreiche Gegend des Cserhát; im Westen und Süden auf die Sommerfrischen der wohlhabenden Bürgerschaft: die Abhänge des Blocksberges, den Schwabenberg und Johannesberg, den Josefshügel, den Bergkessel des Leopoldifeldes, aus dessen Tiefe ein gewaltiger Bau aufragt, die Landesirrenanstalt. Zwischen diesem Thal und der Donau endlich erhebt sich der schöngestaltete Rosenhügel und hinter ihm der Dreihotterberg (Hármas-hasárhegy), nebst den Gruppen der Vörösvárer- und Jenöerberge.

Von unserem Aussichtspunkt aus unterscheiden wir in mehr oder weniger klaren Linien auch die Gliederung Budapests, das Gewirke von concentrischen Ringstraßen und speichenartig diese durchschneidenden Avenuen. Die innere Stadt des Pester Theiles ist vom Halbkreise der inneren Ringstraße umfangen, die von der Donau ausgehend wieder zu ihr zurückschwenkt, einst der Grenzrain des befestigten Theiles dieser Stadt. Parallel mit ihr läuft ein zweiter Kreisabschnitt, die äußere Ringstraße, ein neueres Werk der Stadtregulirung, und bricht im kühnen Halbkreise durch alle Hindernisse der Vorstädte. Dies sind die peripherischen Verkehrsadern der Hauptstadt, auf der inneren eilen die Wagen der Pferdebahn, auf der äußeren die der elektrischen Eisenbahn ab und zu. Diese

Die königliche Burg und die Gebäude des Burggartens.

Ringstraßen sind durch die Radien durchschnitten, welche, zum Theil von dem Mittelpunkte der Stadt ausgehend, in gerader Richtung gegen die verschiedenen Theile des Landes ausstrahlen. Die Hauptradien sind: die Waitznerstraße, die Andrássystraße, die Kerepeserstraße, die Üllöerstraße. Diesen entlang laufen noch andere, lange und gerade, aber schmälere Straßenzüge, gleich Strahlen eines Mittelpunktes zur Stadt hinaus, die so aus der Höhe betrachtet eine sehr symmetrische Gliederung zeigt.

Die Verwaltung theilt das Ganze in zehn Stadttheile von ungleicher Größe. Drei davon liegen rechts, sieben links des Stromes. Und diese zehn Bezirke erscheinen, näher besehen, nicht sowohl wie zehn Stadttheile, als vielmehr wie ebensoviele besondere Städte, überaus verschieden durch Sitte, Ursprung, Beschäftigung, Lebensweise, Geschmack und Bildung. Die Civilisation Budapests hat dort begonnen, wo sie heute endet. In der nordwestlichen Ecke des Gebiets, rechts der Donau, liegen die ausgegrabenen Überreste einer todten Stadt: der auf keltischem Boden erbauten römischen Colonie Aquincum. Die Vorfahren der Ungarn ließen sich schon weiter hinein nieder und erbauten das heutige Alt-Ofen (Ó-Buda), den jetzigen III. Bezirk. Heute ist dies ein Stadttheil, aus einem Ghetto hervorgegangen, dem einzigen Ort, wo sich ehedem Juden ansiedeln durften, denen sich dann Hauervolk zugesellte: Acker- und Weinbauern. Diesen Charakter zeigt er noch jetzt. Seine Vereinigung mit der Hauptstadt hat diesen Stadttheil der Gesittung unserer Zeit näher gebracht, in deren Verbande er jetzt steht, ohne aber einen durchgreifenden umgestaltenden Einfluß erfahren zu haben. Er kommt vorwärts, wie ein dem Dampfer angehängtes Lastschiff, die Gesetze des Fortschritts theilen sich ihm mit, weil er mit ihnen verknüpft ist, aber ihm selbst wohnen diese Gesetze nicht inne. Er athmet noch die Atmosphäre der Provinzstädte, er hat deren Neigungen, Gewohnheiten, Sitten und Menschen. Einige Fabriken und die Schiffswerfte der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft verleihen ihm eine gewisse Wichtigkeit.

Neustift (Buda-Ujlak) heißt die lange Häuserreihe, die gleichfalls noch zum III. Bezirk gehört und, von Hauern bewohnt, in dörflicher Schlichtheit, gleichsam ein Leben am Wegrande führend, Alt-Ofen mit dem II. Bezirk verbindet. Diese Hauer sind deutsche Ansiedler aus dem vorigen Jahrhundert, welche an den schönen Abhängen des rechten Donau-Ufers die Überlieferungen des Weinbaues in sich aufgenommen hatten, dort, wo seither der hochberühmte Ofner Rothwein wuchs. Jetzt sind die Ofner Weingärten durch die Phylloxera verheert und mit ihnen auch der Wohlstand der Stammbürger dieses Stadttheils. Diese Rebenpest hat hier, sowie in anderen Gegenden des Landes, das tägliche Brod der weinbauenden Classen so stürmisch angegriffen und so rasch aufgezehrt, daß die Überfallenen nicht einmal Zeit hatten, nach und nach zu anderen Erwerbsquellen überzugehen und sich diesen anzupassen. Geplündert stehen sie nun da und erwarten vom Staate ihre Rettung.

Neustift stößt an den Stadttheil Landstraße (Országut), der dem rechten Donau-Ufer entlang läuft. Wo der III. Bezirk sich mit seinem Nachbar berührt, dort beginnt eine Besonderheit der rechtsseitigen Stadthälfte: die Bäder. Ofen war schon in alter Zeit ein großer Badeort. Aquincum besitzt seine römische Therme, welche zwei Objecte umfaßt: die wiederaufgedeckten Grundlagen des großen Badehauses aus römischer Zeit und den Teich mit warmem Wasser, der dieses Bad gespeist hat. Die rechtsseitige Stadthälfte unserer Tage ist fabelhaft reich an Bädern, sie besitzt Schwefel-, Salz- und Schlammbäder,

Die Ofener Donauzeile.

überdies Bittersalzquellen, deren Wasser als werthvolles Heilmittel weithin versendet wird. Mit allem Comfort sind das Kaiserbad, Lukasbad, Königsbad, Margarethenbad, Bruckbad, Raizenbad und Blocksbad eingerichtet. Sie haben sich zum Theil am Fuße des Festungsberges, stellenweise dicht nebeneinander, aufgethan und weisen alle Arten von Bädern auf. Das eine und andere weist auch noch Theile des türkischen Baues auf und preist das Volk, das die Waschungen unter seine religiösen Gebräuche aufgenommen hat.

Einer der reizendsten Punkte der Ofner Seite ist der Rosenhügel (Rózsahegy), auf dessen Höhe die Villen der Neuzeit schimmern, während sein stadtwärts geneigter Abhang vom Grabe Gül-Babas, einer türkischen Kapelle, gekrönt ist. An seinem Fuße mischen

sich diesseits der „Landstraße“ die Baumkronen des Kaiserbades und des Lukasbades, jenseits jedoch, gerade unter der steil abfallenden Bergwand, sieht man, mit einer Steinmauer umfaßt, unter freiem Himmel eine der Quellen dieser Bäder, und auf ihrem Spiegel wiegt sich jeden Sommer in voller Pracht die Wasserlilie, die Nymphaea thermalis. Diese seltene Blume kommt außerdem nur noch an einer Stelle Ungarns vor, im Teiche des Bischofsbades bei Großwardein, von wo sie zu Anfang dieses Jahrhunderts durch Kitaibel, den damaligen berühmten Professor der Botanik an der Pester Universität, hierher verpflanzt wurde.

Und nun haben wir nur wenige Hundert Schritt bis zur Margarethenbrücke, über die sich der Pferdebahn- und besonders der Lastwagenverkehr zwischen den beiden Stadthälften bewegt, und gelangen in die Fortsetzung der Landstraße: in eine lange gerade Gasse, von der links allerlei Gäßchen zur Donau abzweigen, während rechts Gassen und Steige, alte und neue Stiegen die Flanken des Festungsberges hinanklettern. Hier hat sich der Typus des Ofner Bürgers entwickelt. Er sehnt sich nicht nach gemüthlichem geistigen Genuß und meidet politische Aufregungen, aber lustig ist er und liebt Wein und Braten, Lied und Tanz, bescheidet sich mit seinen geringen Einkünften und ist allem Glanz der Verschwendung abhold. Sie sind keine Kaufleute, sondern Krämer, nicht Industrielle, sondern Handwerker, nicht Grundbesitzer, sondern Ackerbauer, nicht Hausherren, sondern Hausbesitzer. Sonntag Vormittags gehen sie zur Kirche, Nachmittags ins Gebirge hinauf mit ihrem Korb voll Imbiß. Die Frau kocht, die Tochter näht, die Kinder gehen zur Schule. Aber auch mit diesem Ofner Idyll ist es in der Wasserstadt (Vizi város) fast schon vorbei, seitdem dort die Ganz'sche Fabrik Eisenbahnräder gießt, der Rauch der Dampfmühlen die Kirchthürme schwärzt und die stets auf Neuerungen sinnende „Stadt“ das krause Gewühl kleiner Häuschen durchbrochen hat für eine Ringstraße von der Margarethenbrücke bis zur Generalwiese (Vérmező = Blutfeld), eine Ofner Ringstraße von palastartigen Zinshäusern nach kleineren Pester Vorbildern, mit Terracottazieraten und schmiedeeisernen Balconen, während die Ruinen der alten Stadtmauern Stück um Stück verschwinden. Die dem Strom zugewendete Häuserreihe des Ufers ist zum Theile neu und großstädtisch. Unser Weg endet am Kettenbrückenplatz, einem kleinen viereckigen Platz, von wo als Fortsetzung der Brücke ein Tunnel unter dem Festungsberg hindurch nach der dahinter liegenden Christinenstadt führt, während rechts bergan die macadamisirte Albrechtsstraße sich zur Festung hinanwindet, wohin uns auch die links aufsteigende Dampfseilrampe befördert.

In unserer bisherigen Richtung gelangen wir weiterhin nach der Raizenstadt oder dem Taban. An den Palästen des Kettenbrückenplatzes vorbei und dem Burgbazar entlang, der den königlichen Burggarten nach unten abschließt, erreichen wir den Engpaß zwischen

Die Kettenbrücke.

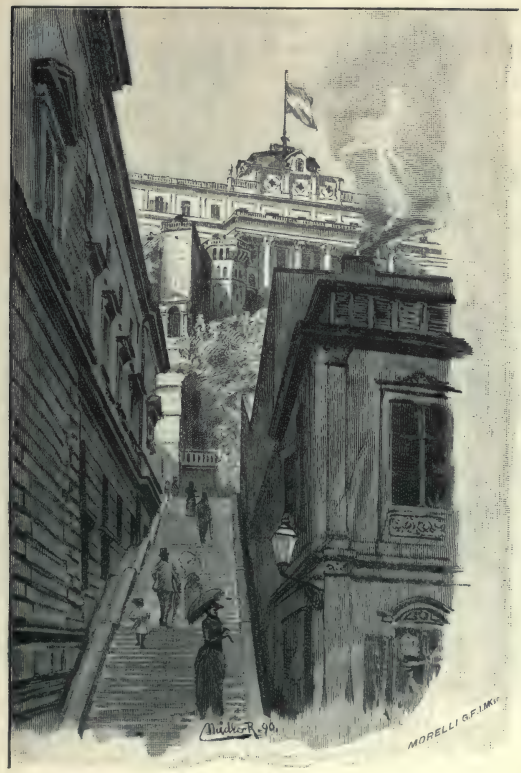
Festungsberg und Blocksberg. Hier schwengt der Weg rechts um den Festungsberg herum, sendet aber einen geraden Ast weiter, längs der Donau und der dicht an die Felsabstürze des Blocksberges gelehnten Häuser: die Stuhlweißenburger Straße. Aus der beklemmenden Enge zwischen Fels und Wasser rettet sich diese unterhalb des Blocksberges glücklich ins Freie und zieht dann stolz weiter, einerseits mit sanfter Krümmung zwischen dichten Gruppen reizender Landhäuser den Südabhang des Blocksberges hinan, anderseits hinab in die Ebene des Kelenföld, wo die Salzquellen sprudeln und die Station Kelenföld der ungarischen Staatsbahnen sich mit großen Gebäuden erhebt, welche die den Strom überspannende Eisenbahnverbindungsbrücke grüßen.

Die Thalenge zwischen Blocksberg und Festungsberg ist die eigentliche Raizenstadt, auch Taban genannt. Sie war einst eine serbische Colonie, woran aber nur noch ihr Name erinnert. Die serbische Kirche steht noch, ihr Publikum jedoch schrumpft immer mehr zusammen, und wer weiß, wie bald auch hier, wie in vielen anderen Städten, namentlich an der Donau, die serbische Kirchengemeinde nur aus dem Geistlichen nebst Küster und Glöckner, aber ohne Gläubige bestehen wird. Der Taban erklimmt den diesseitigen Steilhang des Blocksberges; armes Volk hat einst diese Berghalde mit seinen winzigen Hütten besetzt, die früher in gar dichten Reihen standen, seither aber stark gelichtet sind. Die Hauptstadt hat nämlich diesen Theil des Blocksberges zu einer Promenade umgestaltet, mit Bäumen bepflanzt und ist bestrebt, die in die Flanken des greisen Felsenungethüms hineingeklebten Häuschen durch Enteignung auszurotten. Das veränderte Bild des Blocksberges gibt diesem Stadttheile einen frischen und angenehmen Hintergrund.

Die Fortsetzung der Raizenstadt, um den Festungsberg her, ist die alte Christinenstadt, mit kleinstädtischer Bevölkerung und kleinstädtischen Sitten. Ihre Sehenswürdigkeiten sind das Sommertheater im sogenannten Horváthgarten und die Generalswiese, die jetzt ein Exercierplatz ist. Wo die Stadt aufhört, steht der Doppelbahnhof der Südbahn und darüber hinaus folgen das Krankenhaus des Rothen Kreuzes, das Militärhospital und das Staatspädagogium, von lauter neu entstehenden Gassen umgeben. Nun hat aber auch unser Spaziergang so ziemlich die Runde um den Festungsberg gemacht; nur den sogenannten Stadtmeierhof (Városmajor), diesen schattigen Sonntagstummelplatz des Ofner Volkes, brauchen wir noch zu durchschreiten, und wir betreten wieder den Stadtheil, von dem wir ausgegangen sind, und stehen bald abermals an der Mündung der Margarethenbrücke.

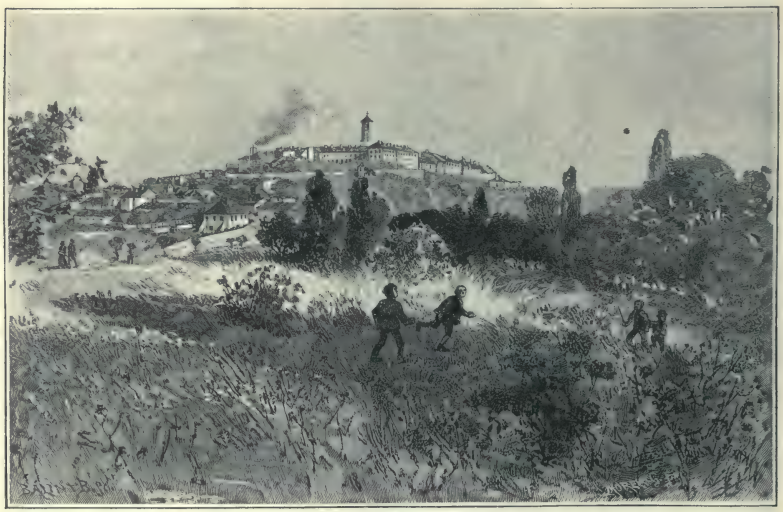
Die Flanken des Festungsberges sind, seitdem die Festung keine mehr ist, mit Villen und traulichen Familienhäusern vollgebaut worden. Nur wenige Gassen können sich bis zu den Festungsmauern emporarbeiten. Geschlängelte Pfade, Stiegen und Kletterwege führen uns in die Festung hinauf, oder die Dampfseilrampe. Den bequemsten Aufgang bieten die

Albrechtstraße und die Zufahrten durch das Wiener und das Stuhlweißenburger Thor. Fußgänger ziehen oft die sogenannte Jesuitenstiege vor, die zum Theil gedeckt eine der steilsten Stellen erklimmt. Die alten Basteien stehen seit 1848, da sie das letzte Belagerungsfeuer erlitten, nur zu Nutz und Frommen des harmlosen Spaziergängerthums da. Der Theil gegen die Christinenstadt hin ist bereits geschleift, die Festung ist keine Festung mehr, nur Königssitz und Kaserne. Auch wird sie durch einige Ministerien belebt. Ihre Bewohner sind Soldaten und Beamte und zumeist wohl auch ihre Passanten. Die herrschaftlichen Paläste sind nur zum Theil bewohnt. Da ist nichts, was die großen Herren anziehen oder gar fesseln könnte. Ein Organ des hauptstädtischen Lebens ist die Festung nicht. Auch ihr kleines Theater, das aus der unter Josef II. säkularisirten Karmeliterkirche zu diesem profanern Zweck umgestaltet worden, hat keine Selbstständigkeit; es bedient als Filiale des Nationaltheaters und der Oper die Festungsbewohner dreimal wöchentlich mit Kunst. Unter den Gebäuden der Festung bietet kaum eines ein geschichtliches Interesse. Die Türken haben die alte Stadt verwüstet oder verkommen lassen, und was sie übrig ließen, fiel zwei Belagerungen zum Opfer. Nur einige bemerkenswerthe Plätze sind vorhanden, wo an der Stelle der jetzigen bescheidenen Häuser einst andere standen, an die sich das Gedächtniß einer historischen Persönlichkeit oder Thatsache knüpft. Die historische Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften hat diese Häuser mit Gedenktafeln bezeichnen lassen. Die königliche Burg, die das Südende des Festungs-



Die Treppe zum Burggarten.

berges einnimmt, den Blocksberg, die Raizenstadt und die Donau beherrscht und einen schattigen Ziergarten den Bergabhang hinabsendet, ist ein Bau aus der Zeit Maria Theresias, den man erst jetzt, nach den Plänen des verstorbenen Architekten Nikolaus Ybl, zu einem wahren Königssitz umgestalten wird. Nur ein paarmal im Jahre wird es in der Burg lebendig. So oft der König dort verweilt, ist sie der Mittelpunkt des höheren gesellschaftlichen Lebens. Dort werden die Reichstage mit großer Pracht eröffnet und geschlossen, dorthin ladet der Monarch seine Getreuen zu Tafel und Lustbarkeit, und die Geladenen ziehen dann, mit verschwenderischem Prunk angethan,



Die Ofener Festung vom Stadtmeierhof gesehen.

in langer, glänzender Wagenreihe zur Festung hinan, deren Gassen sich mit neugierigem Publikum füllen.

In der Nachbarschaft des Königsschlosses steht der Palast des Ministerpräsidenten, vor dessen Thor die Dampfseilrampe mündet. Es ist dies das ehemalige Pallavicini'sche Haus, das die Regierung zu diesem Landeszwecke angekauft hat. Dann folgt das Theater, weiterhin die Reihe der militärischen Ämter, hierauf das Franz Josephs-Thor, durch welches Fußweg und Fahrstraße zum Kettenbrückenplatz hinabführen. Unterhalb dieses Theils der Festung, über dem Eingang des Tunnels, sehen wir ein schattiges Plätzchen, die sogenannte Ellipse, eine Lieblingspromenade der Bevölkerung; die Aussicht von hier auf die Kettenbrücke und ihre Umgebung ist herrlich. Auch die Ministerien der Landes-

vertheidigung, der Finanzen und des Innern befinden sich noch in der Festung, und nahe dem königlichen Schlosse steht der Palast des Erzherzogs Josef als Obercommandanten der Honvéd. Unter den Kirchen der Festung ist die merkwürdigste die Liebfrauenkirche, gewöhnlich Matthiaskirche genannt, ein gothisches Denkmal, an dessen stilgemäßer Wiederherstellung schon seit fast zwanzig Jahren gearbeitet wird. Dies ist die Krönungskirche. Erwähnung verdient noch die Garnisonskirche, wo officielle Feierlichkeiten abgehalten werden.

Der St. Georgsplatz.

Das Schönste aber an der Ofner Festung ist, was man von dort aus sieht, wenn man von irgend einem Punkte ihres Umfanges Ausschau hält. Die verschiedensten Landschaftsbilder erfreuen das Auge in anmuthigem Wechsel, und man scheidet von Allem, was es dort gibt, leichter, als von diesem Reichthum an herrlichen Aussichten.

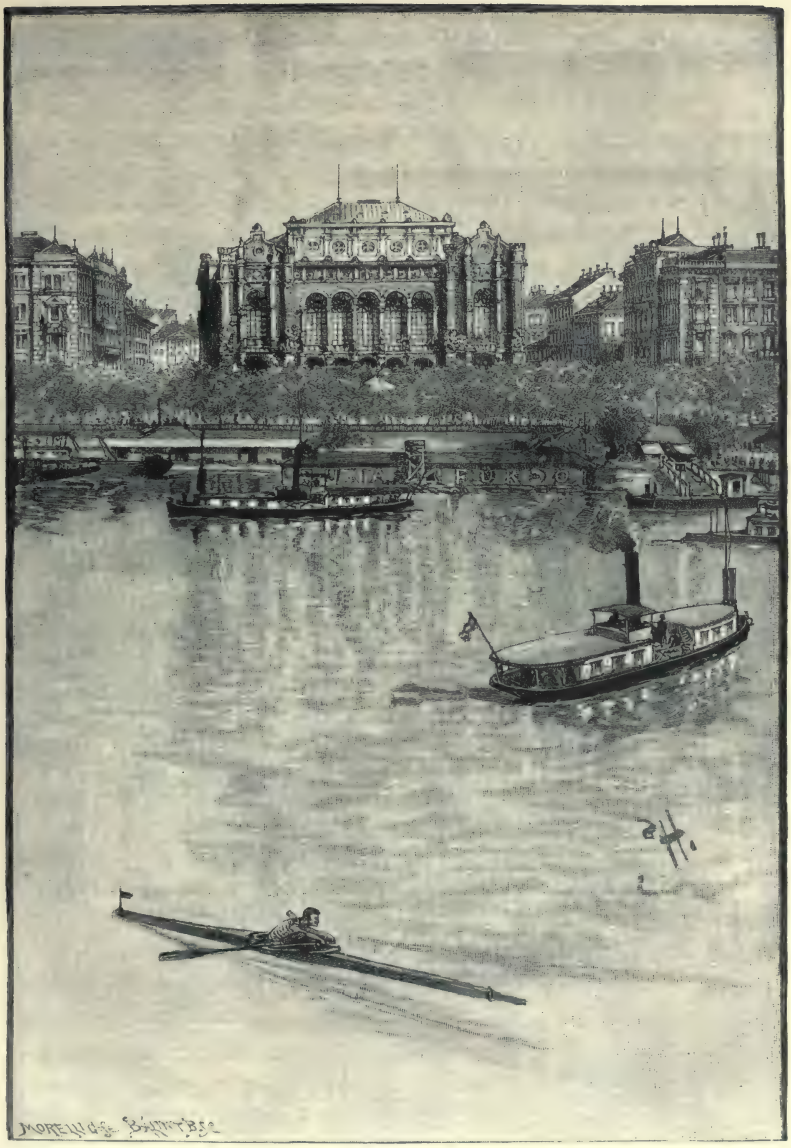
* * *

Blicken wir von der Veranda des Ministerpräsidiums auf den linksseitigen Theil von Budapest hinab, so liegt dieser, einem ausgespannten Riesenfächer gleich, vor uns. Linkshin sehen wir die Leopoldstadt und ihr Extravillan, dieses mit Fabriken,

Schänken, Zinshäusern, Schulgebäuden und Gartenhäusern bestreut, in ununterbrochener Folge bis Neupest, dieser Colonie von amerikanischem Charakter, die in den Vierziger-Jahren entstand und deren Einwohnerzahl zwischen 1880 und 1890 von 13.000 plötzlich auf 23.000 gestiegen ist.

Rechts davon dehnen sich die Theresien- und Elisabethstadt und ihre äußeren Gründe aus mit dem Riesenkörper des Westbahnhofes, dem Thiergarten, Stadtwäldchen, neuen Rennplatz; weiterhin folgen hinter der Josephstadt die große Anlage und Häusermasse des Centralbahnhofs, der Kerepeser Friedhof, die Reiterkaserne und ein neuer Villenbezirk: das Matthiasfeld, hinter Rákosfalva. Noch weiter erscheint Steinbruch (Kőbánya) — der zehnte Bezirk der Hauptstadt —, der Orczy-Garten und die Beamtencolonie hinter dem Ludoviceum. Schließlich bemerken wir jenseits der Franzstadt das Schlachthaus, mehrere Fabriken, den in Entstehung begriffenen Volkspark, das Honvédasyl, den Rákospark (alten Wettrennplatz), Erzsébetfalva, — und hier sind wir im weiten Halbkreise wieder an die Donau zurückgelangt. Dies sind die Gebiete, von denen die Hauptstadt nach und nach Besitz ergreift in ununterbrochenem Wachsthum nach auswärts, indem sie den Raum zwischen ihrem eigenen Körper und den in der Nähe entstandenen Dörfern und Niederlassungen bebaut und bevölkert.

Die innere Stadt Budapests — IV. Bezirk — ist natürlich das kostbarste Stück Land in Ungarn. Hier wohnt die Crême jeder Classe, die oberen Zehntausend der Industrie, des Handels, der Behörden und der Privaten. Hier haust die Mode, der Glanz, der Luxus, insofern das Alles sich in Schaufenstern und an Passanten zeigen kann. Die Waitznergasse, das alte Herzblatt des alten Pest, steht noch heute ohne Nebenbuhler da; die Dorotheagasse könnte sich mit ihr vergleichen, wenn sie nicht eigentlich ihre Fortsetzung wäre, und obgleich sie topographisch schon Leopoldstadt ist, schließt sie sich doch mehr der inneren Stadt an. In der Waitznergasse sind die ersten, ja mitunter selbst die zweiten Stockwerke der Häuser noch Geschäftsräume mit Schaufenstern. Sonntag Mittags ist dies der Corso, im Sommer und Winter; hier mustert sich jene Welt, welche sich in den Ballsälen, Concerten, Theatern, bei den Rennen und auf dem Eise trifft. Das nämliche Publikum setzt gegen Abend seinen Spaziergang unter den Akazien des Donauquais fort und nimmt im Kiosk vor der Redoute Platz, um seine „Fause“ zu nehmen. In der inneren Stadt befinden sich die beiden Rathhäuser, die Universität, die Universitätsbibliothek, das große städtische Schulgebäude mit Elementar- und Realschule, das Piaristengymnasium, das evangelische Gymnasium, die Schulen der Nonnen. Hier ist die Universitäts-, die Franciscaner-, Serviten- und Pfarrkirche, die Kirche der Englischen Fräulein, die serbische, die griechische und die evangelische Kirche. An der Donau ragen die Standbilder Petőfis und des Dichters und Staatsmannes Baron Eötvös. In diesem Stadttheile befindet sich



Die Redoute.

die Mehrzahl der Gasthöfe und Gasthäuser ersten Ranges, desgleichen der Palast der Hauptpost und die Karlskaserne mit ihren schönen Portalen. Eine Merkwürdigkeit dieses Stadttheiles ist der gräflich Károlyi'sche Palast, ein nach außen einfaches, innen aber desto prächtiger ausgestattetes Gebäude mit fünf bis sechs Joch großem Garten, dem denkbar größten Luxus, wie sich ihn auf so fabelhaft theuren Gründen nur ein herrschaftlicher Sinn bei herrschaftlichem Vermögen gestatten kann.

Gegen Nordwest stößt die innere Stadt an die Leopoldstadt, die in ihren nächsten Straßen noch denselben Charakter aufweist. Die wirkliche Leopoldstadt ist erst von der Badgasse an zu rechnen. Sie ist der Hauptsitz des Handels. Der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erbaute Stadttheil macht mit seinen parallelen und sich rechtwinklig schneidenden Gassen, in denen es kaum ein Haus von weniger als zwei Stockwerken gibt, den Eindruck großer Regelmäßigkeit. Die Kaufläden sind hier seltener, die Waarenlager häufiger. Die Bevölkerung besteht zum großen Theil aus vornehmen Juden. Sie bilden gewissermaßen eine Welt für sich, haben ihr eigenes Salonleben von außerordentlichem Luxus, ihre eigenen Clubs, ihre eigene Weltanschauung. In drei Abschnitten zieht sich die Leopoldstadt längs der Donau hinan. Das erste Stück ist die Region des Großhandels; die gewaltigen Pavillons einer in naher Zukunft zu beseitigenden Kaserne, des Neugebäudes, trennen es von dem folgenden Theile, dessen Häusergruppen den im Bau begriffenen Reichstagspalast, Ministerien und andere öffentliche Gebäude, wie den Justizpalast, die Handelsakademie, die unitarische Kirche, ferner die Dampfmühlen und noch andere Fabriksanlagen umfassen. An freien Plätzen ist dieser Stadttheil der reichste. Da ist der Giselaplatz, den der prächtige Haas'sche Palast beherrscht — er ist an der Stelle der alten Redoute und des alten Theaters erbaut und lehnt sich mit dem Rücken an die neue Redoute, die ihre Front dem Kiosk und der Donau zukehrt; ferner der Franz Josephs- oder Kettenbrückenplatz, auf dem sich einerseits das Denkmal Franz Deáks, anderseits (vor dem Akademiepalaste) die Statue Stefan Széchenyis erhebt; dann der Josefsplatz mit der Statue des Palatins Josef; der Elisabethplatz mit dem städtischen Pavillon; endlich der Széchenyiplatz mit seinen alten Bäumen. Diesen Stadttheil schmückt auch die Basilica mit ihrer hochaufragenden glänzenden Kuppel.

Die lange und breite Waitznerstraße scheidet die Leopoldstadt von der Theresienstadt, dem VI. Bezirke. Ihre Hauptmerkwürdigkeit ist die schnurgerade, über eine halbe Stunde lange Andrássystraße, die mit abwechslungsreichen Palastreihen von der Waitznerstraße bis zum Stadtwäldchen geht. An schönen Wintertagen und Sonntagen wimmelt sie von Spaziergängern; ihr äußerer Abschnitt hat drei Fahrdämme, zwischen denen baumbepflanzte und bekieste Wege liegen, einerseits für Fußgänger, anderseits für Reiter. Rechts und links von dieser fünffachen Straßenlinie geht je ein breiter asphaltirter

Die Andrássy-Straße.

Bürgersteig die Häuser entlang. Der erste Abschnitt der Andrássystraße ist mit zwei, der äußere mit vier Baumreihen gesäumt. Zweimal ist sie unterbrochen: zuerst durch einen achteckigen, weiter hinaus durch einen runden Platz, in dessen vier Seitenfeldern je ein Springbrunnen steigt. Dann folgen Häuser mit schmalen, blumengeschmückten Vorgärtchen und noch weiter Villen, die ganz in Gärten stehen. Dieser Theil ist überhaupt schon ganz Gartenstadt. Alle seine Gassen, kreuz und quer, bestehen aus villenartigen Gebäuden. In dieser Gegend haben die Maler und Bildhauer ihr Lager aufgeschlagen, auch die Malerschulen befinden sich dort. Auf der Andrássystraße stehen noch das königliche Opernhaus, der Palast der bildenden Künste und die Musikakademie. Der Pensionsfonds der Staatsbahnbeamten hat dort drei Paläste, die Staatsbahn selbst einen; die meisten Hausbesitzer sind Kaufleute, Bankiers, Unternehmer. Indeß verdecken die Paläste dieser weltstadtmäßigen Hauptstraße, sowie nicht minder die der Ringstraße, welche am Oktogonplatz die Andrássystraße schneidet, nur gleich Coulissenwänden das anderweitige Düster dieses Stadttheils. Mit Ausnahme einzelner Gassen, wie der Eötvösgasse, wo sich Vornehme des öffentlichen Lebens angesiedelt haben, wohnt und wimmelt in den übrigen ein Völkchen, das nicht gerade fein zu nennen ist. Auch durch Geschmack und Reinlichkeit zeichnen sich die kleineren Nebengassen der Theresienstadt nicht aus. Die unteren Schichten des handelnden und vermittelnden Publikums hausen dort, in den inneren Gassen stößt man auf verwahrloste öffentliche Lokale, man sieht struppige Frauen, unordentlich gehaltene Kinder und wenig anziehende Mannsleute. Hier sind die Schlupfwinkel der internationalen Kaffeehausmuse, die unterschiedlichen Singspielhallen und Orpheums mit ihren zucht- und geschmacklosen Belustigungen, hier und im benachbarten VII. Bezirke, der Elisabethstadt, blühen die Damenkapellen zweifelhaften Charakters.

Die Elisabethstadt ist ihrer Nachbarin in Vielem ähnlich. Ihre Hauptader ist die Königsgasse, einst die Hauptverkehrslinie zwischen der Stadt und dem Stadtwäldchen. Dieser Stadttheil ist das Quartier des Kleingewerbes und Kleinbürgerthums. Der gebildetere Reichthum und Geschmack, jene Schichte, die den Zusammenhang mit den öffentlichen Angelegenheiten in bewußter Weise pflegt und sie betreibt, wird in diesem Stadttheile nur in den offeneren, größeren, neu gebrochenen Gassen und deren Umgebung seßhaft. Hier stehen in der Tabak- und Rombachgasse die schön gebauten Synagogen. Eine hervorragende Besonderheit dieses Stadttheiles ist es, daß er die meisten humanitären Anstalten besitzt, so das Armenhaus, das Asyl der Obdachlosen, das protestantische und das jüdische Waisenhaus, die Erziehungsanstalt des Landeshausfrauenvereines, das Institut für Lehrerinnen der Kinderbewahranstalten, die jüdische Taubstummenanstalt u. s. w.

Die Josephstadt, der VIII. Bezirk, ist das Heim der Kunst und des Bürgerthums von mehr magyarischem Charakter, weist aber große Ungleichheiten auf. Da steht das

Neubauten in der Leopoldstadt: Das Haus des Landes-Forstvereines, der Justizpalast und das Portal der Handelsakademie.

ungarische Nationalmuseum mit seinem prächtigen Garten, in dem die harmlose Kinderwelt umhertollt, während auf den Bänken brotlose Proletarier ihre Siesta halten. Da steht das Nationaltheater und auch das Volkstheater. Da ist das große St. Rochus-Hospital, dann die medicinische Facultät der Universität mit ihren Spitälern, das technologische Gewerbemuseum, das Polytechnikum und die naturwissenschaftlichen Institute der Universität. Gelehrte, Künstler und Beamte wohnen scharenweise in diesem Stadttheile, was ihm einen vornehmen ungarischen Charakter verleiht. Überdies ist hier auch das Magnatenviertel entstanden mit Palästen der Familien Festetics, Degenfeld, Zichy, Károlyi, Pálffy, Wenckheim und anderen, denen die Nationalreitschule hinter dem Museum, nahe dem zeitweiligen Reichstagsgebäude in der Erzherzog Alexander-Gasse, gleichsam als Mittelpunkt dient. Jenseits dieser inneren, gebildeteren Hälfte des Stadttheils liegt die Menge der niederen Häuschen, wo kleinere Beamte, Bürgerfamilien und Gewerbetreibende, unter diesen die zu einem bedeutenden Faktor gewordenen vornehmen Tischlerwerkstätten, sich niedergelassen haben; jenseits dieser aber folgen die berühmten Josephstädter Milchmeier oder Milchwirthe. Der Friedhof, der Lastenbahnhof, der Kalvarienberg, das Ludoviceum und die Beamtencolonie begrenzen diesen ordentlichen, soliden Stadttheil; er beginnt mit seiner berühmten Kerepeserstraße, an deren Ende sich der Centralpersonenbahnhof erhebt, und erstreckt sich bis zur Üllöerstraße. Am äußeren Ende der Üllöerstraße finden wir den Orczygarten, der einst der Schauplatz von Volksbelustigungen war, und das Ludoviceum, die ungarische Akademie für Landesvertheidigung, ein ausgedehntes Gebäude, das in den Vierziger-Jahren errichtet wurde und der Ausbildung von Honvédoffizieren gewidmet ist.

Jenseits der Üllöerstraße liegt, bis an die Donau hinab, die Franzstadt, deren Intelligenz aus Beamten und Richtern besteht, ihr niederes Volk aber aus Milchmeiern und Fabriksarbeitern. Erwähnenswerth sind hier die schöne neue Kirche in romanischem Stile, das alte „Köztelek" (das Haus des Landes-Agriculturvereines), die große Kaserne, der Riesenbau des Landes-Zollamtes am Donau-Ufer, der Elevator und in seiner Nachbarschaft der zweite Lastenbahnhof. Längs der Donau fallen noch die Bauholzlager und Zimmermannswerkstätten auf. Wo diese Stadt unterhalb endet, dort stehen die wohleingerichteten Pavillons der weit ausgedehnten neuen städtischen Krankenhäuser.

Aus dieser fächerförmigen Anordnung der einzelnen Stadttheile tritt der X. Stadttheil hervor: Steinbruch (Kőbánya), der neueste und kleinste von allen, dem auch die schon erwähnte Beamtencolonie, ein neues Städtchen von lauter Familienhäusern, zugezählt wird, der aber anderseits bis an die Josephstadt hereinreicht, indem sie schon am Ende der Kerepeserstraße beginnt. Der wirkliche Steinbruch, der diesem Stadttheil seinen Namen gab, hat dort längst nicht mehr die Wichtigkeit wie drei andere Dinge, nämlich der gute Steinbrucher Wein, das vorzügliche Steinbrucher Bier und die ungeheuren Schweine-

ställe (Szálláse). Steinbruch ist der Hauptmarkt des ungarischen Schweinehandels. Es befindet sich da Waare im Werthe von Millionen und die wohleingerichteten Ställe und Mästereien, die Bierbrauerei, die Ziegelei und anderweitige Fabriken machen Steinbruch

Der Theresienring.

bereits zu einer richtigen Fabriksstadt, die ihre Verbindung mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn, eine Vicinalbahn und eine Pferdebahn aufrecht erhält.

Nachdem wir nun das Äußere der Stadt überblickt haben, wollen wir die wichtigeren statistischen Daten über die Einwohner dieser ungeheuren Häusermassen mittheilen, nicht ohne uns vor Augen zu halten, daß vor etwa fünfzig Jahren Ofen und Pest überwiegend

deutsche Städte waren. Das Comitatshaus, einige Schriftsteller, Advocaten und Gelehrte, vereinzelte Handwerker, das war die ganze magyarische Bevölkerung, die hart um ihr Dasein zu kämpfen hatte. Nach der Volkszählung von 1890 hat die Hauptstadt, ungerechnet das Militär, 486.671 Einwohner. Von diesen können nur ungarisch 146.144, nur deutsch 58.658 und nur slavisch 11.139; ungarisch und deutsch 210.180, ungarisch und slovakisch 11.560, ungarisch, deutsch und slovakisch 36.057, deutsch und slovakisch 8.145. Demnach gibt es Solche, die nur ungarisch und Solche, die auch ungarisch können, zusammen 403.941; Solche, die nur deutsch und Solche, die auch deutsch können, gibt es 302.940; Solche endlich, die nur slovakisch oder auch slovakisch können 66.901. Die Zahl derer, die ungarisch können, übersteigt die der deutsch könnenden um 101.000; die Zahl derer, die slovakisch können, ist eine verschwindende Minderheit. Dem Glaubensbekenntniß nach gibt es 313.537 Katholiken, 102.377 Juden, 35.644 Evangelisch-Reformirte, 29.085 Evangelische Augsburger Confession und 6.028 anderen Confessionen Angehörige.

Dies ist die Bevölkerung Budapests, aus der sich in einigen Jahrzehnten die Individualität der nationalen Hauptstadt vollends herauskrystallisirt haben wird. Noch zeigt das geistige Leben dieser Menge das bunteste Bild. Ein königliches Opernhaus, die Philharmoniker und einzelne Künstler, sowie die Concerte des Musikvereins geben ihr ihre Musik; doch hat dieses Musikleben noch wenig Selbständigkeit. Die Oper selbst ist mehr international als national. Das Publikum der Concerte steuert größtentheils die Leopoldstadt bei, wozu noch einige Magnaten, Schriftsteller und Beamte kommen. Das große Publikum bezieht seinen Musikgenuß vom Zigeuner, der in Gast- und Kaffeehäusern seine freie Kunst ausübt. Die Kunstgenüsse des National- und Volkstheaters gehören zu den beliebtesten. Das bürgerliche Element fühlt sich von den Lesevereinen der Bezirke angezogen, die auch sein Bedürfniß an Concerten, Declamationen und Vorlesungen decken. Weitere Unterhaltung bieten im Winter die Bälle. Die Juristen, Mediciner, Techniker, Athleten, Rudervereine, der Rettungsverein, ja auch die Apotheker, die Handlungsgehilfen treten im Fasching wetteifernd, jede Körperschaft für sich, auf den Plan. Der Besuch des Eislaufplatzes gehört jetzt zu den modernsten Unterhaltungen. Die Wettrennen sind populär, aber nicht der Pferde, sondern der Wetten wegen, und sie bringen dreimal des Jahres, im Frühling, Sommer und Herbst, große Bewegung in die Stadt. Eine Quelle der Zerstreuungen sind auch die zahllosen wohlthätigen und geselligen Vereine, welche, um ihre regelmäßigen Einnahmen zu steigern, sämmtlich Kränzchen, Vorlesungen, Bälle, thés dansants u. s. w. veranstalten. Die Kaffeehäuser, die cafés chantants und die Orpheums sind Belustigungsplätze der gemischtesten Gesellschaft: Magnaten, Börsenhelden und Handelsjünglinge treffen sich dort. Nicht zu vergessen sind ferner die Landpartien. Stadtwäldchen, Auwinkel, Schwabenberg, Steinbruch, Neupest und noch andere

Das Ludoviceum.

Punkte sind jeden Sonn- und Feiertag mit Ausflüglern überschwemmt; doch haben die zahlreichen Eisenbahnverbindungen auch schon ferner gelegene Dörfer zu Ausflugsorten gemacht, ja selbst Gran, Visegrád, Fóth, Gödöllö, Tata und den Plattensee sozusagen in das Bereich der Hauptstadt einbezogen. — Ein interessanter Zug der ungarischen Hauptstadt ist es, daß sie wohl mehr Bäder erhält als irgend eine andere Stadt. Von den Ofner Bädern haben wir bereits gesprochen. Aber auch die linke Seite weist kaum weniger Bäder auf, ja sie hat in jedem Stadttheile jede Art von Bad: das Dianabad in der Leopoldstadt, in der Josephstadt zwei, auf der neuen Ringstraße eine elegant eingerichtete Anstalt und da und dort zerstreut Eisen- und Kaltwasserbäder, ferner im Stadtwäldchen das städtische Bad, dessen heißes Wasser aus einem artesischen Brunnen von über 700 Meter Tiefe sprudelt, und schließlich noch drei oder vier Wasserheilanstalten. Nimmt man dazu, daß in den Häusern, die während den letzten zwanzig Jahren gebaut wurden, jede Wohnung auch ein Badezimmer hat, so hat man einen Begriff, wie viel in Budapest gebadet wird. Das Wasser des artesischen Brunnens wird in eigens dafür eingerichteten, mit Butten beladenen Wagen durch die ganze Stadt gefahren und für billiges Geld abgegeben; die Zustellung desselben bildet einen besonderen Erwerbszweig.

Die Gesellschaft ist in Budapest, je nach den Lebensberufen, beinahe in Kasten getheilt. Die leitenden Persönlichkeiten der einzelnen Kasten stehen zwar mit einander in Berührung und verkehren auch einer in des anderen Kreise, die Schichten selbst aber berühren sich fast gar nicht. Das Nationalcasino gehört den Magnaten, das Landes- oder

Gentry-Casino zumeist dem mittleren Adel und den höheren Beamten, das Casino des Beamtenvereins mehr den kleineren Beamten; der Leopoldstädter, Theresienstädter, Elisabethstädter, die beiden Josephstädter und der Franzstädter Club dienen der Geselligkeit der Bürgerschaft jener einzelnen Bezirke. Die Vorstadtclubs — mit Ausnahme des Leopoldstädter Clubs, der die jüdische gute Gesellschaft vereinigt — berühren sich zwar, sind aber eigentlich mehr Kortesherbergen (Wahlbureaux) als gesellige Vereine, denn in ihnen werden von Wahl zu Wahl die politischen Parteien und Fractionen der Stadt in Evidenz gehalten, und gerade das hindert sie, auf die Gesellschaft selbst einen wohlthätigen Einfluß im Sinne der Anziehung und Nivellirung auszuüben. So kommt es, daß, wo nicht die Neigung, sich abzusondern, den Club hervorbringt, der Club seinerseits die Absonderung zur Folge hat. Auf dem Rathhause selbst zerfällt der Vertretungskörper nicht in principiell gegnerische Parteien; dort gibt es zumeist Bezirksgruppen, die in den Generalversammlungen ihre besonderen Bezirksinteressen zu fördern suchen. Einen Salon, in dem ganz Budapest zu Hause wäre, gibt es nicht. Die Schriftsteller- und Künstlerwelt lebt von der übrigen abgesondert, desgleichen die Aristokratie, die vornehme Judenschaft, das Bürgerthum und die amtliche Rangwelt.

Ein bedeutender Factor und das stärkste verschmelzende Element in diesem Bunterlei ist die magyarische Presse, die seit zehn Jahren einen früher gar nicht geahnten Aufschwung genommen hat. Außer den verfassungsmäßigen Einrichtungen sind es hauptsächlich die Presse und die Schule, die den Massen der Bevölkerung den nationalen Geist einflößen, bis nach und nach Budapest eine durchaus nationale Hauptstadt geworden sein wird.

Die Gebäude der Universität und des Polytechnikums in Budapest. (Physikalisches Institut, physiologisches Institut, polytechnischer Pavillon.)

Öffentliche Culturinstitute.

Die Schulen in Budapest.

Die stürmische Entwicklung, welche die Geschichte Budapests in neuester Zeit kennzeichnet, spiegelt sich vielleicht in nichts Anderem so augenfällig wieder als im Schulwesen dieser Stadt. Es steht jetzt thatsächlich, besonders mit seinen Mittel- und Hochschulen, auf hoher Stufe; hinsichtlich der Volksschule ist zwar gleichfalls ein unermüdliches Streben und rüstiger Fortschritt wahrzunehmen, doch ist selbst die anerkennenswerthe große Opferwilligkeit der Hauptstadt kaum im Stande, dem Bedürfniß zu genügen, das in ebenso ungeheuren Verhältnissen anwächst wie die Bevölkerung selbst.

Das Aufblühen des Schulwesens in Budapest ist zu sehr großem Theile der schöpferischen Thätigkeit des Staates zuzuschreiben, doch hat auch die Hauptstadt selbst auf diesem Gebiete eine gewaltige Arbeit geleistet und in ihrem Budget stehen die Ausgaben für das Schulwesen bereits mit 1,575.050 Gulden, also mit über 16 Procent des 9 Millionen übersteigenden ordentlichen Budgets der Stadt.

Unter den in der ungarischen Hauptstadt gruppirten Lehranstalten steht an erster Stelle die Budapester königlich ungarische Universität, die bis 1872 die einzige Universität Ungarns war und daher auch jetzt mit Recht als die alma mater des wissenschaftlichen Lebens in Ungarn anzusehen ist. Ihrem Ursprung nach ist zwar diese Lehranstalt eine der jüngeren europäischen Hochschulen, sie gehört jedoch nach der Zahl ihrer

Institute und Lehrstühle, sowie der Hörer, auf ihrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe zu den größten.

Ihre Geschichte geht auf die erzbischöfliche Hochschule zu Tyrnau (Nagy-Szombat) zurück, die durch Peter Pázmány, den berühmten Fürst-Primas von Ungarn, im Jahre 1635 gegründet wurde. Damals bestand die Hochschule nur aus der theologischen und der philosophischen Facultät, denen sich im Jahre 1667 noch die juridische anschloß. Als Königin Maria Theresia, ruhmreichen Angedenkens, im Jahre 1770 die medicinische Facultät errichten ließ, wurde auch schon die Verlegung der Universität nach Ofen angeregt, die dann im Jahre 1777 erfolgt ist. Die Ausrüstung der Anstalt mit der vollständigen Organisation einer Universität wurde jedoch erst 1780 beendet, und zwar mit einer glänzenden Feier, bei der zugleich verschiedene, nicht nur auf die Organisation der Universität, sondern auch auf die Regelung des Schulwesens im ganzen Lande (Ratio educationis) und auf die Schaffung mehrerer Stiftungen bezügliche Verordnungen der Königin verkündet wurden. Die Geschichte Budapests weist wenige so prächtige Feste auf wie diese eigentliche Einweihung der Universität. Die ungarische Hauptstadt bereitete dem Vice-Hofkanzler Grafen Karl Pálffy, der in der Eigenschaft eines königlichen Commissärs die große Königin repräsentirte, einen wahrhaft fürstlichen Empfang und sein Einzug, sowie sein jedesmaliges Erscheinen war stets der Anlaß zu den begeistertsten Ovationen nicht nur von Seite der Jugend und der Schulbehörden, sondern auch seitens sämmtlicher Factoren der Civil- und Militärgewalt. Die Einweihungsfeier selbst fand in dem Prunksaale der königlichen Burg statt und es wirkten dabei in erster Reihe, außer dem königlichen Commissär, der Stuhlweißenburger Bischof Ignaz Nagy als Kanzler der Universität und Baron Adam Patachich als Präsident des königlichen Universitäts-Senats mit. Der Feier folgten ein Festmahl und verschiedene Zöglings-Productionen des damals noch in Ofen bestehenden Theresianums und als Abschluß sogar ein glänzendes Ballfest im großen Saale der Universität selbst.

Kaiser Joseph II. verlegte die Universität von Ofen nach Pest und trennte die theologische Facultät von den übrigen, was später zum völligen Verluste der theologischen Facultät führte, die erst 1806 wiederhergestellt wurde. Im folgenden Zeitraume machte die innere Organisation der Universität vielfache Änderungen durch, die namentlich den Wirkungskreis des Senats beschränkten.

Eine freiere und zugleich nationalere Richtung im Leben der Universität kam in den Dreißiger-Jahren unseres Jahrhunderts zum Durchbruch, als auch die Institution des Privatdocententhums sich zu entfalten begann. Die Ereignisse von 1848—1849 konnten nicht vorübergehen, ohne in der Thätigkeit der Budapester Universität Erschütterungen hervorzurufen; als der Sturm vorüber war, ließ die damalige Regierung an der ungarischen

Universität Modalitäten in Kraft treten, die mit den an den österreichischen Universitäten bestehenden identisch waren und zum großen Theil dem Wesen nach noch jetzt gelten, in Hinsicht des Lehrsystems und der Vortragssprache jedoch seit der Wiederherstellung der Verfassung sich den Ansprüchen des nationalen Geistes gemäß geändert haben.

Die Gebäude der Universität und des Polytechnikums zu Budapest. (Naturgeschichtliches Institut, Hauptgebäude des Polytechnikums.)

Die über hundert Jahre alte Geschichte der Budapester Universität ist durch viele glänzende Namen geschmückt, Namen von bedeutenden Männern, welche die Lehrer der nationalen Jugend waren, aber meistens auch die wissenschaftliche Betreibung ihrer Fächer in Ungarn begründeten, nicht ohne sich zum Theile einen europäischen Ruf zu machen. Es genüge hier, Männer zu nennen wie die Theologen Franz Krammer, Georg Fejér und

Alexander Márkfi, die Juristen Matthias Markovics, Emerich Kelemen, Ignaz Frank, Emil Récsy und den unlängst verstorbenen Theodor Pauler, die Mediciner Michael Lenhossék, Ignaz Semmelweis, Johann Balassa, Koloman Balogh, die Philosophen und Naturforscher Georg Pray, Andreas Dugonics, Stefan Katona, Nikolaus Révai, Stefan Horvát, Paul Kitaibel, Johann Pasquich, August Gregussˇ und Franz Toldy; damit ist der ehrenvolle Antheil charakterisirt, den die erste Hochschule Ungarns an der Geschichte der Wissenschaften sich errungen hat.

Heute gibt es unter den europäischen Hochschulen, die nach unseren Begriffen als Universitäten anzusprechen sind, nur sechs, deren Zahlen die der Universität Budapest übertreffen, nämlich Paris, Wien, Madrid, Berlin, Neapel und München. Die Budapester Universität hatte in den letzten Jahren $3^1/_2$ Tausend Hörer; der größte Theil dieser Anzahl (etwa 1700) fällt immer der juridischen Facultät zu, was um so charakteristischer ist, als Ungarn außer den beiden Universitäten noch elf juridische Schulen, sogenannte Rechtsakademien und Rechtslyceen hat. Aber auch nach der Menge ihrer Lehrkräfte nimmt sie einen vornehmen Platz ein; die Zahl ihrer ordentlichen und außerordentlichen Professoren, Docenten und Lehrer beträgt 188 und wird unter den österreichischen Universitäten nur von Wien, unter den deutschen von Berlin und Leipzig, unter den französischen nur von Paris, unter den italienischen von Neapel übertroffen.

Die Kosten der Budapester Universität sind bereits auf über 700.000 Gulden jährlich gestiegen, wovon jedoch der größere Theil durch die Anstalt selbst aus dem Reinerträgniß ihrer eigenen Fonds, aus Schulgeldern, Krankengebühren u. s. w. gedeckt wird. Außer der Bibliothek von 240.000 Bänden besitzen jetzt auch die einzelnen Institute der Universität ungemein reiche und werthvolle Sammlungen, die fast durchwegs in stattlichen, den Ansprüchen und Errungenschaften der modernen Wissenschaft entsprechenden Gebäuden untergebracht sind. Unter diesen ragen besonders hervor: der Bau der Universitätsbibliothek mit seinem schönen großen Lesesaal, der große gemeinsame Palast der Lehrstühle für descriptive Naturwissenschaften am Museumsring mit reichen, mustergiltig eingerichteten Sammlungen, gleich dahinter in einer Reihe das physikalische, das chemische, das physiologische Institut, ferner die große Gruppe von medicinischen Instituten an der Üllöerstraße, darunter die überaus zweckmäßig gebauten Kliniken und die Räumlichkeiten für mehrere theoretische Fächer, das Decanat, die Rigorosensäle und die specielle Bibliothek der medicinischen Facultät, der selbständige Bau des anatomischen Instituts und die Wirthschaftsgebäude für die Verpflegung der Kliniken und anderen Anstalten. An der Üllöerstraße liegt auch, etwas weiter nach außen, das neuerbaute Institut für gerichtliche Medicin in einer Lage, wie sie kaum eine ähnliche Anstalt Europas hat, endlich der botanische Garten der Universität mit dem botanischen Institut und den entsprechenden Gewächshäusern.

Centralgebäude der medicinischen Facultät der Budapester Universität; das Stephanie-Spital für arme Kinder.

In diesem Zusammenhang wäre schließlich auch das gut eingerichtete „Stephanie-Spital" für arme Kinder zu erwähnen, wo die Universitätshörer der Medicin die Kinderheilkunde studiren.

Das Centralgebäude der Universität, das mit der Universitätskirche zusammenhing, ist in neuerer Zeit wegen seiner Baufälligkeit abgetragen worden und es wird soeben der Bau eines neuen prächtigen Universitätspalastes geplant, der die Aula enthalten soll. Vom früheren Centralgebäude stehen jetzt nur noch die neueren Flügel, welche die Prüfungs- und Lehrsäle der theologischen, juridischen und philosophischen Facultät nebst deren Berathungsräumen und die Universitätsämter enthalten.

Die Vortragssprache der Budapester Universität ist seit der Wiederherstellung der Verfassung ausschließlich die ungarische; ihr Lehrsystem hat sich wohl aus dem deutschen

Universitätssystem entwickelt, weicht aber von diesem vielfach ab, namentlich durch die strengere Bestimmung der zu absolvirenden Studien, je nach dem zukünftigen Lebensberufe der Studirenden, und durch Einführung von Prüfungen im Kreise der Universität, theils als Bedingung des Aufsteigens, theils zum Nachweis der Befähigung. Die Wahl der Professoren jedoch, die man hören will, und der Gegenstand der Collegien, welche die Professoren anzukündigen gedenken, desgleichen die Einrichtung des Privatdocententhums entsprechen ganz dem Princip der Lehr- und Lernfreiheit, die im Jahre 1848 sogar als Gesetzartikel formulirt wurde und an den ungarischen Universitäten volle Geltung hat. Es verdient Erwähnung, daß die Budapester Universität unter den nach deutschem System organisirten Hochschulen die erste war, an der — in neuester Zeit — das auch im Auslande vielfach angegriffene System der Collegiengelder aufgehoben und ein einheitliches Schulgeld eingeführt wurde, das in die gemeinsame Universitätscasse fließt und insbesondere zur Ergänzung der Professorengehalte dient.

Die andere große Hochschule Budapests ist das königliche Josephs-Polytechnikum, die einzige technische Hochschule Ungarns, als deren erster bescheidener Anfang die unter der thatkräftigen Förderung des Erzherzog-Palatins Joseph in den Vierziger-Jahren dieses Jahrhunderts entstandene „Josephs-Gewerbeschule" anzusehen ist. In den Fünfziger-Jahren gelangte in dieser Lehranstalt die technische Ausbildung schon zu entschiedenerem Ausdruck, doch war sie bemüssigt, außerdem noch den gewerblichen, kaufmännischen, ja landwirthschaftlichen Unterricht zu pflegen. Mit der Wiederherstellung der Verfassung beginnt auch für das Josephs-Polytechnikum die Zeit des kräftigen Aufschwungs, der in immer größerem Maßstabe erfolgt. Die großen Fortschritte der technischen Wissenschaften, das größere Ansehen des technischen Berufes und Dienstes, das Beispiel des Auslandes, sowie in Ungarn selbst die nach Zurückgewinnung seines Selbstbestimmungsrechtes in Fluß gerathene volkswirthschaftliche Entwicklung: all das trug dazu bei, dieses Institut aufblühen zu lassen, und dieses Aufblühen äußerte sich einestheils darin, daß die Organisation der Anstalt jenen höheren Anforderungen angepaßt wurde, anderseits in der Vermehrung der Lehrstühle, in der Bereicherung der Lehrmittel, in der Zunahme der Hörerzahl und besonders in der fortwährenden Erweiterung der Institutsräume. Gegenwärtig ist das Polytechnikum in seinen eigenen großen und zweckmäßig eingerichteten Gebäuden untergebracht; es verdankt dies dem verstorbenen Minister für Cultus und Unterricht August Trefort, der sich überhaupt unvergängliche Verdienste um die Schulbauten Budapests erworben hat. Neuestens wurde zu Zwecken des Instituts noch ein Nebengebäude in Angriff genommen.

Das Polytechnikum hat jetzt 32 systemisirte Lehrstühle, die sich auf vier Fächer: Bauwesen, Maschinenbau, Ingenieurfach und Chemie vertheilen; außer diesen Fachsectionen

gibt es eine allgemeine Section, welche die den verschiedenen Berufsrichtungen gemeinsamen grundlegenden Lehrfächer umfaßt. Außer den Professoren der systemisirten Lehrfächer wirken übrigens noch 44 Privatdocenten, Fachlehrer und Assistenten an dieser Hochschule. Die Fächer sind nach Art der Universitäts-Facultäten organisirt, doch besteht der Senat aus der Gesammtheit der Professoren. Der Lehrcurs hat vier Jahre und befähigt auf Grund

Die Universitäts-Bibliothek.

von zwei abgelegten Rigorosen zur Ausübung des betreffenden technischen Faches. Die Zahl der Hörer ist jetzt nahe an 700, von denen die Mehrzahl sich dem Ingenieurfach widmet.

Als eigentliche Lehranstalten höheren Ranges sind noch die Seminare, beziehentlich theologischen Lehranstalten zu betrachten, deren es auch in Budapest, und zwar für die Kleriker der verschiedenen Glaubensbekenntnisse gibt. Das hervorragendste unter ihnen ist das katholische sogenannte „Central-Seminar", in das jeder katholische Kirchensprengel seine besten Zöglinge zu schicken pflegt. Sein gut ausgestattetes Gebäude steht in der Mitte

der Stadt, in nächster Nähe der Universität und Universitätsbibliothek; seine Bibliothek ist ungewöhnlich schön und reich. Eine theologische Lehranstalt haben ferner in Budapest die Evangelisch-Reformirten, eine Priester-, respective Lehrerbildungsanstalt die Piaristen und die Cistercienser von Zircz, deren Zöglinge den größten Theil ihres Fachunterrichts an den betreffenden Facultäten der Universität erhalten; desgleichen besitzen hier die Israeliten ein sogenanntes Rabbiner-Seminar, verbunden mit einer israelitischen Lehrerbildungsanstalt und ergänzt durch einen Gymnasiallehrcurs, der sich jedoch nur auf die oberen Jahrgänge des Gymnasiums erstreckt und auch für die Vorbereitung zu den theologischen Studien dient. Erhalten wird dieses Institut aus dem israelitischen Landesfonds, dessen Kern die im Jahre 1849 durch die ungarländischen Israeliten für ihre Religions- und Unterrichtszwecke erlegte Summe von einer Million Gulden bildet.

Von einer stürmischen Entwicklung gibt namentlich der Zustand der Budapester Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) Kunde. Vor 37 Jahren hatte die ungarische Hauptstadt nur zwei Mittelschulen, heute hat sie deren 14. An erster Stelle unter ihnen steht noch jetzt das königliche katholische Obergymnasium des II. Bezirkes, das im Jahre 1777, als die Universität nach Ofen verlegt wurde, in Verbindung mit ihr dahingelangte und auch jetzt das „Universitäts-Gymnasium" heißt. An einem herrlichen Punkte, dem Abhang des Ofner Festungsberges, von einem stattlichen Park umgeben, erhebt sich, angesichts einer entzückenden Aussicht auf die Schwesterstädte, der schöne Palast, den der einstige Minister für Cultus und Unterricht August Trefort für diese Lehranstalt errichtet hat. Er enthält gegenwärtig nicht nur das Gymnasium mit über 500 Schülern und dessen reiche Sammlungen, sondern auch eine musterhaft eingerichtete Knaben-Erziehungsanstalt, welche 1889 entstanden ist und den Namen Seiner Majestät führt. In dieser Anstalt werden derzeit blos 42 interne Zöglinge erzogen, sie wird jedoch durch Umgestaltungen und in den ausgedehnten Gärten geplante Neubauten vermuthlich zur Aufnahme der dreifachen Anzahl befähigt werden; trotz ihrer Neuheit genießt sie bereits ein Ansehen und einen Zuspruch, daß die trefflichsten Schüler in zehnfacher Überzahl um die Aufnahme wetteifern. Den Zöglingen des Internats wird eine nach allen Seiten sorgfältige Ausbildung zutheil; sie werden nicht nur in fremden Sprachen und Musik, sondern auch im Fechten und Reiten unterrichtet, und ihre declamatorisch-musikalischen Vorträge — für welche selbst eine Hausbühne zur Verfügung steht — erfreuen sich keiner geringen Beliebtheit.

In etwas tieferer Lage, aber noch immer am Abhang des Festungsberges steht ein gothisches Gebäude von malerischem Äußern, die im Jahre 1854 entstandene Staats-Oberrealschule des II. Bezirks. In demselben Jahre entstand die der Hauptstadt gehörige Oberrealschule des IV. Bezirks in der inneren Stadt, mit besonders reicher natur-

Lesesaal der Universitäts-Bibliothek.

geschichtlicher Sammlung und etwa 500 Schülern. Außerdem besitzt die Stadt noch eine Oberrealschule im VIII. Bezirk, die in einem stattlichen, den heutigen Anforderungen entsprechenden Gebäude untergebracht ist.

Außer jenem Ofner Gymnasium und der dortigen Realschule verfügt die Regierung in Budapest noch über fünf Mittelschulen, nämlich: das Übungs-Gymnasium der Lehrerbildungsanstalt, das königliche katholische Obergymnasium im V. Bezirk und die dortige Staats-Oberrealschule, das Staats-Obergymnasium des VII. Bezirks und die Staats-Realschule des VI. Bezirks.

Die größte pädagogische Bedeutung unter diesen kommt dem an erster Stelle genannten Übungs-Gymnasium, oder, wie es gemeinhin genannt wird, „Muster-Gymnasium" zu. Es hat eigentlich die Bestimmung, die an der Universität und zum Theil am Polytechnikum durch den daselbst eingerichteten Lehrcurs ausgebildeten Lehramtscandidaten auch praktisch in die Methode des Unterrichts einzuführen; zu diesem Zweck gibt ihnen das Übungs-Gymnasium Gelegenheit, unter der Anleitung, Führung und Überwachung vorzüglicher Professoren theils den Gang des Unterrichtes zu beobachten, theils auch selbst Probevorträge zu halten. Die aus vier abwechselnden Klassen bestehende Mittelschule dient jedoch nicht nur dem Zweck der Ausbildung von Mittelschul-Lehrern, sondern weist auch hinsichtlich des Fortschritts der Schüler bedeutende Erfolge auf, insbesondere Dank der intensiveren Methode, welche die beschränktere Schülerzahl ermöglicht. Das Gebäude des Übungs-Gymnasiums ist in neuester Zeit errichtet und umfaßt auch die Räumlichkeiten der Mittelschullehrer-Bildungsanstalt, der Lehrerprüfungscommission und des Landesunterrichtsrathes.

Die Staats-Oberrealschule des V. Bezirks ist, mit 737 Schülern, die besuchteste Mittelschule Budapests und Ungarns; ihr ausgedehnter Palast ist in vielen Dingen mustergiltig. Die jüngste Mittelschule Budapests ist die noch in Entwicklung begriffene Realschule des VI. Bezirks. Eine überaus populäre alte Mittelschule erhalten die Piaristen neben ihrem eigenen Ordenshause im Mittelpunkte der Hauptstadt, am Rathhausplatz; diese Anstalt ist auch mit einem Internat verbunden. Ferner haben die Evangelisch-Reformirten ein großes Gymnasium, das in einem zweckmäßigen neuen Gebäude untergebracht ist, desgleichen die Evangelischen A. C. Unter den Privat-Mittelschulen wäre das László'sche Obergymnasium zu erwähnen.

In diesen 14 Mittelschulen werden zusammen über 6000 Jünglinge ausgebildet und ihre Erhaltungskosten betragen nahe an 800.000 Gulden. Dies ist ein Zeugniß für die bedeutende Entwicklung des Mittelschulwesens in Budapest und bekundet zugleich die Vorliebe für wissenschaftliche Laufbahnen; doch darf dabei nicht außer Acht bleiben, daß die hauptstädtischen Mittelschulen auch auf die Jünglinge in der Provinz einige Anziehungs-

kraft ausüben, daher ihre Zöglinge nicht ausschließlich dem Schooße der hauptstädtischen Bevölkerung entstammen.

Und hier wird es auch am Platze sein, das Institut zu erwähnen, welches im Jahre 1830 durch Sebastian (Sava) Tököly in Budapest errichtet wurde, um serbischen Jünglingen griechisch-orientalischen Bekenntnisses die mittleren und höheren Studien in patriotischem Geiste zu vermitteln; die Anstalt gewährt den jungen Leuten, meist Hörern der Universität und des Polytechnikums, zum Theil auch Mittelschülern, Wohnung und Stipendien.

Mittelschulen für Mädchen gibt es in Ungarn nicht, doch nehmen unter den Anstalten für Volkserziehung die sechsklassigen höheren Töchterschulen, welche den Bedürfnissen der gebildeteren Schichten dienen, in mancher Hinsicht eine hervorragende Stellung ein; der Staat selbst erhält in Budapest zwei solche Institute, deren eines blos für externe Zöglinge eingerichtet ist, während das andere — in Verbindung mit der höheren Lehrerinnen-Bildungsanstalt — den Charakter einer großen, mit Pensionat verbundenen Töchter-Erziehungsanstalt hat. Ähnliche Anstalten werden in Budapest erhalten durch den Landesverein für weibliche Ausbildung, die Englischen Fräulein und die Nonnen des Sacré-coeur; das klosterartige Institut der letzteren liegt in einem Garten des Stadtwäldchen-Gebiets.

Indem wir zu den in Budapest bestehenden Anstalten des Volksunterrichts übergehen, ist vor Allem derjenigen zu gedenken, denen die Ausbildung der Lehrer und Lehrerinnen obliegt und die gleichsam die Institutionen des Volksunterrichts krönen.

Die ungarische Hauptstadt ist reich an Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen; drei werden durch den Staat erhalten, drei sind confessionellen Charakters. Die größte Lehrer-Bildungsanstalt des Landes ist diejenige, deren gewaltiger Bau mit seinem ausgedehnten Garten, mit Nebengebäuden und einer Station für Rebencultur sich auf der Ofner Seite in der Christinenstadt hingelagert hat. Dies ist das sogenannte Pädagogium, eine Vereinigung sämmtlicher Anstalten für Volksunterricht. Es besitzt eine Präparandie für Elementar-Schullehrer und eine höhere (in fünf verschiedene Fachgruppen gegliederte) Bildungsanstalt für Jünglinge, die bereits mit dem Lehrerdiplom oder dem Maturitätszeugniß einer Mittelschule versehen als Bürgerschullehrer ausgebildet und befähigt zu werden wünschen. Neuerdings wurde daselbst auch ein besonderer Lehrcurs für Präparandielehrer errichtet. Die Elementar-Bildungsanstalt hat als Übungsschule eine Elementar-, die höhere Bildungsanstalt eine Bürgerschule für Knaben, überdies ist das Institut mit einer Lehrwerkstätte für Tischlerei, Drechslerei und Holzschnitzerei verbunden, zur Ausbildung von Gewerbe- und Zeichenlehrern, die zur Leitung der mit den Bürgerschulen verbundenen Gewerbe-Lehrwerkstätten befähigt sind; desgleichen ist es für den praktischen Unterricht in Landwirthschaft, Obstbau, Rebencultur und Bienenzucht eingerichtet und besitzt eine Gyps-

gießerei, die neben ihrem Ausbildungszweck auch noch die vaterländischen Lehranstalten mit den für den Zeichenunterricht nothwendigen Gypsmodellen versieht. In dem Institute besteht ein zeitgemäß eingerichtetes Internat für 120 Zöglinge. Mit dem Institut verbunden ist ferner das Landes-Lehrerwaisenhaus, welches 25 Lehrerwaisen versorgt. Neuestens hat die Regierung an diesem Institute noch einen mit einer Taubstummenschule verbundenen Lehrcurs errichtet, der die Lehramtscandidaten der Bürgerschule theoretisch und praktisch zu Lehrern für Taubstummenanstalten ausbildet.

In die Ausbildung der Lehrerinnen theilen sich zwei staatliche Anstalten; die Elementar-Lehrerinnen gehören der auf der Ofner Seite, im II. Bezirk befindlichen Lehrerinnen-Bildungsanstalt an, während die höhere Bildungsanstalt auf der Andrássystraße weibliche Lehrkräfte für die bürgerlichen und höheren Töchterschulen heranbildet. Diese Ausbildungsanstalt ist jedoch nur ein Bestandtheil jenes großen und vielbesuchten Instituts; dieses enthält außerdem, als Übungsschule für jene, die schon erwähnte höhere Töchterschule, sowie eine Bildungsanstalt für Erzieherinnen, deren Aufgabe es ist, ungarische Mädchen für die Obliegenheiten der häuslichen Erziehung und besonders in fremden Sprachen sorgfältig auszubilden, um einen Ersatz für die selten entsprechenden ausländischen Erzieherinnen in gebildeteren Häusern zu schaffen. Auch hier ist ein großes Internat für die Zöglinge beider Präparandie-Curse und der Töchterschule — ungefähr 120 Mädchen — vorhanden.

Außer den staatlichen Bildungsanstalten bestehen in Budapest eine alte, noch durch Maria Theresia gegründete katholische Lehrer-Bildungsanstalt, ein Lehrcurs zur Ausbildung von Lehrerinnen im Kloster der Englischen Fräulein und die schon erwähnte, mit dem Rabbiner-Seminar verbundene israelitische Lehrer-Bildungsanstalt. Hier ist auch zu erwähnen, daß für die Ausbildung von Turnlehrern, außer der Fachgruppe der Turnlehrer und -Professoren an der staatlichen Lehrer-Bildungsanstalt, noch in den Räumlichkeiten des National-Turnvereins ein Lehrcurs besteht.

Welche Fortschritte Budapest im Laufe dieses Jahrhunderts und namentlich in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Volkserziehung gemacht hat, sei durch die Zusammenstellung folgender vergleichenden Daten belegt. Im ersten Zehntel dieses Jahrhunderts bestanden acht Elementarschulen mit zusammen 17 Klassen, die neunte Schule wurde erst 1843 eröffnet. Die Methode war damals sehr mangelhaft; Hauptgegenstand war das viele Schreiben und maschinenmäßige Lesen; auf Rechnen und Orthographie wurde eine Stunde wöchentlich verwendet, von Syntax, Zeichnen, Gesang, Sprach- und Denkübungen war keine Spur.

Der stärkere Aufschwung der Volkserziehung beginnt mit der neueren verfassungsmäßigen Ära. Von 1869 auf 1870, also in einem Jahre, hob sich die Zahl der communalen

Elementarschulen von 20 auf 30; im Jahre 1874 finden wir schon 55, 1890 aber 93 communale Elementarschulen; die Zahl der in Gebrauch befindlichen Lehrsäle während des letzteren Zeitabschnitts hat sich von 234 auf 517, die der Schulbesucher von 16.556 auf 32.385 gehoben, so daß beide Factoren sich in 16 Jahren verdoppelt haben. Eine solche Entwicklung ist selbstverständlich ohne bedeutenden Kostenaufwand für Bauten und Hauskäufe nicht denkbar, und in der That hat die Hauptstadt in 20 Jahren über vier Millionen

Das Gebäude des königlichen katholischen Obergymnasiums im II. Bezirk und des Franz Josephs-Internats.

zu solchem Zwecke aufgewendet, für die Erhaltung blos der Elementarschulen aber verwendet sie jetzt, ohne die Zinsen der Häuserwerthe zu rechnen, 900.000 Gulden jährlich. Lehrsprache und Lehrkörper der hauptstädtischen Volksschulen sind heute völlig ungarisch und haben sich als einer der stärksten Factoren zur allgemeinen Verbreitung der ungarischen Sprache erwiesen.

Den Elementarschulen stehen die gewerblichen Lehrlingsschulen am nächsten, die mehr als Wiederholungsschulen, denn als gewerbliche Fachcurse zu betrachten sind; sie verdanken ihren Ursprung erst dem 1884er Gewerbegesetz und ihre Zahl hat sich seitdem — die Handelsschulen unteren Ranges mitgerechnet — auf 16 gehoben.

Die höchste Stufe der Volksschulen zeigt sich in den Bürgerschulen, auch diese sind eine Schöpfung der neueren Zeit. Die Bürgerschulen für Mädchen stehen mit ihrem heutigen Lehrplan den höheren Töchterschulen nahe; es gibt ihrer in der Hauptstadt sieben mit 51 Lehrsälen und 2494 Schülerinnen.

Die erste Bürgerschule für Knaben entstand 1869 in Alt-Ofen; gegenwärtig gibt es in der Hauptstadt, außer der schon erwähnten staatlichen und zwei Privat-Bürgerschulen vier durch die Stadt erhaltene Bürgerschulen für Knaben, jede mit mehreren Parallelklassen wegen des starken Schülerbesuchs. Charakteristisch für sie alle ist, daß, obgleich das Gesetz den Lehrgang der Bürgerschulen für Knaben mit sechs Jahren feststellt, die fünften und sechsten Klassen dennoch aus Mangel an Schülern thatsächlich eingegangen sind und die Knaben nach Zurücklegung des vierten Jahrganges fast ausnahmslos in die Handels-Lehrcurse übergehen.

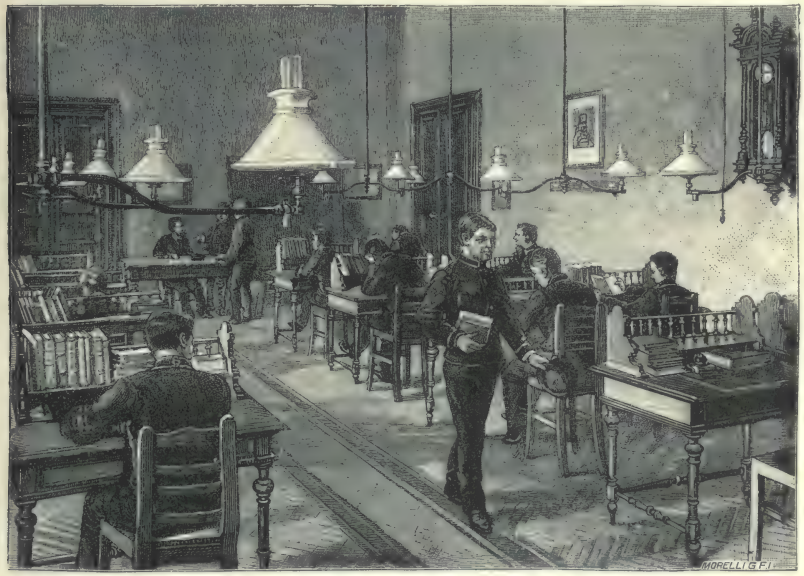
Nach alledem müssen wir nun auch der verschiedenen in Budapest befindlichen Fachschulen und Fachcurse gedenken, die zum Theil in Verbindung mit den bereits erwähnten Lehranstalten organisirt sind.

Unter ihnen steht auf der Stufe der höheren Schulen die staatliche Musterzeichenschule, zugleich Ausbildungsanstalt für Zeichenlehrer; sie nimmt Jünglinge auf, welche die Mittelschule zurückgelegt haben, und gewährt ihnen theils die Vorbildung für die Künstlerlaufbahn, theils die Ausbildung zu Zeichenlehrern. In dieser Anstalt finden auch die Befähigungsprüfungen der Zeichenlehrer statt; die Ausbildung erstreckt sich auf die Elemente aller Zweige der bildenden Kunst und auch auf die nothwendigen geometrischen Kenntnisse.

Die hervorragendste Anstalt für gewerblichen Unterricht ist in Budapest die staatliche Gewerbe-Mittelschule, die in ihrem ausgedehnten Neubau mit allen Behelfen des theoretischen und praktischen Gewerbeunterrichts, auch mit großen Werkstätten versehen ist und der das technologische Gewerbemuseum gleichsam als ergänzender Bestandtheil dient. Die Aufgabe dieser Anstalt ist, für das Bauwesen Maurer, Steinmetze, Zimmermeister und Poliere, ferner für die Fabriksindustrie Maschinisten und Werkführer, für die Metall- und Eisenindustrie, sowie für die meisten Zweige der Holzindustrie selbständige Meister zu bilden. Sie hat gegenwärtig neunzehn Professoren und fünf Werkführer, unter denen nahe an 200 ordentliche Schüler ihre Studien vollenden, doch werden überdies auch außerordentliche Lehrcurse gehalten, besonders für das Baugewerbe, für Dampfkesselheizer und die Bedienung der Dampfmaschinen, und erhalten in diesen Cursen über 800 schon gewerblich thätige Personen ihre Fortbildung.

Die staatliche Kunstgewerbeschule gewährt die Ausbildung in den hervorragenderen Gattungen des Kunstgewerbes, besonders in der decorativen Plastik und Kleinplastik, der decorativen Malerei, dem Holzschnitt und Kupferstich, sowie in der Metallgravüre.

In diese Reihe gehört noch die durch die Hauptstadt erhaltene höhere Gewerbezeichenschule, welche die Weiterbildung der Gewerbetreibenden im gewerblichen Zeichnen besorgt; ferner die vom Landes-Frauenindustrieverein erhaltene Frauenindustrieschule mit Lehrwerkstätte, welche die verschiedenen Zweige der gewerbsmäßigen weiblichen Handarbeiten pflegen; desgleichen die mechanische Lehrwerkstätte, deren Schüler in vierjährigem Lehrgang die Herstellung feinerer mechanischer Geräthe und Einrichtungen, sowie physi-



Ein Lehrsaal im Franz Josephs-Internat.

kalischer Lehrmittel erlernen; endlich die an der Ofner Lehrerbildungsanstalt und der Privat-Bürgerschule des V. Bezirks bestehenden Handfertigkeitscurse.

Auch der kaufmännische Fachunterricht wird in Budapest mit besonderer Sorgfalt betrieben. Da ist vor Allem die Handelsakademie, welche, im Jahre 1857 durch die Budapester Handelsgremien gegründet und von ihnen erhalten, sowohl durch ihre Vergangenheit und ihr prächtiges, reich ausgestattetes Gebäude, als auch Dank ihrem Lehrkörper von ausgezeichneten Fachmännern den ersten Platz unter den gleichartigen Lehranstalten des Landes behauptet. Die Hauptstadt erhält, in Verbindung mit den Knaben-Bürgerschulen des II., VI. und IX. Bezirks, drei Handels-Mittelschulen, welche den durch vier Mittel- oder Bürgerschulklassen gegangenen Schülern in drei Jahrgängen

eine ähnliche Fachbildung bieten wie die Handelsakademie. Ferner gibt es in der Hauptstadt noch zwei Privat-Handelsschulen von gleicher Organisation; die eine, die Röser'sche, wurde 1853 gegründet. Zur Ausbildung von Frauen für die kaufmännische Laufbahn ist der mit der Mädchen-Bürgerschule des V. Bezirks verbundene kaufmännische Curs für Frauen berufen.

Speciell zum Zwecke der Ausbildung für den Orienthandel hat der Staat neuestens neben der Handelsakademie einen Lehrcurs für den Orienthandel organisirt. Hier finden Personen von entsprechender Vorbildung in zweijährigem Lehrgange Gelegenheit, sich die orientalischen Sprachen anzueignen, die Handelsverhältnisse des Orients kennen zu lernen und alle jene Kenntnisse zu erwerben, deren man im Handelsverkehr mit dem Orient bedarf.

Dem Unterrichtswesen schließen sich, als dessen unterstes Element, die Kinderbewahranstalten an; es gibt eine große Zahl von solchen in Budapest und sie befinden sich meist in den Händen von Vereinen, zum kleineren Theile in Privathänden. Nach der letzten Zählung hatte Budapest 41 Kinderbewahranstalten, in denen 55 Lehrer und Lehrerinnen 2869 Kinder warteten und erzogen. Außerdem aber liefern jetzt zwei in der Hauptstadt befindliche Bildungsanstalten dem ganzen Lande seine Kinderbewahrerinnen und Kindergärtnerinnen; die eine derselben ist die von dem Landes-Kinderbewahrverein erhaltene Kinderbewahrer-Bildungsanstalt, die in ihrem schönen neuen Hause auch ein Internat, eine Muster-Kinderbewahranstalt und ein Waisenhaus besitzt; die andere ist die Kindergärtnerinnen-Bildungsanstalt des Landes-Central-Fröbelvereins.

Schließlich sind hier jene verschiedenen wohlthätigen Anstalten zu erwähnen, die sich theils den Werken der Barmherzigkeit und Menschenliebe widmen, theils auch den Zwecken des Unterrichts und der Erziehung dienen. Eine solche ist das Landes-Blindeninstitut in Budapest, das zum Theil aus dem Erträgniß seines eigenen Fonds, zum Theil aus Staatsmitteln erhalten wird; die Blinden genießen daselbst sieben Jahre lang eine moralisch-religiöse Erziehung und außerdem eine ihren geistigen Fähigkeiten und ihrer Handfertigkeit entsprechende Ausbildung. Eine solche ist ferner das israelitische Taubstummen-Institut, das nicht nur Zöglinge jüdischen Glaubens aufnimmt; es verdankt seine Entstehung der Stiftung eines einzigen Menschen, Anton Fochs, und gewährt den taubstummen Kindern jetzt in einem prächtigen geräumigen Bau Wohnung und Unterricht. In diese Gruppe gehört endlich die Jakob Frim'sche Anstalt für Blöd- und Schwachsinnige, die neuestens Dank der Staatshilfe gleichfalls ein zweckmäßiges Gebäude erhalten hat.

Einem edlen und nützlichen Zwecke dienen auch die zehn in der Hauptstadt befindlichen Waisen- und Asylhäuser, und zwar: das städtische Josephs-Knabenwaisenhaus, gegründet zum Andenken an den Erzherzog-Palatin Joseph, das nach Ihrer Majestät der Königin benannte Elisabeth-Mädchenwaisenhaus, das durch General Franz Mayer gegründete

Mayer'sche Knabenwaisenhaus, das Mädchenwaisenhaus des Landesvereins ungarischer Hausfrauen, das gemischte Waisenhaus des protestantischen Waisenvereins, das israelitische Mädchenwaisenhaus des Pester israelitischen Frauenvereins und das Knabenwaisenhaus der Pester israelitischen Religionsgemeinde, ferner das schon erwähnte Lehrerwaisenhaus, das nach der Erzherzogin Clotilde benannte Vereins-Asylhaus, das neuerdings zu Stande gekommene hauptstädtische Asylhaus und das den Namen der Erzherzogin Maria Dorothea tragende Asyl für Lehrerinnen. Außer diesen sind zu erwähnen als Einrichtungen, die mittelbar gleichfalls die Sache des öffentlichen Unterrichts fördern: der Verein der Kinderfreunde zur Versorgung armer und hungernder Schulkinder mit warmer Speise während des Winters, der Verein für Kindercolonien zur Unterbringung von armen und kränklichen Kindern während der Ferien auf dem Lande, sowie zahlreiche Vereine, deren Hauptzweck in der Betheilung armer Schulkinder mit Winterkleidern besteht.

So wirken in Budapest Staat, Hauptstadt, Gesellschaft und Confessionen zusammen, um das öffentliche Unterrichts- und Erziehungswesen zur Blüte zu bringen und dadurch auch das innere Leben der äußerlich in so gewaltigen Verhältnissen sich entwickelnden ungarischen Hauptstadt zu festigen, es zu veredeln und zur Ausführung der großen Aufgabe zu befähigen, die ihm im Leben der Nation zugefallen.

Das Ungarische Nationalmuseum.

Graf Franz Széchenyi, der Vater Stefans, des großen Reformators, wurde der Begründer des Ungarischen Nationalmuseums, als er im Jahre 1802 seine ungarische Bibliothek, auf Grund eines durch den König sanctionirten Stiftungsbriefes, der Nation schenkte, ausdrücklich als Kern für ein nationales Museum. Diese Bibliothek enthielt, außer den ungarischen Incunabeln, ausschließlich Werke, die in Ungarn erschienen oder von Ungarn geschrieben waren oder sich auf Ungarn bezogen. So faßte diese Bibliothek sozusagen das vollständige Bild der ungarischen Cultur in sich.

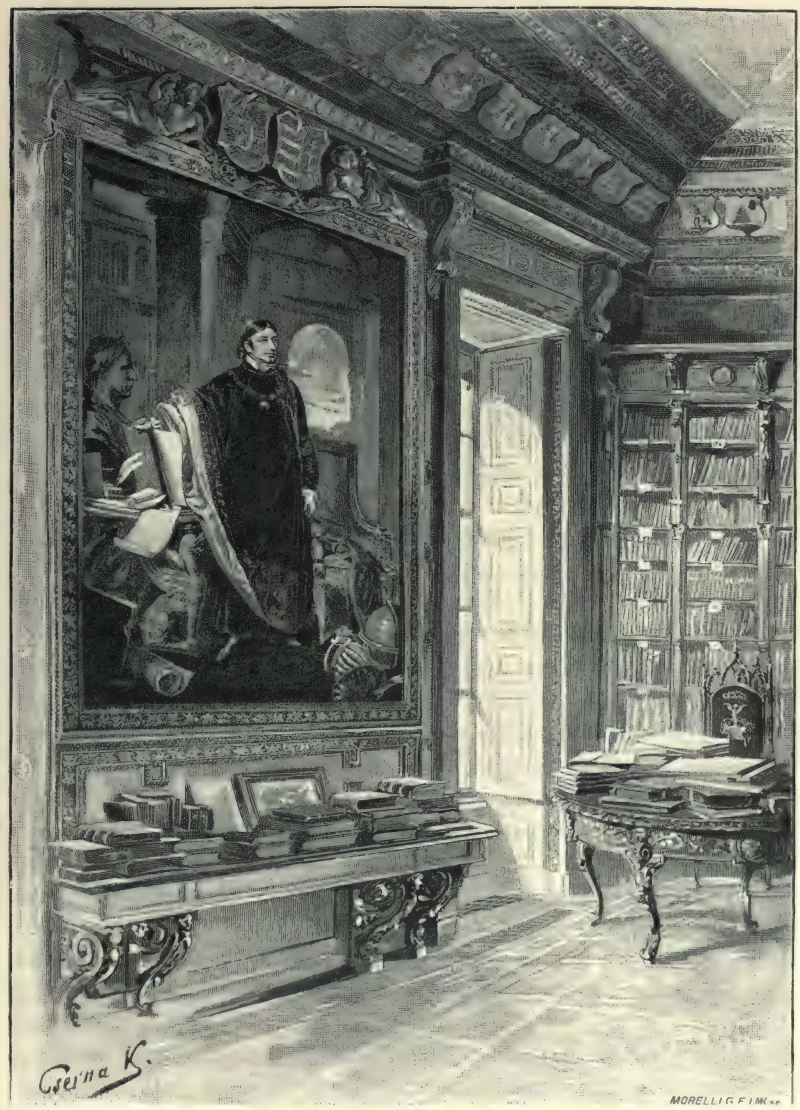
Aus so bescheidenen Anfängen entwickelte sich jenes bedeutende Culturinstitut, das schon jetzt, ehe es noch das erste Jahrhundert seines Bestandes vollendet hat, einen hervorragenden Platz unter den Museen der gebildeten Nationen einnimmt, von den europäischen Gelehrten nicht mehr ignorirt werden kann und der Nation mit Recht zum Stolz gereicht.

Der damalige Palatin, der unvergeßliche Erzherzog Joseph, dem der Stiftungsbrief das Protectorat des Museums anvertraute, machte die Absicht des edlen Stifters sofort zu der seinigen und forderte die Comitate und Städte, die Magnaten und anderen großen Herren auf, auch ihrerseits, dem Beispiel des Grafen Széchenyi folgend, die Bibliothek zu vermehren und dem geplanten Museum solche Kunstdenkmäler, Alterthümer, Schmuck-

sachen, Münzen und Waffen zu spenden, die in Ungarn gefunden oder durch Ungarn verfertigt oder durch sie im Auslande bestellt waren oder die sich in irgend einer Hinsicht auf Ungarn bezogen, da nach seiner Meinung das Institut seinen nationalen Charakter bewahren müsse, den es denn auch in der That bewahrt hat.

Die Nation folgte dem Aufruf. Der Stifter selbst spendete im Jahre 1807 seine ungarische Münzensammlung und später als Hilfsbibliothek seine in Ödenburg befindliche allgemeine Bibliothek; seine Gattin, Gräfin Juliane Festetich, überließ ihre Mineraliensammlung, Fürst Batthyány widmete Alterthümer aus Steinamanger, Peter Kubinyi Geld, Bücher und Handschriften, Marczibányi und Andere Kunstdenkmäler, Waffen und Schmucksachen, Fürst Grassalkovich aber einen Baugrund in der Hatvanergasse, auf dem jetzt die Paläste der Schönengasse (Széputcza) stehen. Dieser Grund wurde damals für die Bauzwecke des Museums ungeeignet befunden und im Jahre 1813 für 94.670 Gulden „Schein" (!) versteigert, dagegen aber vom Fürstprimas Grafen Batthyány und seinen kleineren Nachbarn für 26.400 Papiergulden, nach heutigem Geldfuß 16.000 Gulden, der jetzige Baugrund von 10.000 Quadratklafter gekauft, der nun mindestens 1½ Millionen Gulden werth ist. Der Reichstag inartikulirte im Jahre 1807 die Stiftung des Grafen Széchenyi, votirte ihm den Dank der Nation und gab 1812 die Erklärung ab, daß er das Institut so umfangreich und großartig als möglich zu entwickeln wünsche. Der Reichstag von 1832/36 gewährte aus den freiwilligen Beiträgen des Adels 125.000 Gulden zum Ankauf der berühmten Nikolaus Jankovich'schen Sammlung von Alterthümern, Büchern und Handschriften und 500.000 Gulden für den Bau eines der Würde der Nation entsprechenden Museumsgebäudes. So wurde denn der jetzige Palast nach den Plänen des Architekten Michael Pollák im Laufe von zwölf Jahren erbaut. Mittlerweile war das volksthümliche Institut durch viele Spenden bereichert worden, unter anderem durch die werthvolle Bildersammlung des Patriarchen und Erzbischofs von Erlau, Ladislaus Pyrker. Denn das Ungarische Nationalmuseum erfreute sich jederzeit einer großen Beliebtheit, und auch jetzt ist dies der Fall, so daß selbst der schlichte Bauer, wenn er vom Dorfe in die Hauptstadt zu Markte geht oder das Stefansfest sehen will, es selten versäumt, das Museum zu besuchen, das in seinen Augen wirklich der Palast des Volkes ist, wo jeder Staatsbürger sich zu Hause fühlen darf.

Seit 1867 hat die Landesregierung dem Nationalmuseum, das die schönsten Erinnerungen an den Eifer des alten Adels wachruft, seine pietätvolle Aufmerksamkeit zugewendet, und der Reichstag bewilligt jedesmal ohne Parteiunterschied den Jahresbeitrag von über 100.000 Gulden, der die unausgesetzte Fortentwicklung des Instituts ermöglicht. Seine Bestände werden jetzt in sieben besonderen Abtheilungen bewahrt: der Bibliothek, der Antiquitätensammlung, der zoologischen, mineralogischen und botanischen Sammlung, der National-Bildergallerie und der ethnographischen Sammlung.



Der Széchenyi-Saal des Ungarischen Nationalmuseums.

Die Bibliothek, die jetzt über 200.000 Bände umfaßt, hat ihren ursprünglichen nationalen Charakter bewahrt und sammelt in erster Reihe Hungarica, daher sie auch unter allen vaterländischen Bibliotheken an ungarischen Incunabeln die reichste ist. In neuerer Zeit hat sich in ihr als besondere Unterabtheilung eine Zeitschriftensammlung herausgebildet, welche alle in Ungarn erschienenen Zeitungen und Zeitschriften enthält. Die Handschriftensammlung besitzt 12 Codices, die aus der Bibliothek des Königs Matthias, der weltberühmten Corvina, stammen und mit dem gleichzeitigen Wappen nebst Emblemen des großen Königs geschmückt, also unzweifelhaft für ihn verfertigt sind. In einigen bewundern wir die meisterhaften Miniaturen der berühmten Maler Attavante, Francesco del Chierico und Gherardo; vier von diesen hat Sultan Abdul-Aziz unserem erhabenen Monarchen verehrt, als dieser ihn in Constantinopel besuchte, und Seine Majestät spendete alle vier dem Nationalmuseum, um sie der ungarischen Hauptstadt wiederzugeben, von wo sie vor vierhundert Jahren als Beute nach Constantinopel gelangt waren. Zwei sind Geschenke des Herzogs von Modena, einer wurde von den Erben der Mailänder Familie Trivulzi um 6.500 Francs erworben. Auch sind viele Handschriften von Clemens Mikes, Vörösmarty, Kazinczy, Verseghy, Petöfi und anderen berühmten ungarischen Schriftstellern vorhanden. Unter den alten Manuscripten ist eines der werthvollsten für die ungarische Literatur das Sprachdenkmal, das den Titel „Leichenrede und Gebet" (Halotti beszéd és Könyörgés) führt und dessen Facsimile Band I, S. 72 von „Ungarn" mitgetheilt wurde.

Besonders interessant ist die reiche Sammlung der Proclamationen, Flugschriften, Placate, privaten und amtlichen Schriftstücke aus den Jahren 1848/49. Im Archive haben 25 adelige Familien ihre alten Urkunden hinterlegt, die jetzt in den inneren Sälen von Gelehrten studirt werden, während der geräumige, aber freilich im Verhältniß zur großen Zahl der Leser keineswegs ausreichende Lesesaal hauptsächlich von der studirenden Jugend benützt wird. Außer der großen Bibliothek besitzt noch jede Abtheilung des Museums eine eigene Fachbibliothek, und zwar die Münzen- und Antiquitätensammlung die reichste.

Auch die Münzen- und Antiquitätensammlung hat ihren nationalen Charakter rein bewahrt und erwirbt ausschließlich Gegenstände, die im Lande gefunden oder gefertigt wurden oder im Besitze von Ungarn waren oder sich überhaupt irgendwie auf Ungarn beziehen. Die Direction hält sich diesen Grundsatz so streng vor Augen, daß sie, nachdem in neuerer Zeit das Kunstgewerbemuseum zu Stande gekommen, diesem alle jene werthvollen ausländischen Kunstschätze auf ewige Zeit in Verwahrung gab, welche aus der Sammlung Nikolaus Jankovich oder etwa als fürstliches Geschenk des Barons Révay und anderer Patrioten, ins Nationalmuseum gelangt waren. Ebenso hat die Bildergallerie

des Museums, sobald nach dem Ankaufe der Eszterházy-Gallerie die Landes-Bildergallerie entstanden war, die Pyrker'sche Bildersammlung und alle jene alten Gemälde, die 1848 aus dem Palatinalpalast und seither durch zahlreiche Schenkungen ins Museum gelangt sind, als Depots für ewige Zeit der Landes-Bildergallerie zugewiesen. Desgleichen wurden die ungarischen Porträts und die Gypsabgüsse jener plastischen Denkmäler, die der Antiquitätensammlung angehörten, in einer besonderen ungarischen Sammlung, der Ungarischen historischen Porträtgallerie gruppirt, die jetzt in den nicht hinreichend trockenen Räumen des Burgbazars ausgestellt ist, hoffentlich aber demnächst eine passendere Stelle finden wird.

Das Museum, und besonders dessen Antiquitätensammlung, ist also eine große Vereinigung der besten Quellen für die Culturgeschichte Ungarns; leider gestattet es einstweilen der Raummangel nicht, alle Gegenstände in lehrreicher Weise auszustellen. So sind die Tausende von Stein- und Knochenwerkzeugen der jüngeren Steinzeit in Kisten aufbewahrt und nur ein kleiner Theil kann zur Schau ausgelegt werden. Kupferne Waffen und Geräthe sind in Ungarn zahlreicher ausgegraben worden als irgendwo in Europa; allenfalls kann die Insel Cypern sich in die gleiche Reihe stellen. Die Sammlung des Museums an Funden aus der Kupferzeit, über 400 größere Gegenstände, hat denn auch ihresgleichen nicht, und hier fallen besonders vier schwere zweischneidige Handbeile auf, wie sie nirgends im Auslande vorkommen. Die Denkmäler der Bronzezeit im Museum haben längst die Bewunderung der Archäologen erregt. Als vor zwanzig Jahren der schwedische Reichsarchäologe (Rijs antiquar) Hildebrand das Ungarische Nationalmuseum studirte, schrieb er in seinem Bericht: „Das Land südlich der Karpathen erscheint mir als das Land der archäologischen Wunder, so groß und überraschend ist dort der Reichthum der Formen und so wichtig sind die Ergebnisse, auf die ich dort traf, als ich die Geschichte der vorgeschichtlichen Cultur Europas studirte!" Die Forscher der Urgeschichte stimmen darin überein, daß die aus Ungarn stammenden Formen der Bronzezeit, die sich im Museum befinden, einfacher und ursprünglicher sind als die der westlichen Länder, und daß diese von hier nach Norden übergegangen sind. Aus dem Anfange der Eisenzeit sind die Goldschätze, Bronze-Anhängsel und Pferdegeschirre überraschend. So erklärt Otto Tischler, der berühmte Königsberger Prähistoriker, die mit Email verzierten Bronzezügel des Museums für einzig in allen Sammlungen Europas. Und die getriebenen Perlen der zu Szárazd (Tolnaer Comitat) gefundenen goldenen Halskette sind Prachtstücke barbarischer Kunstindustrie bei den Kelten.

Die römischen Denkmäler Ungarns zeichnen sich nicht durch Schönheit aus. Die Römer besetzten um die Zeit von Christi Geburt die Landestheile jenseits der Donau, wo sie die Stämme der keltischen Galater fanden; diese erlernten zwar die Sprache der

erobernden Legionen und Beamten, mit denen sie fortwährend in Berührung standen, auch blieb die römische Cultur nicht ohne Einfluß auf sie, die classische Kunstempfindung jedoch eigneten sie sich nicht an und der Stil ihrer Denkmäler ist daher roh; man könnte ihn einen römisch-galatischen nennen. In den Schmucksachen, zum Beispiel der silbernen Fibula von Pátka, ist er recht gefällig, an den Steinsärgen und Steinreliefs jedoch, die theils im Hofe des Museums, theils aus Raummangel in dem Lapidarium der Säulenhalle aufgestellt sind, zeigt sich überall eine ungeschulte Kunst. Gleichwohl ahmten sie die damals in Rom modernen Compositionen nach, und so wie wir heute an der Wand irgend eines Provinzgasthauses einen schlechten Stich nach Rafaels Madonna della Seggiola sehen, dürfen wir uns auch nicht wundern, in Pannonien der berühmten Medea des Timomachus zu begegnen oder den Orestesgruppen der römischen Sarkophage oder der Strafe des Marsyas, alledem freilich in unvollkommener, roher Nachbildung. Auch in den Inschriften der Grabmäler wurden die Muster der Hauptstadt nachgeahmt. Titus Älius Justus beklagt mit böser Versification und Latinität, aber mit tiefem Gefühl den Tod seiner treuen Gattin Älia Sabina und preist ihre Tugenden, ihre Bildung, ihren schönen Gesang. — T. Domninus läßt für sich noch zu seinen Lebzeiten einen Steinsarg anfertigen, später aber auch seine beiden Söhne darin beisetzen, deren einer mit 17 Jahren starb, während der andere, ein Kaufmann, wie er mittheilt, durch die Grenzbarbaren getödtet wurde. Und Älius Victorinus, der ein Duplicarius war, das heißt wegen seiner Tapferkeit doppelte Futter-Rationen faßte, läßt auf seinem Grabmal naiv sein eigenes Bild aushauen, wie er zwei Pferde am Zügel führt. Die Zahl der Inschrift- und Reliefsteine ist im Nationalmuseum größer als in irgend einer Sammlung diesseits der Alpen; Alles aber ist locale Steinmetzarbeit, ohne Spur von classischem Geschmack.

Indeß ließen die höheren römischen Beamten auch Originalkunstwerke aus Italien kommen, so unter anderen den silbernen Dreifuß von Nagypolgárd, der einst vermuthlich als Tempelschmuck diente, und den im Komorner Comitate gefundenen Wagen mit plastischem Schmuck von bacchischem Charakter, ein wirklich schönes Muster römischen Kunstfleißes aus der Zeit Hadrians.

Den größten Stolz der Antiquitätensammlung bilden jedoch die Denkmäler der Völkerwanderung. Jene germanischen Völker, die das weströmische Kaiserreich stürzten und das oströmische schreckten, hausten im II. und III. Jahrhundert n. Chr. an den Küsten des Schwarzen Meeres, am linken Ufer der Donau, auf den von Dnieſter und Dnjepr durchströmten Ebenen, und berührten sich dort mit den alten griechischen Colonien des Pontus, insbesondere mit Pantikapäon, das auch unter der Römerherrschaft noch die Überlieferungen der hohen altgriechischen Cultur bewahrte. Unter diesen Völkern waren es die Westgothen, welche das westliche Tiefland besetzten; hinter ihnen saßen die Ostgothen,

am nächsten dem Meere die Gepiden. Als, aus Asien hereindrängend, das turkotatarische Hunnenvolk ihnen immer näher kam, wichen die Westgothen und wanderten weiter nach Westen; häufig brachen sie in die römischen Provinzen ein, besonders in Dacien und noch weiter, so daß schließlich im Jahre 270 Kaiser Aurelianus die römischen Legionen und die städtischen Bevölkerungen aus Dacien herauszog, da das Land bereits den Westgothen gehörte. So wurden diese für ein ganzes Jahrhundert Herren des größten Theiles vom heutigen Siebenbürgen und Rumänien; doch drangen die mächtigen Fürsten der Hunnen immer weiter vor, und die Ostgothen und Gepiden ergaben sich ihnen, sie erkannten ihre Oberhoheit an und leisteten ihnen Heerfolge. Als daher Balamér Siebenbürgen bedrohte, vergruben die Westgothen ihre Schätze, wanderten aus und baten den römischen Kaiser um Land am rechten Ufer der Donau. Ein kleiner Theil jener vergrabenen, mit Edelsteinen verzierten Goldschätze kam in unseren Tagen zum Vorschein und gehört jetzt dem Nationalmuseum an, als älteste Denkmäler der Kunstindustrie jener Germanenvölker, nur vergleichbar mit denen der Bukarester und russischen Museen, welche die ihrigen durch die krimischen Ausgrabungen erhielten, ein Beweis, daß diese eigenthümliche Kunstindustrie ursprünglich keine germanische, sondern ein Kind griechischer Cultur ist. Im Ungarischen Nationalmuseum zeigt der Schatzfund von Szilágy-Somlyó den Kunstgeschmack der Westgothen.

Auf den Kriegszügen Attilas im V. Jahrhundert bildeten die Ostgothen den Vortrab. Nach dem Tode des großen Herrschers, als die germanischen Völker sich gegen die hunnische Herrschaft auflehnten und sie brachen, finden wir die Ostgothen,

Aus der Antiquitätensammlung des Ungarischen Nationalmuseums: der Bronzekrug von Egyed, der Gräberfund von Szegzárd und der Dreifuß von Polgárd.

nach Jordanes, in der Gegend des Neusiedler- und Plattensees, von der Donau bis zur Save hinab, während die Gepiden Siebenbürgen als ihr Erbtheil betrachteten. Beide Völker erkannten die Oberhoheit der römischen Kaiser an, forderten aber von ihnen reiche Neujahrsgeschenke, im Grunde ein regelmäßiger Tribut, den die stolzen römischen und byzantinischen Kaiser den Barbaren in dieser Form entrichteten. Die Ostgothen wanderten bald nach Italien aus und gründeten dort unter Theodorich (dem unsterblichen Detre der magyarischen Heldensage) das ostgothische Königreich; aus der Zeit aber, da sie in den ungarischen Landestheilen jenseits der Donau saßen, sind ihre Todten hier zurückgeblieben, und einen Theil derselben ließ Wilhelm Lipp in der Gegend von Keszthely ausgraben und lieferte die dabei gemachten reichen Gräberfunde an das Nationalmuseum ab. Aus diesen und den Schätzen der Gräberfelder, die im südwestlichen Theile des Landes durchforscht wurden, ersieht man die Cultur der Ostgothen, die sich durch Tirol hinab bis nach Oberitalien erstreckt.

Als die Ostgothen fort waren, dehnten die Gepiden ihre Macht gegen Westen aus, bis sie durch die mit den Avaren verbündeten Longobarden besiegt wurden. Die aus ihren Gräbern herrührenden Schätze zeigen denselben Kunststil, den wir aus den in Tournay entdeckten großartigen goldenen Grabausstattungen des Frankenkönigs Childerich I. kennen. Dieser Kunststil ist zu Ende des V. Jahrhunderts den Schmuckgegenständen aller germanischen Völker eigen und im Nationalmuseum hauptsächlich durch den Schatz von Bakod vertreten. Auch aus der Avarenzeit sind daselbst Grabschätze vorhanden, die, nach den Münzen des Justinianus, Phokas und des (bärtigen) Constantinus pogonatus zu schließen, dem VI. und VII. Jahrhundert angehören. Ein mit Silber eingelegtes eisernes Schwert charakterisirt das VIII. Jahrhundert; ein ähnliches hat man in Norwegen gefunden, wohin es, ebenso wie nach Ungarn, vermuthlich aus der Rheingegend eingeführt wurde. Das IX. Jahrhundert finden wir durch einige slavische Schläfenringe vertreten, das X. aber, die Zeit der magyarischen Herzoge, besonders durch die Grabfunde von Bene-Puszta, Teremia, Veréb, Pilis, Galgócz und Szolyva, die sämmtlich im Nationalmuseum ausgestellt sind.

So läßt sich in den Sälen dieses Museums die ganze Völkerwanderungszeit an ihren eigenen Denkmälern studiren, vom III. Jahrhundert angefangen ununterbrochen bis zu Stefan dem Heiligen, — von Jahrhundert zu Jahrhundert, wie dies kein anderes europäisches Museum darbietet.

Aus der Zeit der ungarischen Könige Árpád'schen Geblüts, die mit dem rundbogigen (romanischen) Baustil zusammenfällt, bilden das bedeutendste Denkmal des Museums neun Platten einer mit Zellenschmelz verzierten goldenen Krone des byzantinischen Kaisers Constantinus Monomachos (1042—1057), darunter insbesondere drei mit den Gestalten

des Kaisers, seiner Gemalin und Schwägerin in kaiserlichen Prunkgewändern; sie wurden bei Nyitra-Ivánka durch den Pflug zu Tage befördert. Die Geschichte schweigt davon, auf welche Art diese Schätze des XI. Jahrhunderts nach Ungarn gelangt sind; der Kunstkenner erkennt die nämliche Technik, wie an jenem Theile der Krone St. Stefans, der von dem Nachfolger Constantins, Michael Dukas, dem König Géza I. geschenkt wurde. Interessant sind noch die in den Trümmern der Stuhlweißenburger Domkirche ausgegrabenen Grabbeilagen König Béla's III. und der Königin Agnes von Antiochia: ihre silberne Todtenkrone, das königliche Szepter, Brustkreuz und Schwert, die Sporen und zwei goldene Ringe, deren einer einen antiken, der andere einen mit arabischer Inschrift versehenen Edelstein umfaßt. Eine dritte Krone wurde in den Ruinen des größten Klosters der Margaretheninsel vor dem Hauptaltar, auf der sogenannten Evangeliumsseite, in jenem Grabe gefunden, wo man nur die vornehmste Person zu begraben pflegte; sie hat also wahrscheinlich der heiligen Margarethe gehört. In großer Zahl weist die Antiquitätensammlung Räuchergefäße, Handwärmer, verzierte Leuchter, Aquamaniles, Gefäße mit Limoger und Kölner Email und besonders Crucifixe auf, an denen die beiden Füße des Heilands neben einander mit zwei Nägeln an den Kreuzstamm befestigt sind, ein Zeichen, daß sie vor Beginn des XIV. Jahrhunderts gefertigt wurden, da man erst um diese Zeit begann, aus malerischen Gründen einen Fuß des Gekreuzigten über den andern zu biegen und beide mit dem nämlichen Nagel durchbohrt darzustellen. Der gelehrte Aachener Canonicus Bock staunte schon vor dreißig Jahren, als er die Beschreibung eines Theiles der kirchlichen Schätze des Museums veröffentlichte, über diesen Reichthum an romanischen Denkmälern der Kleinkunst. Sie wurden allerdings, weil sie nicht besonders gefällig sind, in den vergangenen Jahrhunderten wenig beachtet, daher sie nun in den Museen selten vorkommen. Bemerkenswerth ist schließlich aus dieser Zeit die Menge vorhandener Schwerter aus den Kreuzzügen.

Die Zeit der gothischen Baukunst fällt in Ungarn mit den Königen aus dem Hause Anjou und mit Sigismund zusammen. Die Kunst und Kunstindustrie dieser Epoche ist im Museum nur durch wenige Denkmäler vertreten; dagegen läßt sich die Kunst der Renaissance, also der Zeit des Königs Matthias, der beiden Jagelloniden, der ersten Habsburger und der siebenbürgischen Fürsten bis zur Gegenreformation und der entscheidenden Einflußnahme der Jesuiten, das heißt von der Mitte des XV. bis zum Beginn des XVII. Jahrhunderts, im Nationalmuseum an herrlichen Schmuckgegenständen, weltlichen Schalen, Bechern, Humpen, sowie kirchlichen Kelchen und Monstranzen studiren. Man sieht, wie deutsche und italienische Kunst sich in Ungarn begegnen und, unter dem Einfluß der orientalischen, bei den Türken herrschenden Kunstformen, in Kronstadt, Hermannstadt, Großwardein, Leutschau sich bei den einheimischen Goldschmieden ein eigener ungarischer

Stil entwickelt, den wir aus den Ketten, Anhängseln, Gürteln und Armbändern der magyarischen Tracht kennen. Bemerkenswerth ist namentlich das Drahtemail und die damit verbundene, fälschlich als „siebenbürgisches Email" bezeichnete Emailtechnik, die eine Eigenthümlichkeit Ungarns bildet und in auswärtigen Sammlungen nur ganz vereinzelt vorkommt. Die großen Herren des Landes ließen um jene Zeit viel Schmucksachen aus dem Ausland kommen. Prächtig sind insbesondere zahlreiche Anhängsel, Armbänder, Halsketten, Ohrgehänge, wie sie im Ausland mehr in fürstlichen Schatzkammern als in Kunstsammlungen zu finden sind. Unter den von auswärts eingeführten Tischgeräthen sind besonders zu beachten: ein silberner Krug mit vier meisterhaft getriebenen Reliefgruppen zur Geschichte des verlorenen Sohns, sehr wahrscheinlich ein Werk des berühmten Nürnberger Kupferstechers Hans Sebald Behaim; ferner ein getriebener Meisterkrug der Nürnberger Goldschmiedezunft, wie sie die Goldschmiedgehilfen als Meisterstück zu liefern hatten; dann zwei kirchliche Kannen von Großwardein aus der Zeit des Johann Vitéz, vermuthlich dortige Arbeit, und zwanzig Cocosnußbecher, die nach der Umschiffung Afrikas und der Entdeckung des Seewegs nach Indien bei den großen Herren Europas schon der Neuheit wegen beliebt und durch die vorzüglichsten Goldschmiede künstlerisch in Erz montirt als Tischzierde gebräuchlich waren. Auch anderes Tafelgeräth, wie Löffel, Messer und Gabeln, die erst um diese Zeit in Mode kamen — denn noch König Matthias nahm, wie Jedermann, das Fleisch mit den Fingern aus der Schüssel — ist mit künstlerischem Geschmack gefertigt; wir sehen dies im Museum, wo auch die Geschichte der Säbel, Sporen, Zäume, Steigbügel, sowie der Schießwaffen durch umsichtig geordnete, aber des Raummangels wegen nicht gut genug aufgestellte Serien erläutert ist. Ungemein werthvoll sind drei mit Reliefs verzierte Elfenbeinsättel aus dem XV. Jahrhundert, wie deren in ganz Europa nur fünfzehn vorkommen.

Zur Zeit der Gegenreformation, in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, war die Kunst in fast ganz Europa vom Jesuitenstil beherrscht, von der Perücke, dem Schnörkel, dem Muschelornament, der Scheu vor der geraden Linie. Eine Ausnahme macht besonders Holland mit seinem naturalistischen protestantischen Baustil und ebenso Siebenbürgen, wo Protestantismus und türkische Nachbarschaft es nicht zuließen, daß die Künsteleien des Barokstils Wurzel faßten. Kein Fürst von Siebenbürgen trug die Perücke, während jeder deutsche Herzog Ludwig XIV. und Leopold I. nachahmte, und die im Museum befindlichen Schmucksachen, Prachtketten, Herren- und Damengürtel, Geschmeide und Haarnadeln dieser Zeit unterscheiden sich durch ihren reinen, maßvollen ungarischen Stil vortheilhaft von dem übertriebenen, schwulstigen Geschmack der damaligen deutschen und französischen Goldschmiede. Nur das von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmende Muschelornament an den Gewandschnallen der siebenbürgischen Sachsinnen läßt den Einfluß des

Barokstils erkennen, und selbst Sebastian Hann, der berühmteste Goldschmied der Sachsen, kann sich in seinem prächtigen getriebenen Kruge der westlichen Mode nicht entziehen; seine Technik ist erstaunlich, sein Geschmack aber schnörkelhaft und gekünstelt; seine Compositionen entlehnt er deutschen Kupferstichen.

Interessant ist in der Schatzkammer des Museums noch die Sammlung von südslavischen, bosnischen, dalmatinischen und serbischen Schmuckgegenständen.

Ungarische Goldschmiedearbeiten in der Antiquitätensammlung des Ungarischen Nationalmuseums.

Die Denkmäler der Pietät stammen größtentheils aus unserem Jahrhundert. Darunter finden wir: die Harfe der Königin Maria Antoinette, die Fahnen des Freiheitskrieges, verschiedene Andenken, silberne und goldene Becher, Kränze und Schmucksachen des Kaisers Max von Mexico, des Palatins Erzherzog Stefan, Franz Liszt's und anderer, theils verstorbener, theils noch lebender Größen des Landes, wofür sich das besuchende Publicum immer lebhaft interessirt.

Von der Münzensammlung ist die möglichst vollständige Folge der ungarischen Medaillen, das Übrige nur in Proben ausgestellt. Das Gros der Münzen ist verwahrt

und wird nur Personen gezeigt, die sich mit diesem Fach beschäftigen. Natürlich ist die Sammlung der ungarischen Münzen von St. Stefan bis zur Gegenwart die reichste.

Die zoologische Sammlung, die durch den seltenen Reichthum der Insektensammlung stets die besondere Beachtung der Fachmänner auf sich zog, kann seit der 1891 aus Anlaß des ornithologischen Congresses veranstalteten Ausstellung hinsichtlich der biologischen Zusammenstellung der Vögel den Museen als Muster dienen. In keinem Museum war bisher das naturgetreue Ausstopfen und künstlerische Gruppiren der Vögel in größerem Maßstabe durchgeführt. Hier sieht man die Teichlandschaft, wo die Wasservögel mit ihren Jungen schwimmen, sich sonnen, über dem Neste schweben; das Weibchen steht als Schildwache bei seiner Brut, während das Männchen Nahrung sucht und andere im dichten Röhricht umherschlüpfen. Die Sumpflandschaft gibt die Welt der Sumpfvögel in Miniatur; hier und da blitzt der Wasserspiegel auf, dazwischen sieht man schlammigen Morast, torfiges Moor, Schilf, Binsen, Rohrkolben und dicht mit Rohr umstandene Bachweiden. Munter tummeln sich unter den kriechenden Torfpflanzen der Kiebitz mit seiner flaumigen Brut und die Schnepfen, jede anders gefärbt, vom reinsten Weiß bis zum tiefsten Schwarz. Man sieht die Silberreiher, Reiher, Kraniche in natürlichen Stellungen und Bewegungen; auf den dünnen, wasserwärts geneigten Ästen der Weiden sitzen Eisvögel; unten im schlammigen Röhricht nistet der Ibis. In besonderen Gruppen sieht man Bartmeisen, Blaukehlchen, Beutelmeisen, deren Weibchen das beutelförmige Nest an die dünnsten Zweigspitzen der im Röhricht stehenden Weiden oder Pappeln geklebt hat und in dem einen Neste geduldig brütet, während das Männchen auf einem anderen Neste steht und seinen Gesang fortsetzt. Großartig sind die verschiedenen Adler, bald im Kampfe dargestellt, bald im Horste bei der erbeuteten Mahlzeit; dann die Eulen in ihren Baumstrünken, der Trappe mit seinen Jungen, Weizenkörner pickend; dann die Sammlung, welche die Farbenvarietäten der Vögel zu vergleichen gestattet; schließlich der weiße Rabe und Krähen, Dohlen, Schwalben, Sperlinge, alle weiß, aber auch der schwarze Sperling und schwarze Habicht, das rothbraune Rebhuhn und die rothbraune Dohle. Jeder Beschauer überzeugt sich, daß nur eine solche Aufstellung die Sammlungen nutzbar und lehrreich macht.

Auch die Mineraliensammlung ist eine hervorragende Abtheilung des Nationalmuseums. Durch den Ankauf der berühmten Sammlungen der Fürsten Lobkowitz und Eszterházy, sowie durch die fürstliche Freigebigkeit des Herrn Andor Semsey, der innerhalb eines Jahrzehnts zur stetigen Vermehrung der Mineraliensammlung nahe an 200.000 Gulden gespendet hat, ist diese jetzt so bedeutend, daß sie unter den Mineraliensammlungen Europas die dritte oder vierte Stelle einnimmt. Die Aufstellung der Exemplare ist nach Geschmack und Zweckmäßigkeit mustergiltig; kein Stück liegt so hoch, daß man es nicht mit der Hand erreichen und die Schrift auf dem darunter befindlichen Zettel

lesen könnte, und zwar ohne durch das Spiegeln der Scheiben an den Schränken gestört zu sein. Der geologische Theil der Mineraliensammlung füllt zwei Säle, deren einer die Überreste der Thiere aus der Tertiär- und Quartärzeit enthält. Diese Sammlung ist großartig und in ihrer Art einzig, denn sie besteht aus lauter einheimischen Funden. Hier sieht man die Knochen und Zähne von Mastodon, Dinotherium, Acerotherium, Tapir und erhält einen Begriff von der Fauna jener Periode, da es noch keinen Menschen gab, also von einer Thierwelt, die niemals ein Menschenauge gesehen. Hier sind ferner die Skelette jener Riesenthiere der Quartärzeit, die auf dem Gebiete Ungarns gelebt haben: Mammuth, Auerochse, Nashorn, Riesenhirsch, Höhlenbär, Löwe und Hyäne, in zahlreichen Exemplaren, fast ausnahmslos von ungarischen Fundorten. Im zweiten großen Saale ist die systematische geologische Sammlung nach den verschiedenen Formationen aufgestellt. Innerhalb der Formationen sind die Exemplare in geographischer Reihenfolge nach den zoologischen und botanischen Systemen geordnet. Hervorzuheben sind die Tertiärformation Ungarns, die böhmische Kreideformation, die prächtigen Fische vom Monte Balco, der in einen Opal eingeschlossene Frosch, die fossile Flora von Erdö-Bénye, Bilin (Böhmen) und Euböa.

Unter den Mineralien, welche die übrigen Säle füllen, seien nur einige der augenfälligsten erwähnt: die Exemplare von gediegenem Golde aus den einheimischen Bergwerken, in Krystallformen, deren Verschiedenartigkeit das Auge ergötzt; das gediegene Silber von Kongsberg; die Silberstufe, die dem Kaiser Karl V. durch Cortez aus Mexico als Probe geschickt wurde; im Muttergestein eingeschlossene Diamanten aus Brasilien und dem Capland; die herrlichen ungarischen und die noch schöneren japanischen Exemplare von Antimonit; die Eisenerze aus dem Gömörer Comitat, deren einige die Feinheit von Spitzengewebe haben; die Amethyste von Schemnitz, die Opale von Vörösvágás, die Smaragde aus Peru, Topas, Saphir und Rubinen in der Form, wie sie in der Natur vorkommen. Hier sieht man die geschliffenen Halbedelsteine: Jaspis, Agat, Amazonenstein, Lapis Lazuli und Mokkastein, in voller Farbenpracht. Besonders werthvoll ist die außerordentlich reiche und werthvolle Sammlung von Meteorsteinen und Meteoreisen.

Die botanische Sammlung, deren Grundlage die Herbare von Kitaibel und Dr. Sadler, ferner die Kryptogamensammlungen von Hazslinszky und Lojka bilden, stand bisher nicht auf der Höhe der übrigen Abtheilungen des Museums. Nun aber ist sie durch den botanischen Nachlaß des Cardinal-Erzbischofs von Kalocsa, Ludwig Haynald, mit einem Schlage so reich geworden, daß sie sich kühn mit den großen botanischen Sammlungen Europas messen kann. Bekanntlich hat der verstorbene gelehrte Kirchenfürst niemals aufgehört, seine besonders geliebte Pflanzensammlung zu vermehren, und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sie durch werthvolle Collectionen zu vervollständigen. Daran schließt sich natürlich auch seine prächtige Fachbibliothek mit allen jenen kostbaren, glänzend

ausgestatteten Werken, die sich in solcher Vollständigkeit nur in den Bibliotheken der weltberühmten Museen wiederfinden.

Seitdem auch die botanische Sammlung so angewachsen ist, gilt in der That von dem ganzen Nationalmuseum, was De Lina (Histoire du travail, S. 110) von der Antiquitätensammlung desselben sagt: „Le Musée de Budapest est à la hauteur des plus grandes collections rassemblées dans les capitales de l'Europe" (das Budapester Museum steht auf der Höhe der größten Sammlungen in den Hauptstädten Europas).

Die Bildergallerie des Museums enthält die Werke der neueren Maler; die namhafteren ungarischen Maler sind möglichst vollzählig vertreten, von ihnen soll weiterhin in dem Kapitel: „Malerei und Plastik" eingehender die Rede sein. Außer den ungarischen befinden sich da auch jene ausländischen Gemälde der Gegenwart, die auf den alljährlichen Ausstellungen der ungarischen Gesellschaft für bildende Kunst von Zeit zu Zeit für die Gallerie angekauft werden. Es sind darunter Werke von berühmten deutschen, französischen, norwegischen, belgischen und italienischen Malern.

Die Landes-Bildergallerie gehörte ursprünglich gleichfalls zum Ungarischen Nationalmuseum, wurde aber später im Palast der Akademie untergebracht. Ladislaus Pyrker, Erzbischof von Erlau, der seinerzeit berühmte deutsche Dichter, hatte, als er mehrere Jahre hindurch die Würde eines Patriarchen von Venedig bekleidete, werthvolle venetianische Gemälde gesammelt und sie später dem Ungarischen Nationalmuseum geschenkt. Diese Sammlung wurde durch einzelne Mäcene gemehrt, und im Jahre 1848 kamen noch die Bilder aus dem Besitze des Herrscherhauses hinzu, welche im Belvedere keinen Raum gefunden und früher die Wände der Säle im königlichen Schlosse zu Preßburg, später die der königlichen Statthalterei in Ofen geschmückt hatten. Zu größerem Ansehen jedoch gelangte die Landesgallerie erst, als das Land die Bildergallerie des Fürsten Esterházy nebst dessen Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen um 1,300.000 Gulden ankaufte. Diese berühmte Gallerie, welche früher im Wiener (Mariahilfer) Gartenpalast des Fürsten aufgestellt war, nahm seit zwei Menschenaltern nicht hinsichtlich der Anzahl, wohl aber des Kunstwerthes der Bilder den ersten Platz unter den Wiener Privatsammlungen ein. Als der Fürst zu Anfang der Sechziger-Jahre Garten und Palast an die Stadt Wien verkaufte, ließ er die Bilder nach Budapest schaffen, wo die Akademie das zweite und dritte Stockwerk ihres im Bau begriffenen Palastes so einrichtete, daß diese herrliche Sammlung dort würdig unterzubringen sei, in der Hoffnung, daß sie doch früher oder später in den Besitz des Landes übergehen und fortan eine der Hauptzierden der Hauptstadt bilden werde. Die Aussicht darauf war freilich bei der Zerrüttung der Finanzen Ungarns sehr gering und in der That hatte sich 1870 bereits eine internationale Gesellschaft von Unternehmern gebildet, um die Gallerie anzukaufen und stückweise zu verwerthen. Die National Gallery zu London sandte sofort ihren

Director nach Budapest, um die Bilder, deren Erwerbung ihm durch das kunstgeschichtliche Interesse geboten schien, auszuwählen. Der berühmte Kunstkenner Otto Mündler, einst einer der Schätzmeister des Louvre, auch Boxall, Director der Londoner Gallerie, und der Wiener Maler Van Haanen untersuchten, jeder selbständig, die Bilder und schätzten die Sammlung, unabhängig von einander, auf ungefähr drei Millionen Francs. Auf Grund dieser übereinstimmenden Schätzungen kauften 1871 die ungarische Regierung und der Reichstag jene bedeutenden Kunstschätze, denen sie dann noch die alten Gemälde des Ungarischen Nationalmuseums hinzufügten. So entstand die Landes-Bildergallerie, die seitdem noch durch eine interessante Serie alter Bilder aus dem Besitze Arnold Ipolyi's, Bischofs von Neusohl, bereichert wurde und auch aus der jährlichen Dotation, wenngleich in geringem Maße fortgesetzt vermehrt wird.

Die Landes-Bildergallerie kann sich zwar nicht mit den Gemäldegallerien der großen europäischen Hauptstädte messen, nimmt jedoch unter den Gallerien zweiten Ranges eine vornehme Stelle ein und ist in kunstgeschichtlicher Hinsicht beachtenswerther als alle Provinzgallerien Deutschlands und Frankreichs. Die Serien aus den alten umbrischen und toscanischen Schulen sind zwar sehr lückenhaft, lehren uns aber dennoch durch einige ganz wichtige Bilder mehrere hervorragende Künstler kennen. So befinden sich da sehr sorgfältig gemalte Madonnen von Bernardino Betti (Il Pintoricchio) aus Perugia und von Marco Palmezzano aus Forli, von Rafael Santi aber die weltbekannte „Madonna mit Jesus und dem heiligen Johannes", ganz besonders interessant, weil sie unvollendet ist und daher das technische Verfahren des Meisters erkennen läßt. Unter den Werken der florentinischen Meister steht an erster Stelle die „Anbetung Jesu" von Rudolfo Ghirlandajo. Besser läßt sich in der Landes-Bildergallerie die lombardische Malerei verfolgen. Von der älteren Periode gibt Ambrogio Borgognone's „Beweinung Christi" eine Vorstellung. Die herrlichen Madonnen seines Schülers Bernardino Luini gehören zu den schönsten Perlen der Sammlung und noch weit höheren Kunstwerth hat Bernardino de Conti's „Maria mit dem Jesuskind", das gleich anderen Bildern dieses Malers, zum Beispiel die „Madonna Litta" in St. Petersburg und die „Belle Ferronière" in Paris, lange Zeit dem Leonardo da Vinci zugeschrieben war. Endlich besitzt die Gallerie auch eine reizende „Heilige Familie" von Sodoma, einem der Größten der lombardischen Schule, dem Nebenbuhler Rafaels. Die Bilderreihe aus der venetianischen Schule im strengeren Sinne ist außerordentlich reich. Die Malwerkstätte von Murano ist durch eine interessante Madonna vertreten, die man füglich dem Antonio Vivarini selbst zuschreiben kann.

Für die Zeit der Bellini sind kennzeichnend Gentile's Meisterbildniß der Caterina Cornaro, Königin von Cypern und Basaiti's „Heilige Katharina". Aus der Glanzzeit der venetianischen Malerei sehen wir ein Bildniß von Giorgione, das seinem „Malteserritter"

in Florenz gleichwerthig ist, ein Mädchenporträt von Palma Vecchio, ein prächtiges Männerporträt von Lorenzo Lotto, ferner von Tintoretto die „Ehebrecherin“ und mehrere Bildnisse. Aus der Zeit des Niederganges endlich ragen die ausgezeichneten Werke von Tiepolo, Bernardino Bellotto und Guardi hervor. Die Nebenzweige der venetianischen Malerei sind gut vertreten durch Arbeiten von Crivelli, Previtali, Girolamo da Libri und Paolo Caliari. Auch die bemerkenswerthe Schule von Ferrara und Bologna lernt man in der Landesgallerie genau kennen. Ihrer älteren Periode gehören die „Ceres“ des Ungars Michael von Pannonien und der „Heilige Christoph“ des Filippo Mazzuola an. Die Zeit des Aufblühens bezeichnen die Werke Francesco Francia's und seiner Schüler, Correggio's „Madonna“ gibt einen Begriff von dem genialsten Maler dieser Schule und auch die Richtung Dosso's und Garofalo's läßt sich an einigen Bildern studiren. Zahlreiche Bilder dienen als Belege für die Bestrebungen der Carracci und ihrer Nachfolger, doch gehört keines zu ihren hervorragenden Arbeiten. Die neapolitanische Schule endlich ist durch vorzügliche Bilder, namentlich Ribera's würdig vertreten.

Die spanische Malerei ist außerhalb ihrer Heimat nur an wenigen Orten gründlicher zu studiren als in der Landes-Bildergallerie. Man sieht hier eine lange Reihe von Malern der iberischen Halbinsel, von Vincente Yuanes im XVI. Jahrhundert bis zu dem im XIX. Jahrhundert verstorbenen Goya; wohl fehlt der Größte, Velasquez, doch kann man dafür seinen Nebenbuhler Murillo in sechs Bildern bewundern und die „Heilige Rosa“ des Nicolas de Villaciis, dieses Meisterstück spanischer Malerei, gewährt sogar eine Anschauung von der Kunst eines großen, diesseits der Pyrenäen sonst gänzlich unbekannten Meisters.

Von den Werken der französischen Maler erregt namentlich ein Meisterbild des hervorragenden Landschafters Claude Lorrain mit Recht Bewunderung.

Unter den Bildern aus der ersten Epoche der niederländischen Kunst ragt der „Calvarienberg“ Hans Memling's hervor, er ist den in Brügge befindlichen Werken des Meisters ebenbürtig. Das XVI. Jahrhundert bietet unter Anderem die prächtigen Bildnisse von Colyn van Nieucastel und zwei Hauptstücke von Antonis Moor: die Porträts Philipps II. und der Maria Tudor. Der große Aufschwung des XVII. Jahrhunderts zeigt sich in Werken von Rubens, van Dyck und Jordanes, sowie in zahlreichen Arbeiten der Brueghel, Teniers und ihrer Genossen, unter denen „Die Familie des van Eyck“ von Gonzales Cocques, ein schon zur Zeit seines Entstehens berühmtes Bild, den ersten Platz verdient. Die reichhaltige Reihe von Werken holländischer Meister bietet ebensoviel Genuß als Belehrung und ist ein Hauptstolz der Gallerie. Man sieht da Meisterstücke der Localschulen, nach Städten geordnet und aufgestellt, darunter Bilder von einigen Meistern, deren Namen bisher nur aus Urkunden, nicht aus ihren Werken bekannt gewesen.

Der Saal XXI in der Landes-Bildergallerie: Niederländische Gemälde.

Unter den Amsterdamer Malern machen sich Nicolaes Eliasz und Thomas de Keyzer durch ausgezeichnete Bildnisse bemerklich, dann Rembrandt durch „Josefs Traum“ und den „Philosophen“, Hondekoeter und Weenix durch ihre Thierstücke, Aart van der Neer durch Landschaften, Willem van de Velde durch ein Seestück. Von den Malern des Haag ist besonders Abraham van Beyeren mit mehreren Bildern hervorzuheben. Die bedeutende Gruppe der Haarlemer Maler bietet treffliche Werke des Frans Hals und seines Sohnes, der Brüder Ostade, der Familie Ruysdael, des Wouwerman und Berghem. Unter den Delfter Bildern befindet sich eines der kostbarsten Meisterwerke der Gallerie, ein junges Mädchen von Jan Vermeer van Delft; unter den Schöpfungen der Leydener Meister ein Hauptbild des großen Satirikers Jan Steen; unter den Dortrechter Arbeiten bewunderungswürdige Landschaften von Albert Cuyp. Die Utrechter Künstlergruppe endlich ist durch Werke der Brüder Both, des Moreelse und Poelenburg repräsentirt.

Die verschiedenen Richtungen der deutschen Malerei lassen sich gleichfalls gut würdigen. Aus der kölnischen Schule finden sich mehrere tüchtige Bilder, aus der Nürnberger Schule ein meisterhaftes Bildniß Albrecht Dürers; die künstlerische Eigenart Lukas Kranachs entfaltet sich in einer reichen Serie, aus der die „Heilige Katharina“, eines seiner anmuthigsten Bilder, hervorragt; der späteren Zeit gehören Bilder der Familie Roos, des Dietericy und Rafael Mengs, der Angelika Kaufmann an.

Endlich weist die Landes-Bildergallerie zwei schöne Schöpfungen der in den Sammlungen des Continents so spärlich vertretenen englischen Malerei auf, nämlich ein Porträt von Reynolds und ein Thierstück von Morland. Der Raummangel gestattet nicht, die Handzeichnungen und die reiche Sammlung von Kupferstichen, Holzschnitten und Radirungen auszustellen; die wichtige Sammlung ungarischer Porträts, in Kupferstich und Lithographie, füllt mehrere hundert Bände und ist genau registrirt und alphabetisch geordnet.

Die historische Bildergallerie ist mehr von geschichtlichem als von künstlerischem Interesse; sie war bisher in den für eine Bildergallerie wenig geeigneten Räumen des Ofner Burgbazars aufgestellt, wird aber jetzt in das hübsche Kunstausstellungsgebäude im Stadtwäldchen übertragen, wo auch die Gypsabgüsse der in Kirchen befindlichen Grabdenkmäler aus dem Mittelalter und der Renaissance ihre Stelle finden sollen.

Statt der historischen Bildergallerie soll im Burgbazar die ethnographische Sammlung Unterkunft finden. Sie steckt vorderhand noch in ihren Anfängen, doch weist sie schon manches Bemerkenswerthe auf, so die durch Reguly und Pápay in Sibirien erworbenen Waffen, Geräthe, Costüme von ural-altajischen Stämmen, die von Béla Vikár in Finnland gesammelten ethnographischen Gegenstände; die ostasiatische Sammlung, darunter besonders die Gegenstände aus Borneo und Siam, welche Johann Xanthus von seiner Reise um die Erde mitgebracht, ferner die mexicanischen und central-

amerikanischen Denkmäler, namentlich aber die Waffen und Schmucksachen, welche Graf Samuel Teleki bei seinen Forschungen in der Umgebung des Kilimandscharo-Gebirges aus dem unbekannten Innern Afrikas erworben und dem Museum geschenkt hat. Hier befinden sich schließlich die Anfänge jener Sammlung, welche die verschiedenen Nationalitäten angehörigen Bewohner Ungarns in ihren eigenthümlichen Trachten und Schmucksachen, Geräthen und Werkzeugen, Musikinstrumenten und Waffen, den mannigfachen Erzeugnissen der Hausindustrie, Thongefäßen und den Producten der Strickerei, Spinnerei, Stickerei, Spitzenklöppelei und Weberei darstellen soll, gleichsam ein Lebensbild der verschiedenen Volksstämme Ungarns, beizeiten hergestellt, ehe noch die Fabriksindustrie und die Alles ausgleichende Cultur deren charakteristische Eigenart verwischt hat.

Das Kunstgewerbe hat auch in Ungarn die Bewegung mitgemacht, die in den Fünfziger-Jahren auf diesem Gebiete durch ganz Europa ging. So wie in den westlichen Ländern ein Kunstgewerbemuseum nach dem andern entstand, begann man nach der Pariser Weltausstellung des Jahres 1868 sich auch in Ungarn lebhaft mit dem Plane einer solchen Anstalt zu beschäftigen. Die Gesellschaft für bildende Kunst und der Gewerbeverein unternahmen es, den Plan mit Hilfe freiwilliger Beiträge zu verwirklichen, und bildeten zu diesem Zweck einen Ausschuß von hundert Mitgliedern. Doch wurde der erste Grund zum Kunstgewerbemuseum im Jahre 1872 durch den Reichstag gelegt, indem er 50.000 Gulden für Ankäufe aus Anlaß der Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873 bewilligte. Die solchergestalt entstandene Sammlung bestand namentlich aus ostasiatischen Porzellan- und Bronzegegenständen, ferner aus Erzeugnissen (Geweben und Trachten) der ungarischen Hausindustrie und ungarischen Stickereien des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Sie wurde im Jahre 1874 provisorisch im Treppenhause des Nationalmuseums aufgestellt, im Jahre 1877 aber im Palast der Gesellschaft für bildende Kunst auf der Andrássy-Straße untergebracht. Gleichzeitig mit der Übertragung übernahm der Staat die neue Institution vom Hunderterausschuß und bereicherte sie wesentlich durch Gegenstände, welche das Nationalmuseum als Depot für ewige Zeit überließ. Dieses Depot bestand aus ungarischen Gefäßen mit Bleiglasur (XVII. und XVIII. Jahrhundert), italienischen Majoliken, altem europäischem Porzellan, Glas, egyptischen und italienischen Bronzen, sowie gestickten Sammtparamenten des XV. und XVI. Jahrhunderts. Seitdem wurde dieses Museum theils durch Erwerbungen aus dem Staatsbeneficium, theils durch großmüthige Spenden fortwährend bereichert. Besondere Erwähnung verdient die keramische Sammlung, die von den mittelalterlichen Ofenkacheln angefangen Alles, namentlich auch die Producte der Holicser und anderer Fabriken aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert zusammenfaßt, so daß sie die Geschichte der ungarischen Keramik in einem vollständigen Bilde darstellt. Bedeutend ist auch die Sammlung von Kirchengewändern angewachsen; sie gehört jetzt, der Reichhaltigkeit

nach, zu den ersten ihrer Art. Werthvolle Schätze des Museums sind ferner die ungarischen Stickereien und die in Siebenbürgen gesammelten orientalischen Teppiche; unter den letzteren kommen solche vor, die sich in keiner anderen europäischen Sammlung finden. Die seit seinem Bestehen mit dem Museum verbundene galvanoplastische Anstalt hat von 250 ungarischen Goldschmiede-Arbeiten Copien angefertigt, die auch von ähnlichen Anstalten des Auslandes erworben wurden. Die beiden glänzendsten Momente in der Wirksamkeit dieses noch jungen, aber kräftig gedeihenden Instituts sind die Ausstellung alter ungarischer Bücher (Manuscripte und Drucke) von 1882 und die Ausstellung von Werken der Goldschmiedekunst im Jahre 1884.

Die Ungarische Akademie der Wissenschaften.

Die Idee einer Akademie der Wissenschaften ist in Ungarn schon alt. Ihre ersten Spuren führen in die Zeit des Königs Matthias zurück, an das Ende des XV. Jahrhunderts und an den Anfang des XVI. zu der durch Konrad Celtes gegründeten „Sodalitas Litteraria Ungarorum", deren Präsident Johann Vitéz, Erzbischof von Gran, war und als deren Mittelpunkt zwar Wien gilt, die aber auch in Ungarn zwei Filialen hatte: eine jenseits der Donau und eine in Siebenbürgen. Über ihre Wirksamkeit fehlen die Daten, sicher ist nur, daß die Schlacht bei Mohács ihr ein Ende gemacht hat. Über zweihundert Jahre lang geschah dann gar nichts, um eine Gesellschaft für Literatur und Wissenschaft ins Leben zu rufen. Nur aus dem Jahre 1730 ist noch eine Skizze der Organisation der damals gegründeten „Gesellschaft für Heimatskunde" (Honismestető Társaság) erhalten. Doch auch von dieser ist nichts Näheres bekannt. Dreißig Jahre später, aus dem Jahre 1761, verlautet eine kurze Nachricht über die Entstehung der „Preßburger gelehrten Gesellschaft" (Pozsonyi Tudós Társaság) und einige ihrer Mitglieder, desgleichen aus dem Jahre 1770 über den Plan der „Academia Augusta", dessen Verwirklichung, mit vier Sectionen, Maria Theresia vorbehalten war. Das Alles blieb jedoch Entwurf, weil die damalige Regierung der Verwirklichung unüberwindliche Hindernisse entgegensetzte. Auch Peter Bod erwähnt 1756 in einem seiner Briefe an Gedeon Ráday, daß „zur Schmückung und Befestigung der stark verderbten Sprache" irgend eine literarische Gesellschaft zu gründen wäre. In der That war das Gedeon Ráday'sche Kastell zu Ludány, wie später das zu Péczel, mit seiner werthvollen Bibliothek eine Art von Mittelpunkt für die ungarischen Gelehrten und Schriftsteller und der Schloßherr selbst, ein hochgelehrter und in den fremden Literaturen bewanderter Mann, sandte den im Lande zerstreut lebenden Schriftstellern die nöthigen Bücher, um das wieder entbrennende Licht der Bildung nach und nach anzufachen. Der Gründung organisirter Gesellschaften waren jedoch weder die politischen, noch die literarischen Zustände günstig.

Indeß, die Idee der Sprachpflege kräftigte sich von da an immer mehr und fand in den hervorragenden Schriftstellern und Reformatoren des vorigen Jahrhunderts kräftige Stützen. Georg Bessenyei griff sie 1781 in seiner Schrift „Fromme Absicht" (Jámbor szándék) mit Wärme auf und verkündete mit der ganzen Glut seiner Begeisterung, seiner Aneiferung die Nothwendigkeit, eine gelehrte Gesellschaft zu gründen. Auch entstanden nach einigen Jahren in verschiedenen Theilen des Landes: zu Kaschau, Komorn und Klausenburg (Arankas Gesellschaft für Sprachpflege) kleinere, allerdings nicht organisirte literarische Gesellschaften zur Herausgabe einzelner literarischer Zeitschriften; für die Idee Bessenyeis jedoch sucht nur der geniale Nikolaus Révai die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen und bei der Regierung, dem Reichstage, dem Publikum Stimmung zu machen. Er gab 1790, bei der Thronbesteigung Leopolds II., als die Nation das Morgenroth einer besseren Zukunft begrüßte, die „Fromme Absicht" Bessenyeis heraus, die besonders auf die Schriftstellerwelt einen großen Eindruck machte. Révai empfiehlt die Sache der zu gründenden Gesellschaft dem Schutze des neuen Palatins Erzherzogs Alexander Leopold, er arbeitet den Plan aus, bezeichnet die Mitglieder, verhandelt mit den ersten Männern des Landes, kurz, er setzt für diesen Gedanken Alles in Bewegung, und dennoch muß seine Absicht scheitern. Die durch den französischen Revolutionssturm erschütterten Regierungen konnten sich mit Ideen, welche die Stärkung der Nationalität anstrebten, nicht befreunden; Ungarn aber hatte für seine Existenz und seinen Bestand zu kämpfen und seine Opferwilligkeit wurde in erster Reihe von der Errettung des königlichen Throns in Anspruch genommen. Unter solchen Verhältnissen war es vergeblich, daß einzelne wohlhabende Patrioten (Stefan Sándor, Baron Ladislaus Prónay, Stefan Marczibányi und Andere) schon im vorigen Jahrhundert und weiter im ersten und zweiten Jahrzehnt des gegenwärtigen ansehnliche Summen für literarische Preise aussetzten, daß Schriftsteller, wie Martin Georg Kovachich, Samuel Decsy, Samuel Pápay, Stefan Kulcsár, Georg Fejér, Graf Ladislaus Teleki, in größeren und kleineren Flugschriften die Möglichkeit der Errichtung einer gelehrten Gesellschaft nachwiesen; eine durchgreifendere Bewegung konnte, da sich die regierenden Kreise in Wien ablehnend verhielten, nicht zustande kommen. Nikolaus Jankovich arbeitet (1815 bis 1816) den Plan der „Ofner königlichen gelehrten Gesellschaft" (Budai királyi tudós társaság) aus, in der Hoffnung, daß ihre Begründung doch gelingen werde. Alles umsonst. Auf dem Reichstage 1805, wie auch den nachfolgenden, war von den Rechten der ungarischen Sprache und dem wirksamsten Mittel zu ihrer Ausbildung, der gelehrten Gesellschaft die Rede, allein noch immer hieß es warten, bis der muthige Bahnbrecher käme, um der Thätigkeit der für nationales Leben begeisterten und opferwilligen Patrioten den Weg zu weisen und in einem glücklichen Augenblick des nationalen Aufflammens die alten Wünsche und Bestrebungen gleichsam mit Zauberkraft zu verwirklichen.

Auf dem Preßburger Reichstage, der im Jahre 1825 begann, erschien der sehnlich erwartete Mann. Fürst und Volk hatten sich die Friedenshand gereicht und die Verfassung war wieder gesichert. Allein die tiefer denkenden Männer hatten nicht nur die Befestigung, sondern auch die Entwicklung der Verfassung im Auge. Der Gedanke der Neuerung und Umgestaltung griff immer mehr um sich, und da die Schriftsteller, Franz Kazinczy und Karl Kisfaludy voran, die ungarische Sprache und Literatur zu einer hohen Stufe entwickelt hatten, war es unaufschiebbar geworden, die Ausbreitung und gründlichere Pflege der Sprache zu sichern. Paul Nagy von Felsöbük, der schon auf früheren Reichstagen wiederholt für die Rechte der Sprache das Wort erhoben, zählte am 3. November 1825 an der „unteren Tafel" des Reichstages eben die Hindernisse auf, welche dem erfolgreicheren Fortschreiten der ungarischen Sprache im Wege standen. „An Gesetzen über die ungarische Sprache" — sagte er — „fehlt es nicht, unser König ließ seine Söhne ungarisch lehren; wenn unsere Hochadeligen dieses Beispiel nicht befolgen, liegt die Schuld nur an ihnen. Sie haben die Mittel in Händen, ihnen gehört der Landbesitz, das Geld, und aus dem Ertrag des ungarischen Bodens sollte nichts übrig sein, die ungarische Literatur zu fördern? Sie mögen Opfer bringen für die ungarische Akademie, welche Schriftsteller anspornen und entwickeln und uns die Bücher schaffen soll, die unseren Bedürfnissen entsprechen." Er schloß mit den Worten: „Das beste Mittel zur Pflege der Sprache und zum Schutz gegen ihre Verkleinerer ist die Errichtung einer ungarischen gelehrten Gesellschaft. Diese aber kann nur durch unsere eigene Kraft aus Beiträgen entstehen: so mögen denn darin unsere hochgeborenen, reichen Herren mit edlen Opfern vorangehen!"

Diese Rede war von außerordentlicher Wirkung. Ein junger Graf, Husarenrittmeister, der in der Nähe des Redners stand und mit seinen Freunden als Zuhörer im Ständehause anwesend war, trat mit „sanfter Würde" an den Rednertisch heran und bat, sprechen zu dürfen. Obgleich es — sagte er — ihm nicht zustehe, hier das Wort zu erheben, stelle er doch, nachdem ihm die Erlaubniß zutheil geworden, als Grundbesitzer ein Anerbieten zu Gunsten einer Gesellschaft für Pflege der Sprache, falls eine solche zustande komme. Er biete keine in Ziffern ausgedrückte Summe an, sondern sein ganzes einjähriges Einkommen. (Die Summe wurde später mit 60.000 Gulden festgesetzt.)

Der junge Graf, der durch diese Spende die Ungarische Akademie der Wissenschaften begründete, war Stefan Széchenyi, der „größte Ungar". Seinem Beispiel folgten noch Andere und die Grafen Abraham Vay, Georg Andrássy und Georg Károlyi spendeten zu Dreien ungefähr so viel wie Széchenyi für die Gründung der Gesellschaft. In kurzem kamen noch andere edle Beiträge hinzu, und bald waren 250.000 Gulden gesammelt, die bis 1848 auf 400.000 Gulden anwuchsen. Die vier ersten Stifter ersuchten nach einigen Tagen den Erzherzog-Palatin Josef, er möge das Protectorat der Gesellschaft annehmen,

Die Gründung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften auf dem Preßburger Reichstage, 3. November 1825. Bronzerelief am Akademiepalast.

und beide Häuser des Reichstages, daß die Direction dreizehn von ihnen gewählten Männern übertragen werde, die ihren Präsidenten selbst zu wählen und sich gelegentlich auch selbst zu ergänzen hätten. Die vorläufigen Berathungen dauerten monatelang, dann wurde die „zur Ausbildung der vaterländischen Sprache" errichtete gelehrte Gesellschaft in den Gesetzartikel 1827 : XI gefaßt und der Palatin bildete den Ausschuß, der die Organisation und die Statuten der gelehrten Gesellschaft auszuarbeiten hatte. Zum Vorsitzenden des Ausschusses ernannte er den Grafen Josef Teleki, der später der erste Präsident der constituirten Gesellschaft wurde, und zu Ausschußmitgliedern außer den vier ersten Stiftern 22 hervorragende Gelehrte und Schriftsteller. Die Statuten wurden im Jahre 1830 sanctionirt.

Nach ihrem Wortlaute ist die gelehrte Gesellschaft „in allen Arten der Wissenschaften und schönen Künste lediglich um die Ausbildung der nationalen Sprache bemüht". Sie besteht aus sechs Sectionen: der sprachwissenschaftlichen, philosophischen, geschichtlichen, rechtswissenschaftlichen, mathematischen und naturwissenschaftlichen. Sie hat 24 Ehrenmitglieder, 42 ordentliche und eine unbestimmte Anzahl von correspondirenden und auswärtigen Mitgliedern. Protector der Gesellschaft ist, „unter Allerhöchster Aufsicht" des Königs, der Erzherzog-Palatin Josef. Der Directionsrath bestand aus 25 Mitgliedern, welche „die Capitalien und Einkünfte der Gesellschaft beaufsichtigten". Die Sectionen halten abwechselnd jede Woche eine Sitzung, deren Gegenstand die Vorträge der Mitglieder und die amtlichen Angelegenheiten bilden. Der Directionsrath hielt am 17. November 1830 seine erste Sitzung, in der er die ordentlichen Mitglieder ernannte; in der ersten Generalversammlung des folgenden Jahres wurden gemeinsam die correspondirenden und auswärtigen Mitglieder gewählt.

So ist die ungarische gelehrte Gesellschaft (Magyar Tudós Társaság) entstanden, deren Organisation im Jahre 1845 völlig geändert wurde. Von der Erfahrung ausgehend, daß die gemeinsame Berathung der sechs Fachsectionen über alle wissenschaftlichen Fragen die fachgemäße Thätigkeit lähme, drang Franz Toldy, der langjährige eifrige Secretär der Akademie, mit Erfolg auf die Reform, daß „Sectionssitzungen eingeführt und die Fachfragen an die betreffende Section gewiesen wurden, der wissenschaftliche Vortrag und Meinungsaustausch in Gebrauch kam, die forschende Richtung geltend und immer stärker wurde und die akademische Idee in den Vordergrund trat". Bei alledem aber war die Akademie bis 1848 mehr eine Akademie der Sprache als der Wissenschaften und hat auf diesem Gebiete für die Ausbildung der ungarischen Sprache, wie für die Entfaltung der Literatur Außerordentliches geleistet.

In erster Reihe beschäftigte sie sich mit dem Wörterbuch und der Grammatik der ungarischen Sprache. Sie stellte die neue einheitliche Orthographie fest, sie machte die grammatischen Formen, die Syntax, die in alten Handschriften aufbewahrten und auf Kosten

der Gesellschaft herausgegebenen Sprachschätze und Literaturdenkmäler zum Gegenstande der Forschung, sie schuf nach Révais und Kazinczys Vorgang die literarische Sprache und führte die Sache der Spracherneuerung zum Siege. Ihre auf Grund der neuen Principien ausgearbeitete Grammatik machte den Unterricht der ungarischen Sprache einheitlich, und es sind hierin auch jetzt die grammatikalischen Grundsätze der Akademie maßgebend. Sie gab den Anstoß zum Sammeln der mundartlichen und veralteten Wörter, sowie der Kunstwörter der verschiedenen wissenschaftlichen Fächer, eine Arbeit, zu der sie jeden Sohn des Vaterlandes heranzog, der an Sprache und Wissenschaft warmen Antheil nahm. Den auf diese Art angehäuften Stoff gab sie dann in besonderen Wörterbüchern heraus. Sie begann auch die Sammlung des Materials für das große Wörterbuch der ungarischen Sprache, das erst in den Sechziger-Jahren erscheinen konnte und trotz seiner Mängel eines der wichtigsten Ergebnisse ihrer Thätigkeit bildet.

Überdies that sie, weil nationale und culturelle Gründe es gleich wichtig erscheinen ließen, viel zur Hebung und Entwicklung der nationalen Schaubühne. Sie setzte Preise aus für Originaldramen und man darf wohl sagen, daß seit 1833 jeder ungarische Dramatiker von ihr den ersten Kranz und wirksameren Ansporn erhielt. Sie gab die schätzbaren Sammlungen der „Vaterländischen Schaubühne“ und der „Schaubühne des Auslandes“ heraus, die letztere, um die dramatischen Meisterwerke der fremden Literaturen in ungarischer Übersetzung darzubieten. Zugleich ernannte sie einen „Bühnenausschuß“, der die auf dem Repertoir der Ofner Bühne befindlichen übersetzten Werke in grammatikalischer Hinsicht verbesserte und für dieselbe auf Kosten der Akademie auch neue Stücke übersetzen ließ. Und als 1837 das erste ständige Theater in der Hauptstadt erbaut wurde, übte sie stets heilsamen Einfluß auf dessen Direction und Repertoir. Aber auch die Fortbildung des Geschmacks in diesen Jahren hat der Akademie viel zu danken. Gleich in den ersten Jahren begann die Übersetzung und Herausgabe der römischen und griechischen Classiker, sowie der Werke der bedeutenderen ausländischen Ästhetiker, und in ihrer Zeitschrift: „Magazin der Wissenschaften“ (Tudománytár) verfolgte sie aufmerksam die literarische Bewegung des Auslandes, um durch Übersichten und Studien das ungarische Publikum mit den neueren Strömungen der fremden Literaturen bekannt zu machen.

Obwohl nun die Akademie in diesen Jahren, genau im Sinne ihrer ersten Stifter, hauptsächlich als eine Gesellschaft für Ausbildung der Sprache wirkte, war sie dennoch bestrebt, mit den verfügbaren geringen Mitteln auch andere Zweige der Wissenschaft zu pflegen. Um nur einige hervorragende Resultate zu erwähnen: auf historischem Gebiete stellte sie die Culturgeschichte, die bis dahin so viel wie brach gelegen, als Gegenstand der Untersuchung und Forschung auf; sie begann die Erforschung der geschichtlichen Denkmäler in den einheimischen wie in den ausländischen Bibliotheken und Archiven; sie begründete

sozusagen die Archäologie, sie ließ (1847) die Grabhügel von Érd und Báta öffnen, veranstaltete also zum ersten Male ungarische Nachgrabungen zu wissenschaftlichem Zwecke und lenkte zugleich die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf die Erhaltung der vaterländischen Kunstdenkmäler. Auch auf philosophischem, rechtswissenschaftlichem und volkswirthschaftlichem Gebiete erörterten ihre Mitglieder mehrmals wichtige Fragen, die sich auf vaterländische Verhältnisse, auf die älteren ungarischen Bearbeiter dieser Zweige der Wissenschaft und auf die Herausgabe ihrer Werke bezogen. Die Akademie ließ das Tripartitum (Hármas Könyv) des Verbőczy, diesen ehrwürdigen Codex der ungarischen Gesetze, ins Ungarische übersetzen und in zwei Ausgaben erscheinen, sie ließ die Daten zur Geschichte der ungarischen Gesetze fleißig sammeln und veröffentlichte auch das Fachwörterbuch dieser Wissenschaft, dessen man dringend bedurfte. Auf naturwissenschaftlichem und mathematischem Gebiete konnte sie verhältnißmäßig am wenigsten selbständig wirken, sammelte aber auch da eine große Menge werthvoller Daten zur Klarlegung und besseren Kenntniß der Naturverhältnisse Ungarns. Ihre heilsame Thätigkeit steigerte sich von Jahr zu Jahr, und so wurde ihre Wirkung auf das Publikum immer fühlbarer gerade zu der Zeit, als die Ereignisse von 1848 ihrer Wirksamkeit Einhalt geboten.

Über anderthalb Jahre feierte die Thätigkeit der Akademie. Toldy lud die in der Hauptstadt wohnenden Mitglieder in seine Wohnung ein, wo der Gedankenaustausch insgeheim fortgesetzt wurde, gleichsam als Ersatz für die öffentlichen Sitzungen. Am 10. Juni 1850 begannen die wöchentlichen Sections- und Gesammtsitzungen, nur die Abhaltung der Generalversammlungen war durch die damalige absolutistische Regierung verboten. Man konnte also weder neue Mitglieder wählen, noch Preise ertheilen, noch Preisbewerbungen ausschreiben. Im Jahre 1853 erläßt die Regierung die Weisung, die Akademie möge, wenn sie ihre Thätigkeit fortsetzen wolle, ihre Statuten „den neuen Verhältnissen entsprechend umgearbeitet" einreichen. Die Einreichung geschah, die Genehmigung aber ließ lange auf sich warten. Da die Pflege der Wissenschaften in ungarischer Sprache der Regierung nicht genehm war, strich sie in den genehmigten Statuten gerade diese wichtigsten Worte, was im ganzen Lande begründete Sorge erregte. Eine Commission wandte sich damals an Seine Majestät wegen Herstellung der ursprünglichen Fassung und überhaupt um ein ungestörtes Weiterwirken der Akademie zu ermöglichen, und so folgten den Zeiten der Prüfung im Jahre 1858 Tage der Hoffnung und des Vertrauens. Die Akademie durfte ihre Generalversammlung abhalten, Mitglieder wählen und den Strom ihrer Thätigkeit in ein breiteres Bett lenken. Graf Emil Dessewffy, der damalige Präsident der Akademie, gab in der Rede, mit der er die Festsitzung eröffnete, der Nation die Versicherung, daß die Akademie „auch in den ihr aufgezwungenen Fesseln frei wirken werde". „Wir haben" — sagte er — „auf geistigem Gebiete in erster Reihe die Bestim-

mung eines kämpfenden Volkes und darum müssen es auch die Mitglieder der Ungarischen Akademie fühlen, daß sie nicht nur Gelehrte und Schriftsteller, sondern zugleich die Wachtposten der höchsten geistigen Interessen Ungarns sind." Und in der That, obgleich die Akademie ihre Thätigkeit auch weiter nur unter der Controle des kaiserlichen Regierungscommissärs fortsetzen konnte, haben Sprache und Literatur und mit ihnen die Erhaltung, die Kräftigung der Nationalität, die Stärkung der sittlichen Macht des ungarischen Geistes in den Tagen des germanisirenden Absolutismus vielleicht das Meiste der Akademie zu danken. Als die nationalen Institutionen in Trümmern lagen, konnte man nur von der Rednerbühne der Akademie herab bei einzelnen festlichen Anlässen zur ganzen Nation sprechen. Von dieser Rednerbühne herab trachteten Graf Emil Dessewffy, Franz Toldy und namentlich Baron Josef Eötvös, dieser als Denkredner großer Todten, Balsam in die Wunden der Nation zu träufeln und ihren Glauben an die Zukunft zu nähren.

Das größte Ereigniß für die Akademie ist in diesem Zeitraume der Bau ihres Palastes, gleichsam als ihre zweite, materielle Begründung. Bisher war ein großer Theil ihrer bescheidenen Einkünfte für die Bezüge der ordentlichen Mitglieder und für Wohnungsmiethe aufgegangen. Auf die Herausgabe von Büchern konnten kaum ein paar Tausend Gulden verwendet werden. Die Körperschaft, die den Ausdruck der ungarischen Wissenschaftlichkeit bildete, mußte sich in einem engen, weder recht geeigneten, noch hinreichend stattlichen Zinshause ducken, zuerst im Derra'schen Hause der Donauzeile (jetzt Franz Josephs-Platz Nr. 5), dann bis Ende 1865 im Trattner-Károlyischen Hause der Kronprinzengasse, wo sie weder ihre ansehnliche Bibliothek von bereits 60.000 Bänden, noch die anderen Sammlungen ordentlich unterbringen konnte. Da brachte (1859) Graf Emil Dessewffy, der die kostbarsten Tage seines Lebens der Sache dieses wichtigen nationalen Instituts geweiht hatte, eine großgeplante Bewegung in Fluß, um der Akademie zu einem schönen und gut eingerichteten Palaste zu verhelfen. Er ergriff die günstige Gelegenheit, indem er bei der hundertsten Jahreswende der Geburt Franz Kazinczys, welche die Akademie durch eine Feier im Prunksaale des Ungarischen Nationalmuseums beging, sich an die Opferwilligkeit der durch Gefühl und Begeisterung in Eins verschmolzenen Nation wandte, um ihr den Kämpen der Literatur stets bewiesenes Interesse noch zu steigern. In der Rede, mit der er die Festsitzung dieses Jahres eröffnete, gab Graf Emil Dessewffy das Schlagwort aus: „Die Wissenschaft hat kein Haus!" Und er warf vor der öffentlichen Meinung der Nation die Frage auf, „ob denn die großen Angelegenheiten, denen die Akademie geweiht ist, es nicht verdienen, daß wir diese Bedürfnisse nicht länger ungedeckt lassen, sondern sie in den Besitz eines würdigen und stattlichen Heims setzen, worin sie unter Verhältnissen, welche den von ihr vertretenen großen Interessen entsprechen, ihre Thätigkeit mit vermehrten materiellen Mitteln fortsetzen könne?"

Dieser Aufruf und die ihm folgenden unermüdlichen Bemühungen des Grafen Emil Dessewffy hatten einen außerordentlichen Erfolg. Er ließ etwa 3.000 Subscriptionsbogen in das Land ausgehen, begleitet von Aufforderungen, die den Zweck der Unterschriften und Spenden erläuterten. Er wandte sich theils persönlich, theils brieflich an die Mitglieder des Herrscherhauses, an den daheim oder auswärts wohnenden Hochadel und andere wohlhabende Patrioten, so daß Spenden für die Zwecke der Akademie bald als beredteste Äußerung des Patriotismus galten. Seine Majestät der König (mit einem Beitrag von 15.000 Gulden), dann alle Schichten der Nation, die Bewohner der Paläste, wie der einfachen Bürgerhäuser und Hütten, Einzelne und Körperschaften, Comitate, Städte und kleinere Gemeinden, alle beeilten sich, ihre Gaben auf den heiligen Altar der nationalen Sache niederzulegen. Ein Jahr genügte, um das Grundcapital zu verdoppeln und ungefähr 400.000 Gulden kamen für den Palastbau zusammen. Auch seither hat die Theilnahme und Opferwilligkeit der Nation für ihr wichtigstes wissenschaftliches Institut nicht abgenommen und spätere Stiftungen (darunter namentlich die des Baron Simon Sina, Georg Zsivora und neuestens die 100.000 Gulden-Stiftung Andor Semseys, aus welcher zehn, das Land und die Nation Ungarns behandelnde wissenschaftliche Preisschriften mit je 10.000 Gulden belohnt werden sollen), sowie Vermächtnisse haben das Vermögen der Akademie, mit Einschluß des fertiggestellten Palastes und ihres Zinshauses, auf mehr als 2,300.000 Gulden gehoben. Gegenwärtig beträgt das Jahresbudget schon ungefähr 150.000 Gulden, wozu das Land jährlich 40.000 Gulden beiträgt.

Die Hauptstadt überließ schon im Jahre 1860 einen an der Donau gelegenen Baugrund von ungefähr 1.304½ Quadratklafter (nach damaligem Werthe 260.000 Gulden) großentheils unentgeltlich für den geplanten Palast, und da schon damals eine ansehnliche Summe gesammelt war und die Hoffnung begründet schien, daß die Spenden für den Bau des schönen Palastes völlig ausreichen würden, so wurde eine Commission zur Ausarbeitung des Bauplans gebildet und im Jahre 1862 der Bau begonnen. Im Jahre 1865 konnte die Akademie ihre Generalversammlung schon im eigenen Palast abhalten.

Das Erdgeschoß des Palastes enthält die prächtige Säulenhalle und die geschmackvoll eingerichtete Bibliothek, deren Grund durch die Büchersammlungen der Familien Teleki und Batthyány gelegt wurde. Hier ist auch die werthvolle Handschriftensammlung untergebracht. Im ersten Stockwerk befinden sich der Prunksaal mit Wandgemälden von Karl Lotz, der Saal für die wöchentlichen Sitzungen mit Landschaften von Anton Ligeti und der Bildersaal mit den Bildnissen hochverdienter Akademiker, wie Graf Stefan Széchenyi, Graf Emil Dessewffy, Baron Josef Eötvös, Franz Deák, Michael Vörösmarty, Franz Kölcsey, Franz Toldy, Johann Arany, Graf Julius Andrássy und viele Andere. Anstoßend folgt der Präsidialsaal, gleichfalls mit Porträts mehrerer verstorbener Mitglieder; das

neueste Bild ist das des Ehrenmitgliedes Kronprinzen Rudolf, von Julius Benczur gemalt, ein Geschenk Seiner Majestät an die Akademie. Das zweite Stockwerk enthält die Landes-Bildergallerie.

Die Freiheit des Verfassungslebens führte auch in der inneren Organisation der Akademie eine Umgestaltung herbei. Anton Csengery, damals Schriftführer der Akademie, war bemüht, neues Leben zu wecken und System in die Thätigkeit zu bringen, zu welchem Zweck er eine gründliche Abänderung der Statuten beantragte. Im Jahre 1865 wurde der Grundsatz ausgesprochen, die bisherigen sechs Sectionen in engere Verbindung mit einander zu bringen und ihnen innerhalb dieser Verbindung größere Selbständigkeit, einen breiteren Raum für ihre Wirksamkeit und mehr Freiheit der Bewegung zu gewähren. Die neuen, mit geringen Abänderungen noch heute geltenden Statuten wurden von Seiner Majestät im Jahre 1869 bestätigt und traten 1870 ins Leben.

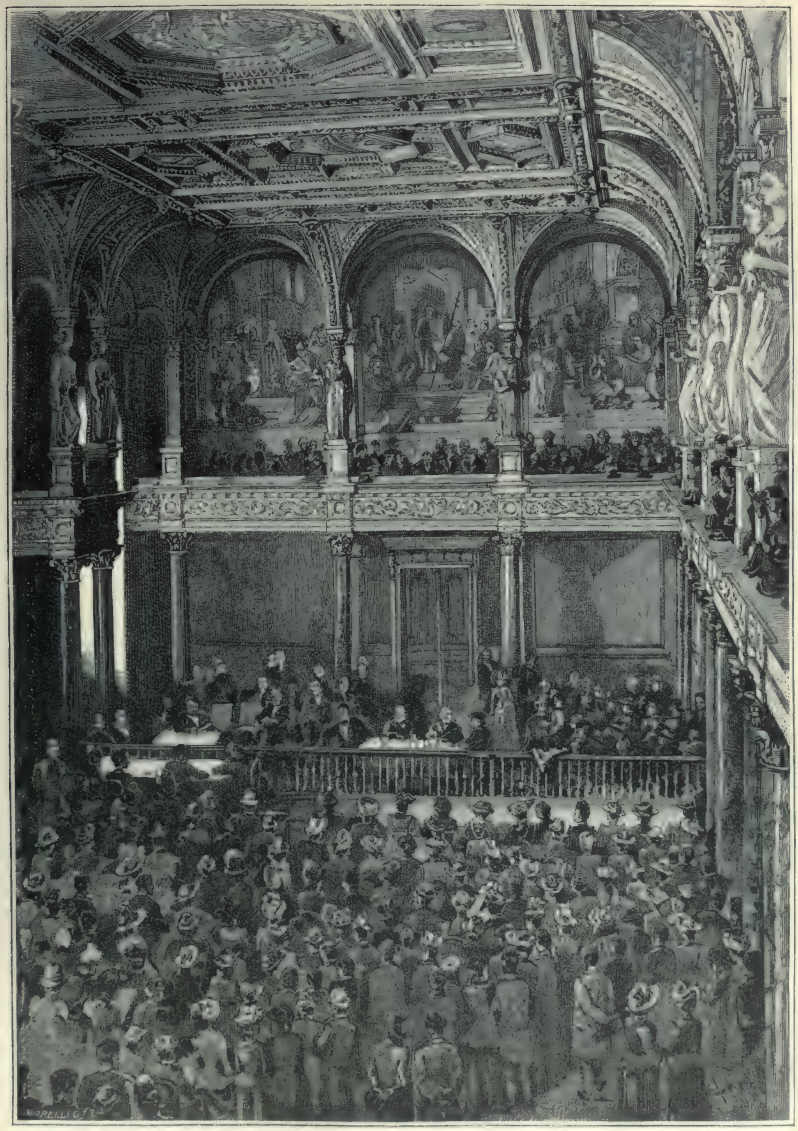
Das Treppenhaus im Palast der Ungarischen Akademie, von der Säulenhalle des Erdgeschosses und vom ersten Stockwerk aus gesehen.

So war denn die ehemalige sprachpflegende Gesellschaft zu einer wirklichen Akademie der Wissenschaften entwickelt, deren Directionsrath und Sectionen gleichfalls neu organisirt wurden. Der Directionsrath besteht außer dem ersten und zweiten Präsidenten und dem Generalsecretär aus 24 Mitgliedern, deren zwölf aus dem Kreise der namhafteren Stifter, zwölf aber unter den Mitgliedern der Akademie gewählt werden. Die Präsidenten werden in gemischter Sitzung vom Director, den Ehrenmitgliedern und ordentlichen Mitgliedern aus den wirklichen Mitgliedern der Akademie auf drei Jahre gewählt und durch Seine Majestät bestätigt. Die Ehrenmitglieder, die ordentlichen und correspondirenden Mitglieder aber werden sowohl in der

Section, als auch in der Gesammtsitzung bei geheimer Abstimmung mit Zweidrittelmehrheit gewählt.

Die bisherigen sechs Sectionen wurden in drei zusammengefaßt. Die erste ist die philologisch-ästhetische, die zweite die der philosophischen, socialen und historischen Wissenschaften, die dritte die physikalisch-mathematische Section. In der ersten Section zählte man sechs Ehrenmitglieder und zwölf ordentliche, in der zweiten und dritten je neun Ehrenmitglieder und 24 ordentliche Mitglieder. Die Anzahl der auswärtigen und correspondirenden Mitglieder wurde damals noch nicht bestimmt, erst 1889 wurde die Gesammtzahl der correspondirenden Mitglieder mit 156 angesetzt, wovon höchstens 36 auf die erste und je 60 auf die zweite und dritte Section kommen dürfen. Jede Section hat ihren eigenen Präsidenten und Secretär, sowie eine eigene Zeitschrift für die in ihren Fachsitzungen vorgelesenen Abhandlungen; die Akademie selbst aber besaß von Anfang an einen „Anzeiger" („Értesitő"), der das vaterländische Publikum über ihre Thätigkeit orientirte. Im Rahmen der einzelnen Sectionen wirken mehrere ständige Fachcommissionen (für Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft, classische Philologie, Archäologie, Geschichte u. s. w.), die das Material der speciellen wissenschaftlichen Fächer sammeln, herausgeben, für Monographien sorgen, die ihnen überwiesenen Fragen prüfen, über Werke von außerhalb der Akademie stehenden Schriftstellern, die auf Kosten oder doch mit Unterstützung der Akademie erscheinen, an die Section und im Wege derselben an die Akademie Vorschläge erstatten. Der Thätigkeit dieser Commissionen sind zumeist die größeren Serien von Veröffentlichungen der Akademie zu danken, so die Sammlung der Sprachdenkmäler („Nyelvemléktár", 14 Bände), die Sammlung altungarischer Dichter („Régi magyar költők tára", 5 Bände), die sprachwissenschaftlichen Mittheilungen („Nyelvtudományi Közlemények", 22 Bände), der archäologische Anzeiger („Archaeologiai Értesitő", 24 Bände), die archäologischen Mittheilungen („Archaeologiai Közlemények", 16 Bände), die Denkmäler der ungarischen Geschichte („Magyar történelmi emlékek", 117 Bände), das Magazin für ungarische Geschichte („Magyar történelmi tár", 25 Bände), die mathematischen und naturwissenschaftlichen Mittheilungen („Mathematikai és Természettudományi Közlemények", 24 Bände) u. s. w.

Jede Section stellt alljährlich ihren besonderen Kostenvoranschlag fest, der erst nach seiner Genehmigung durch den Directionsrath Giltigkeit hat. Jede Section hält jeden Monat eine Sectionssitzung, der Directionsrath jedes Vierteljahr eine Directionssitzung, die ganze Akademie jeden Monat eine Gesammtsitzung und alljährlich eine Generalversammlung in Verbindung mit einer öffentlichen Festsitzung. In den Sectionssitzungen finden fachliche Vorlesungen und wissenschaftlicher Gedankenaustausch statt, in der Gesammtsitzung werden Angelegenheiten, welche die ganze Akademie angehen, wie der gemeinsame



Der Prunksaal der Ungarischen Akademie der Wissenschaften bei Gelegenheit einer festlichen Gesammtsitzung der Kisfaludy Gesellschaft.

Haushalt, Vermögenssachen und dergleichen behandelt. Auch werden da die Trauer- und Denkreden verlesen, sowie die Prämien und Wettbewerbungspreise für wissenschaftliche und belletristische Werke zuerkannt. Die hervorragendsten Arbeiten der wissenschaftlichen und schönen Literatur zeichnet die Akademie periodisch noch durch größere Preise aus. In der feierlichen Gesammtsitzung wird alljährlich von der Thätigkeit der Akademie Rechenschaft gegeben, das Gedächtniß dahingeschiedener Mitglieder wird erneuert, poetische und wissenschaftliche Werke werden vorgelesen und neue Preisbewerbungen für die schöne Literatur wie für alle Fächer der Wissenschaft ausgeschrieben.

Die jetzige Organisation der Akademie schreibt sozusagen jedem einzelnen Mitgliede die besondere Aufgabe seiner Thätigkeit vor. Der enge Verband, in dem die Wissenschaften unter einander stehen, ist wohl gewahrt, doch gleichzeitig auch die selbständige Entwicklung jeder Wissenschaft gesichert.

Den nationalen Geist und die wissenschaftliche Thätigkeit zu wecken und wach zu erhalten, war die Akademie von Anfang an mit maßgebendem Einfluß bemüht; seitdem sie aber durch die Opferwilligkeit der Nation dazu befähigt worden, hat sie auch die einzelnen wissenschaftlichen Fächer auf das europäische Niveau erhoben. Wir wollen hier nur einige der wichtigsten Resultate erwähnen. Die vergleichende Sprachwissenschaft, die Pflege der finnisch-ugrischen und ural-altajischen Linguistik ist im Kreise der ungarischen Akademie angebahnt worden und hier zu europäischer Wichtigkeit gelangt. Schon zu Anfang der Fünfziger-Jahre hatten bei den ungarischen Sprachgelehrten zwei Meinungen immer mehr Wurzel zu fassen begonnen. Die eine behauptete, daß zwischen den finnisch-ugrischen Sprachen und der magyarischen ihrer Abstammung nach ein inniger Zusammenhang bestehe, die Kenntniß der verwandten Sprachen also unbedingt die Grundlage sei, auf der die magyarische Sprachwissenschaft dauernd erbaut werden könne. Die andere wollte jenen innigen Zusammenhang nicht anerkennen und sah darin nur ein ähnliches Hilfsmittel, wie auch die arischen und semitischen Sprachen es bieten. Die erstere Meinung wurde durch Paul Hunfalvy, der den Nachlaß Anton Regulys bearbeitete, sowie durch die eindringenden Forschungen und etymologischen Vergleichungen des mit ihm verbündeten Josef Budenz, namentlich dessen magyarisch-ugrisches vergleichendes Wörterbuch (Magyar-ugor összehasonlító szótár) mit außerordentlich reichem, werthvollem und wichtigem Material gestützt. Die andere Meinung fand ihre Hauptvertreter in Gregor Czuczor und Johann Fogarasi, die das Große Wörterbuch (Nagy szótár) redigirten. Später traten im Gegensatz zu den Vertretern der finnisch-ugrischen Theorie Hermann Vámbéry dafür ein, daß das Magyarische den türkisch-tatarischen Sprachen nahe verwandt sei; zur Begründung dieser Ansicht hat er, mit Unterstützung der Akademie, bereits mehrere hervorragende Werke veröffentlicht. Die Herausgabe der alten Sprachdenkmäler und

Der Präsidialsaal der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Drucke ermöglichte die Zusammentragung des Stoffes für das sprachgeschichtliche Wörterbuch (Nyelvtörténeti szótár) und dessen Bearbeitung, die bereits zu Ende geführt ist. So gelangte jeder Zweig der magyarischen Sprachwissenschaft zu mächtiger Entwicklung theils im Schoße der Akademie selbst, theils in den mit Unterstützung der Akademie erscheinenden Zeitschriften, wie dem ungarischen Sprachwart (Magyar Nyelvőr), der allgemeinen philologischen Zeitschrift (Egyetemes Philologiai Közlöny) u. s. w. und anderen Veröffentlichungen.

Mit dieser überaus erfolgreichen Entwicklung konnte nur die Geschichtswissenschaft Schritt halten. Gleich zu Anfang der Fünfziger-Jahre begann die systematische Erforschung, Sammlung und Veröffentlichung der geschichtlichen Quellen, worauf die Ermittlung und Herausgabe der Urkunden aus der Árpáden-, Anjou- und Rákóczy-Zeit folgte. Von den Denkmälern der ungarisch-türkischen Zeit, den Daten ihrer Reichstage, ihres diplomatischen und culturgeschichtlichen Lebens, sind, mit oder ohne erläuternde Notizen, schon bisher zahlreiche Bände ans Licht getreten und ein Reichthum an Materialien, wie er vor 1848 auch nicht geahnt werden konnte, harrt der Bearbeitung. Die glänzenden Resultate der historischen Forschung wurden vom großen Publikum mit lebhafter Theilnahme und Freude begrüßt, besonders seitdem (1867) die ungarische historische Gesellschaft (Magyar Történelmi Társulat) Hand in Hand mit der historischen Commission der zweiten Section das Interesse der Nation für die Thätigkeit der Akademie auf diesem Gebiete verdoppelt hat.

Was die Akademie während der letzten fünfundzwanzig Jahre auf archäologischem, philosophischem, statistischem, volkswirthschaftlichem, rechts-, kriegs-, naturwissenschaftlichem und mathematischem Gebiete, sei es durch Zusammentragung des Stoffes, sei es durch die Bearbeitung desselben, Neues geschaffen, ist viel mehr, als daß diese kurze Skizze sich damit eingehend beschäftigen könnte. Jedenfalls hat sie alle diese Zweige der Wissenschaft durch treffliche Werke bereichert, viele, insbesondere die vaterländische Geologie, Botanik, Mineralogie und Zoologie, sozusagen neu begründet, beziehungsweise den eigenartigen Verhältnissen des Landes angepaßt und, indem sie die lebensfähigen Äußerungen des ungarischen wissenschaftlichen Geistes in ihr Bereich zog, die Nation zur Theilnehmerin an der wissenschaftlichen Arbeit Europas gemacht.

Doch die Akademie beschränkt ihre Aufgabe nicht auf die selbständige, fachgemäße Pflege der Wissenschaft, sondern trachtet auch, wissenschaftliche Kenntnisse in weiteren Kreisen zu verbreiten. Zu diesem Zwecke hat sie Zeitschriften, wie das „Magazin für Wissenschaft" (Tudománytár) und die „Budapester Revue" (Budapesti Szemle) gegründet und von Anfang an erhalten, um das ungarische Publikum mit der literarischen und wissenschaftlichen Bewegung des In- und Auslandes bekannt zu machen, und wieder andere, wie die „Mathematischen und naturwissenschaftlichen Berichte aus Ungarn", die „Ungarische Revue",

um die Resultate der ungarischen Wissenschaft, in erster Reihe der Akademie, dem Auslande mitzutheilen. Außerdem bietet sie dem gebildetem Publikum in ihrem „Bücherverlags-Unternehmen", das seit 1872 bereits 117 Bände gebracht hat, theils ungarische Originalwerke, theils die vorzüglichsten Leistungen der ausländischen Literaturen in ungarischer Übersetzung zu möglichst billigem Preise, ja den zahlreichen Vereinen und besonders Schulen des Landes beinahe unentgeltlich. Das sind die Zinsen, welche die Akademie der Nation von der Summe bezahlt, die ihr zur Förderung der ungarischen Cultur anvertraut worden und die sie nun schon durch ein halbes Jahrhundert treulich verwaltet, indem sie sich stets mehr als sichere „Verwalterin, denn als Nutznießerin" derselben betrachtet hat.

Ungefähr dasselbe, was die Akademie für die Entwicklung der Wissenschaft gethan, leistete die Kisfaludy-Gesellschaft für die Entwicklung der ungarischen Poesie, Kunstprosa und ästhetischen Kritik. Diese Gesellschaft hat sich schon 1836 gebildet, zunächst nur, um den unverwendet gebliebenen Rest (4.475 Gulden) der für ein Standbild Karl Kisfaludys eingegangenen Beiträge zu verwalten und dessen Zinsen zum Besten der Literatur zu verwerthen. Daher beschränkte sich die im Jahre 1837 organisirte „belletristische Anstalt" anfangs nur auf die Aussetzung einiger Preise. Die Zuerkennung derselben in der feierlichen Jahressitzung hob den Namen der jungen Schriftsteller nicht minder, als die des Marczibányi-Preises von 400 Gulden (aus den seit 1815 flüssig gemachten Zinsen der Stefan Marczibányischen Stiftung) den der Gelehrten; aber trotzdem sahen die tiefer denkenden Mitglieder bald ein, daß es nicht genüge, die Bestrebungen der jungen Schriftsteller durch Preise zu unterstützen, sondern daß die Gesellschaft auch durch „thatsächliche Selbstthätigkeit" Richtung geben müsse. Seit 1842 wurde also die Thätigkeit der Gesellschaft eine ausgedehntere und wirklich wohlthätige. Sie begann zuerst die Erzeugnisse der Volkspoesie sorgfältiger zu sammeln, zu erklären, zu zergliedern und herauszugeben. Sie brachte Übersetzungen von Shakespeare, Molière, Plautus, Sophokles, Cervantes, Schiller, Burns und Anderen, welche den besten ausländischen gleichkommen. Im Laufe ihrer Wirksamkeit zog sie die vorzüglichsten Schriftsteller des Landes in ihre Ehrenschar, wodurch auch ihr eigener Glanz immer mehr wuchs. Sie war es, die einen Johann Arany und Emerich Madách gleichsam entdeckte und die Originalwerke und Übersetzungen einer ganzen Menge trefflicher Schriftsteller des Landes herausgab. Ihr festes Capital beträgt jetzt weit über 100.000 Gulden.

Bedeutendere Vereine mit dem Sitz in Budapest sind noch die folgenden: die Petöfi-Gesellschaft, die im Jahre 1875 gleichfalls zur Pflege der schönen Literatur gegründet wurde. Unter den fachwissenschaftlichen Gesellschaften ist die beliebteste die königlich ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft, die schon 1840 gegründet wurde und mit so außerordentlichem Erfolg thätig ist, daß von ihrer Zeitschrift mindestens

100.000, von den 46 Bänden ihres Verlagsunternehmens über 90.000, von der Sammlung ihrer populären Vorträge über 60.000 Exemplare in Ungarn verkauft wurden. Die Zahl ihrer unterstützenden Mitglieder beträgt über 7.500. Erwähnenswerth sind ferner: die ungarische historische Gesellschaft (gegründet 1867), von der bereits die Rede war, die geographische Gesellschaft (1872), die geologische Gesellschaft (1850), die Budapester philologische Gesellschaft (1875), die Gesellschaft für Archäologie und Anthropologie (1877), die Gesellschaft für Genealogie und Heraldik (1883), der Ingenieur- und Architektenverein (1872), die ungarische ethnographische Gesellschaft (1889) u. s. w. Fast jede dieser Gesellschaften hat ihr eigenes Organ, fast jede entfaltet ihre ersprießliche Thätigkeit unter dem Schutze der Akademie, wird von ihr unterstützt und hält im Palast der Akademie ihre ordentlichen und Festsitzungen.

Das Wappen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Die ungarische Literatur.

Es gibt kaum ein anderes Culturvolk in Europa, dessen Literatur in so inniger Berührung mit seiner politischen Geschichte stünde, wie die der ungarischen Nation. Diese Literatur hat nicht nur ununterbrochen auf die Gestaltungen des politischen Lebens eingewirkt, wie ja häufig auch bei anderen Völkern, sondern sie hat, namentlich in neuerer Zeit, mehr als einmal das nationale Leben selbst geschaffen. Die Pfleger des Schriftthums wachten über der ersterbenden Flamme des Volks- und Vaterlandsgefühls, um die geschwächte und erschöpfte Nation aus ihrer Erstarrung aufzurichten und aus dem benebelnden Traume zu wecken, in den sie durch den Einfluß fremden Geistes versunken war, zum Verderben für das Vaterland, wenn er länger gedauert hätte. Von den ältesten Zeiten bis zur nächsten Vergangenheit herauf findet die öffentliche Stimmung der ganzen Nation in diesem oder jenem lyrischen, epischen, dramatischen Werk oft einen echteren Ausdruck als in den Beschlüssen des Reichstags oder anderen Staatsurkunden.

Überdies hat sich der magyarische Geist in keinem Zweig der Kunst so tief und wirklich kennzeichnend ausgedrückt wie in der Dichtung. Unter den Genies der ungarischen Poesie sehen wir mehrere, die auch die Weltliteratur zu den Ersten zählt und deren Schöpfungen die ganze gebildete Welt bewundert, ein Beweis, daß die ungarische Poesie nicht nur die urwüchsigsten Charakterzüge des nationalen Geistes versinnlicht, sondern auch die wirkenden und bleibenden Eigenschaften des allgemein menschlichen Geistes

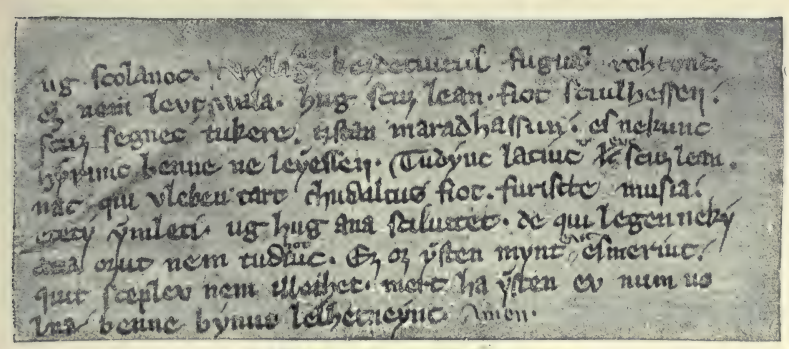
künstlerisch auszudrücken gewußt hat. Freilich läßt sich dies eigentlich nur von den hervorragendsten der neueren ungarischen Dichter behaupten, doch ist es nicht zu leugnen, daß auch einige ältere Arbeiter der ungarischen Literatur an das europäische Niveau hinanreichen, denn auch die alten ungarischen Schriftsteller verschlossen sich nicht jenen geistigen Bewegungen, welche vor Jahrhunderten, von verschiedenen Quellen ausgegangen, das Licht der Cultur zu verbreiten begannen. Wohl hat der Glanz der Renaissancezeit nicht so tief auf die ungarische Literatur eingewirkt wie auf manche andere, dagegen offenbart sich die religiöse Andacht des Mittelalters, mit der in Ungarn der patriotische Gedanke eng verknüpft war, bei wenigen Völkern ergreifender als in der ungarischen Lyrik, und die sittliche Auffassung des Mittelalters kaum irgendwo tiefer als etwa in den rhetorischen Werken des Pelbart von Temesvár. In den Kämpfen der Reformation spielen die ungarischen Schriftsteller eine nicht minder bedeutende und rühmliche Rolle als die Staatsmänner. Ebenso finden sich unter den muthigsten und wirksamsten Kämpen der nachfolgenden katholischen Reaction auch ungarische Schriftsteller und Dichter. Und als diese Stürme ausgetobt hatten und die Nation sich von ihrem jahrhundertelangen Kampfe auf Leben und Tod erholte, waren es ihre Schriftsteller, die ihr Hoffnung einzuflößen begannen, indem sie die Mittel und Wege des Fortschritts erkannten; so wurde die Literatur zur Retterin und immerdar kräftigenden Stütze der Nationalität. Als dann endlich der Versuch gemacht wurde, die politische Unabhängigkeit des ungarischen Staates wieder zu beleben und seine Rechte zurückzugewinnen, waren es abermals die Dichter, welche die Nation zu festem Ausharren, zum Schutz altererbter und zur Erkämpfung neuer Rechte anfeuerten. Die größten Staatsmänner Ungarns waren selbst hervorragende Schriftsteller und ihre Zeitgenossen, die Dichter, die an dem 1825 begonnenen, bis 1867 währenden Kampfe theilnahmen, stehen auf den höchsten Entwicklungsgipfeln der nationalen Literatur.

Wie sich die Geschichte der ungarischen Literatur gestaltet hat, das soll den Gegenstand der folgenden kurzen Darstellung bilden, die auch versuchen will, die einzelnen Perioden nach ihren Hauptideen und deren bedeutendsten Vertretern zu kennzeichnen.

I.

Geschichte und Literatur der Völker beginnen gleicherweise mit Sagen. Während jedoch bei anderen Völkern die Fäden der Sagen, welche die einzelnen Heldenthaten der Urzeit aufbewahren, durch den schaffenden Geist der Jahrhunderte zu einem einheitlichen Ganzen verwoben erscheinen, sind im Gegentheil die ungarischen Heldensagen (über Attila, die Kämpfe der Söhne Attilas, den Heerzug Csabas, die Wanderungen der Vorfahren, die Herzoge, die Eroberung des Vaterlands und die ersten ungarischen Könige), wie sie in einzelnen Theilen der Chroniken, offenbar nach Daten der vom Volke gesungenen

Lieder, meist absichtslos aufbewahrt worden, fast durchwegs auf immer verstummt, ehe sie sich als künstlerisches Ganzes, als naives Epos gestalten konnten. Dies gilt insbesondere von den Sagenbruchstücken aus der Zeit der Herzoge und ersten Könige; die erhaltenen Sagen über Attila hingegen erscheinen mehr als überlebende Theile eines großartigen Gebildes, welche die Ungarn auf verschiedene Art überkommen haben können. Nach den bisherigen Forschungen muß es als zweifellos gelten, daß bei den erhaltenen Sagen über Attila auch die magyarische Phantasie mitgewirkt hat, wie dies schon die Csaba-Sage (siehe Band I., Seite 318) beweist. Obgleich die Sprach- und Geschichtswissenschaft in neuerer Zeit die hunnisch-magyarische Verwandtschaft leugnen, haben doch die Vorfahren der Ungarn in Attila und seinen welterobernden Kriegen die Vertreter ihrer eigenen



Das Königsberger Fragment (XIV. Jahrhundert).

Interessen gesehen und — laut den Sagen — bei ihrer Einwanderung gerade darauf gestützt dieses Land gefordert.

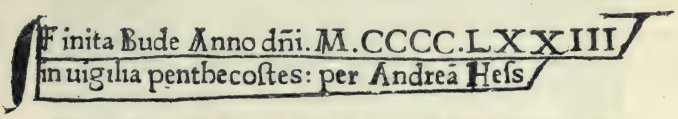
Die ungarischen Chronisten aber, wie der Notar Bélas, Kézai, Turóczy, hielten nicht nur die Überlieferung von der hunnisch-magyarischen Verwandtschaft aufrecht, sondern bewahrten auch, obgleich unbewußt, die Sagen der ihnen näher liegenden Zeiten, die über Emese, Álmos, Árpád, das weiße Roß, die verschiedenen Heldenthaten der sieben Herzoge u. s. w., wie sie im Volksmunde lebten. Diese Sagen verblaßten seit dem XIII. Jahrhundert immer mehr, obgleich die Classe der Heldensänger und Lautenspieler (hegedös, igricz, regös), die noch unter Andreas III. vom Staate ein Einkommen bezieht, bis zum XVI., ja XVII. Jahrhundert bestand. Man ließ die Fäden der uralten Sagen nach und nach verflattern, als neuere Ereignisse, wie der Tatareneinfall, der italienische Feldzug, dann die Türkenkriege näherliegenden und damals wohl interessanteren Stoff für das Singen und Sagen boten. Die Heldensänger wurden zu ehrenfesten Chronisten und hielten die Schöpfungen der Volksphantasie nicht mehr für würdig, aufgezeichnet zu werden.

In das dunkle Labyrinth der Sagen fällt erst zu Anfang des XIII. Jahrhunderts einiges Licht durch die ersten schriftlichen Denkmäler in magyarischer Sprache, die Leichenrede nebst dem ihr angeschlossenen Gebet (Facsimile im I. Band „Ungarn", Seite 73) und das Königsberger Fragment. Jenes ist das erste magyarische Denkmal in Prosa, dieses das erste in Versen, der Schluß eines Liedes zum Lob der Jungfrau Maria, mit dem die Reihe der ungarischen Übersetzungen von Gesängen im Mittelalter beginnt. Die Leichenrede bezeichnet schon einen ziemlich hohen Entwicklungsgrad der ungarischen Sprache und Rhetorik. Ihr ungenannter Verfasser weiß in der kurzen, oft kaum articulirbaren Fassung die religiösen Ideen leicht und ohne Anstrengung auszudrücken.

Vom XIII. bis zum Anfang des XIV. Jahrhunderts sehen wir die Arbeiter der Literatur, deren Werke uns durch mehrere Codices aufbewahrt sind, größtentheils mit Übersetzungen und Bearbeitungen beschäftigt. Im Zusammenhang mit dieser Richtung entwickelt sich der Stoff der altungarischen Sagen, also die Volksdichtung weiter, deren spärliche Blüten durch die ungenannten Heldensänger zum Kranz gefügt wurden. Gegen Ende des XIV. Jahrhunderts tritt jedoch auch in Ungarn die Renaissance ein, deren Geist zuerst durch die hohe Geistlichkeit der Anjou-Zeit aus Italien eingeführt wurde. Zwar fällt die Blütezeit des ungarischen Humanismus in die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts, unter König Matthias, doch strebt schon früher Johann Vitéz, Kanzler des großen Johannes Hunyadi, als Bischof von Großwardein danach, seine Hauptstadt zu einem wahren ungarischen Florenz zu erheben. Er versucht hier zuerst die Werke der alten Classiker nicht nur in Äußerlichkeiten, sondern auch in ihrem Geiste nachzuahmen. Wie die Mediceer, versammelt auch Vitéz durch glänzende Anträge hervorragende Humanisten um sich: Vergerio aus Florenz, den Griechen Podakataro, den Polen Sanocky. Als er 1465 durch König Matthias zum Erzbischof von Gran ernannt wird, hat er noch mehr Gelegenheit, den ungarischen Humanismus zu pflegen und zu entwickeln. Galotti von Ferrara, Gatti, Brandolini, Regiomontanus und andere copiren alle für ihn die Werke der griechischen und lateinischen Schriftsteller, welche kostbar gebunden werden. Die Graner Bibliothek wird zu jener Zeit weithin mit Bewunderung erwähnt. Bonfini spricht mit Entzücken von den Gärten, die zwischen den Säulenhallen der Bibliothek blühen, von den gold- und elfenbeinstrotzenden Schränken, den Gemälden der Säle und den Statuen, die den ganzen Palast schmücken. In diesen Säulenhallen versammeln sich um den Kirchenfürsten die ganze Schar der Humanisten, die Gelehrten und Künstler, um sich in wohlgesetzter und gewählter Sprache über die erhaltenen Werke antiker Weisheit zu unterhalten.

In dieser Hinsicht folgte König Matthias seinem Beispiel. Die Bibliothek, jene berühmte Corvina, die er in seinem Ofner Palast aufstellte, ist eine der glänzendsten

Erſcheinungen der ganzen Periode. In ſeinen Mußeſtunden war der König, einem Coſimo de' Medici gleich, von Dichtern, Geſchichtſchreibern, Philoſophen, Rednern, Kirchenvätern, Grammatikern und Künſtlern umgeben. „Ich habe," ſchreibt ein Zeitgenoſſe, „ſämmtliche Bücher angeſehen, doch was ſage ich: Bücher? Schätze, ſo viele als dort Bücher waren... Ich ſah ein unſchätzbares Exemplar der apoſtoliſchen Canones, des Theodoretus Cyrenenſis vollſtändige Erläuterungen zu den Pſalmen, die Werke des Chryſoſtomus, Athanaſius, Cyrillus, Gregorius von Nazianz, Baſilius des Großen und noch Anderer, gar nicht zu gedenken der Dichter, Redner, Philoſophen, die ich ſcharenweiſe vor mir ſtehen ſah." Es war in der That der Geiſt des Alterthums, der dieſe Geſellſchaft umſchwebte; in ihr ſpiegelte ſich die ganze damalige Cultur und ſie brachte einen tiefen Riß in das geiſtige Leben Ungarns. Einige Biſchöfe folgten Matthias mit Luſt im Dienſte der antiken Ideale. Es fand ſich ſogar ein Kirchenfürſt, der ſelbſt zur Leier griff und ſich zum Wettkampf mit den Claſſikern erhob: Janus Pannonius. Auf Matthias' Wunſch gründete der Ofner Probſt Ladislaus Geréb 1472 die erſte ungariſche Druckerei in Ofen, indem er den Buch-



Schluß eines Druckwerkes „Chronicon Budense", der erſten Buchdruckerei Ungarns (1473).

drucker Andreas Heß aus Deutſchland berief, der gleich nach Beginn ſeiner Thätigkeit ſchon im nächſten Jahre das Chronicon Budense druckte.

Aber all dies erſcheint in der Geſchichte der ungariſchen Literatur nur als ein kurzer, wenngleich glänzender Traum. Matthias ſtarb früh und es folgten heftige politiſche Kämpfe, ſo daß der fremde Geiſt des Humanismus nicht Zeit fand, ſich mit dem Eigenweſen der ungariſchen Nation zu verſchmelzen. Der ſchimmernde Blütenſtaub der Renaiſſance verwehte, ehe er noch den eigenthümlichen Geiſt der Nation befruchten konnte. Die ungariſchen Humaniſten blieben der Fortentwicklung der ungariſchen Sprache und Literatur fern, ſie verſuchten ſich gar nicht darin. Die Pflege der Literatur und Sprache blieb der Claſſe der Mönche und Spielleute überlaſſen; jene entwickeln die geiſtliche, dieſe die weltliche Literatur, namentlich die Volkspoeſie weiter. Der Mönch überſetzt meiſt für ſeine eigenen Genoſſen die Bibel oder verfaßt Hymnen für das Volk. Die Nonnen beſonders, wie Lea Ráskai, Martha Sövényházi, Katharina und Andere, ſchreiben mit großem Eifer die ſchon fertigen Überſetzungen ab, die aus drei Hauptquellen fließen: der Legenda aurea des Jacobus a Voragine, den großen Werken Pelbarts von Temesvár und den ſchon ſeit langem benützten Hymnen der katholiſchen Kirche. Dieſe

Übersetzungen und Bearbeitungen in Vers und Prosa, welche uns in dem Wiener, Münchner, Ehrenfeld'schen, Érdy'schen, Neuhäuseler und noch zahlreichen anderen Codexen von der ersten Hälfte des XV. bis zum Anfang des folgenden Jahrhunderts aufbewahrt sind, enthalten biblische Geschichten, Legenden, heilige Gesänge, patriotische Gefühlsäußerungen. Unter den Prosastücken ist wohl das schönste und der besonderen Hervorhebung würdigste die Hymne über den Tod aus dem „Buch der Parabeln", die mit ihrem wiederholten Refrain: „Ich gehe hin zu sterben" eine gewaltige Klage ist, voll Entsagung und Verachtung der Welt, kraftstrotzend in der Empfindung und erhaben in der Sprache. Ergreifend und aus dem tiefsten Quell der Poesie geschöpft sind besonders die Lamentationen der Maria, deren reichen Stoff jene Codices in ungebundener Rede aufbewahrt haben; unter den Bearbeitungen in Versen aber gebührt der erste Platz unstreitig den Hymnen des heiligen Bernhard. Die Sprache des ungenannten Bearbeiters dieser Hymnen ist noch nicht ganz glatt, doch hat sie eine rhythmische und wahrhaft veranschaulichende Kraft, auch offenbart sich in ihr eine solche Innerlichkeit und tiefe Andacht des Empfindens wie kaum noch irgendwo in der ungarischen Lyrik des Mittelalters. Ihr Ton ist erhebend und geht ans Herz — man glaubt das Original zu lesen, das der ungenannte Bearbeiter sozusagen nur als Vorbild für sein Werk benützt hat. Als Beispiel, so weit es in der deutschen Übersetzung noch erkennbar bleibt, diene folgende Strophe aus der Hymne: „An den gekreuzigten Christus":

Du erkenn' mich, süßer Heiland!
Mich betrübt dein heilig Leiden.
Jammre um dich reinen Herzens,
Wünschend, wollend Theil der Schmerzen.

Nicht ist Mühe, nicht mir Plage,
Süße ist und Lust die Klage,
Wie ich wach' ob deinem Harme,
Dich an deinem Kreuz umarme.

Zu dieser Innigkeit des Gefühls kommt noch in manchen Legenden, wie in der vom heiligen Alexius, eine große Einfachheit der Erzählung, wogegen die Legende der heiligen Margaretha, dieses treue Zeitbild von mittelalterlichem Glaubenseifer und Mönchsleben, mehr zur Trockenheit der Chronik neigt. Weit wichtiger jedoch für die Geschichte der ungarischen Dichtung ist die Legende der heiligen Katharina, Tochter des Königs Costus von Egypten, deren Geburt, Lebensschicksale und Märtyrerthum da erzählt werden. Diese Legende zeigt in charakteristischer Weise die naive Auffassung der Zeit, in der sie entstand; man sieht in ihr die völlige Befangenheit und Geistesbeschränktheit einer scholastischen Meditation, aber in einer Sprache von ganz individueller Kraft ausgeprägt, in schönen Ausdrücken und großentheils auch in regelmäßig pulsirendem Rhythmus. Die Wirkung dieser Eigenschaften scheitert nicht einmal an der kühnen Ordnung der Zeilen, ihrer Ungleichheit und dem häufigen Mangel an Harmonie. Obgleich das lehrhafte Element in dem Werke übermäßig viel Raum einnimmt und die langwierigen Disputationen nicht

Titelbild aus dem Werke: „Pomerium de Sanctis“, des Pelbart von Temesvár.

gerade von dichterischem Leben und Feuer durchdrungen sind, erkennt man ein gewisses Streben des Dichters, Leidenschaften zu malen.

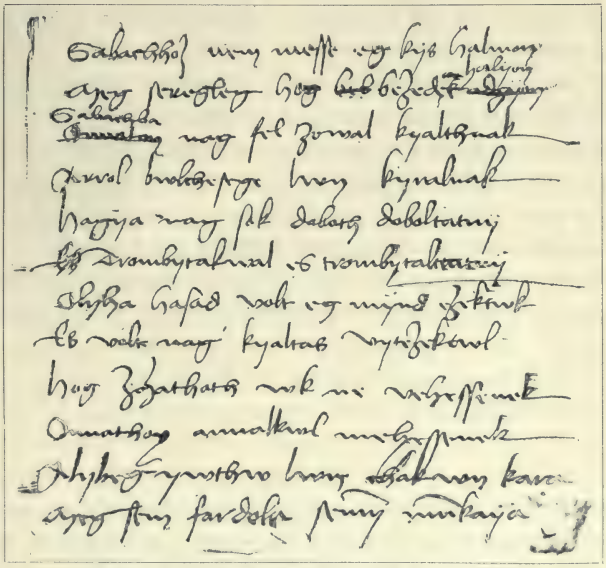
Über den Verfasser des Gedichtes ist man noch nicht einig. Aron Szilády tritt für Pelbart von Temesvár ein, den Franciscanermönch, der unter König Matthias der berühmteste Kanzelredner und Schriftsteller war. Er ist der erste ungarische Theologe, dessen Schriften in ganz Europa bekannt werden. Seine großen Werke, die Sermones de Sanctis Pomerii, Sermones de tempore, Sermones quadragesimales waren nicht nur in Ungarn, sondern überall in der civilisirten Welt hoch geschätzt. Sie dienten den ungarischen Legendenschreibern als Quellen, wie denn Pelbart offenbar von außerordentlichem Einfluß auf seine Zeit gewesen ist. Entgegen der neuen Richtung der Renaissance trat er als hervorragender Meister der älteren mittelalterlich-religiösen Richtung auf und fast alle Prediger seiner Zeit kamen bei ihm zu lernen. Er schrieb seine Werke, wie er selbst sagt, „in einfacher, der einfältigen Sprechweise des Volkes unserer Heimat angemessener Rede", und hielt sich insbesondere den Zustand des Landes vor Augen. Daher seine ungeheure Wirkung, die den Gegensatz zwischen Humanismus und ungarischem Nationalgeist so scharf hervortreten ließ. So gilt uns Pelbart vom Standpunkt der allgemeinen Cultur für eine Persönlichkeit von ungewöhnlicher Bedeutung; vom rein nationalen und ästhetischen Gesichtspunkt aber dürfen wir auch jene Bruchstücke der mittelalterlichen Literatur Ungarns nicht unerwähnt lassen, die sich in lyrischer oder epischer Form mit einem nationalen König oder einer Begebenheit im Vaterlande beschäftigen. Jene zeigen die Idee des Katholizismus in engstem Zusammenhang mit den Ideen des ungarischen Patriotismus und Königthums; diesen ist es mehr darum zu thun, Beispiele nationalen Heldenmuthes aufzustellen. In diesen nationalen Gesängen spielt die Jungfrau Maria eine kaum geringere Rolle als in den Sagen des Mittelalters. „Die Jungfrau Maria, als Schutzfrau Ungarns, ist" — wie Gyulai schreibt — „gleicherweise Gegenstand der religiösen wie der patriotischen Verehrung. Ihr Bild weht auf den Fahnen Ungarns und der Patriot fleht zu ihr, als zur Wiedererweckerin der Todten, Verderberin der Feinde, guten Beratherin der Könige und Schützerin der Magyaren." Außer ihr sind noch „St. Stefan und St. Ladislaus nationale Schutzpatrone, Helden des christlichen Glaubens wie des nationalen Ruhmes". Beide sind in Hymnen verewigt, die noch jetzt in den Kirchen erschallen. Von Ladislaus dem Heiligen singen im XV. Jahrhundert zwei Hymnen, die aber gewiß beide nur Echos aus noch älterer Zeit sind. Der magyarische Rhythmus pulsirt in ihnen hier und da in größter Reinheit, wie sie sich nur in den neuerdings gesammelten Székler-Balladen wiederfindet. So in dem „Gesang vom heiligen König Ladislaus":

Rein du an Körper, glänzend die Seele,
Tapfer im Herzen, wie der wilde Leue;
Nannten darum dich László den Tapfern,
Als du ein Kindlein annoch gewesen.

Der nämliche Rhythmus erklingt in dem Erinnerungsgesang auf König Matthias' Tod:

Weiland Matthias, du guter König,
Länder dir waren viel unterthänig,
Lob dir erklang und Preis hunderttönig,
Achteteſt Feinde alle für wenig.

Aus den Elegien ſpricht die tiefe Erregung des Patrioten, der echte Ton ſeiner Schwermuth, das Troſtloſe ſeiner Trauer in ſchöner und kraftvoller Sprache. Religiöſe Andacht paart ſich mit nationalem Selbſtgefühl, denn der Magyare hält ſein Volk für das erwählte Gottes. Der Verfaſſer dieſer patriotiſchen Hymnen iſt nicht minder ein Sohn des



Aus dem Liede „Der Kampf bei Schabatz" (XV. Jahrhundert).

Volkes und daher unbekannt, als der der erſten längeren epiſchen Erzählung, welche die Eroberung Pannoniens behandelt und dabei die Sage vom weißen Roſſe wiederbelebt, wie ſie im IX. und X. Jahrhundert mochte von Mund zu Mund gegangen ſein. Aus dem Jahre 1476 iſt die Schilderung vom Kampfe Matthias' bei Schabatz erhalten, deren Verfaſſer, ein Kriegsmann mit der Seele eines Dichters, als Augenzeuge bald mit Bewunderung und Selbſtgefühl, bald mit Pathos von der „trefflich großen Beſtürmung" erzählt, welche die Ungarn vollbracht. Toldy erklärte von dieſem Werke voll Begeiſterung: „Dies iſt ein Lied, das an der Tafel des Königs Matthias mag geſungen worden ſein." Ob dieſe Vermuthung begründet ſei, wiſſen wir nicht, doch fehlt es nicht an einem Beleg

dafür, daß an König Matthias' Tafelrunde auch magyarische Gesänge erklungen sind. Fr. Arnoldus de Bavaria schreibt nämlich in seinem zu Köln 1482 erschienenen Werkchen: „Der Erwähnung werth scheint mir jener Ungar, Namens Gabriel, der zur Ergötzung seiner Heimatgenossen mehrere vortreffliche ungarische Gesänge und Lieder derart glücklich verfaßt hat, daß an diesen — wie man sagt — selbst der großmächtige Matthias, der hochgelehrte König der Pannonier, in freien Stunden oftmals Wohlgefallen gefunden. Derselbe Gabriel, so erfahre ich von meinen dortigen Mönchsgenossen, bemüht sich jetzt, des erwähnten unüberwindlichen Königs Tapferkeit und Kriege in ungarischer und lateinischer Sprache zu besingen, um das unvergängliche Gedächtniß dieses großen Königs den kommenden Jahrhunderten zu überliefern."

Allein der Tod des großen Königs ließ die Klänge der nationalen Epik gleichsam verstummen. Unter der Herrschaft der Jagellonen sehnte man sich oft nach Matthias zurück, dem Mann von starkem Arm und energischem Entschluß, der „so mächtig war unter den Königen, daß er, wie das obenerwähnte Gedenklied sagt, die Stadt Wien und Deutschland (Österreich) nach Belieben an seine Krone knüpfte." Jetzt wußte Niemand die Interessen der Nation gegen den drohenden äußeren Feind zu schützen, noch Hab und Gut der Einzelnen gegen die mächtigen Oligarchen. Das Volk sah sich verlassen und ging Geistlichen und Weltlichen, überhaupt den Herren, mit scharfer Satire zu Leibe. Es war unzufrieden mit der Zeit, es sehnte sich nach gesellschaftlicher Reform und wagte es, vielleicht zum ersten Male, die drohende Haltung anzunehmen, die sich in dem „Straflied" Apátis kundgibt. Diese allgemeine Unzufriedenheit verrieth, daß große Zeiten im Anzug waren.

II.

Das XVI. Jahrhundert bewirkte in Ungarn außerordentliche Veränderungen. Die Gebietseinheit des Landes wurde zerstückelt, die politische Einheit der Nation spaltete sich in starke Parteien und ihre religiöse Überzeugung folgte den verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Die Idee des Protestantismus, die selbst am königlichen Hofe Schützer fand, verbreitete sich nach der Unglücksschlacht bei Mohács rasch und die Nation wurde völlig hineingerissen in den Wirbel jener Bewegung, die auf den Trümmern der Renaissance entstand, um die Religion und mit ihr die ganze Gesellschaft, die ganze Weltanschauung der europäischen Menschheit umzugestalten. Die Apostel der neuen Religion stürzten die einheitliche religiöse Überzeugung des mittelalterlichen Magyarenthums von Grund aus um und nahmen den Kampf auf nicht nur mit den Priestern der katholischen Kirche, sondern mit Allen, die der Ansicht waren, daß die Macht der katholischen Kirche noch ferner aufrecht bleiben solle. Mit unwiderstehlicher Gewalt rissen sie alle geistigen Verkehrsmittel an sich: die Druckerpresse, die Schule, die Kanzel, und der schlichte Prediger wurde,

indem er für die Seelenbedürfnisse der um ihn gescharten Gläubigen sorgen wollte, zum Schriftsteller und Dichter, er übersetzte die Bibel, er erklärte die Thesen der neuen Religion, er gestaltete die alten Kirchengesänge um oder verfaßte neue und bekämpfte mit Erbitterung die Katholiken, die — in seinen Augen — fortan nur noch Irrende waren.

Jetzt trat die eigentliche Literatur zum ersten Mal dem Leben, dem gemeinen Volke näher, dessen Sprache sie redete und dessen ethische Auffassung sie neu zu gestalten wünschte. Zu diesem Zweck trachteten die protestantischen Schriftsteller vor Allem, dem Volke eine möglichst vollständige magyarische Übersetzung der Bibel zu schaffen. Wohl war die Bibel bereits im vorigen Jahrhundert zum großen Theile und wiederholt übersetzt, doch wurde sie nur in den Klöstern von den Mönchen benützt, während das Volk lediglich auf die von seinem Geistlichen gegebene Erklärung angewiesen blieb. Jetzt wurde die Bibel Gemeingut Aller. Zuerst gab Benedict Komjáthy 1533 in Krakau die Briefe des heiligen Paulus heraus und acht Jahre später erschien die vollständige magyarische Übersetzung des Neuen Testaments von Johannes Sylvester, einem Schüler Melanchthons, der nachmals an der Wiener Universität Professor der hebräischen Sprache und Geschichte wurde, später jedoch Lehrer zu Debreczin und schließlich Prediger zu Leutschau war. In den Jahren 1589 bis 1590 erschien die vollständige Bibel von Kaspar Károli, Geistlichen zu Göncz und Senior des Kaschauer Thals, und zwar unter der Protection des Stefan Báthori von Ecsed in dessen Dorfe Vizsoly, daher denn die erste vollständige Bibelübersetzung, die in einigermaßen verbesserter Form noch jetzt von den Protestanten benützt wird und über hundert Ausgaben erlebt hat, die Vizsolyer Bibel genannt wird. Für die Katholiken hatte bisher nur Gabriel Mizsér von Pest die Evangelien übersetzt und (1536) herausgegeben.

Als die Bibel theilweise und schließlich vollständig übersetzt war, begannen auch die Glaubensfehden, einerseits zwischen Protestanten und Katholiken, anderseits zwischen den protestantischen Bekenntnissen. Zu besonderer Bedeutung sind die Streitschriften dieser Zeit nicht gelangt, doch ist es ihnen zuzuschreiben, daß die ungarische Prosa eine gewisse Ungesuchtheit und volksthümliche Kraft, ja sozusagen eine Art von Kunstmäßigkeit gewann, wie auch daß die sittliche Auffassung reiner, ernster, zugleich freilich rauher und nüchterner wurde. Emerich Ozorai war der Erste, der die Lehren der neuen und der alten Religion in einem 1535 erschienenen Werke einander gegenüberstellte; weit übertroffen wurde es jedoch durch die Streitschriften des Matthias Biró von Déva über die Erklärung der zehn Gebote und der Glaubensartikel, die ihm den Namen des „ungarischen Luther" eintrugen. Noch bedeutender war Peter Melius, eigentlich Juhász von Horh, Prediger und Superintendent zu Debreczin und eigentlicher Begründer der reformirten Kirche, in dessen verschiedenen Predigten und Streitschriften die Gesunkenheit seiner Zeit mit mehr Kraft, Klarheit, Feuer und zugleich mit unwirscheren Farben gemalt war als

bei irgend einem anderen Schriftsteller. Er war in der That der Genfer Calvin, auf ungarischen Boden verpflanzt. Mit nicht geringem Erfolg wirkte ferner Franz Dávid, der Begründer der unitarischen Kirche in Ungarn, und noch manche Andere gebrauchten Wort und Schrift als Waffen, um die Anhänger der alten Kirche aus allen ihren Schanzen herauszuscheuchen. Ein ununterbrochener Kampf von fünfzig Jahren blieb denn auch nicht ohne Früchte, und als die Priester der katholischen Kirche die Zeit für gekommen hielten, den Siegeslauf der neuen Religion zu hemmen, war die große Arbeit, die Begründung des Protestantismus so ziemlich vollendet. Zum Glück für die katholische Kirche traten indeß gleich Anfangs zwei Männer zu ihrem Schutze auf, in denen Bildung und Geschmack, Vaterlandsliebe und tiefe religiöse Überzeugung, positives Wissen und Scharfblick vereint waren: Nikolaus Telegdi, Bischof von Fünfkirchen, und Andreas Monoszlai, Bischof von Veszprém. Der letztere spricht, indem er die Abweichungen in den Glaubensartikeln scharf kritisirt, auch seine charakteristische Überzeugung aus, daß die neue Religion die damalige traurige Lage Ungarns verschuldet habe. Diesen Angriff wies dann (1602) Stefan Magyari zurück, indem er der Überzeugung der Protestanten Ausdruck gab, daß Gott gerade wegen des halsstarrigen Festhaltens an den alten Irrthümern die ungarische Nation mit so vielen Feinden heimsuche.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß diese Idee der Glaubensstreitigkeiten ungefähr ein Jahrhundert lang alle ungarischen Schriftsteller und Dichter beherrscht. Die Verfasser von Gesängen, Geschichten, Lehr- und Rügegedichten sprechen fortwährend davon, bei den Katholiken wie bei den Protestanten. Die Leiden des Vaterlandes erscheinen ihnen in engem Zusammenhang nicht nur mit der — deutschen oder türkischen — Auffassung der politischen Parteien, sondern auch mit der Überzeugung der Religionsbekenntnisse. Die deutsche Partei erklärte die Türkenplage und den Ruin des Landes aus der Losreißung von der katholischen Religion, von Gottes wahrer Kirche, wie dies im nächsten Jahrhundert Pázmány und Zrinyi mit so tiefer Überzeugung verkündeten; die türkische Partei sah den Niedergang der Nation in der Verfolgung der protestantischen Religion, in der Anhänglichkeit an die alte Kirche, beide aber betrachteten die Erschöpfung des Landes als Strafe Gottes. Der Patriotismus verschmolz auch jetzt mit der religiösen Auffassung und Lyriker wie Epiker schöpften gleichermaßen aus dieser Quelle Stoff für ihre Gesänge, Jeremiaden, weltlichen und biblischen Erzählungen. Natürlich sind die Verkünder der neuen Religion weit eifriger im Bearbeiten alter und im Verfassen neuer Gesänge, im Übersetzen der Lieder Luthers oder der Psalmen, als die Katholiken. Die vorhandenen Liedersammlungen vom Jahre 1536 bis zum Anfang des XVII. Jahrhunderts sind sämmtlich für die protestantischen Bekenntnisse angelegt, und zwar die meisten für die Anhänger Calvins, während die Evangelischen A. C., die Unitarier und Sabbatarier sich sozusagen

nur von je einer Liedersammlung nähren. Wir kennen in diesem Jahrhundert eine ganze Schar von Liederdichtern; die bedeutendsten sind Matthias Biró von Déva, Stephan Székely, Michael Sztárai, Andreas Batizi, Gallus Huszár, Peter Bornemissza und Nikolaus Fazekas von Bogát, der seinen unitarischen Glaubensgenossen die erste vollständige Psalmenübersetzung schenkte. Rein ästhetisch betrachtet, sind die Gesänge der Unitarier und Sabbatarier die schönsten; in ihnen erneuert sich die tiefe religiöse Andacht des Mittelalters und man hört den starken Glauben, das unbeugsame Gottvertrauen des vor den Verfolgungen fliehenden Gläubigen in regelmäßigen Rhythmen ausklingen. Wir wollen hier nur einen der herrlichen unitarischen Gesänge anführen:

Wahre Majestät, einziger Herr,
Gott von mächtigem Willen!
Deß Ruhm und großer Name
Himmel und Erde füllen.

Unsterblicher, Unsichtbarer
In deinen Herrlichkeiten,
Die Engel und großen Heiligen
Lobsingend dich preisen.

Auch aus den Gesängen der Sabbatarier, die zum großen Theil durch Simon Péchy, Kanzler von Siebenbürgen, einen der hervorragendsten Männer des nächsten Jahrhunderts, auf uns gekommen sind, spricht ein ergreifender Glaubenseifer und das starke Vertrauen auf den Bestand der kleinen Glaubensgenossenschaft. Als Beispiel seien folgende Strophen angeführt:

Unsres Glaubens wegen müssen Vater, Mutter,
Und das süße Heimatland,
Weib und Kind verlassen wir und Haus und Erbe,
Unsres ganzen Lebens Stand.

Alles Elend müssen unstät wir erdulden
Und ertragen alle Schmach;
Doch wir achten's wenig, laß uns nur erleben
Einst des letzten Sabbaths Tag.

Das Feld des Religionskampfes betraten in voller Rüstung auch Solche, die keine Kirchengesänge verfaßten, sondern Lehr-, Mahn- und Strafgedichte zur häuslichen Auferbauung der Seele; in diesen erinnern sie an den Tod und das letzte Gericht, sie ermahnen die Gläubigen zu tugendsamem Leben und drohen den Sündern ewige Verdammniß an, namentlich auch Denen, die mit ihren gutsherrlichen Rechten Mißbrauch treiben, denn sie geißeln die hochgebornen grausamen Volksbedrücker nicht weniger scharf als diejenigen, welche die Verbreitung des neuen Glaubens in irgend einer Hinsicht zu hindern wagen. Mit zerknirschter Seele harren sie, daß die göttliche Gerechtigkeit ihnen zutheil werde; diese kann ja für sie nur günstig ausfallen, einstweilen aber sehen sie dennoch mit Erbitterung den Ruin der Nation, denn welcher politischen Partei und religiösen Confession auch der Verfasser angehören mag, in der Tiefe seines Herzens ist er doch vor Allem ein Ungar. Aus dem Schicksal des jüdischen Volkes lasen sie die Zukunft der Nation heraus. Unter den Schriftstellern, welche die beiden Völker mit einander verglichen, erzielte Andreas Farkas die größte Wirkung mit seinem Werke: „Von der jüdischen und der ungarischen Nation", das im Jahre 1538 erschien. Seiner Ansicht nach ist das Schicksal dieser beiden auserwählten

Völker des Herrn das nämliche: beide hat Gott in das gelobte Land geführt, ihnen weise Könige, große Helden geschenkt; das jüdische Volk aber verdarb er, weil es den Messias nicht anerkannte, und das ungarische straft er durch Deutsche und Türken, weil es Christi wahre Religion verfolgt und von den alten Irrlehren nicht lassen will. Dieser tiefe nationale

Titelblatt: „Szent Pál levelei“ (Briefe des heiligen Paulus) vom Jahre 1533.

Schmerz zieht seine Nahrung aus der Bibel, und so singen die protestantischen Dichter den Fluch Moses, die Klagen der babylonischen Gefangenschaft und den Jammer des Jeremias, oftmals vermischt mit dem schärfsten Hohn, dem düstersten Haß, wie zum Beispiel bei Andreas Horváth von Szkháros, dem in Ungarn damals kein Schriftsteller überlegen

Titelblatt: „Uj testamentom“ (Das neue Testament) vom Jahre 1541

war an kraftvoller Sprache, schonungsloser Kritik und ätzender Satire. Er ist ein ebenso aufrichtiger Vertheidiger des Volkes, als schonungsloser Angreifer der Herren. Niemals ermattet er im Kampfe, in der Begeisterung für die Unterdrückten, und er macht mit ebensoviel Lust die bestehende gesellschaftliche Ordnung lächerlich, als einzelne hervorragende oder unbedeutende Repräsentanten derselben, vom römischen Papst angefangen bis hinab zum letzten Mönch.

Dieser düstere Ton, diese dunkle Bitterkeit der Religionsfehden und Rügegedichte führt zur Entstehung der sogenannten dialogisirten Satiren, die in der Geschichte des ungarischen Dramas einen wichtigen Wendepunkt bezeichnen. Zwar blühten die Mysterien, deren man neuerdings ziemlich viele aus dem Volksmunde gesammelt hat, ohne Zweifel auch hierzulande schon im XIII. und XIV. Jahrhundert, sie blieben jedoch sehr wahrscheinlich auf der Stufe stehen, wo sie noch gleichsam Bestandtheile der kirchlichen Liturgie bildeten, und konnten sich nicht zum selbständigen weltlichen Drama entwickeln. Das ungarische Drama darf mit größter Wahrscheinlichkeit jene Komödie als seine Stammmutter betrachten, die im XVI. Jahrhundert als Nachahmung der italienischen Bühnenstücke und der deutschen Schuldramen auch in Ungarn einige fruchtbare Triebe angesetzt hat. So schrieb zu dieser Zeit Michael Sztáray die dialogisirten Satiren: „Des wahren Priesterthums Spiegel“ und „Der Priester Ehe“, mit denen er die Reihe der ungarischen Schuldramen eröffnete, welche sich dann in ungestörter Entwicklung über fast drei Jahrhunderte erstrecken sollte. Zur Zeit der literarischen Wiedergeburt, in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, nahm das ungarische Drama einen weiteren Aufschwung; bis dahin haben wir nur eines einzigen Dramas kurz zu erwähnen, das aber auch weniger ein Drama, als ein Zeitbild ist. Es ist dies die „Komödie von Meinhard Balassis Verrath“ (Komédia Balassi Menyhárt árultatásáról), welche einen der schlimmsten und charakterlosesten Männer des XVI. Jahrhunderts, den tapferen, aber räuberischen Magnaten, in dem der Verfasser alle Sittenlosigkeit, allen berechnenden Cynismus der Zeit personifizirt, vor uns an den Pranger stellt. Der ungenannte protestantische, vermuthlich unitarische Dramatiker macht in der Person des Erzbischofs von Gran den ganzen Katholizismus zum Gegenstand des Hohns, während er der Klage und der Rache des armen, durch beutegierige Herren gepreßten Volkes eine scharfe Stimme leiht. Balassi tritt, um die von König Sigismund ihm verliehenen Burgen auch unter König Maximilian behalten zu können, zur katholischen Religion über und beichtet dem Erzbischof von Gran, Nikolaus Oláh, nach einander alle seine fürchterlichen Verbrechen. Diese Beichte ist der vorzüglichste Theil des Werkes; er beginnt die Aufzählung der Missethaten bei den Diebereien seiner Kinderjahre und kommt dann zu den Gewalt-, Raub- und Mordthaten, deren er gar kein Ende findet, so daß der Erzbischof schon ungeduldig wird. Aber der gewissenlose Bösewicht

verspricht seinem Beichtiger hundert Gira Silber, worauf dieser sich bereit erklärt, ihn von allen seinen Sünden sofort zu absolviren. Als Drama ist das Werk von geringem Werth, aber als ein mit den schärfsten Zügen gemaltes Charakterbild hat es in der ungarischen Literatur kaum seinesgleichen. Nicht nur daß seine Personen, besonders Balassi selbst, vorzüglich gezeichnet sind, auch die Dialoge sind lebendig, die Sprache ist zutreffend, stark und charakteristisch. Die Personen sprechen die Sprache des Lebens, was der vorzüglichste Beweis für das Talent des Schriftstellers ist.

Die Lyrik dieses Jahrhunderts, so reich sie ist, ist nicht reicher als die Epik desselben, die beinahe alle Erzählungen des alten Testaments, den Stoff der europäischen Sagen und Novellen, der Gesta Romanorum, die Fabelsammlungen Aesops und der Deutschen, die „Historien" der classischen Welt und einen ganzen Vorrath vaterländischer Begebenheiten aufgegriffen hat, um sie eilends, größtentheils in gereimter Form, ans Licht zu setzen. Die epischen Erzähler sind theils directe Nachkommen der einstigen mittelalterlichen Geschichtensänger, theils trockene Chronikenschreiber, die an ihrem Gegenstand nichts verschönern wollen. Hier seien von ihnen nur diejenigen erwähnt, welche vaterländische Stoffe verarbeiten oder sogenannte „schöne Historien" schreiben. Unter jenen gebührt dem Sebastian Tinódi unser besonderes Interesse. Er ist im XVI. Jahrhundert der tüchtigste Vertreter des erzählenden Epos, beziehungsweise der Reimchronik, und wurde durch die Kriegsläufe früh auf den Kampfplatz getrieben, wo er Augenzeuge der meisten besungenen Ereignisse ward. Mit seiner Leier zog er von Burg zu Burg und sang die „Historie von Siebenbürgen", den „Untergang von Szegedin", den Heldentod oder aufopfernden Kampf eines Szondy, Dobó, Losonczy, das Schicksal seines einstigen guten Herrn, des in Gefangenschaft geschleppten Valentin Török, oder er verspottete die Trunkenbolde und die protzigen Hofrichter, die ihn nicht besonders gerne sahen. Als gestaltender Dichter kann Tinódi kaum in Betracht kommen, als ein Dichter jedoch, der die Einzelheiten der Ereignisse seiner Zeit gewissenhaft erkundete und mit glühender Vaterlandsliebe, mit moralischem Muthe nicht müde ward, die gewaltthätigen und parteiwüthigen Magnaten im Namen des Vaterlandes zu ermahnen, abzukanzeln, zu Eintracht und Gemeinsinn anzueifern, hat er ohne Zweifel Anspruch auf einen vornehmen Platz unter den Poeten seiner Zeit. Er ist vielleicht der einzige unter den ungarischen Schriftstellern des XVI. Jahrhunderts, der, obgleich eifriger Protestant, nicht unduldsam wird, weil sein Patriotismus noch stärker ist als seine religiöse Überzeugung. Ihm schwebte nur ein wirkliches Ziel vor: die Zurückgewinnung der Selbständigkeit Ungarns, die Vereinigung des zerstückelten Landes, und er war Feind der Deutschen wie der Türken, da er von beiden gleiche Gefahr für die Freiheit des nationalen Lebens befürchtete.

Unter den Verfassern von „schönen Historien" findet sich keine so merkwürdige Gestalt, obgleich sie an dichterischer Begabung Tinódi sämmtlich überragen. Zu ihnen

gehören: Albert Gergei (nach Anderen Gyergyai), dessen Feenmärchen „Königssohn Argirus“ noch heute ein Lieblingsbuch des Volkes ist; Peter Ilosvai, der die dem Volksmund entnommene Toldi-Sage in Verse faßte und dadurch den Stoff zu Johann Aranys Meisterwerk, der Toldi-Trilogie, lieferte; ferner zwei Ungenannte, deren einer eine „schöne Historie“ „von König Béla und der Tochter Bankós“ schrieb, während der andere „die Historie von Szilágyi und Hajmási“ bearbeitete. Die letztere Sage hat sich bei den Széklern bis in unsere Tage erhalten. Wir übergehen die übrigen einschlägigen Werke, um nur noch die „schöne Historie“ von „Euryalus und Lucretia“ zu erwähnen, eine gereimte Bearbeitung des gleichnamigen Prosaromans von Aeneas Sylvius; es wird darin die Liebesgeschichte des mit dem deutschen Kaiser in Siena weilenden Euryalus und einer dortigen Dame geschildert, wobei die Leidenschaft der Betheiligten in ihrer Entwicklung und Erstarkung, sowie deren Dialectik, zu recht künstlerischer Darstellung gelangt.

Von wem die ungarische Bearbeitung herrührt, ist ungewiß. Aron Szilády hält Valentin Balassa für den Verfasser, was er mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit nachweist. Es ist hier nicht der Ort, diese Frage genauer zu prüfen, mit Balassa jedoch müssen wir uns etwas eingehender beschäftigen, denn er ist der größte ungarische Dichter des XVI. Jahrhunderts, der in der ungarischen Lyrik eine neue Epoche geschaffen hat. Seine Richtung weicht von den bisher behandelten völlig ab. Bis zum Auftreten Balassa's waren Patriotismus, Familiengefühl und die Betrachtung der Naturschönheiten mit dem religiösen Element verquickt. Die weltlichen Freuden, die Liebe, gelangten nur hier und da zum Ausdruck. Auch Balassa läßt zwar in einem Theil seiner Gedichte das religiöse Element in Geltung, allein er neigt auch dem weltlichen zu und umfaßt Regionen der Poesie, die vor ihm so viel wie unbekannt waren. Er kennt die Volksdichtung, die Blumenlieder, aber auch die europäische Literatur seiner Zeit und schöpft auf beiden Gebieten für seine Lieder, deren Wirkung bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts fühlbar bleibt. Dies ist das literaturgeschichtlich Wichtigste an ihm. Er greift nicht nur nach neuen Stoffen, sondern schafft auch eine neue Kunstgattung, die bis dahin nur in der Volksdichtung bekannt, von der Kunstpoesie aber gemieden war. Überdies bildet er die lyrischen Versformen, die sich bei den Verfassern der früheren Gesänge mit mehr oder weniger Glück entwickelt hatten, regelmäßiger aus, ja, er erfindet sogar eine neue ungarische Versform, die nach ihm noch heute die Balassa-Strophe heißt.

Balassa wurde im Jahre 1551 aus einer Familie des Hochadels geboren und machte gleich rasche Fortschritte in der geistigen Ausbildung wie in der Handhabung der Waffen. Er war ein echter Edelsohn, der mit einundzwanzig Jahren bei König Rudolphs Krönung durch den Preßburger Reichstag im abendlichen Reigen durch sein anmuthiges Tanzen auch

die fürstlichen Zuschauer entzückte. Seine kriegerische Laufbahn fiel jedoch ebenso unglücklich aus als sein Familienleben. Da er von gewaltthätiger Natur war, unbeständig in der Liebe, grausam gegen seine Unterthanen, ein richtiger mittelalterlicher Zwingherr, so verfloß sein Leben in ewiger Drangsal; endlich verließ ihn seine Frau, Christina Dobó, worauf er vor Kummer und Scham in die weite Welt zog, ein Heimatloser, und erst 1594 wieder zurückkehrte, um nach der Belagerung von Gran an seinen dort erhaltenen Wunden zu sterben.

Unter seinen Dichtungen finden sich geistliche Gesänge, Liebeslieder, patriotische und ritterliche Gedichte. Er richtete an seine erste Liebe, wie an seine Frau und noch Andere zahlreiche echte Lieder und noch mehr liedartige Gedichte, am schönsten jedoch offenbart sich die wahre Glut der Liebe, ihre Schwermuth und Sehnsucht, in den Versen, die an Anna Maria Losonczi gerichtet sind. Die Stoffe, aus denen sein dichterisches Empfinden Lieder schafft, sind ebenso verschiedenartig als für seinen Zweck geeignet. Als echter Liederdichter weiß er in Allem eine Beziehung auf seine Liebe zu finden: bald dünkt er sich ein Schwan, der mit seinem Weibchen auf dem Teiche schwimmt, bald benützt er seinen Ring als mahnenden Sendboten an die Geliebte, damit sie ihn nicht vergesse, denn in ihr allein finde er seine ganze Seligkeit; dann wieder wendet er sich an die Bienen mit Vorwürfen, daß sie den Honig aus den Blumen saugen, da sie doch auf den Lippen seines Liebchens, welche „reifen Kirschen gleichen", weit süßeren Honig finden könnten.

Die Unrast der Liebe, die melancholisch süße Freude gibt ihm viele Lieder ein, die seine Bereitwilligkeit ausdrücken, für die Geliebte alle Leiden zu erdulden, oder sie anflehen, ihn zu vernichten, da er ohnehin aller Hoffnung bar sei und sein Leben eitel Pein. Er hat aber auch Lieder voll fröhlichen Scherzes darüber, daß er der Liebe, die ihn bisher gefesselt, ledig geworden und nun in den Freuden des ritterlichen Lebens Entschädigung und Erleichterung suchen könne. Jetzt — so ruft er —

Jetzt herbei, du rasches Roß, du Windspiel, gleich dem Wind,
Du scharfes Schwert, du Federspiel, Jünglinge froh gesinnt,
Auch im Kreis der Degen,
Die des Bechers pflegen,
Ich nun meine Freude find'.

Zuweilen erhebt er sich vom Ton des Liedes bis zur Ode, mit einem Ausbruch von Bitterkeit, weil er geboren, um immer nur von „mörderischen Qualen" verfolgt zu sein, oder er sucht Trost in stiller Entsagung und verzehrt sich in sanfter Klage über sein Schicksal, das sich traurig gestaltet habe, dem kalten Winde gleich, nachdem der Herbstthau gefallen; sein Herz schluchzt, sein Auge überfließt von Thränen und er fragt, ob er wohl noch seiner Lust leben könne oder verwaist dahinschleichen müsse bis an den Tod.

Wenn ihm all der Trübsinn darob, daß er die Geliebte, das Vaterland und die ritterliche Laufbahn verlassen, in ein Gefühl zusammenklingt, strömt er es in wahrhaft ergreifenden Elegien aus:

Muß verbannt ich scheiden, | Gott, führ' du mein' Sach',
Muß die Heimat meiden, | Gott, führ' du mein' Sach'!

In den Werken Balassa's spiegelt sich seine ganze Persönlichkeit: der vaterlandliebende echte Magyare, der christliche Degen, der tapfere Soldat, der treue Freund, der verliebte Rittersmann, der tief empfindende Dichter. Er ist ebenso reich an Gedanken, wie an Phantasie, und die ungarischen Dichtungsformen, die poetische Sprache zeigt er in so hoher Entwicklung, wie Niemand sonst bis ans Ende des XVIII. Jahrhunderts. Kurz, Balassa ist der erste Lyriker der alten ungarischen Dichtung, sowie Zrinyi der erste Epiker des XVII. Jahrhunderts.

III.

Das XVII. Jahrhundert ist das der Anspannung der Nationalkraft. In der Literatur wie in der Politik griff die Nation zu den stärksten Waffen, um ihr Recht mit Gründen jeder Art zu stützen, dadurch den Religionskämpfen ein Ende zu machen und das Land sowohl von der Brandschatzung durch fremde Söldner, als auch vom türkischen Joch zu befreien. Die Nation ermattete oft in diesem schon viel früher begonnenen Kampfe auf Leben und Tod gegen die katholisch-deutsche Partei. Doch stand der krieggewohnte Ungar stets bereit zum unverhältnißmäßigen Kampfe und seine Tapferkeit erntete wieder und wieder die schönsten Lorbeern. So endete der hartnäckige und erbitterte politische Streit erst zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, als 1711 die kuruczischen Soldaten Franz Rákóczys II. auf dem Majthényer Felde die Waffen streckten, und so lange dauerte auch der bewaffnete Kampf der protestantischen Religion. Die katholische Kirche hatte auch zu den Waffen der Neuerer gegriffen, sich schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus ihrer Benommenheit aufgerafft und dann Schritt vor Schritt die Gebiete zurückgewonnen, welche zuweilen im Siegesrausche ohne Anstrengung, ja oft lediglich durch den Zauber der neuen Idee erobert worden waren; nach dem Wiener Frieden (1606) standen alte und neue Kirche ungefähr auf gleicher geistiger Machthöhe.

So änderte sich die Färbung der Literatur. Das Schriftthum des vorigen Jahrhunderts ist im Ganzen und Großen protestantisch, das des XVII. Jahrhunderts unverkennbar katholisch, weil die Anhänger der katholischen Idee an der Spitze der neuen Bewegung einhergingen, die heftigsten literarischen Schlachten durchkämpften und auf literarischem wie gesellschaftlichem Gebiete die größten Triumphe errangen, oft aus eigener Kraft, oft mit offenbarer Unterstützung des Herrschers und der Regierung. So konnte auf den Sieg der Glaubensneuerer jene Reaction folgen, welche die Literatur parallel mit der

Richtung des vorigen Jahrhunderts weiterentwickelte, indem sie die Religionsfehden noch mehr ausbildete und verbitterte, selbst die kirchliche Beredsamkeit und Bibelerklärung in den Kampf hineinzog und das Feld der kirchlichen Literatur gewaltig ausweitete. So erscheint es natürlich, daß im XVII. Jahrhundert die Sprache ungewöhnliche Fortschritte machte, nicht nur in der Literatur, sondern auch im öffentlichen Leben und geselligen Verkehr.

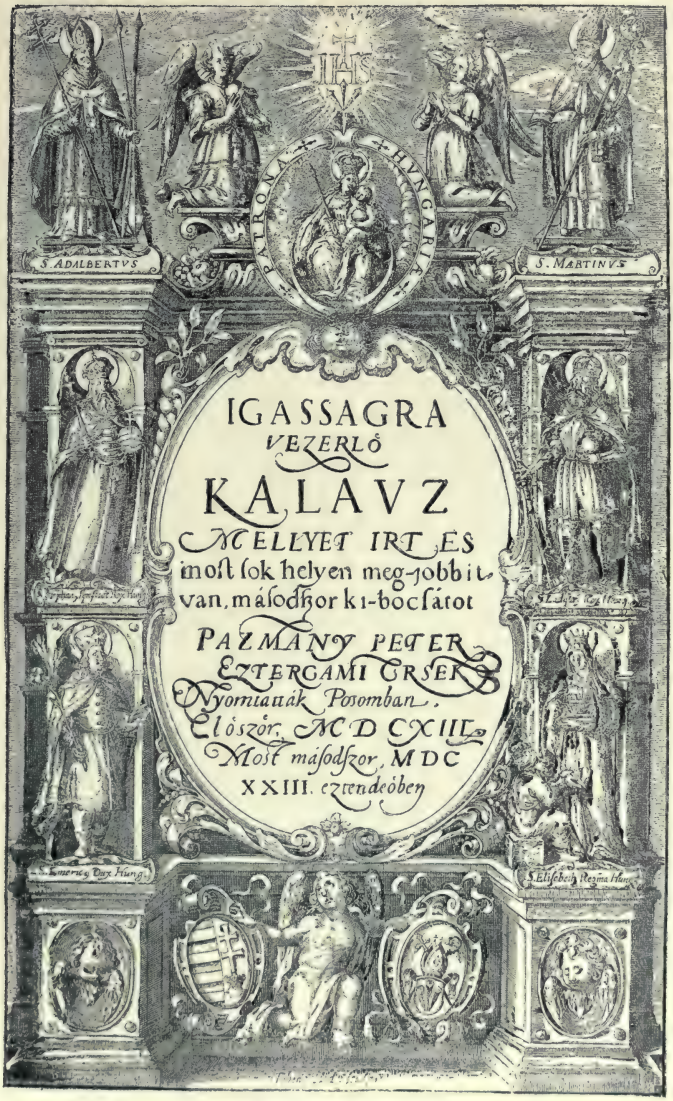
Es ist unnöthig, die geringeren Vertreter der literarischen Thätigkeit dieses Jahrhunderts hier aufzuzählen, denn wir können uns in der geistlichen und weltlichen Literatur mit großen Gestalten beschäftigen, welche die Ideen ihrer Zeit so treu und charakteristisch verdolmetschten, daß die ganze Nation ihre Wirkung empfand. Wenn die geschwächte Kraft der katholischen Kirche in Ungarn wieder erstarkte, so hat dafür Niemand mehr gethan als Peter Pázmány (1570—1637), der „ungarische Cicero im Purpur", der fast dreißig Jahre hindurch der Führer seiner Glaubensgenossen im Feldzug der Gegenreformation war.

Peter Pázmány, dieser Mann von außerordentlicher Rednergabe, polemischer Leidenschaft und logischer Schärfe, führte, noch im Ausland weilend, gegen einige protestantische Prediger, meist unter verschiedenen Pseudonymen, scharfe literarische Fehden, und als er 1607 nach Ungarn heimkehrte, galt er den Protestanten bereits als einer ihrer furchtbarsten Gegner. Die erste glänzende Probe seines Rednergenies legte er auf dem Reichstag 1608 als Vertreter der Probstei Thurócz ab und wurde, obgleich nur einfacher Jesuit, auch in die Kreise des Hochadels hineingezogen, wo er gleichsam die Seele der Gesellschaft war. So ist es nicht zu verwundern, daß er etwa dreißig hochadelige Familien in den Schooß der katholischen Kirche zurückführte, auch am königlichen Hofe eine große Rolle spielte und an der Seite Ferdinands II. während des dreißigjährigen Krieges von bedeutendem Einfluß auf die Leitung der politischen Angelegenheiten war, „eifrig bestrebt, die Interessen des Hofes, der katholischen Kirche und seiner Nation zu versöhnen". Doch war er damals, von 1616 an, bereits Erzbischof von Gran, welche Würde er zweiundzwanzig Jahre lang bekleidete.

Selbst von den größten Männern Ungarns fühlten damals nur wenige, welche Wendung in den literarischen Fehden der Religion eintreten müsse. Pázmány sieht es schon als einfacher Grazer Jesuit vorher, daß seine Zeit bald kommen muß und daß sein Genie von einer ungeheuren Machtstufe herab die kirchlichen und politischen Angelegenheiten des Vaterlandes lenken wird. Fast in jedem Jahre gibt er ein ungarisches Buch heraus, in dem er die Schriften der hervorragendsten ungarischen Protestanten zu entkräften, ihre Gründe durch die schärfste Dialectik umzukehren, ihre Worte oft gröblich zu verdrehen trachtet, seine eigenen Argumente aber mit geistlichen und kirchlichen Autoritäten und biblischen Citaten umschanzt, seine Gegner mit blutigem Hohn verwundet oder lächerlich

macht. Auf dem Höhepunkt seiner literarischen Laufbahn erschien sein großes Werk: „Ein Wegweiser zur Wahrheit“ (Igasságra vezérlő kalauz), das unter den theologischen Streitschriften seiner Zeit in allererster Reihe steht. Die Wirkung dieses ausgezeichneten Buches auf Alle, die der kirchlichen Literatur oblagen, war eine außerordentliche. Selbst die Universität Wittenberg antwortete darauf, Pázmány aber behandelte in einer Gegenantwort seine Widersacher bereits als thatsächlicher Sieger. Manche waren der Ansicht, jenes Buch habe den Interessen der katholischen Kirche mehr genützt als der ganze dreißigjährige Krieg.

Gegen das Ende seines Lebens hin sammelte Pázmány seine Kirchenreden, aber zumeist nur die Sonntagspredigten. In dieser Sammlung wollte er zunächst den Geistlichen und Religionslehrern einen Leitfaden bieten, da, wie er schrieb, „die Pfarrer nicht allesammt Gelehrte sind“. Er wünscht sie über ihre Pflichten aufzuklären, damit sie ihre Reden „mit lange Zeit währenden Verbesserungen“ abfassen möchten und auch selber durchdrungen seien von der Glut der Idee, zu der sie ihre Getreuen begeistern wollen. In der That, Pázmány begeisterte sich und Andere, obgleich er seine Hörer selten hinzureißen wußte. Stark und durchdringend an Verstand, war er an Gefühl weniger warm; er konnte also besser erleuchten als zünden. Seine Phantasie war reich und lebhaft, sie erging sich ungezwungen in schönen Gleichnissen und Bildern, obgleich er sich nicht, wie Bossuet, zum Erhabenen aufschwingen konnte; niederzuschmettern freilich, einen bedauernswerthen Gegner mit blutigen Streichen seiner Satire zu zerfleischen, verstand Niemand besser als Pázmány. Die rohe und wilde Kraft, der wir beinahe in allen Schriften Pázmány's begegnen, floß aus keiner Feder in solcher magyarischer Urwüchsigkeit, wie aus der des furchtbaren Primas. Wohl vertraut mit der Sprache des Volkes, geübt in ihren überraschenden Wendungen und abwechslungsvollen Schattirungen, erhob er die Sprache der Gegend, wo er geboren war und seine Kinderzeit verlebt hatte, also des Biharer Comitats, den Dialect der Theißgegend, zur Literatursprache. Dadurch bildete er die ungarische Prosa des Abhandlungsstils so reich aus, daß selbst diejenigen, die am Ende des vorigen Jahrhunderts die Weiterbildung der Sprache größtentheils nach fremden Mustern versuchten, zu ihm in die Schule gingen. Er „sprach nicht mit der abstracten und schwerfälligen Ausdrucksweise der trockenen Speculation, sondern in der einfachen Sprache des Volkes“, die er „in ihrer vollen Frische und Kraft, mit ihren urwüchsigen und derben Sprichwörtern zuerst in die Literatur eingeführt hat“. Doch nicht nur als Redner, auch als Schriftsteller ist er der Lehrmeister seiner Zeit, mit dem sich an Glut und Kraft höchstens Nikolaus Zrinyi, und unter den Protestanten vielleicht der einzige Albert Molnár von Szencz messen kann. Von seinen katholischen Zeitgenossen und Anhängern kommt ihm in dieser Hinsicht nur Georg Káldy nahe; doch weisen Káldys Bibelübersetzungen und Kirchen-



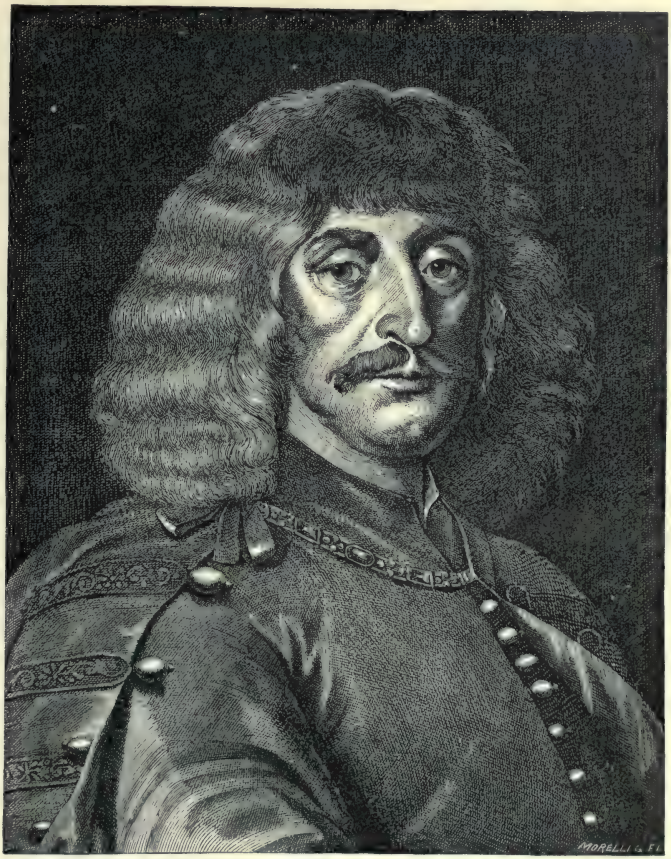
Titelblatt: „Az igasságra vezérlö kalauz“ (Wegweiser zur Wahrheit) vom Jahre 1623.

reden, welche die katholische Kirche bis auf die neueste Zeit benützt hat, mehr Rührung und Anmuth auf als der Stil Pázmány's, dem diese Eigenschaften fast ganz fehlen.

Pázmány fand in der Polemik zwar hervorragende protestantische Gegner, zum Beispiel Georg Csipkés von Komárom, Peter Alvinczi u. A., doch kam ihm keiner gleich an ausgebreitetem Wissen, lebendigem Vortrag und gewaltthätiger Kraft. Nur in Siebenbürgen konnten sich die Protestanten seiner ungeheuren Wirkung entziehen; an den dortigen Fürstenhöfen fand sich jederzeit ein namhafterer reformirter Geistlicher, der an der Spitze der protestantischen Kirchen- und Schulangelegenheiten Siebenbürgens stand und auch das literarische Feldlager leitete, zum Beispiel Johann Dajka, Stephan Katona von Gelej u. A. Um einen solchen Führer scharten sich meistens die zahlreichen hochadeligen Schriftsteller, unter ihnen sogar Gabriel Bethlen, dann die Fürsten Johann Kemény und Michael Apaffy und die fromme Susanna Lórántffy, Gemalin Georg Rákóczys I. Am siebenbürgischen Fürstenhofe brannte um diese Zeit das Licht der ungarischen Kultur am hellsten und wußte einen Amos Comenius, Martin Opitz, Bisterfeld und überdies die gelehrtesten protestantischen Geistlichen, Professoren und Schriftsteller Ungarns in seinen Kreis zu ziehen. Diese hoch auflschlagende Flamme warf auch über das Ausland hin ihre feurigen Strahlen, denn Manche gingen hinaus, nur um ihre Studien fortzusetzen, gelangten aber dort durch großes Talent zu europäischem Ruhme. Unter ihnen hat Albert Molnár von Szencz (1574 bis 1634) das Verdienst, daß die Psalmen, nach französischen Mustern mit echter dichterischer Weihe in magyarische Verse übersetzt, schon 1607 erscheinen konnten; sie haben seitdem über hundert Auflagen erlebt. Diese Psalmenübersetzung bezeichnet eine neue Richtung in der religiösen Lyrik des XVII. Jahrhunderts, besonders hinsichtlich der äußeren Form, die hier Lebendigkeit, Beweglichkeit und einen geregelten Rhythmus gewann. Dies ist das Hauptwerk Albert Molnárs von Szencz, doch entfaltete er außerdem noch eine überaus erfolgreiche literarische Thätigkeit, während sein Leben nicht minder reich war an Widerwärtigkeiten und verschiedenartigen Schicksalsschlägen. In der Heimat konnte er nicht lange weilen, der größte Theil seines Lebens verfloß im Ausland, in ewiger Armuth, unter Plackerei und Verfolgungen. Doch, je weiter er als viel duldender und umhergeworfener Mensch von uns abliegt, desto mehr hebt sich seine Größe als Schriftsteller. Seine theologischen und philologischen Arbeiten sind zumeist von der Wissenschaft überholt, seine Psalmen aber erklingen noch jetzt in den protestantischen Kirchen und seine verbesserte Károli'sche Bibel wird vom protestantischen Publicum noch immer gelesen.

Die weltliche Dichtkunst konnte mit der so gewaltig fortschreitenden geistlichen Literatur nur in einer einzigen Gattung Schritt halten. Das ist die Epik, deren vorzüglichster Vertreter, Graf Nikolaus Zrinyi, Banus von Kroatien, einer der ausgezeichnetsten Dichter,

Staatsmänner und Heerführer seiner Zeit, wegen seiner Heldenthaten von allen Christen in Europa bewundert wird. Er gehört zu den sympathischesten Gestalten der ungarischen Literatur; mit Schwert und Feder im Dienste des Vaterlandes, hat er als Schriftsteller



Nikolaus Graf Zrinyi.

und tapferer Krieger für dessen nationale Unabhängigkeit gekämpft. Im Jahre 1618 geboren, verlor er seinen Vater früh, wuchs aber an der Seite eines Vormunds wie Peter Pázmány auf, dessen Einfluß sich im Leben und Dichten Zrinyis überall wiederspiegelt. In seiner Seele wurzelte eine tiefe, aber nicht unduldsame Religiosität, während seine

Phantasie von den Gestalten der classischen und modernen Dichtung umwimmelt und früh schon von kriegerischem Leben umrauscht war. Gleich glänzend bestand er seine dichterischen, wie seine kriegerischen Proben. Seine Siege über die Türken wurden in ganz Europa gefeiert und die katholischen Fürsten, auch der Papst, wetteiferten, ihn auszuzeichnen, und gleichzeitig schrieb er Gedichte unter dem Titel: „Die Sirene des adriatischen Meeres“ (Adriai tenger Sirenája), die wir noch jetzt bewundern. Diese Sammlung erschien im Jahre 1651 zu Wien und ihr ansehnlichstes Stück ist das Epos: „Obsidio Sigetiana“ in 15 Gesängen, ein Werk von meisterlich abgerundeter und vollendeter Composition, voll künstlerischen Lebens und psychologischer Schärfe in der Charakterzeichnung, charakteristisch und nicht selten erhaben in der Sprache, kurz eine der vorzüglichsten magyarischen Dichtungen, seitdem höchstens in Sprache und Versbau, nicht aber an poetischer Erfindungskraft übertroffen.

Zrinyi macht dieses Epos zum Träger einer großen Idee, wodurch er die sonst unbedeutend erscheinende Vertheidigung einer Veste zu einem außerordentlich wichtigen, auf das ganze Leben der Nation einwirkenden Ereigniß erhob. Nämlich: der Ungar ist verkommen, in Sünden versunken und kann sich vor der Rache der Nemesis nur durch die Aufopferung des Repräsentanten seiner Tugenden erretten. Verkörpert zeigt Zrinyi die Tugenden der Nation in einem seiner Vorfahren, Nikolaus Zrinyi, der im Jahre 1566 selbst den großen Sultan Soliman in seinem Siegeszuge aufzuhalten wußte und mit seiner Handvoll Kriegsvolk den Trümmerhaufen seiner zusammengeschossenen Festung bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigte. Gott selbst beschließt die Bestrafung der ungarischen Nation und schürt durch die Furie Alekto den Zorn des Sultans. Da bricht Soliman mit seinem ungeheuren Heere auf und besetzt das Land jenseits der Donau. Dem ungarischen Helden Zrinyi aber thut Gott mittlerweile in wunderbarer Weise kund, daß er sterben muß, um seinen gewaltigen Grimm zu versöhnen. Es folgen größere und kleinere Kämpfe und dazwischen die reizendsten idyllischen Episoden. Soliman verzweifelt beinahe und glaubt nicht mehr an den Sieg, da bringt ihm eine Brieftaube Kunde von der äußersten Noth der Belagerten. Nun gibt es keine Rettung für Zrinyi. Das ganze Heer der Teufel steht den Türken bei, die den Haupthelden mit fünfhundert Kriegern in die Citadelle zurückdrängen. Zrinyi fühlt seine letzte Stunde nahen und macht, nachdem der Erzengel Gabriel die Teufel verjagt hat, einen Ausfall. Er richtet ein furchtbares Blutbad an und streckt den Sultan eigenhändig nieder, bis er schließlich, von der Überzahl des Feindes erdrückt, sammt seiner kleinen Schar den Heldentod findet. Engel tragen seine Seele vor Gottes Thron und bekränzen sie dort.

Dies ist, in möglichster Kürze, der Inhalt des ausgezeichnetsten christlich-magyarischen Epos. Zrinyi folgt allerdings den Spuren Vergils und Tasso's, entfaltet jedoch in seiner Kunst so viel Selbständigkeit, daß er füglich als ursprüngliches poetisches Genie gelten darf,

das, wie ja die meiſten dichteriſchen Genies, gerade in der Geſtaltung und Durchführung die größte Meiſterſchaft zeigt. Faſt Niemand ſonſt in der ungariſchen Literatur weiß nicht nur unmittelbar, ſondern auch mittelbar ſo ſcharf, farbig und lebensvoll zu zeichnen wie er. Er ſetzt ſeine Helden ſo in Beziehung, daß der Antheil des Leſers an jedem einzelnen

Titelblatt: „Az ádriai tenger syrenája“ (Die Sirene des adriatiſchen Meeres) vom Jahre 1651.

ein ſtetiger iſt und am ſtetigſten für den Hauptheldeu Zrinyi, der unſere Bewunderung keinen Augenblick verliert. Nur die Versfügung zeigt viel Holprigkeit, weshalb dieſes echte Kunſtwerk eigentlich nur auf Kunſtkenner von Wirkung ſein konnte.

Während Nikolaus Zrinyi in ſeinem großen Werk die weſentlichen und geſtaltenden Elemente der Kunſt mit ſchier unvergleichlicher Leichtigkeit zu verwerthen wußte, ver-

wendete sein Zeitgenosse Stephan Gyöngyösi mehr die äußeren Elemente der Kunst mit Meisterschaft, daher er auch schon zu seiner Zeit von außerordentlicher Wirkung war und sich diese bis zum Anfang unseres Jahrhunderts erhielt. Er folgte den Spuren der Chroniſten seiner Zeit, verschmolz jedoch die geschichtliche Erzählung mit einem romantischen Element und stellte nicht sowohl Schlachten als Liebeshändel dar. Die Bedeutung und lebendige Wirkung seiner Werke, wie: „Die mit Mars verkehrende Venus von Murány“ (a Márssal társalkodó Murányi Venus), „Der aus seiner Asche erstandene Phönix“ (a Poraiból megélemedett Phoenix), der „Rosenkranz“ (Rózsakoszoru) u. s. w. liegt in der lebensvollen Schilderung und malerischen Darstellung, die sich in leichten, wohlgefügten Rhythmen bewegt. So musikalisch hinfließende Alexandriner wie Gyöngyösi haben nur die großen Dichter unseres Jahrhunderts geschrieben.

Mit der epischen Dichtung des XVII. Jahrhunderts vermochte die Lyrik nicht Schritt zu halten, die Balassa nachahmte, höchstens daß der elegische Klageton, den sie für ihre und des Vaterlandes Leiden haben, einigen Antheil erregt. Johann Rimai, Peter Beniczky und Stephan Kohári sind die hervorragendsten Nachahmer Balassa's, doch bedeuten sie keineswegs eine Hebung der ungarischen Lyrik. Erst im folgenden Jahrhundert zeigt sich der Anlauf dazu bei Paul Ráday, Ladislaus Amade und Franz Faludi. Der Erstere schuf einige geistliche Gedichte, die sich durch Adel und Kraft der Sprache, wie durch warme Empfindung und ernsten Ton auszeichnen; die beiden Anderen aber erhoben die Lyrik zur Leichtigkeit der Wendungen, zu tändelnder Laune, heiterer Philoſophie, hübschen Einfällen und Bildern.

Suchen wir in der Lyrik des XVII. Jahrhunderts ergreifende, echte Töne, so finden wir diese nicht in der Kunstdichtung, sondern in der sogenannten Kuruczenpoesie, die zwar auch einige interessante epische Proben aufzuweisen hat, am reichsten aber als Lyrik erklingt. Die Kriegs- und Trauerlieder, in denen fast immer Hohn und Schmerz in Eins verschmelzen, richten sich zumeist gegen die fremden Unterdrücker. Zuweilen bricht aus ihnen auch die Wehklage des verfolgten Protestanten hervor, der ständige Grundton jedoch ist mehr die Trauer um das unterdrückte Vaterland. Haß und Rache kommen zu Worte, wohl auch die Verzweiflung, die hernach im Humor Linderung sucht. Das berühmte Rákóczy-Lied ist thatsächlich die „Rhapsodie des nationalen Leidens“. Als zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts die Kuruczenpoesie verstummt, beruhigt sich auch die Nation bei den Errungenschaften des Szatmárer Friedens, sie ruht aus von den Jahrhunderten des Kampfes, sie bricht mit der bisherigen politischen Richtung, sie beugt sich der Macht der Thatsachen und geht Hand in Hand mit ihrem König an die Neuschaffung der politischen Einrichtungen des Landes, während die alten Überlieferungen und Wünsche in ihrer Erinnerung immer mehr erblassen. Diese Epoche des Ausruhens

dauert über ein halbes Jahrhundert; in der ungarischen Literatur pflegt sie die Zeit des Niederganges zu heißen, weil kein Zweig der Dichtung einen neuen Aufschwung zeigen will. Nur der ungarischen Prosa erstehen neue Meister, die, im Ausland von Keinem gelesen, die ungarische Prosa zu einer Stufe erheben, auf der sie noch heute als Muster dient. Diese Meister sind: Clemens Mikes von Zágon und Franz Faludi. Der eine ist der vorzüglichste Humorist der alten ungarischen Literatur, der andere ihr bester Moralist. Der eine hat sein Leben zum großen Theil in der Verbannung, in der Türkei, zu Rodosto am Gestade des Marmara-Meeres verbracht, der andere in Italien als Jesuit. Mikes' Originalwerk, die „Briefe aus der Türkei" (Törökországi levelek), Faludis Übersetzungen: „Der Edelmann", „Die Edeldame", „Der Edelknabe", „Der Hofmann", „Der weise Mann" u. s. w. waren von großem Einfluß auf die Entwicklung der ungarischen Prosa.

Mikes sucht die Langweile der Verbannung in einer Reihe von Briefen, die er an eine fingirte Tante schreibt, zu vergessen; in diesen Briefen erzählt er die Umstände der Auswanderung Rákóczys, er erweckt seine siebenbürgischen Erinnerungen, schildert die gesellschaftlichen und politischen Zustände der Türkei, das Alles anfangs mit der naiven Begeisterung eines jugendlichen Herzens, später mit dem schärferen Blick und Humor des Mannes, dann gegen Ende seines Lebens, da ihm die Religion noch den einzigen Trost gewährt, mit ergreifender Entsagung. Sein Ton ist überall aufrichtig und ungesucht. Der Adel und die Empfänglichkeit seines Herzens, sein milder Humor, seine religiöse Selbstbescheidung, seine treue Anhänglichkeit für Rákóczy und die Sehnsucht nach dem Vaterlande, kurz, seine ganze innere Welt äußert sich im Tone der Wahrheit und Aufrichtigkeit, und dieser Ton verleiht seiner Prosa eine Frische und Lebendigkeit, welche den Stil keinen Augenblick ermatten und schleppend werden läßt. Kein ungarisches Buch in Prosa versinnlicht die Übergänge der menschlichen Lebensalter so künstlerisch schön als Mikes' Briefe, die in ihrer Art noch von keinem ungarischen Schriftsteller erreicht sind.

In Mikes' „Briefen aus der Türkei", die wirklich classischen Werthes sind, haben recht eigentlich die volksthümliche und die ältere Sprache ein künstlerisches Gewand angethan, bei Faludi dagegen sieht man „die Offenbarung des neuernden, bereichernden Talents". Die Ideen, durch welche Faludi auf seine Zeit zu wirken wünscht, sind der italienischen und englischen Literatur entlehnt, doch weiß er diejenigen, die sich auf ungarische Zustände beziehen, so vorzutragen, als hätten sie sich ihm aus unmittelbarer Erfahrung ergeben. Er weist durch seine Werke auf die Bewahrung und Vervollkommnung der sittlichen Reinheit hin, und dieses unermüdliche Streben, zu dem ihn ein echt patriotisches Gefühl antrieb, gibt Faludi die Weihe eines der bewußtesten Schriftsteller seiner Zeit, der unter so unfruchtbaren Verhältnissen die Mittel der Wirkung mit denen der sprachlichen

Fortbildung zu verbinden wußte. Seine Sprache ist rein, biegsam, magyarisch. Er kennt die Sprache des Volkes genau und nicht minder die europäischen Sprachen, alle müssen ihm als Quellen dienen für seinen Stil. Wir finden bei ihm eine ganze Sammlung volksthümlicher Redensarten, Ausdrücke, Wendungen zusammengefaßt und angewendet. Seine auf Neuerung und Sprachbereicherung bedachte Feder ist gleichsam der Herold einer künftigen Zeit, welche die bewußte Ausbildung der magyarischen Sprache und die Befestigung der Nationalität als ihr wichtigstes Ziel betrachtet hat.

IV.

Das halbe Jahrhundert nach dem Szathmárer Frieden (1711) ist, wie in den anderen Staaten Europas, auch in Ungarn eine Zeit der Erstarrung des historischen Sinnes. Die Idee der Nationalität, der Race lebte blos als Keim fort und begann nur hier und dort unter dem Morgenstrahl einer fernen Zukunft aufzugehen. Die Magnaten, welche den Thron Maria Theresias gerettet hatten, schienen an dem Hofe der anmuthsvollen Königin ihre Nationalität gleichsam zu vergessen, nicht etwa aus bösem Willen, sondern in Folge der allgemeinen Richtung des Zeitgeistes, besonders aber weil das herrschende Regierungssystem der Entwicklung des nationalen Lebens und Geistes nicht förderlich war. Von der französisch-deutschen Bildung förmlich bezaubert, gaben sie ihre nationale Sprache und Sitte gerne für die fremde hin; der niedere Adel jedoch und das städtische Bürgerthum blieben auch weiterhin treue Wächter der ungarischen Nationalität und Verfassung. Vom niederen Adel ging die Neuschaffung der Literatur aus, eine segensreiche Arbeit, welche die Nation nicht sowohl mit einzelnen Meisterwerken beschenkte, als vielmehr den Grund zur ungarischen Cultur der Neuzeit legte, also durch eine allgemeine Einwirkung die Literatur in Schwung brachte.

Der Fortschritt des öffentlichen Geistes, der sich nach der Erwerbung der fremden Bildung sehnte, erhielt eine neue Richtung durch den Literatenkreis, der in der ungarischen Leibwache zu Wien, unter den Gardisten entstand und dem sich noch Andere im Vaterlande selbst anschlossen. Vaterlandsliebe und Schriftstellerruhm waren in ihrer Seele verschmolzen, und mitten im Getöse der Weltstadt, in Wien, einem der damaligen Brennpunkte französirter Bildung, dachten sie bekümmert zurück an ihr früheres ödes Leben, an die Betäubung der Nation; der Ruf der Zeit schlug an ihr Ohr und sie warfen sich auf das Studium der alten Classiker, besonders aber der französischen Dichter und Philosophen, um durch gegenseitige Aufmunterung gestärkt, Lehrer und Erzieher ihrer Nation zu werden.

Die Gardisten-Schriftsteller wünschten durch die Ideen der französischen Philosophen des XVIII. Jahrhunderts den öffentlichen Geist Ungarns zu verjüngen und die ungarische Bildung aufzufrischen; daher nennt man ihren Kreis gewöhnlich die französische

Schule. Ihr Haupt ist Georg Bessenyei, der Abkömmling einer altadeligen Familie des Szabolcser Comitats, und seine Laufbahn bezeichnet das Morgengrauen der neuen ungarischen Literatur und Cultur. Er war 1747 zu Berczel geboren, studirte eine Zeit lang auf der Hochschule zu Sárospatak und zog sich dann auf das Erbgut seines Vaters zurück, um mit seinen Geschwistern die Landwirthschaft zu betreiben. Dem Szabolcser Comitate kommt das Verdienst zu, daß Georg Bessenyei plötzlich in „das Centrum der sprudelnden Gedankenwelt Europas", nach Wien gelangen konnte, wo sein Gesichtskreis sich erweiterte, sein schlummernder Geist in Arbeitslust erglühte und mit dem unermüdlichen Feuer einer jungen Seele sich dem Brennpunkte der westlichen Bildung zuwandte. Insbesondere war es Voltaire, dessen Ideen und Grundsätze ihn befruchteten. Er hing mit eifersüchtiger Liebe an der Vergangenheit seiner Familie, und als der Wohlstand des Väterhauses schwankte, hatte er das Gefühl, daß er allein berufen sei, ihn wieder aufzurichten. In der Verarmung seiner Familie sah er das Schicksal der Nation, so oft die Zurückgebliebenheit des Magyarenthums und dessen ungeheurer Abstand von der europäischen Civilisation seinen denkenden, brütenden Geist beschäftigte. Er erscheint in der Literatur als der Vertreter des großen Berufes einer noch lebensfähigen, mächtigen Race, um auf den Trümmern der halbversunkenen Vergangenheit die geistige Umwandlung einer neuen Welt zu planen, deren Nothwendigkeit zu verkünden, auf deren Erfolg zu bauen. Sein Glaube und Vertrauen, seine Begeisterung und sein Streben strömen aus in dem doppelten Wahlspruch der ungarischen Cultur: daß diese Cultur magyarisch und zugleich europäisch sei. In der „Tragödie des Agis", die im Jahre 1772 erschien und Maria Theresia gewidmet ist, in „Ladislaus Hunyady", „Attila und Buda", dem „Philosophus" und so vielen anderen, erschienenen und nicht erschienenen Reim- und Prosaschriften kämpft er immer für diese Ideen, aus der tiefsten Empfindung und Gedankengährung seiner edlen Seele heraus, in seiner oft klangvollen Sprache, welche die Bildung der Neuzeit zum ersten Male magyarisch verdolmetschte, feurig und ergreifend, schwungvoll und kraftvoll. Als Apostel der Aufklärung, des freien Wortes und freien Gedankens, dachte er viel tiefer über die wahren Ziele des Menschen, als daß er fähig gewesen wäre sich durch strenge Fügung der ästhetischen Kunstformen auszuzeichnen, die gestaltende und charakterisirende Kraft des Dramatikers in sich zu entwickeln. Aber sein Drang zu lehren, anzuspornen und zu begeistern fand die Form, in der er am besten auf seine Zeit wirken konnte. Fünfzig Jahre lang haben fast alle ungarischen Schriftsteller die Größe dieser Wirkung gefühlt, selbst Diejenigen, welche die ungarische Literatur auf den Spuren der alten Classiker erneuern wollten.

Neben und mit Bessenyei bemühte sich um diese Zeit in Wien und auch in Ungarn eine ganze kleine Gruppe, um die Ideen der französischen Literatur hier einzubürgern,

unter vielen Anderen Lorenz Orczy, Abraham Barcsai, Alexander Báróczi, Paul Ányos und Josef Péczeli. Unter diesen that Báróczi das Meiste für die Ausbildung des ungarischen Prosastils, Ányos war der echteste Dichter, Péczeli aber gleichsam der Fortsetzer der Agitation Bessenyeis. Die beiden Letzteren schlossen sich in der Heimat der Bewegung der Gardisten-Schriftsteller an, die in ihnen neue Stützen gewann. Unter den Gardisten errang sich seinerzeit Báróczi das größte Ansehen durch die ungarische Übersetzung von Calprenèdes „Kassandra" und Marmontels „Moralischen Fabeln." Aus diesen Übersetzungen geht hervor, daß Báróczi unter ihnen an Bildung, Talent und feinem Sprachgefühl der bedeutendste war, der gleichsam eine neue Sprache schuf, eine, die Vielen unverständlich erschien, jedoch lebendig und geschmeidig war und ihm gestattete, die Ideen des gebildeten Westens zum ersten Male getreu und schmiegsam wiederzuspiegeln. Er gab das erste Beispiel, wie man den Ton der vornehmen Gesellschaft, der aus „lauter Höflichkeit" besteht, und auch das in rednerischen Formen sich ergehende Pathos der Empfindsamkeit schön ausdrücken könne. Was er bei Marmontel und Calprenède sah, dem trachtete er auch magyarische Laute zu geben. Gerade dieser Erfolg seiner Thätigkeit erregte die Aufmerksamkeit Kazinczys, der ihn aus diesem Grunde zu einem seiner Lehrer machte.

Während die Jünger der französischen Schule sich an die obere Schichte der Nation wandten und ihre unter fremdem Einfluß entstandenen Ideen der mit dem Auslande bekannten oberen Klasse verbündeten, treten drei eifrige Mönche, die ihre Begeisterung aus der alten lateinischen und griechischen Poesie geschöpft haben, mit ganz neuen Formen der magyarischen Dichtkunst vor die lateinisch gebildete Klasse der Nation. Zu dieser zählten sie den ganzen mittleren Adel, ja selbst einen Theil der Gewerbetreibenden, da Kenntniß und Gebrauch der lateinischen Sprache damals eine unvermeidliche Bedingung auch einer mittelmäßigen Bildung waren.

Schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts hatte Johann Sylvester (Erdösi) magyarische Versuche mit den alten lateinischen Versmaßen gemacht, und sie waren überraschend gelungen. Von da an weiter bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde das Verfahren Sylvesters immerzu nachgeahmt, nicht sowohl in bewußter Absicht, als vielmehr aus dem natürlichen Antrieb, der äußeren Form des magyarischen Verses mehr Abwechslung zu verleihen. Graf Gedeon Ráday wollte, am Anfang der Regierung Maria Theresias, gleichzeitig die classischen und westeuropäischen Versformen in der ungarischen Literatur heimisch machen. Indeß gelangten seine Versuche erst später an die Öffentlichkeit, und die Wirkung des hochgelehrten Mannes wurde eigentlich nur in den Bestrebungen Kazinczys und der um diesen gruppirten Schriftsteller fühlbar. Ehe noch die Versuche Rádays erschienen, traten die drei eifrigsten Kämpen der classischen Richtung als Bahnbrecher auf, mit der tiefen Überzeugung, daß nur die Nachahmung der alten

Georg Bessenyei.

classischen Literatur fähig sei, die ungarische Sprache und Literatur zu entwickeln, die ungarische Bildung zu verbreiten und die Nationalität zu stärken. David Baróti-Szabó, Josef Rájnis und Nikolaus Révai begannen ungefähr gleichzeitig das classische Versmaß auf die ungarische Sprache und Dichtkunst anzuwenden, und obgleich ihre Thätigkeit sich großentheils nur darauf beschränkte, die äußere Form heimisch zu machen, war doch die von ihnen angebahnte Reform von bedeutendem Einfluß auf die Erneuerung der Sprache und die Ausbildung des poetischen Ausdrucks.

Baróti-Szabó und Rájnis waren Jesuiten, Révai Piarist; der Erste ein Székler, der Dritte im Alföld geboren, Rájnis aber ein Kind deutscher Eltern und dennoch ein nicht weniger feuriger Ungar als seine Genossen. Vor die Öffentlichkeit trat zuerst Baróti-Szabó im Jahre 1773 mit seinem „Liederkranz" (Verskoszoru), der noch zwei vermehrte und verbesserte Auflagen erlebte. Bald darauf erschienen Révai's „gemischte Gedichte" (Elegyes versek) und als Letzter trat Rájnis mit seinem „Wegweiser" (Kalauz) auf, obgleich aller Wahrscheinlichkeit nach er es war, der von den Dreien zuerst ungarische Disticha schrieb. Alle drei fügten ihren Gedichten prosodische Erläuterungen bei, Rájnis insbesondere faßte die Grundsätze des magyarischen Versmaßes in ein förmliches System. Er war zu jener Zeit der Hauptvertreter der literarischen Kritik, der zuerst die Bahn zur freien Forschung öffnete und das Beispiel gab, wie man die Fehler geißeln könne und müsse. Baróti-Szabó schrieb die meisten Verse, größtentheils Hexameter. Er versuchte nach diesem Schema sogar Dramen zu schreiben. Die fremde Form verleitete ihn zu mancherlei Wagnissen und führte ins Extrem, doch hat er mehr Verdienste als seine Genossen um die Schaffung der dichterischen Sprache. Auch Berzsenyi und Vörösmarty haben viel von ihm gelernt. Sein Ausdruck ist oft schwungvoll, lebhaft und farbig. In seinen Episteln und lyrischen Gedichten pulsirt ein gesunder und voll dahinfließender Rhythmus. Besser als seine Genossen verstand er die dialectischen Eigenschaften der Sprache und war bestrebt, sie mit der literarischen Sprache zu verschmelzen. Fleißig sammelte er die volksthümlichen Phrasen und schrieb ein Wörterbuch. Schließlich war er ein Bahnbrecher der eben entstehenden literarischen Gesellschaften und gründete mit Kazinczy und Bacsányi (1788) das „Ungarische Museum" (Magyar Múzeum).

Révai war unter den Pflegern der classischen Richtung der vielseitigste Schriftsteller und Agitator. Er verstand sich gut auf Zeichnen, Malen und Mathematik. Er schrieb Gedichte, übersetzte die classischen Schriftsteller, verfaßte Abhandlungen über die Prosodie, erörterte grammatische und sprachgeschichtliche Fragen, deren hohe Wichtigkeit bis dahin Niemand geahnt hatte. Seine großen Werke: Antiquitates Literaturae Hungaricae und Elaboratior Grammatica Hungarica sind epochemachende Erscheinungen in der Geschichte der ungarischen Wissenschaft. Ein so systematisches Werk in dieser Art hatte noch kein Ungar geschrieben und seinen Resultaten wird mit Recht ein bleibender Werth zuerkannt. Der ungarische Intellect forderte durch Révai zum ersten Male seinen Platz in den wissenschaftlichen Bestrebungen des gegenwärtigen Jahrhunderts. Er stellte die wichtigsten Grundsätze der Sprachforschung auf: Untersuchung der Geschichte der Sprache und Studium der verwandten Sprachen. Um dem Schwanken der literarischen Sprachformen ein Ende zu machen, berief er sich hauptsächlich auf die altungarischen Sprachdenkmäler, und um den Ursprung der Wörter zu ermitteln, drang er auf die Vergleichung mit den

Nikolaus Révai.

verwandten Sprachen. Seine Gegner, unter denen Verseghy der begabteste war, wünschten, daß die lebendige Volkssprache als Grundlage für die Feststellung der Literatursprache angenommen werde. So verkündete Révai, sogar noch vor Schlegel und Grimm, neue Ideen und wies den forschenden Geistern eine neue Richtung. Er war der größte Grammatiker und Linguist seiner Zeit.

Doch Révai leistete seiner Nation nicht nur als Gelehrter große Dienste, er trat auch als literarischer Agitator das Erbe Bessenyeis an. Er redigirte nach Matthias Rát

die erste ungarische Zeitung, den „Ungarischen Boten“ (Magyar Hirmondó), er griff die Idee zur Gründung der ungarischen gelehrten Gesellschaft auf, die zuerst durch Bessenyei angeregt worden, und legte ihren fertigen Plan dem Kaiser Joseph vor. Er verband sich mit seinen Genossen, um die Überlieferungen der Vergangenheit mit den Strebungen der Gegenwart zu verschmelzen, die Sprache auszubilden und zu ihren alten Quellen zurückzuführen, deren Werth man zu jener Zeit noch wenig würdigte.

Die Wirksamkeit der classischen Schule hörte nicht nur nicht auf, sondern die äußere Form erfüllte sich im Gegentheil erst von jetzt an mit innerem Gehalt, die Verse von fremdartigem Taktschritt nehmen Poesie auf, theils bei Kazinczy, Dayka, Bacsányi, theils selbst bei Földi, ganz besonders aber bei Benedikt Virág, der die Schranken des starren Formalismus ausweitete, so daß sie zur Aufnahme der poetischen Idee und nationalen Empfindung fähig wurden. Virág benützt die Idee der Vaterlandsliebe, die allen ungarischen Dichtern gemeinsam ist, gleichsam als entwickelndes Element, er weiß die philosophische Ruhe der römischen Dichter, insbesondere des Horaz, zu verwerthen und steigt oft bis zum Erhabenen. Seine gesammte Wirksamkeit, im Dichten, Fühlen und Denken, hat eine Grundlage: die Vaterlandsliebe, die ihn belebt und ihm das Vertrauen auf die Zukunft der Nation einflößt. Der Väter Ruhm hat zu dieser Zeit keinen feurigeren Verherrlicher als Virág. Die in den Türkenkrieg ziehenden Heere erinnert er an die Zrinyi und Nádasdy, deren Heldengeist, wie er glaubt, noch immer über den ungarischen Kriegern schwebe. Und wenn er die Verkommenheit der Nation betrachtet, tönt seine Leier bittere Klage, leidenschaftlichen Vorwurf, wie um die Geister auf Berzsenyis mächtig erschütternde Klänge vorzubereiten: „Verderbniß droht dem Ungar, der einst so stark!“ Doch das patriotische Leid Virágs wird wohl auch durch herrliche Bilder der Vergangenheit aufgeheitert und dann verkündet er voll Selbstgefühl:

Von Budas Bergen werd' ich dann höher'n Klangs
Des Helden Árpád klagenden Sprößlingen
Zurufen: „Eines besser'n Glückes
Morgen sich röthet bereits: vertrau'n wir!“

Seine Gedichte, welche einzeln erschienen, wurden gesammelt in den Jahren 1799 und 1823 herausgegeben, als bereits ein noch mächtigeres Talent, Daniel Berzsenyi (1776—1836) die ungarische Poesie von classicistischer Form beherrschte. Auch Virág wurde von seinen Zeitgenossen der ungarische Horaz genannt, doch gebührt diese Bezeichnung unter den ungarischen Dichtern in erster Reihe ohne Zweifel Berzsenyi. Dieser betrachtet den Geist seiner Zeit gleichsam mit den Augen des Horaz, aber er gießt in die Gefühle, welche die Ereignisse in ihm erregen, seine eigene Seele. Ansporn und Richtung läßt er sich von Horaz geben, aber er folgt den Eingebungen seines eigenen Genius. Er bevölkert den

ungarischen Helikon mit griechischen und römischen Göttern, allein das Opfer, das er ihnen darbringt, ist das Erzeugniß des vaterländischen Bodens, die Andacht, der Schmerz, die Verzweiflung eines vaterländischen Herzens. Die Weltanschauung, die Auffassung des Alterthums bildet er um, nicht nur in christlicher, sondern in höchst nationaler, magyarischer Weise. Berzsenyi erhebt die bloße Nachahmung der classischen Poesie zum selbständigen Schaffen; den beschränkten Formen flößt er die bewußt schaffende Freiheit des von classischen Quellen genährten Nationalgeistes ein, die sich in der Wahl der Stoffe, in der Auffassung, Conception und gewaltigen Sprache des Dichters geltend macht. Berzsenyi begründete in der magyarischen Lyrik einen selbständigen, nationalen Classicismus, wie Goethe und Schiller durch einige ihrer dramatischen und lyrischen Werke einen selbständigen deutschen Classicismus geschaffen haben. An diese Umgestaltung knüpft sich der größte Ruhm der poetischen Begabung Berzsenyis. Allein Berzsenyi bricht bereits, in einigen seiner Gedichte, mit den classischen Formen, um sich den rein nationalen Versformen zuzuneigen und die volle Selbständigkeit des magyarischen Dichtergeistes zu verkünden. Er erhebt sein Wort zum Schutze der alten magyarischen Versformen und streitet für die Reinheit ihres Rhythmus den westeuropäischen Versgebilden gegenüber, welche nach Rádays Vorgang durch Kazinczy und dessen Nachahmer in der ungarischen Literatur heimisch werden.

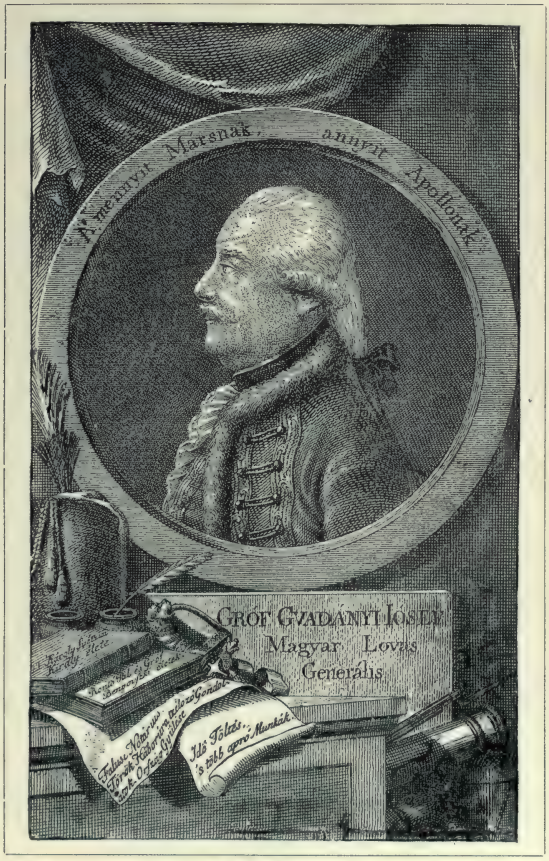
Und nun wenden wir uns zu den Pflegern der Richtung, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, unabhängig von der französischen, wie von der classischen Richtung, gleichsam als Fortsetzung der alten gereimten „Historien" auftrat. Die französische Schule nähert sich den Männern dieser Richtung, sie benützen zum Theil die nämlichen Versformen, jedoch mit gepaartem Reime, der größte Unterschied zeigt sich in der Stoffwahl und den Ideen. Diese Schriftsteller wünschen zum Volke selbst zu sprechen, sich dem Geschmack, der Bildung des Volkes anzupassen. Zwar empfinden sie den Einfluß der alten lateinischen Dichtung, aber ihr Gedankenkreis ist ebenso national wie Versform und Sprache. Sie schöpfen aus den Quellen der Kunstpoesie, aber ebensoviel eignen sie sich von der alten ungarischen und der Volksdichtung an; von der letzteren allerdings lernen sie mehr den Ausdruck und die Sprache. Ihr Geschmack ist weniger entwickelt als der der französischen oder classischen Schule, ihr Hauptstreben geht nach dem magyarischen Gepräge. Der Mittelstand begrüßte ihr Auftreten mit freudiger Begeisterung, denn er erblickte in ihrem Wirken die Fortsetzung der alten romantischen Richtung.

Diese Schule, die man gewöhnlich die volksthümliche nennt, ehrt als ihren Begründer Andreas Dugonics (1740—1818). Um Dugonics scharten sich Graf Josef Gvadányi, Adam Pálóczi-Horváth, bis zu gewissem Grade auch Franz Verseghy, Johann Földi und Michael Fazekas. Dugonics bearbeitete zu Beginn seiner Laufbahn

classische Stoffe in den Formen der alten Poesie, eine echte Wirkung jedoch übte er durch seine Romane und Dramen von nationalem Stoffe, denen er auch seine Popularität verdankte. Im Jahre 1788 erschien sein Roman: „Etelka", der seinen Namen im ganzen Lande berühmt machte. Man las ihn in Palast und Hütte und der Name der Heldin, Etelka, erschien den ungarischen Mädchen als der wohlklingendste und wurde darum der häufigste. Der Erfolg seines ersten Romans ermuthigte Dugonics, und in kurzer Frist folgten nun die Romane: „Die goldenen Armbänder" (Ar arany pereczek), „Jolánka", „Cserei", „Die Ritter vom Vließ" (A gyapjas vitézek) und „Die Mohren" (A szerecsenek), die er zum Theil auch dramatisirte. Der Erfolg dieser Romane beruhte nicht sowohl auf Gewandtheit der Composition oder Reinheit des Baues, als vielmehr auf den politischen Anspielungen, welche Dugonics einigen seiner Helden, besonders den Gestalten im Roman „Etelka", in den Mund legte. In der Zeichnung dieser Helden liegen heftige Angriffe auf Josefs II. Regierungssystem, das unter den ungarischen Schriftstellern keinen schärferen Kritiker hatte als Dugonics. Obgleich nun in den Romanen und Theaterstücken Dugonics' kaum die Spur einer richtigen geschichtlichen Auffassung zu finden ist, weckte doch die Überlieferung der nationalen Vergangenheit und einstigen Größe die Begeisterung der Leser, die sich bis dahin nur mit ausländischen Romanen genährt hatten. Dugonics betrachtete als Schriftsteller von starkem magyarischen Geiste und als Mathematiker die Stärkung der Nationalität als seine wichtigste Aufgabe und wollte gerade durch Magyarisirung der mathematischen Kunstwörter beweisen, wie sehr die Sprache auch zur Behandlung der abstraktesten Wissenschaft geeignet sei. So wie Faludi hinterließ auch er eine reiche und werthvolle Sammlung von ungarischen Sprichwörtern und kernigen Redensarten — der beste Beweis, wie genau Dugonics die Denkweise des magyarischen Volkes kannte.

Adam Horváth machte, neben seinen ziemlich werthlosen Epen, durch einige Lieder Eindruck auf das Lesepublicum seiner Zeit. Unter allen seinen Genossen gelang es ihm am besten, Ton und Sprache der Volksdichtung in die Kunstpoesie zu verpflanzen. Einige seiner Lieder sind auch in den Volksmund übergegangen. Nachhaltiger wirkte die Thätigkeit des Reitergenerals Josef Gvadányi, der sich an Verständniß des Zeitgeistes und in der Geißelung desselben mit Dugonics messen kann. Man darf wohl sagen, daß diese beiden ungarischen Schriftsteller im vorigen Jahrhundert die hitzigsten Vertheidiger und warmherzigsten Freunde des Magyarenthums waren, sowie andererseits die erbittertsten Verhöhner des Fremden in Sitten und Gewohnheiten, Sprache und Kleidung. Gvadányi schrieb sein hervorragendstes Werk, den Roman in Versen: „Reise eines Dorfnotars nach Ofen" (Egy falusi nótáriusnak budai utazása) „zur Auferweckung der von gestocktem Blut erfüllten magyarischen Herzen". Dieses Werk besteht zwar eigentlich nur aus lose

zusammenhängenden Abenteuern, allein die Bilder, in denen Gvadányi das ungarische Provinzleben und das germanisirte Stadtleben neben einander stellt, bewahrten ihm seine Beliebtheit noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Die Abenteuer und Ent-



Josef Graf Gvadányi.

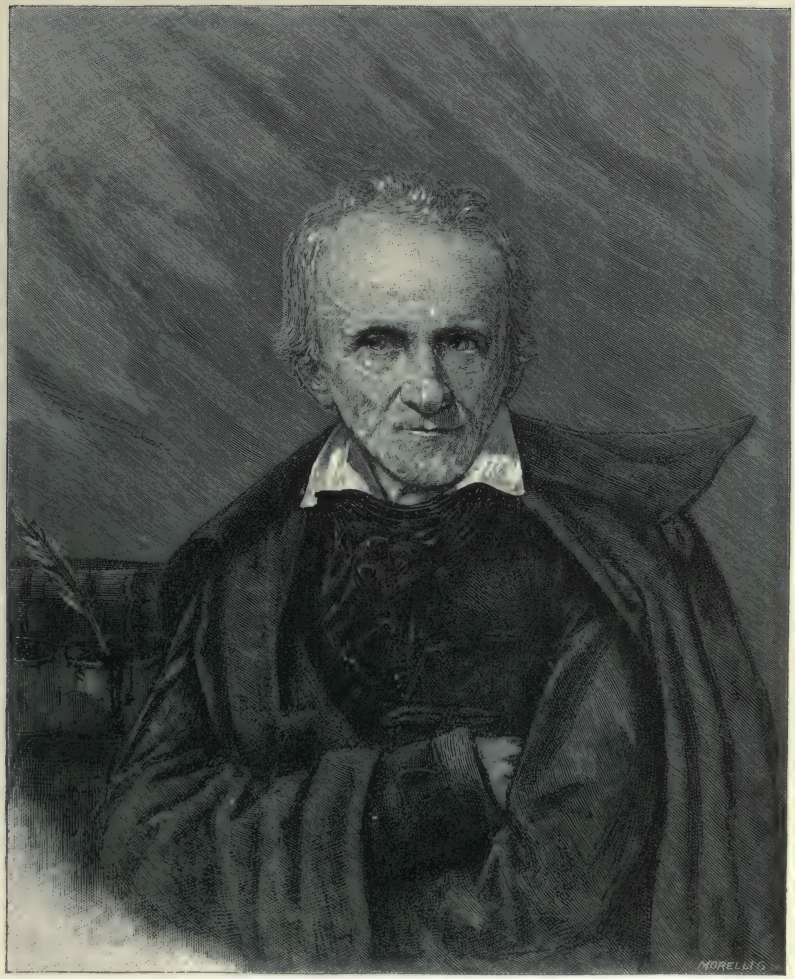
täuschungen des Notars, die Ausbrüche seines Zorns und Hohns, sein bald bitterer, bald heiterer Humor sind noch jetzt so wenig vergessen, als die komischen Episoden seiner gereimten Romane: „Rontó Pál“ (etwa: Paul Verderber) und „Gróf Benyovszky Móricz.“

Außer diesen Schriftstellern waren noch viele andere bestrebt, das Volk mit Lesestoff zu versehen, doch seien hier nur diejenigen erwähnt, die den Geist dieser Schule mit den Errungenschaften der classischen Richtung zu verknüpfen suchten. Johann Földi drang durch seine Gedichte und Abhandlungen darauf, daß Reim und Metrum vereinigt werden sollten. Sein Nachfolger war Michael Fazekas, der in seinem berühmten Werke: „Ludas Matyi“ (etwa: Matthias Gänsemann) zum ersten Male die Stimme erhob, um die Menschenrechte der unterdrückten Hörigen zu vertheidigen, indem Matyi, welchem der tyrannische Gutsherr Döbrögi seine zu Markte getragenen Gänse wegnehmen und obendrein eine Tracht Prügel geben ließ, seinem Gelübde getreu ihn seinerseits dreimal durchprügelt und so seine Rache kühlt.

Mehrere begabte junge Dichter bemühten sich zu derselben Zeit, die Richtungen der erwähnten Dichterschulen zu vereinigen, ja sie zogen selbst die deutsche Poesie in den Kreis ihrer Studien. Sie erklärten als ihr oberstes Prinzip das künstlerisch Schöne und entlehnten die poetischen Formen bald der alten ungarischen Dichtung, bald der classischen Schule oder der französisch-deutschen Poesie. Unter den Männern dieser Richtung war Franz Kazinczy der thätigste und geschmackvollste Schriftsteller, der seine neuen ästhetischen Grundsätze in der Theorie und Praxis gleich eifrig zu verwirklichen trachtete. Neben Kazinczy wirkten Franz Verseghi, Johann Bacsányi, Ladislaus Szentjóbi-Szabó und Gabriel Dayka für die Verschmelzung der verschiedenen Richtungen und bereicherten die Literatur mit werthvollen Werken. Sie waren meist Lyriker und schrieben Oden und Elegien, Epigramme und Satyren, auch versuchten sie sich nach deutschem Muster in dem kunstmäßigen Liede, indem sie die Elemente der Empfindsamkeit, Anmuth und des leichten Reizes in glücklicher Mischung mit ihrer magyarischen Auffassung und einfachen Ausdrucksweise zur Anwendung brachten.

Neben Kazinczy erzielten Verseghy und Bacsányi eine bemerkenswerthe Wirkung nicht nur als Dichter, sondern auch als Ästhetiker und Sprachgelehrte. Verseghy untersuchte das melodiöse Element des Verses, das heißt die Natur des Rhythmus und kämpfte für das Zeitmaß; Bacsányi verkündete die Ideen der französischen Revolution, agitirte gegen die bestehenden Gewalten und schwärmte für die Freiheit nicht nur des unterdrückten ungarischen Volkes, sondern der Menschheit im Allgemeinen. Jener erwarb seinen größten Ruhm als Sprachphilosoph, dieser als der Erste, welcher Ossian in ungarischer Sprache wiedergab und mit künstlerischem Sinne würdigen lehrte.

Diese Dichterschulen haben viele Eigenschaften mit einander gemein und sind ein getreuer Ausdruck der Zeit, in der sie entstanden. Ihre bezeichnendste gemeinsame Eigenschaft ist das starke patriotische Gefühl, das durch ihre Werke weht. Ihre Richtungen also sind verschieden, das Ziel ihrer Kämpfe jedoch ist eines: die Ausbildung



Franz Kazinczy.

und Verfeinerung der ungarischen Sprache, die Verbreitung der Bildung, kurz die Pflege, Entwicklung und blühende Entfaltung der Nationalität und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt. Der Erreichung des gemeinsamen Ziels dienen alle diese verschiedenen Strömungen, die einander unterstützen, den brausenden Aufschwung von 1790 bis 1791 vorbereiten und den größten Agitator der Literatur, Franz Kazinczy mit sich reißen auf den Kampfplatz.

Um jedoch das halbe Jahrhundert von Kazinczy's Schriftstellerlaufbahn, deren erfolgreichster Abschnitt in die ersten zwanzig Jahre unseres Jahrhunderts fällt, im Zusammenhange behandeln zu können, müssen wir zuerst von den drei hervorragendsten Dichtern dieser Epoche sprechen, die in Wahrheit keiner der erwähnten Dichterschulen angehören, obwohl sie manche Eigenschaften mit der classischen oder der volksthümlichen oder der deutschen Richtung gemein haben. Zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts waren Josef Kármán, Michael Csokonai und Alexander Kisfaludy die ausgezeichnetsten und wirksamsten ungarischen Schriftsteller.

Josef Kármán (1769 bis 1795) hing treu am Geiste der magyarischen Sprache und suchte, jedem fremden Einfluß abhold, auf rein nationaler Grundlage zu charakteristischem Ausdruck, zu einfachem aber klaren Vortrag zu gelangen, sich eine wohl abgewogene Prosa zu bilden und so die Richtung zu weisen, welche am ehesten zur erfolgreichen Ausbildung der poetischen Sprache führen konnte. Er forderte die Schaffung eines literarischen Mittelpunktes und war der Erste, der Pest zum Centrum des ungarischen Schriftthums machen wollte. Zu diesem Behufe gründete er 1794 den Cirkel „Urania" und die gleichnamige Vierteljahrsschrift, in der er seine Ideen mittheilte. Er wollte die Schriftsteller wie das Publicum für seine Richtung gewinnen, doch wurden seine Bestrebungen unter dem Joche der stetig wachsenden Reaction zunichte. Ein kleiner Roman: „Fanny's hinterlassene Schriften" (Fanni hagyományai) gibt seinem Namen Dauer. Kármán schildert in diesem Roman die Liebessehnsucht eines unglücklichen Mädchens mit so sicherem psychologischen Takt, so verfeinertem Geschmack und so lebhaften Farben, er beschreibt die ausschließliche und unbedingte Macht der Liebe mit so tiefer Kenntniß der rührenden Empfindungen eines weiblichen Herzens, daß die ungarische Literatur bis dahin nichts Ähnliches aufzuweisen hatte. Viele glaubten, nur ein Weib habe diese ergreifende Schilderung entwerfen können, und dies ist das größte Lob für die Seelenkenntniß Kármáns und für seine dichterische Gestaltung der Leidenschaft als entscheidender Macht. Er war — und dies ist kein geringes Verdienst — der erste ungarische Schriftsteller, der die Bilder der Natur mit echter Kunst in die malerische Darstellung der Empfindungen verwob. Kármán ist ein strenger Kritiker der Zurückgebliebenheit und der nationalen Fehler, über die er einen Versuch: „Die Verfeinerung unserer Nation" (Nemzetünk csinosodása)

schrieb, und zwar mit einer Kraft des Stils, einem das Erhabene streifenden Pathos, wie sich Gleiches bis zu Kölcsey nicht wieder findet.

Ihm schloß sich auch Michael Csokonai-Vitéz an (1773 bis 1805), dieser große junge Dichter von kraftvollem, wenn auch noch nicht ganz ausgegohrenem Talent, der auf allen drei Gebieten der Dichtkunst, in Lyrik, Epos und Drama, gleich thätig war,

Csokonai Vitéz Mihály

Michael Csokonai-Vitéz.

allerdings nur in den beiden ersteren Bleibendes schuf. Das Schwergewicht seiner Thätigkeit fällt in die Zeit, da mehrere ungarische Dichter und Schriftsteller als Theilnehmer der Martinovics'schen Bewegung im Kerker schmachteten, andere aber dadurch geängstigt verstummten. Csokonai beherrschte einige Jahre lang die ungarische Poesie ohne Nebenbuhler, bis dann der Name Alexander Kisfaludy's bekannt wurde. Und obwohl das kurze Leben Csokonai's ein steter Kampf gegen mißliche Verhältnisse und Armuth war, verdüsterte

sich sein Gemüth doch nicht, sondern blieb — seine Liebeszuckungen ausgenommen — heiter im Vertrauen auf seine Zukunft und die Theilnahme seiner Nation. Aber sein Schicksal blieb bis ans Ende taub für sein Flehen und erfüllte nicht einmal seine allerbescheidensten Hoffnungen. Seiner dichterischen Begabung jedoch hat die Zeit Gerechtigkeit widerfahren lassen und die jetzige öffentliche Meinung in literarischen Dingen hält Csokonai als Lyriker, und vollends als Epiker, für eine der glänzendsten Gestalten der ungarischen Dichtung.

Csokonai schrieb Oden, Elegien und Lieder, die eine große dichterische Kraft und edle Empfindung athmen. Er begeistert sich für die Cultur der Menschheit und insbesondere seiner Nation, und das bürgerliche Verdienst hat an ihm stets den wärmsten Fürsprecher. Er schaudert vor den Greueln der französischen Revolution, seine milde Seele sehnt sich nach dem Ölzweige des Friedens. Seine Liebesoden, an Juliane Vajda gerichtet, die er in seinen Gedichten Lilla nennt, ferner seine volksthümlichen Lieder sind voll Frische, Gesundheit und Phantasie. Seine Sprache ist leicht und natürlich, aller Gesuchtheit und Künstelei fern, mitunter allerdings etwas bäuerisch, wofür er zu seiner Zeit ungerecht beurtheilt wurde. Seine gute Laune kennt oft keine Schranken, seinen Schmerz aber weiß er stets zu mäßigen. Er ist sanft und schwermüthig, gefühlvoll und zart. Csokonai hat den Stoff, der dichterischen Gestaltung und der Sprache nach, das volksthümliche Element und die volksthümlichen Versformen auf die höchste Stufe erhoben. „Dorothea oder der Damen Triumph im Fasching“ (Dorottya vagy a dámák diadala a farsangon) ist als komisches Epos ein so vorzüglich durchgeführtes Werk, daß die ungarische Literatur ihm kaum etwas an die Seite zu stellen hat. Die Hauptidee ist, daß die Männer nicht heiraten mögen, während die Weiber um jeden Preis unter die Haube kommen wollen, schlimmsten Falles durch rächende Eroberung; schließlich stellt die Liebe das natürliche Verhältniß der beiden Geschlechter her.

Eigentlich erzählt Csokonai eine Fastnachtsunterhaltung im Somogyer Comitate, wobei Dorothea, eine alte Jungfer, mit ihren Genossinnen gegen die Männer, die ihnen den Jungfernkranz gelassen haben, und gegen Prinz Carneval zu Felde zieht. Die komische Ader dieses lustigen Epos ist unerschöpflich, einige seiner Figuren sind zum sprechen lebendig gezeichnet. Csokonai „läßt selbst in den absonderlichsten Situationen die seltene Kunst der dichterischen Vorspiegelung glänzen.“ Die Gestalt der Dorothea ist mit ganz besonderer Virtuosität geschaffen. Die Pinselstriche des Dichters sind oft grob, aber immer treffend, ja präcis; seine Bilder und Vergleiche sind charakteristisch und beinahe bis zur Grausamkeit höhnisch. Csokonais bewußte Schaffenskraft steigert die komische Stimmung selbst in den geringsten Einzelheiten immerfort, mit sichtlicher Passion malt er das stumme Spiel der Leidenschaften aus und folgt dem Grimm der Mädchen, insbesondere Dorotheas, von

Alexander Kisfaludy.

Regung zu Regung in allen ihren Äußerungen. Csokonai gedachte dies Werk durch ein großes Heldengedicht über die Eroberung des Vaterlandes durch die Magyaren noch zu überflügeln, als ihn ein frühzeitiger Tod ereilte.

Alexander Kisfaludy (1772 bis 1844) stammte aus altadeliger Familie und war erst Leibgardist, dann regulärer Soldat. Er übertrifft als lyrischer Dichter in mancher Hinsicht selbst Csokonai, hinter dem er jedoch als Epiker weit zurückbleibt. Bis zum Auftreten Vörösmartys war er der volksthümlichste Dichter der Nation. Seine Dichtung: „Die Liebe Himfys“ (Himfy szerelmei; in zwei Theilen: „Klagende Liebe“, 1801, und „Glückliche

Liebe", 1807) wurde vom ungarischen Publikum mit Entzücken aufgenommen, überall gelesen und gesungen, und die junge Generation knüpfte ihre Träumereien über die Liebe an den Wohlklang dieser Gesänge. Alexander Kisfaludy wurde nicht nur durch Talent und Beruf, sondern auch durch sein bewegtes Leben und seine Bildung auf das lyrische Gebiet verwiesen und diese Umstände machten ihn unerschöpflich in der lebendigen und stimmungsvollen Darstellung des abwechslungsreichen Wogenspiels der Liebe. Er ergriff die Leier unter dem Einfluß der Sonette Petrarcas und entlehnte seinem Meister Ideen und Bilder, allein er sang doch immer den Aufruhr seines eigenen Herzens in einer außerordentlich reichhaltigen Bilderreihe, die nicht weniger als vierhundert Lieder enthält. Himfy (das heißt Kisfaludy) erblickt Lisa und liebt, sie jedoch erwiedert das Gefühl des Dichters nicht. Diese Hartherzigkeit der Geliebten macht den harmvollen Dichter zum unsteten Weltfahrer, der das Stürmen seines Herzens durch das Getöse der Schlachten übertäuben will. Seine Pein steigert sich jedoch und die Ruhe will nicht einziehen in sein Herz. Schon denkt er sogar an den Tod, da spendet ihm seine Liebe einen Schimmer von Hoffnung und rettet ihn von diesem selbstquälerischen Gedanken. Als der Krieg zu Ende ist, verläßt der Dichter Italien und entschließt sich, Lisa noch einmal aufzusuchen. Neue Enttäuschung: Lisa liebt einen Anderen und dieses Bewußtsein nagt an seinem Herzen. Zuletzt stellt sich das Mißverständniß heraus; sie hat den Dichter stets geliebt, er führt sie nun zum Altar und gründet mit ihr auf seinem Dorfe das glücklichste Familienleben.

Der erste Theil ist dem zweiten unstreitig weit überlegen. Dort ist alles glänzende Phantasie, unerschöpfliche, tiefe Leidenschaft und hinreißende Glut; hier tritt oft beschauliche Speculation an die Stelle der Empfindungen. Die flackernde Flamme seiner Leidenschaft sprengt beinahe die von ihm geschaffene Form der zwölfzeiligen Himfy-Strophe, deren vom Anfang bis zum Ende der langen Strophenreihe unveränderliche Rhythmik und Gebundenheit den Strom der Gefühle und das Wirken der überaus reichen Einbildungskraft zu hindern scheint.

In seinen Sagen, deren einige („Csobáncz", „Tátika", „Somló", „Dobozi Mihály" und andere) den größten Beifall der Leser fanden, blieb er hinsichtlich der Stoffe und Motive ziemlich eintönig und eng umschrieben. Dabei ist es aber unleugbar, daß die starke nationale Tendenz, der romantische Inhalt, die elegische Stimmung und äußere Form dieser Sagen die zu Anfang des Jahrhunderts herrschende politische und sociale Stimmung des Landes wiederspiegeln. „Er singt die Gefühle des urwüchsigen, in seiner Treue knorrigen Magyaren, welche aus dem privaten wie aus dem öffentlichen Leben entschwunden sind, aber es thut ihm wohl, daß er sie noch fühlt und einige verwandte Herzen finden kann."

Dieſelbe düſtere Auffaſſung, Hoffnungsloſigkeit, ja Verzweiflung, dasſelbe Lob der Vergangenheit, dieſelbe Verachtung der Gegenwart erklingt auch von der Leier Daniel Berzſenyis; denn tiefer als er hat Niemand zu Anfang dieſes Jahrhunderts den Niedergang der nationalen Idee empfunden. Wohin er auch blickte im Vaterland, nirgends winkte

Daniel Berzſenyi.

ihm ein ermuthigender Strahl, und in der Ode: „An die Ungarn“ brach ſeine wilde Verzweiflung, ſein Prophetenzorn los, daß dieſe Nation gar nichts mehr zu ſuchen habe auf Erden. Später begann ſein Zorn ſich zu beſänftigen und er ſchöpfte einige Hoffnung aus den beginnenden geiſtigen Bewegungen, die ihn ſelbſt mit ſich riſſen. Allein er wurde deſſen bald müde und vergrub ſich in ſeine philoſophiſchen Ideen, um weniger Oden und mehr Elegien zu ſchreiben. Seine edlen Gefühle, ſeine Bedürfnißloſigkeit

fanden künstlerischen Ausdruck in dem Gedicht: „Lebensphilosophie", wo es unter Anderem heißt:

Hab' gelebt, daß ich genießen
Möcht' mein Leben noch einmal,
Hab' gelebt, daß ich beschließen
Könnt' mein Leben ohne Qual;
Durchgeküßt der Rosen Garten,
Durchgekeucht den Pfad, den harten.

Hab' geseh'n des Lenzes Lächeln
Und den Sommer, der sich sonnt,
Hab' geseh'n im Glüh'n und Fächeln
Jeden Erden-Horizont.
Sollt' ich ew'ge Zeiten leben,
Könnten sie nicht mehr mir geben.

Nach und nach gelangte Berzsenyi zur Überzeugung, daß, wer eine so ruhmreiche Vergangenheit hat wie der Ungar, denn doch nicht ganz elend untergehen könne und daß eine Nation, welche so patriotische, selbstaufopfernde Führer wie die Eszterházy, Wesselényi, Festetics, Széchenyi u. s. w. und Schriftsteller wie Virág, Alexander Kisfaludy, Johann Kis, besonders aber Kazinczy hat, auch noch in der Zukunft leben müsse. Niemandes Laufbahn bewegte ihn tiefer als die Kazinczys, dessen Gestalt in der That auch uns in umso riesigeren Verhältnissen erscheint, aus je größerer Entfernung wir ihn betrachten.

Franz Kazinczy steht unter den Neuschöpfern des ungarischen Schriftthums in der ersten Reihe und noch jetzt fühlt die Literatur die ungeheure Wirkung seiner Thätigkeit. Er vereinigte in sich die lebensfähigsten Ideen seiner Vorgänger und bahnte schon in jungen Jahren eine Bewegung an, die ihm alsbald die Führerrolle sicherte. Er weihte sein Leben dem Fortschritt der Ideen, der Verschönerung des ungarischen Stils in Poesie und Prosa, der Ausbildung und Ausfeilung der ungarischen Sprache, der Veredlung des Geschmacks und der Verbreitung europäischer Bildung. Sein Bestreben war, die großen Überlieferungen Bessenyeis und Révais zu vereinigen, und seine glänzenden Talente, sein liebenswürdiger, schmiegsamer Charakter, die Feinheit seines Geschmacks, seine eingehende Kenntniß der ausländischen Literaturen drängten ihn sozusagen unbewußt auf die Bahn des Reformators, zu einer Thätigkeit von unbestreitbarem Verdienste und erstaunlichen Erfolgen, insofern sie vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zu dem Auftreten Széchenyis die ungarische Sprache und Literatur, ja weiterhin die ungarische Nationalität überhaupt nebst ihrer politischen Stellung und ihrem Verhältniß zu Europa neugeschaffen hat.

Er war am 27. October 1759 zu Ér-Semlyény (Biharer Comitat) geboren. Seine Empfänglichkeit für die Literatur erwachte frühzeitig, in seiner Seele keimten von vornherein Eigenschaften, die dem Schriftsteller schon früh die nachhaltigsten Erfolge brachten und deren die Literatur auf das dringendste bedurfte: eine große und tiefe Empfänglichkeit für das künstlerisch Schöne, für das Ideale, das Streben nach diesem, eine feine gesellschaftliche, sowie literarische Bildung und Geschmeidigkeit, der Urquell seines späteren edlen, wählerischen, ja feinschmeckerischen Geschmacks. Mit kaum zwanzig Jahren, nachdem

er eben nur ein paar Versuche von geringem Werthe auf der literarischen Laufbahn gemacht, beginnt er bereits einzusehen, worin das Heil der nationalen Literatur liege: die literarischen Meisterwerke der alten classischen Völker, sowie der Franzosen, Italiener, Engländer und Deutschen seien in das Magyarische zu verpflanzen, damit der gebildete Ungar sich so auszudrücken vermöge, wie der gebildete Franzose. Er sah ein, daß die Sprache gehobelt werden müsse, bis sie fähig werde die Schattirungen des feineren Empfindens wiederzugeben, daß es geboten sei, die Redeformeln des fremden gebildeten Sprechverkehrs einzubürgern, um der Nation nach und nach auch die Ideen und Begriffe des Auslandes zu vermitteln. Durch die Übersetzung von Geßners Idyllen erringt er, noch während sie Handschrift ist, literarisches Ansehen. Die Übersetzung wurde von den damaligen ungarischen Schriftstellern einstimmig als die vorzüglichste ungarische Übersetzung anerkannt; Báróczi, bis dahin der Meister des ungarischen Stils, begrüßt in Kazinczy nicht nur den Schriftsteller, sondern auch den kühnen Neubeginner und bittet ihn, ein weckendes Beispiel für die eingerostete ungarische Jugend, ein zweiter Prometheus zu sein. Kurz nachher (1789) erscheint sein Werther-Roman: „Bácsmegyei", der an Stilgefühl und ästhetischem Geschmack unvergleichlich ist. Gleichzeitig zog er alle ungarischen Schriftsteller heran, um die Fragen des Versmaßes und der Rechtschreibung zu erörtern. Damit aber konnte er sich nicht begnügen. Um den Eifer der Schriftsteller nach Möglichkeit anzuspornen, wandte er sich an das große Publikum; er gründete zunächst, mit einigen Genossen, das „Ungarische Museum" (Magyar Múzeum), dann auf eigene Faust den „Orpheus" und trachtete, sie überall im Lande zu verbreiten, wo man Antheil nahm an der heiligen Sache der Nationalität.

Als der Reichstag von 1790—91 eröffnet wurde und die Flamme des nationalen Bewußtseins wie auf einen Zauberschlag emporstieg, konnte Kazinczy den Triumph nicht nur der Literatur, sondern auch seiner eigenen Agitation feiern. Mittlerweile arbeitete er unausgesetzt weiter. Er übersetzte Goethe, Wieland, Klopstock, Herder, Weber, Lessing, Young und Molière, Anakreon und Horaz und die deutschen Bearbeitungen Shakespeares; er schrieb Original-Lieder und -Oden; er stand im Briefwechsel mit fast allen Schriftstellern des Landes, ja auch mit ausländischen; er gab die Werke Anderer auf seine Kosten heraus oder verschaffte ihnen Verleger. Mitten in dieser großen Thätigkeit wurde er dem Kreise seiner Familie entrissen (1794), weil er sich den Katechismus des Martinovics abgeschrieben hatte, und kehrte erst nach sechseinhalbjähriger Gefangenschaft, an geistiger und materieller Kraft gebrochen, zu der trauernden Mutter zurück.

Aus der Gefangenschaft befreit, ergreift er wieder die Fahne des Reformators und hält sie hoch, noch drei Jahrzehnte lang, bis ihm endlich eine neue, auf seiner Spur erstandene Richtung die Anführerschaft der ungarischen Cultur aus der Hand nimmt. Von

da an rang er mit den schweren Sorgen des Lebens an der Seite der Gräfin Sophie Török, die er 1804 geheiratet hatte, und von einer wachsenden Familie umgeben, aber die Sorgen des Lebens konnten sein starkes Interesse für Literatur und Bildung keinen Augenblick zurückdrängen. Im Jahre 1806 zog er sich nach Széphalom am Fuße des Sátorhegy im Zempléner Comitat zurück und führte von hier aus mit großer Energie die Sache der ungarischen Literatur etwa zwanzig Jahre lang; von hier aus begann er den Kampf der Spracherneuerung durch die Herausgabe der Sylvester'schen Sprachlehre, durch sein Werk: „Dornen und Blumen" (Tövisek és virágok), durch die Biographien von Dayka und Báróczy, durch neun Bände seiner Werke und seine verschiedenen Repliken auf die gegen ihn gerichteten Angriffe.

Die Spracherneuerung wurde eigentlich nicht durch Kazinczy begonnen. Einzelne Anläufe dazu zeigen sich schon seit dem XVI. Jahrhundert, doch nahm die Bewegung besonders gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts größere Verhältnisse an. Der Zustand der ungarischen Sprache war nämlich in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in Folge der fremden Bildung und namentlich wegen des herrschenden Gebrauches des Lateinischen sehr verderbt. Selbst die nothwendigsten magyarischen Ausdrücke des geselligen Lebens waren vergessen; die Bildungssilben, Bestimmungs- und Bindewörter wucherten in die Breite, das Gefühl für Reinheit der Sprache war im Aussterben begriffen. Die Schriftsteller fühlten fast ohne Ausnahme, wie dringend es war, die Sprache zu erweitern, und machten daher Versuche mit neuen Wörtern und Wortfügungen, wozu jedoch weder ihr Wissen, noch ihr Geschmack ausreichte. Kazinczy war es, der Alles, was auf diesem Gebiete seither lediglich aus dunklem Instinkt als behutsamer Versuch geschehen war, zum Grundsatz und System erhob. Er gab diesem Streben Bewußtheit, er wies der Bewegung ihre eigentliche Richtung und Aufgabe, indem er den grammatikalischen Standpunkt stets dem ästhetischen opferte. Er wußte, daß die Pflege der Sprache auch die Umwandlung der ganzen Auffassungsweise der Nation nach sich zieht, und griff gerade deshalb nicht nur das System, sondern auch die engherzige Auffassung seiner Gegner, der Orthologen, scharf an, die sich auf den Sprachgebrauch, auf die individuellen Eigenschaften der Sprache beriefen. Die Orthologen wollten die Übersetzungen nicht gutheißen, da durch sie die neuen Wörter am meisten verbreitet würden. Kazinczy aber schrieb mit Beziehung darauf am Ende seiner Laufbahn: „Obgleich ich wußte, wie hoch der Schaffende über dem Nachahmenden stehe, wünschte ich doch lieber als ein nicht schlechter Nachahmender, denn als ein nicht guter Schaffender befunden zu werden." Er drang unausgesetzt auf gründliches Studium und wurde nicht müde, die Nothwendigkeit der Erneuerung seinen Schriftgenossen nahezulegen, welche für die Reinheit der Sprache fürchteten, während er an ihrer Bereicherung arbeitete. Man muß, sagte er, die Neuerungen nicht massenhaft einführen,

damit die Schrift nicht bunt werde, und man muß den Leſer fühlen laſſen, daß er ihrer bedarf. Und dann „ſei die Neuerung ſüß“. Nichts ſcheute er ſo ſehr als die Buntheit des Stils. Oftmals erklärt er ſeinen Gegnern, daß der Wortvorrath der magyariſchen Sprache wohl hinreiche für didaktiſche Werke und Predigten, nicht aber um Tragödien und Epen,

Franz Kölcsey.

Komödien und empfindſame Schauſpiele zu ſchreiben und zu überſetzen. Seine Überzeugung, daß er dem rechten Ziele auf der rechten Linie zuſtrebe, wurde immer feſter, gewaltiger und unbedingter. In Theorie und Praxis verkündete er ſeine Grundſätze und fuhr fort, im Namen des feineren Geſchmacks die langen Wörter zu kürzen, die ſchleppend gewordenen Bildungsſilben zu ſtutzen, alte Wörter zu beleben, Dialectwörter zu verallgemeinern,

bekannten Wörtern Schattirungen von neuer Bedeutung zu geben oder ganz neue Wörter zu bilden und auch in der Syntax poetischere Wendungen und Formen heimisch zu machen. Er gab der poetischen wie der prosaischen Sprache künstlerischen Schliff, wenn auch oft durch Aufopferung der Urwüchsigkeit und des magyarischen Charakters, denn er nahm weniger die Natur der magyarischen Sprache zur Grundlage, als daß er die poetischen Schönheiten der fremden Sprachen mit allem Drum und Dran in die ungarische Sprache verpflanzte. Daher ist er oft gezwungen und künstelt, allein das Streben nach künstlerischem Gepräge spricht aus jedem Werke, aus jeder Zeile. Sein außerordentlich feiner Geschmack führt ihn öfters ins Extrem, so daß er zum Beispiel bei der Übersetzung des Sallust alles Charakteristische des Originals, sogar dessen Tonfall nachahmen will. Seine Prosa, welche zumeist aus Übersetzungen besteht, hat die ungarische Literatursprache künstlerisch gemacht, ihr Kraft und Energie eingeimpft, ihr Biegsamkeit, Sauberkeit, Kühnheit der Wendungen verliehen. Für jede Kunstgattung schuf er einen besonderen Stil und hielt auch seine Schriftgenossen dazu an. Ihm schwebte die „höhere Schönheit", das classische Ideal vor, nicht nur in seinen Gedichten, auch in den Prosawerken und selbst in seinen Briefen. Als Dichter hat er nur Epigramme von bleibendem Werthe geschrieben; als Schriftsteller und Schöpfer des magyarischen Kunststils ist er von epochemachender Bedeutung; als Agitator aber ist er am größten.

Den Kampf der Spracherneuerung führte er nicht nur in seinen erwähnten Werken, sondern auch in einer Unzahl von Briefen. Kazinczy ist ein Briefschreiber ersten Ranges und kann sich als solcher mit jeder Berühmtheit der Weltliteratur messen. Seine Briefe behandeln Alles, klären über Alles auf, was sich auf die Sprache, die Richtungen der Poesie, den poetischen und prosaischen Stil, die patriotischen Bestrebungen, die kritische Bewegung, den politischen und gesellschaftlichen Fortschritt bezieht. Von Wien bis Klausenburg, von Somogy bis an die östliche Grenze des Landes stand er im Briefwechsel mit Jedem, in dem er hoffen konnte, einen neuen Gefolgsmann oder eine wie immer geartete Stütze seiner dem Siege zustrebenden Ideen zu gewinnen. Diese Briefe sind die erfolgreichsten Werkzeuge seines fast halbhundertjährigen literarischen Kampfes, der innerlich verwachsen ist mit einer ausnehmend wichtigen Epoche in der Geschichte der Nation.

Auf seiner Spur erstand eine ganze Schaar von Schriftstellern, die das Hauptstreben des Meisters von Széphalom, den Dienst des classischen Ideals auf ihre Fahne schrieben und unter dem Einfluß der idealistischen empfindsamen deutschen Dichter ihre Episteln, gefühlvollen Sonette, scherzhaften oder spöttischen Epigramme und Fabeln schrieben. Der conservativste unter Kazinczys Schülern war Johann Kis, dessen außerordentlich zahlreiche Originalwerke und Übersetzungen viel zur Verbreitung des guten Geschmacks und zur Belehrung der ungarischen Jugend beitrugen. Paul Szemere (1785

bis 1861), der Redacteur der Zeitschrift: „Leben und Literatur“ („Élet és Literatura“), erkannte das Auftauchen der neuen literarischen Richtungen als verschiedene Stadien der Entwicklung und wirkte ein halbes Jahrhundert lang mit vier Schriftsteller-Generationen um die Wette. Von Andreas Fáy angefangen bis zu den ersten jetzt lebenden Schriftstellern führte er viele junge Talente der literarischen Laufbahn zu; viele, die der Nation zum Ruhme gereichen, danken ihm Ansporn und Begeisterung. Schon in jungen Jahren war er einer der gelehrtesten Philologen der Literatur. Seine erste Flugschrift dämmte das überhandnehmende Orthologenthum zurück und seine Sonette machten ihn in den Augen derjenigen, die sich zur deutschen Richtung bekannten, zu einem der ersten ungarischen Dichter. In diesen Gedichten zeigt sich am besten sein lebendiges Formgefühl und sein feiner Geschmack. Von ihm rührt auch die erste wirklich künstlerische Übersetzung auf dramatischem Gebiete her: Körners „Zrinyi“, der ihm die größte Anerkennung in der Literatur wie bei dem Publikum gewann. In seinen oft absonderlichen, aber stets geistvollen ästhetischen Arbeiten häufte er philosophische Analyse und Grammatik, Poesie und Kritik, ernste Speculation und heitere Einfälle in einer Weise, wie dies nur einem so eigenartigen Genie möglich war. Seine Wirkung auf die Allgemeinheit kam derjenigen Kazinczys nahe, obgleich er keineswegs das Ansehen des Meisters von Széphalom genoß.

Mit ihm zugleich schloß sich der Kazinczyschen Richtung Franz Kölcsey (1790 bis 1838) an, der in den literarischen und politischen Kämpfen dieses Jahrhunderts als Dichter, Kritiker und Redner auf gleich hoher Stufe steht. Seine philosophischen, geschichtlichen, literarischen und philologischen Studien ließen ihm nur die Mußestunden für die Dichtung frei, in deren lyrischer Gattung er die Nation mit einigen echten Meisterwerken beschenkt hat. Die Quellen seiner Poesie waren die melancholischen Empfindungen, die Aufwallungen einer in sich verschlossenen Seele, früherstandene und rasch verflogene Hoffnungen, Täuschung und Schwärmerei, besonders aber die Vaterlandsliebe. Sein tiefes patriotisches Leid, die Klage um die Heimat stellen ihn an die Seite von Alexander Kisfaludy und Berzsenyi, nur klingen sie bei ihm noch düsterer und verzweifelter: „In seinem patriotischen Schmerze“ — schreibt Gyulai — „ist etwas Heiliges, die Heiligkeit des Tragischen, der Ton des Chors in der griechischen Tragödie, wie er über dem Helden zu erklingen pflegt, der den Streichen der Nemesis erliegt.“ Seine Gedichte: „Zrinyis erster Gesang“, „Zrinyis zweiter Gesang“, „Die Nymphe des Rákos“ und besonders sein „Hymnus“, der zum Nationallied geworden, weinen um die große Vergangenheit und beklagen die Hoffnungslosigkeit der Gegenwart; das Bild seiner Heimat erscheint ihm düster, wie Rom dem träumenden Cäsar, und er fühlt, daß er auf den Trümmern des Vaterlandes vernichtet hinsinken würde; dann wieder fleht er Segen herab auf sein Volk, das bereits gebüßt habe für Vergangenheit und Zukunft. Die Betrachtung versinkt bei seiner

Lyrik in den Tiefen der Empfindung, sein umdüstertes Gemüth findet keinen Trost und was er singt, gehört zu den verzweiflungsvollsten Melodien der ungarischen Poesie. Selbst wenn er einen heiteren Augenblick hat, die Angst um das Vaterland bleibt doch, denn es ist ihm gänzlich ans Herz gewachsen. Seine Phantasie vermag sich kaum abzuwenden von so vielen Erinnerungen des Ahnenruhmes und der Trauer, immer kehrt sie zu diesen zurück auch aus den Träumereien der Liebe, als fühle er, daß sein patriotisches Leid unversieglich ist.

Kölcsey trat zuerst als Kritiker vor das Publikum. Seine Neigung zur Kritik hatte sich schon frühzeitig entwickelt und aus den Werken von Voltaire, Schiller, Bayle und Engel Nahrung gezogen. Fünfundzwanzig Jahre alt, schrieb er mit Szemere die „Antwort" (Felelet) an die Orthologen jenseits der Donau, als Erwiderung auf ihr gegen Kazinczy gerichtetes Pamphlet: „Mondolat" (satirisch neugebildetes Wort, etwa: Äußerung) und begann seine so bemerkenswerthen Kritiken, indem er die Werke von Csokonai, Johann Kis und Berzsenyi zergliederte. Seine Kritiken machten eine ungewöhnliche Wirkung. Selbst seine Feinde erkannten an, daß die ungarische Literatur noch keine solchen besessen habe, denn sie zeigten ein gehobenes Wesen, gingen von hohen Standpunkten aus, ruhten auf ausgebreiteten philosophischen und philologischen Kenntnissen, waren künstlerisch ausgearbeitet, ideenreich, von gebildetstem Geschmack und voll tiefer analytischer Begabung. Bald erschienen auch seine bedeutenden Studien über Körners „Zrinyi" und über das Komische, die ihn zum ersten Ästhetiker des Dramas in Ungarn machten. Kein ungarischer Kritiker hat so befruchtend auf die nachfolgenden Schriftsteller gewirkt als Kölcsey.

Als die literarische Bewegung sich in eine politische verwandelte, betrat auch Kölcsey die politische Laufbahn; die Reden, die er als Mitglied des Reichstages von 1832/36 über die ungarische Sprache, das Theater, die Religionsfreiheit u. s. w. hielt, erhoben ihn unter die ersten Capacitäten. Als Redner auf dem Reichstage, im Comitat und später in der Akademie war er der Erste, der in diesen Kunstgattungen wahrhaft gelungene Musterstücke lieferte. Er war der Begründer der akademischen Redekunst in Ungarn. Seine rednerischen Werke gehören zu den schönsten Erzeugnissen der Prosa-Literatur Ungarns. Stärkere Leidenschaft pulsirt zwar selten in seinen Zeilen, aber er bewegt immer durch poetische Auffassung, Pathos und Gehobenheit. Seine Sprache zeigt wohl den Einfluß Kazinczys, ist aber nicht so fremdartig und ihre Anmuth besteht mehr in den künstlerisch angeordneten Perioden als in der Lebendigkeit.

V.

Die neuere Epoche der politischen Umgestaltung beginnt für die Nation in den Zwanziger-Jahren dieses Jahrhunderts. Der Kampf der Schriftsteller, der die Geister empfänglich machte für den freien Gedankenaustausch und für die Erforschung der Wege

Karl Kisfaludy.

des europäischen Fortschritts, durchdrang die ganze Nation, welche nach den harten Schlägen der napoleonischen Kriege, zur Vertheidigung der Verfassung und zur Entwicklung ihrer altererbten, aber schlummernden Kraft, auf rein nationaler Grundlage und mit gesetzlichen Mitteln eine so großartige Bewegung in Fluß brachte, wie sie im Leben anderer Nationen nur selten zu finden. Der heiße Drang zum Fortschritt, zur politischen Selbständigkeit wurde immer allgemeiner und die Nation erkämpfte sich durch die fieberhafte Thätigkeit eines Vierteljahrhunderts ihren Platz in der Reihe der westlichen Culturstaaten.

Die ungarische Poesie berührt sich auf das engste mit dem ganzen Verlaufe dieser außerordentlich wichtigen Umgestaltung; bald bereitet sie die politischen Bewegungen vor, bald bleibt sie ihnen als Begleiterin nahe, immer aber verkündet sie die schöpferische Freiheit des selbständigen nationalen Geistes. Und dieser macht sie fruchtbar an Stoffen und Ideen, an Ton und Form, ja selbst an Kunstgattungen, nachdem sie das Joch der fremden Geister und Richtungen zerbrochen, die Übermacht des classischen Idealismus abgeworfen und auch die erfrischenden Elemente des europäischen Romanticismus, der nationalen Sage und Geschichte, sowie der Volksdichtung mit sich verschmolzen. In der Poesie und ganzen Literatur erklingt ein neuer Ton, ein neues Empfinden, eine neue Sprache. Die Lyrik hat schon früher ihren Aufschwung genommen, nun aber legen die Dichter auch den Grund zu Drama, Epos, Ballade, Romanze, Roman, poetischer Erzählung und Novelle; dazu erweitern sie den Kreis der lyrischen Stoffe und erheben in den Verfassungskämpfen eine bis dahin mehr oder weniger vernachlässigte Kunstgattung, die rhetorische Darstellung zu hoher künstlerischer Stufe. Und so wie die ungarischen Staatsmänner bestrebt sind, das Los des armen Volkes zu bessern und diesem dann Einlaß in die „Bollwerke" der Verfassung zu verschaffen: steigt nun auch die Phantasie der ungarischen Dichter von dem mit altmythologischen Gestalten bevölkerten Helikon herab zu der Gedanken- und Gefühlswelt des schlichten Volkes, die Schriftsteller sammeln und erläutern die schönsten Blüten der Volksdichtung und führen auf diese Art die neue Literatur zu den Quellen der alten und der Volksdichtung zurück. Der neue poetische Inhalt erscheint in neuer Form, das heißt, die westeuropäischen und classischen Formen gewinnen einen leichteren Rhythmus und größere Präcision, während die alten magyarischen Versformen sich künstlerisch gestalten. Kurz, die ungarische Literatur wurde in Gedanken, Inhalt und Form völlig national.

Diese Neugestaltung der ungarischen Poesie wird durch die Thätigkeit Karl Kisfaludys (1788—1830) immer fühlbarer und wirksamer. Jene Dichtungsform, die bisher keinen einzigen vorzüglichen Vertreter hatte, das Drama, erhält durch ihn den Anstoß zur Entwicklung. Den ersten Lorbeer erntete er 1819 durch sein Drama: „Die Tataren in Ungarn" und nach wenigen Jahren schon war er, auch durch die Begründung des

Josef Katona.

Taschenbuches „Aurora“ (1822), der Führer und Meister des jüngeren Schriftstellerthums. Zu ihm gesellten sich Michael Vörösmarty, Josef Bajza, Franz Toldy, Georg Zádor, Gregor Czuczor und Michael Helmeczy. Die unbedingte Autorität Kazinczys gerieth ins Schwanken, obwohl die wichtigsten Errungenschaften der Sprachneuerung gerade durch den Kreis Kisfaludys und der „Aurora“ in der Akademie zum Siege gelangten. Dieser Kreis steckte sich das Ziel, der Literatur eine nationalere Richtung zu geben, er machte Pest zum literarischen Mittelpunkt und wußte durch seine Thätigkeit

nachhaltiger auf das Publikum zu wirken, da die „Aurora“ das erste ungarische Taschenbuch war, in dem man den Hauch der Neuzeit fühlte und das auch mit äußerer Eleganz auftrat. In der „Aurora“ erschienen die besten Arbeiten der besten Schriftsteller: Epen, Dramen, poetische Erzählungen, Novellen, Balladen und Romanzen. Noch merkt man den Mitgliedern dieses Kreises den Einfluß der deutschen Dichtung deutlich an, am meisten Kisfaludy und Bajza, am wenigsten Vörösmarty; aber die Stoffe, die sie behandelten, waren vaterländische und sie waren die Ersten, denen die ungarische Geschichte und Sage reicheren Stoff bot. Von großer und heilsamer Wirkung auf sie alle war Stefan Horvát, von dem die ungarischen Schriftsteller nationales Selbstgefühl und starken Patriotismus lernten.

Karl Kisfaludy schrieb zahlreiche Schauspiele und Lustspiele; unter den ernsten Stücken sind die hervorragendsten: „Wojwod Stibor“, „Irene“ und „Csák“, unter den heiteren: „Die Brautwerber“, „Täuschungen“ und „Die Mädchenhüter“. Außerdem schrieb er heitere Erzählungen („Jonas Tollagi“, „Simon Sulyosdi“), lyrische Gedichte, kleinere poetische Erzählungen und balladenartige Dichtungen. Er schlug mancherlei Töne an, wohl am tiefsten wirkte aber jene schwermüthige Klage, die uns in seiner Elegie: „Mohács“ bewegt, wenn sie die Trauer um den Ruhm der Vorfahren durch die Hoffnung auf bessere Zeiten vergessen zu machen sucht. Auch mit dem Volkslied machte er Versuche und da äußert sich die Verdüsterung oder scherzhafte Laune seines Gemüths wohl in naivem Tone, aber in nicht recht volksmäßiger Sprache.

Seine schriftstellerischen Verdienste knüpfen sich, abgesehen von der allgemeinen Wirkung, die er ausübte, hauptsächlich an seine Dramen. Die ungarischen Schaubühnen hatten bis zum Auftreten Karl Kisfaludys zumeist die schwachen Übersetzungen und Bearbeitungen der sentimentalen deutschen Stücke gegeben, oder auch Dramen, in denen irgend ein großer Name, nicht etwa auch die dazu gehörige Gestalt der altungarischen Geschichte die Hauptrolle spielte. Die Verfasser der Stücke fügten die nationalen Stoffe in den Rahmen einer bereits fertigen fremden Fabel ein, gaben den fremden Helden ungarische Namen und verlegten die Handlung auf ungarischen Boden, doch genügte weder ihre Erfindung, noch ihr technischer Sinn. In diesem Zustande fand Karl Kisfaludy das ungarische Drama. Auch er fröhnte anfangs dem Modegeschmack, ließ es sich aber später besonders angelegen sein, diesen herrschenden Geschmack zu veredeln und die rohe Sprache der Bühne durch eine feinere, die der gebildeten Conversation, völlig zu verdrängen. Von seinen Dramen sind die früheren zwar größtentheils nur Geschichtsbilder, in denen die patriotische Selbstaufopferung, die Heiligkeit des gegebenen Wortes, der Heldensinn und die Großmuth des Ungarn gepriesen werden; allein sie konnten ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlen, weil sie das gesellschaftliche Leben Ungarns recht treffend zeichneten, in gutem Ungarisch geschrieben waren und selbständige Erfindung

aufwiesen. Ihre Sprache ist allerdings überschwenglich und tragische Kraft zeigen sie selten. Seine späteren Trauerspiele jedoch weisen in der Charakterzeichnung, wie im Aufbau der Handlung einen großen Fortschritt auf, ihre Grundideen sind echt tragisch und wohlersonnen.

Besser gelingen ihm die Lustspiele. Seine ganze Richtung, Stoff, Ton und Sprache dieser Stücke machen ihn zum Vater des ungarischen Lustspiels. Niemand kannte damals besser das gesellschaftliche Leben Ungarns, in dem der Dichter so viel umhergeworfen worden war, dessen Gedanken, Gestalten, Tugenden und Schwächen. Er war der Erste, der all dies auf die ungarische Bühne brachte. An Vorläufern fehlte es ihm hier noch mehr als bei den ersten Schauspielen, und dennoch legte er, Dank seiner in jeder Faser magyarischen Auffassung und verschiedenen gut gezeichneten Figuren, durch einige völlig gelungene Stücke den Grund zum ungarischen Lustspiel. Die Erfindungsgabe Kisfaludys zeigt sich hier am reichsten; seine Typen blieben in verschiedenen Varianten beinahe ein halbes Jahrhundert lang stehende Figuren des ungarischen Dramas und Romans. Besonders zwei Typen der ungarischen Gesellschaft zeichnete er ungemein treffend: den ausländisch thuenden und dabei hohlköpfigen Magnaten und den allerdings rohen, aber gutherzigen „Cavalier" aus der Provinz. Ja wir finden in seinen „Empörern" sogar schon die Elemente des Volksstücks.

Gleichzeitig mit Karl Kisfaludy trat Josef Katona (1792 bis 1830) vor die Öffentlichkeit, ein hochbegabter junger Dramatiker, der zwar sein Talent nur in einem einzigen ganz hervorragenden Werke bethätigt hat, dessen „Bánk-Bán" jedoch bis auf den heutigen Tag die beste ungarische Tragödie geblieben ist. Katona war der Sohn eines armen Webermeisters zu Kecskemét; er studirte in der Hauptstadt die Rechte, spielte aber nebenher kleinere Rollen auf der Pester Bühne und träumte von dem doppelten Lorbeer des Schauspielers und Dramatikers. Nach einigen dramatischen Versuchen, die von Kraft strotzen und dennoch nur geringen Werth haben, schrieb er um die Mitte der Zehner-Jahre seinen „Bánk-Bán", den er dann nochmals umarbeitete und im Jahre 1821 herausgab. Die Censur gestattete nur die Drucklegung, nicht die Aufführung. Das Werk machte übrigens zu jener Zeit auch in der Literatur keinen Eindruck, was den tief verbitterten und nicht angehörten leidenschaftlichen Dichter ganz verstummen machte. Katona gehörte keinerlei literarischen Partei oder poetischen Richtung an; er stand vereinzelt unter den Schriftstellern und hatte auch keine literarischen Freunde, sondern begrub, in Zurückgezogenheit lebend, seinen Genius in sich und widmete sich blos seinem Amte als Oberfiscal der Stadt Kecskemét, so daß sein Name kaum über die Gemarkungen seiner heimatlichen Scholle hinausdrang. Unbekannt als Dichter, sank er ins Grab; die Nation wußte es nicht, daß sie in ihm ihren größten Dramatiker verlor, in demselben Jahre, aber

um einige Monate früher, als die führerlos gebliebenen Schriftsteller tieftrauernd den Sarg Karl Kisfaludys umstanden und auch das Publikum der Hauptstadt ihren Schmerz theilte.

Und dennoch, so heilsam die Wirkung Karl Kisfaludys für die ganze Literatur gewesen, keines seiner Werke ist in ästhetischer Hinsicht dem „Bánk-Bán" zu vergleichen. Dieser war seiner Zeit vorausgeeilt, welche weder Empfänglichkeit für die politische Tendenz des Werkes, noch Sinn für dessen tragische Kraft besaß. Später, zwischen 1830 und 1848, in den brausenden Jahren der nationalen Entwicklung, erwachte und wuchs die Begeisterung des Publikums für das Trauerspiel, dessen Gestalten darzustellen der Ehrgeiz der vorzüglichsten ungarischen Schauspieler wetteiferte, während die ersten ungarischen Kritiker sich der Erläuterung des Werkes widmeten. Schließlich waren Literatur und Publikum darüber einig, daß sie im „Bánk-Bán" das beste ungarische Trauerspiel besaßen, nur der Dichter konnte an der Freude des Triumphes nicht mehr theilnehmen. In den Augenblicken der allgemeinen Begeisterung mußte die Nationalbühne immer diese Tragödie aufführen, damit das Publikum sich erhoben fühle durch die mit dramatischer Kunst eingekleidete politische Tendenz, durch die poetischen und patriotischen Gedanken, die in der starken dynastischen Anhänglichkeit des königstreuen Bánk zu Tage treten, damit es innerlich bewegt werde durch die plastische Darstellung der Zeit, in der die goldene Bulle entstand (1222), und durch die erschütternde tragische Macht, welche die Gestalten des Trauerspiels mit sich dahinreißt. Die Unzufriedenheit der Nation mit den tyrannischen Fremdlingen, die am Ruder sitzen, während Andreas II. in Galizien weilt, ist schon zum Ausbruch bereit. Der Anführer der Unzufriedenen ist Petur-Bán, der den Palatinus Bánk, den Statthalter des Königs, heimberufen läßt, um ihn für die Verschwörung zu gewinnen. Prinz Otto, der Bruder der Königin, will Bánks Gattin Melinda verführen und Bánks erster Gedanke nach seiner Heimkehr ist, die Unzufriedenen zu beschwichtigen und Otto zu zerschmettern. Während nun der schwergekränkte Bánk, dessen Königstreue nicht die geringste Scharte duldet, die Unzufriedenen beruhigt, erfährt er durch einen fahrenden Glücksritter, daß Melinda diese Nacht zum Opfer fallen müsse. Ein furchtbarer Kampf tobt in seinem Gemüthe. Er denkt erst an Mord, dann an Melindas Rettung, wenn sie etwa möglich wäre. Alles zu spät. Sein Glück ist vernichtet. Er hält auch sein Weib für schuldig und verflucht sein Kind. Er glaubt, die Königin sei die Hauptschuldige, und dieser Verdacht wird durch die doppelsinnigen Worte einer Hofdame genährt. Da keimt in seinem Herzen die schwärzeste Rache und diese wird noch geschürt durch Tiborcz, einen seiner früheren Leibeigenen, der bittere Klage führt über die Fremdlinge. Nun eilt Bánk zur Königin, deren Vorwürfe neues Öl in das Feuer seiner Leidenschaft gießen. Bánk erblickt Otto, was die Glut seiner Rachgier noch steigert, und er tödtet Gertrud. Jetzt kehrt König

Vörösmarty Mihály

Michael Vörösmarty.

Andreas heim. Die Empörer sind bereits vernichtet, sie haben sämmtlich schwer gebüßt. Bánk klagt die Königin an, als aber Andreas ihn zum Zweikampf fordert, legt Bánk, zum Zeichen, daß er die Königin ermordet habe, das Schwert nieder und es findet sich keiner, der den berühmten Ritter für würdig hielte, mit ihm die Klinge zu kreuzen, denn Jedermann verachtet den Frauenmörder. Beim Anblick der Leiche Melindas bricht Bánk vollends zusammen, er, der aus dem Hort des Gesetzes dessen Verletzer, aus einem Ritter ein Frauenmörder, aus einem treuen Unterthan ein Majestätsverbrecher geworden. Indem Bánk sich in eigener Sache zum Richter aufwirft, lehnt er sich nicht nur gegen die gesellschaftliche Ordnung auf, sondern auch gegen seine eigene sittliche Grundlage. Das tragische Princip in ihm ist so stark, wie in den besten Tragödien der Weltliteratur. Auch die übrigen Figuren sind getreu und mit scharfen Zügen gezeichnet; sie sind echte Individuen wie die Shakespeares. Seine Sprache ist dramatisch; obgleich vielfach schwerfällig, schwillt sie doch überall von Ausdruck und Kraft. Johann Arany fand sie so shakespearisch, daß er gegen Ende seines Lebens einige Scenen Bánks ins Englische übersetzte.

Als die Trefflichkeit des „Bánk-Bán" überall durchzudringen begann, hatte bereits eine der hervorragendsten Gestalten des „Aurora"-Kreises und der ungarischen Literatur überhaupt, Michael Vörösmarty (1800—1855), die Herrschaft im Reiche der ungarischen Dichtung angetreten und setzte die große Umwandlung ins Werk, welche diese Poesie durchmachen mußte, um den Einfluß der fremden Geister abzuschütteln und sich immer mehr auf nationaler Grundlage fortzuentwickeln. Was Karl Kisfaludy begonnen, das setzte Vörösmarty, als ausdauernder Kämpe der nationalen Bestrebungen, mit weit größerem Talente fort, indem er die Freiheit der Phantasie und die gestaltende Macht des nationalen Elements verkündete. Er schenkte der Nation ausgezeichnete Werke, aber er that noch mehr — seine Gesammtwirkung bedeutete gleichsam eine Neuschaffung der ganzen Literatur. Die durch Kazinczy erneuerte Kunstsprache wurde durch ihn erst magyarisch, klangvoll und so schön, daß sie sich nur durch Johann Arany noch höher heben konnte. Er ist der wahre Begründer der magyarischen Dichtersprache, der die alte und die neue Sprache verschmolz und zu einer hohen Stufe der Vollendung emporführte. Er griff neue Stoffe auf, er verkündete neue Gedanken und Ideen, um das nationale Element zu einem künstlerischen zu machen und die lebensfähigsten Errungenschaften der verschiedenen poetischen Richtungen zu verknüpfen. Das Element der Sage und Geschichte lebte durch seine in jeder Faser nationale magyarische Poesie mit epochemachender Wirkung auf. „Der Triumph seiner Dichtung", sagt sein Biograph Gyulai, „war der Triumph des nationalen Geistes und der dichterischen Freiheit. Dies ist das herrlichste Denkmal seines Genius, welches durch keine Änderung des Geschmacks, noch durch die Meisterwerke der Zukunft verdunkelt werden kann, so lange nationaler Geist im Ungarn flammt."

Vörösmarty galt anfangs als Epiker für den größten ungarischen Dichter. Das Epos: „Die Flucht Zalán's“ (Zalán futása), welches das wichtigste Ereigniß bei der Eroberung des Landes durch die Ungarn behandelt, erschien 1825, gerade als der Wellenschlag der angehenden politischen Bewegung fühlbarer wurde und in der Literatur wie im öffentlichen Leben die nationale Pietät sich den Erinnerungen einer großen Vergangenheit zuwandte. Dies war auch eine Hauptursache der Wirkung des Heldengedichts. Die Idee der Begründung des Vaterlandes hatte den jungen Dichter mächtig ergriffen, allein sie war nicht hinreichend durch sagenhaften und geschichtlichen Stoff gestützt, so daß es nicht wundernehmen darf, wenn die ungarische Kritik in ästhetischer Hinsicht gar Manches gegen die Conception des Werkes einzuwenden fand. Die Schöpferkraft Vörösmartys ist nicht stark genug, um eine abgerundete, in sich vollendete Handlung zu schaffen, deren Einzelheiten unter einander in organischem Zusammenhange stünden; die einzelnen Theile seiner Epen gelingen fast immer besser als das Ganze. Der „Flucht Zalán's“ folgten binnen kurzem die kleineren Epen: „Cserhalom“, „Eger“, „Tündérvölgy“, „Széplak“, „Die Ruine“, „Magyarvár“, das Bruchstück „Délsziget“ und „Die beiden Nachbarburgen“. Nur in diesem letzten ist ein starker tragischer Conflict dargestellt, in allen aber quillt ein poetischer Reichthum, bezaubert eine Pracht der Töne und Farben, als sähe man die aufgeregte Einbildungskraft der orientalischen Dichter sich in ziel- und schrankenlosen Weiten ergehen. Seine Helden, die Hauptheldeu zumal, erregen nicht immer ein ausreichendes poetisches Interesse, doch ist der Leser hingerissen von der Anmuth der Sprache, von dem odenartigen feurigen Aufschwung, der den ruhigen Gang der Erzählung unterbricht, von dem Wohlklang der classischen Hexameter, wie sich dergleichen nur in der griechischen und römischen Dichtung findet. Seine Lebensbilder und poetischen Erzählungen indeß sind auch vorzüglich gebaut, besonders „Schöne Ilonka“ (Szép Ilonka), ein völliges Meisterwerk.

Die größte Ausdauer widmete Vörösmarty der dramatischen Dichtung, obwohl seine mächtige lyrische Begabung gerade hier am wenigsten Erfolg haben konnte. Die glänzenden Eigenschaften seiner Poesie fallen allerdings auch hier in die Augen; seine Ursprünglichkeit, der fast unvergleichliche Reichthum seines Geistes, die Farbenpracht seiner Bilder und Gleichnisse, seine regelmäßigen und klangvollen Jamben sind auch heute außerordentlich wirksam, wogegen diese Werke den strengen Bau des Dramas, die dramatische Zeichnung der Charaktere, den raschen Gang der Handlung oft vermissen lassen. Seine in jüngeren Jahren verfaßten Schauspiele sind eher dialogisirte Geschichtsbilder, allein schon in den Trauerspielen „Die Bluthochzeit“ (Vérnász) und „Marót-Bán“ versucht er stärkere tragische Conflicte zu bilden. Übrigens hat Vörösmarty auch auf diesem Gebiete ein Meisterwerk: „Csongor und Tünde“, dem die Erzählung vom Königssohn

Argyrus als Grundlage dient. In diesem Werke hat die magyarische Dichtersprache den höchsten Grad ihres Reizes erreicht. Mit Recht sagt Beöthy: „Niemals hat die Liebe mit poetischerer, wärmerer Beredsamkeit gesprochen, niemals hat man einen reicheren Strom dichterischer Motive gesehen."

Lyrische Gedichte schrieb er vom Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn. In diesen erreichte er den Gipfelpunkt seiner Poesie. Nicht blos durch großen Reichthum an Stoffen und Mannigfaltigkeit der Stimmungen, sondern auch durch schöpferische Neuheit in verschiedenen Dichtungsarten wies er der ungarischen Lyrik ganz unbekannte Richtungen. Er schrieb Lieder, Elegien, Oden, Hymnen, Genrebilder, Balladen, Romanzen, Epigramme, und in allen diesen Kunstgattungen wahre Meisterwerke. Er sang die Liebe und ihre Sehnsucht und Träumerei; er glühte für den Fortschritt der Menschheit, das Los der unterjochten Polen rührte ihn; vor allem Anderen aber sang er die Vaterlandsliebe mit dem unverlöschlichen Feuer seiner Begeisterung, mit der Aufrichtigkeit seines Tones und der Echtheit seiner Hoffnung oder Trauer. Seine patriotischen Gedichte sind Oden und Elegien. Er beweint den Niedergang der Nation, er ist voll Sorge um sie, er rügt die Neigung zur Ausländerei; dann, als Széchenyi durch sein Buch „Credit" (Hitel) der Nation den Glauben an sich selbst eingeflößt hat, leiht er der Volksstimmung Worte, Worte des Selbstvertrauens und der Größe, des Schmerzes und der Entschlossenheit oder der verhängnißvollen Ahnung, daß die Nation sich rühmlich durchsetzen oder gänzlich vom Erdboden verschwinden werde. Der schönste Ausdruck dieser Stimmung ist der „Mahnruf" (Szózat), der neben Kölcseys „Hymnus" noch heute der Nationalgesang des Ungarn ist.

Vörösmarty ist der größte Meister der modernen Ode, wie Berzsenyi der der classischen war. Er hat Feuer, Kraft, Würde und rednerische Glut, flackernd und ungleich zwar, allein immer überströmend und nicht selten stürmisch. In einer ganzen Reihe von Meistergedichten gibt er der politischen Stimmung der damaligen Opposition Ausdruck; in den nachfolgenden Dithyramben aber, wie „Das Haus des Reichstags", „Der alte Zigeuner", erhebt sich sein Pathos zur höchsten Höhe, und was im „Szózat" schlimme Ahnung war, wird in der Seele des Dichters zu wildem Schmerz.

Etwa ein Vierteljahrhundert lang herrschte Vörösmarty ohne Nebenbuhler in der ungarischen Dichtung. Alle seine Zeitgenossen, welche Mitglieder des „Aurora"-Kreises waren oder sich dem „Athenäum" anschlossen: die Lyriker Josef Bajza, Alexander Bachott, Julius Sárosy, die Epiker Andreas Horváth, Gregor Czuczor, Johann Garay, standen mehr oder weniger unter seinem Einfluß, sie bewegten sich in demselben Stoff- und Gedankenkreise wie ihr Meister, ohne jedoch über dessen Errungenschaften hinauszugelangen. Unter den Lyrikern ragt Bajza hervor durch die süße Melancholie seiner Lieder, in denen er ahnungsvoll dahinbrütet. Selten erhebt er sich zur Höhe der Ode, meistens weint er in

Eduard Szigligeti.

Elegien um „das sinkende schöne Vaterland“, dessen „Vergangenheit nicht Freude, nicht Hoffnung die Zukunft gibt“. Sárosy fiel durch mehrere kräftige Schöpfungen auf, während Garay damals durch Balladen und Romanzen beliebt wurde.

Unter den Epikern war Gregor Czuczor mit seinem Heldengedicht: „Die Schlacht bei Augsburg“ ein Vorläufer sogar Vörösmartys, doch machte das Werk nicht viel Wirkung. Seine Epen: „Der Reichstag zu Arad“ und „Botond“ gelangen schon besser; namentlich in dem letzteren gewinnen seine Farben Abwechslung und der Schlachtenlärm mischt sich glücklich mit einem empfindsamen Element; die Gestalt des Haupthelden Botond

weckt Antheil, in Sprache und Rhythmus kommt er Vörösmarty nahe. Es ist bemerkenswerth, daß um diese Zeit die hervorragenderen Begebenheiten der Landeseroberung und der Landesgeschichte von zahlreichen ungarischen Dichtern behandelt wurden; durch Erweckung dieser Erinnerungen wollten sie die Nation zur Ausdauer und zur Fortsetzung des Kampfes mahnen, von dem das Wiederaufblühen des Vaterlandes abhing. Garay war auf epischem und lyrischem Gebiete gleich thätig und seine Lyrik gewann sich das Publikum durch patriotischen Ton und rednerisches Pathos. Als aber die im Jahre 1838 gegründete Kisfaludy-Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit der Volksdichtung zuwandte und unter dem Einfluß der nationalen Richtung Vörösmartys die Kunstpoesie immer mehr Elemente aus den Quellen der Volkspoesie aufnahm, da trat die Literatur in ein neues Entwicklungsstadium und im Geschmack des Publikums ging eine wesentliche Wandlung vor sich. Die Dichter studirten die Eigenthümlichkeiten der Sprache, ihre poetischen Wendungen, die Gesetze ihres Rhythmus, kurz sämmtliche Eigenschaften des magyarischen Geistes in jenen Sammlungen, deren erste: „Ungarische Volkslieder und Sagen" (Magyar népdalok és mondák) durch Johann Erdélyi angelegt wurde und neuerdings in Ladislaus Merényis „Volksmärchen", Krizas „Wilden Rosen" (Vadrózsák), Ladislaus Aranys und Paul Gyulais „Sammlung der Volkspoesie" (Népköltési gyüjtemény), Ludwig Kálmánys „Szegeds Volk" und „Kränze aus wilden Blumen des Alföld" (szeged népe, Koszorúk az Alföld vad virégaiból) Nachfolge fand. Die Kenntniß der Volksdichtung öffnete den Schriftstellern eine ganz neue Welt. Die Volksseele mit ihrem Empfinden und ihrem Ideal, der Ton ihrer Lieder, der Stoff ihrer Balladen und der Wohlklang eines altererbten Rhythmus, all das verschmolz nun mit sämmtlichen bisherigen Errungenschaften der Kunstpoesie; diese gewannen dadurch neue Kraft, Urwüchsigkeit und Frische, sie wurden an Inhalt und Formen erneuert und entwickelten so die nationale Richtung Vörösmartys noch weiter, die ihre befruchtende Kraft und heilsame Wirkung an jeder der verschiedenen Kunstgattungen bestätigt hatte.

In den Dreißiger- und Vierziger-Jahren dieses Jahrhunderts wird die Entwicklung der ungarischen Literatur so umfassend, die großen Geister, welche die Erbschaft Vörösmartys antreten, sind so zahlreich, daß unsere kurze Skizze sich bescheiden muß, nur die hervorragenden Vertreter der einzelnen bedeutenden Kunstgattungen vorzuführen.

In der dramatischen Dichtung kommen schon vor Vörösmarty ganz lebensfähige Versuche von Andreas Fáy, Josef Gaal, Lorenz Tóth und Anderen vor, allein das Publikum verlangte unter dem Eindruck der romantischen Schule Frankreichs, sowie der immer lebhafter andrängenden demokratischen Strömung Schauspiele von bewegterer Handlung und erwartete auch von den Originalstücken, daß sie ihm bieten sollten, was ihm an den zahlreichen aus dem Französischen übersetzten Stücken so sehr gefiel. In Ofen

Emerich Madách.

hatten die ungarischen Schauspieler bereits Fuß gefaßt, das Nationaltheater war im Bau begriffen und das Publikum harrte des neuen Dichters, von dem die dramatische Dichtung einen neuen Aufschwung und die ungarische Schauspielkunst ein neues Repertoire erhalten sollte. Unter solchen Umständen trat im Jahre 1834 Eduard Szigligeti (1814—1878) mit seinem Drama: „Überlistete Listen" auf, um dann etwa vierzig Jahre ununterbrochen fortzuarbeiten. Er schrieb über hundert Stücke und gab den Schauspielern ein neues Repertoire von Schauspielen, Lustspielen und Volksstücken. Unter den Schauspielen sind

die besten: „Dienes“, „Gritti“, „Paul Béldi“, „Die Schatten des Lichtes“ und „Der Thronprätendent“; unter den Lustspielen zeigen besonders „Die drei Gebote der Ehe“, „Oben hui und unten pfui“, „Mama“, „Weiberherrschaft“ und „Liliomfi“ seine reiche komische Ader; von seinen Volksstücken haben „Der Findling“, „Dalos Pista“, „Der Deserteur“, „Der Zigeuner“ und „Der Csikós“ den meisten Beifall gefunden.

Szigligeti unterscheidet sich von seinen Vorgängern und Zeitgenossen durch gut erfundene, gewandt durchgeführte Handlungen und einen starken Sinn für dramatische Form; durch diese Eigenschaften hat er in der dramatischen Dichtung Ungarns eine neue Epoche geschaffen. Gleich zu Anfang seiner Laufbahn fühlte er sich von den dramatischen und tragischen Begebenheiten der ungarischen Geschichte angezogen und strebte bei ihrer Gestaltung nach einheitlicher Handlung, nach genauer Charakter- und Zeitschilderung. Von Stefan dem Heiligen bis zu Franz Rákóczy II. hat er fast jedes dramatische Ereigniß der ungarischen Geschichte bearbeitet. Wohl ist in diesen Werken die individuelle Leidenschaft nicht immer hinreichend von den die Zeit bewegenden Ideen durchdrungen, ja auch die zahlreichen Wendungen der Handlung, die vielgewandten Behelfe ihres ganzen Gefüges stehen nicht immer im Einklang mit den Charakteren der Rollen; später aber veredelt sich sein Geschmack durch das Studium der großen Dramatiker, er befreit sich von den Maßlosigkeiten der französischen Romantik und schreibt die erwähnten Tragödien, darunter den „Thronprätendenten“, der von manchen Kritikern den besten ungarischen Trauerspielen zugezählt wird.

Seine Lustspiele fanden noch mehr Beifall. Anfangs schrieb er geschichtliche, später sociale Lustspiele. Die Stoffe der letzteren entnahm er am liebsten dem Leben des Mittelstandes, aber was er mit Lust und Erfolg darstellte, das waren weniger die Schwächen der Charaktere als vielmehr die unterhaltenden Verwicklungen, die harmloseren Conflicte des häuslichen Lebens. Gerne greift er sich eine hoch hinaus wollende Bürgerfamilie heraus oder eine zungengewaltige Haustyrannin, eines Ehepaars häuslichen Krieg und Friedensschluß, einen richtigen Pantoffelhelden und dergleichen mehr; da sind seine Gestalten von größter Lebendigkeit und seine Erfindung scheint unerschöpflich an geschmeidigen Wendungen. Eine bessere Posse als seinen „Liliomfi“ hat das ungarische Theater noch heute nicht.

Das größte poetische Verdienst Szigligetis ist jedoch die Begründung des Volksstücks. Seit Karl Kisfaludy war er der Erste, der dem Volksleben im Drama eine größere Rolle zuwies und auch Charaktere entlehnte. Er brachte das ungarische Volkslied auf die Bühne. Er wollte auf dramatischem Gebiete Schritt halten mit der Entwicklung der ungarischen Lyrik und Epik und schuf eines der charakteristischesten Erzeugnisse des im Umschwung begriffenen socialen und politischen Lebens, das Volksstück, durch das er die deutschen Possen von der ungarischen Bühne verdrängte.

Michael Tompa.

Der Erfolg der Werke Szigligetis liegt zum großen Theil in ihrer Bühnenwirkung; das Gleiche gilt auch von Sigmund Czakó, dessen Dramen: „Kaufmann und Seemann“ und „Das Testament“ in den Jahren 1844—45 stürmischen Beifall fanden. Das Publikum staunte die kühne Phantasie des Dramatikers an und fühlte sich förmlich hingerissen durch sein aufgeregtes melancholisches Gemüth, seine Naturanbetung, seine überschraubten Gedanken, die tollkühnen Situationen seiner Helden, das Hochfliegende, oft freilich auch nur Hochtrabende seiner Sprache. Czakós Zeitgenossen: Nikolaus Jósika,

Karl Obernyik, Ignaz Nagy und Andere zeigen gleichfalls den Einfluß der französischen Romantik. Graf Ladislaus Teleki und Karl Hugo dagegen streben mehr nach eigentlicher Schauspielwirkung. Teleki gehört mit seinem Trauerspiel: „Der Günstling" unter die ungarischen Dramatiker ersten Ranges, Hugo machte sich durch seine Stücke („Banquier und Baron" und noch andere) für geraume Zeit zum Liebling des Publikums.

Telekis „Günstling" (Kegyencz) ist das ergreifende Bild des verweichlichten Rom mit seiner tiefgesunkenen Sittlichkeit und der Verderbtheit seiner Gesellschaft, mit all seiner herzlosen Selbstsucht und ränkevollen Hinterlist. In ihrem Bau und der psychologischen Begründung weist diese Tragödie große Mängel auf, allein der Phantasiereichthum des Dichters, die dramatische Kraft und Wahrheit des Zeitgemäldes, das Malerische der Sprache lassen über jene Schwächen hinwegsehen, so daß die Kritik das Werk gleich nach „Bánk-Bán" zu nennen pflegt.

Nach dieser einzigen Gabe, die man dem Dichtergeiste Telekis verdankt, sei gleich hier einer anderen noch vorzüglicheren dramatischen Dichtung gedacht, der „Tragödie des Menschen" (Az ember tragédiája), eine der hervorragendsten Schöpfungen der modernen ungarischen Literatur, zu deren kostbarsten Zierden sie gehört. Ihr Dichter ist Emerich Madách (1823—1864), der sich mehrfach in lyrischer und dramatischer Poesie versuchte, aber nur durch die „Tragödie des Menschen" die allgemeine Anerkennung, den Beifall des Publikums und das ungetheilte Lob der Kritik gewann. Diese Meisterschöpfung Madáchs umfaßt das gesammte Schicksal des endlichen Menschen, seine edle Wesenheit, sein Streben nach Hohem, seine Entzweiung mit Gott, seine seit Anbeginn der Schöpfung erduldeten Leiden, von der Zeit an, da der Mensch in Wahrheit das Meisterwerk der Schöpfung war, bis zu der schließlichen Verkümmerung des Menschengeschlechts. Unter dem Einfluß Goethes, Byrons, Miltons goß Madách das Stürmen der eigenen Seele, die eigenen tiefdringenden Ideen in sein Werk, um die allgemeine Menschennatur in dem reichen Formenwechsel des Individuums zu versinnlichen. Nachdem das Schöpfungswerk vollendet, erscheint Luzifer, der Geist der Verneinung, und verderbt den Menschen durch die Bäume des Wissens und Lebens, so daß Gott das erste Menschenpaar aus dem Paradiese vertreibt. Da zeigt Luzifer, um das Werk Gottes zunichte zu machen, Adam im Traume die ganze Zukunft der Menschheit, die ihn in Verzweiflung stürzen und mit ihm sein ganzes Geschlecht vernichten soll. Vor den Augen Adams ziehen in mannigfaltigen Scenen die hervorstechendsten Geschichtsbilder des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit vorüber. Mit Abscheu sieht er in Egypten die schrankenlose Macht des Pharao, er sieht den Undank des Volkes gegen Miltiades, das sittliche Elend Roms, die Ausschweifungen der Glaubenswuth zur Zeit der Kreuzzüge, dann die Ohnmacht der Wissenschaft, das Glück des Menschen zu machen, die Leidenschaften des durch die französische Revolution

verrohten Volkes, die Interessenjagd der Gegenwart, in der Gesellschaft der Zukunft die Vernichtung des Vaterlandes, der Familie und des Individuums und schließlich im elenden Eskimo die tiefste Gesunkenheit des Menschen. In diesen Scenen macht Adam, als Hauptheld des Gedichts, die Erfahrung, daß alle seine Bestrebungen nichtig sind, weil er ohne die Hilfe Gottes, aus eigener Kraft ans Ziel gelangen wollte. Die Schlangen der Verzweiflung nagen an ihm, er will sich tödten, da entdeckt ihm Eva, die ihm als sein Schutzgeist nahesteht, daß sie sich Mutter fühle, und überzeugt ihn dadurch, daß er nun vergebens sterben würde. Er sinkt vor Gott in die Knie, der ihn wieder zu Gnaden annimmt mit den Worten: „Ich sagt' es, Mensch: kämpfe und vertraue!" Auch der endliche Mensch hat sein Theil an der unendlichen Kraft Gottes und darum haben wir keinen Grund zum Kleinmuth. Diese ebenso poetische als tief philosophische Idee klingt uns als erhabene Lehre aus der großartigen Tragödie entgegen, die seit 1883 auch auf der Bühne einen glänzenden Erfolg behauptet.

Noch vor Madách traten einige begabte Anhänger Szigligetis auf (Josef Szigeti, Ludwig Dobsa, Ludwig Kövér), deren dramatische Erfindungsgabe und technische Fertigkeit von der Kritik mit Recht anerkannt wird. Szigeti schloß sich der Richtung seines Meisters durch einige gelungene Volksstücke inniger an; die talentvollsten Vertreter dieser Dichtungsart sind übrigens später Eduard Tóth (1844—1876) und Franz Csepreghy. Das trefflichste Werk Tóths ist „Der Dorflump" (A falu roszsza), das Csepreghy's „Das gelbe Fohlen" (A sárga csikó). Beide wirkten auf der Bühne ungewöhnlich stark durch echt volksthümlichen und dennoch edlen Ton, getreue Zeichnung der Volkstypen, Reichthum der Erfindung und treffliche Composition.

Unter den neueren Vertretern der dramatischen Dichtung Ungarns erwähnen wir nur Eugen Rákosi, Stefan Toldy, Ludwig Dóczi, Ludwig Bartók und besonders Gregor Csiky (1842—1891), welche Bühnenwirkung und poetische Kraft zu vereinigen suchen. Die bleibendste Wirkung unter ihnen hat Csiky gemacht durch poetische Sprache, mannigfaltige Erfindung, lebendigen Realismus und große Fruchtbarkeit. Seit Szigligeti gab es keinen, dessen Werke auf der Bühne so oft gegeben wurden als die seinigen. Den meisten Beifall fand er mit socialen Schauspielen. Csiky machte seine Stücke zum Spiegel der jetzigen ungarischen Gesellschaft und stellte alle Figuren („Die Proletarier", „Mukányi", „Der eiserne Mann" u. s. w.) mit so scharfer Beobachtungsgabe, mit so zutreffenden, oft sprechend echten Zügen charakterisirt auf die Bühne, daß die Kritik ihn nicht ohne Grund den ungarischen Sardou genannt hat. Seine Hauptkraft lag stets in der Kunst der Charakteristik. Gegen Aufbau und Handlung seiner Stücke hat die Kritik so Manches eingewendet, aber sie war einstimmig darin, daß kein ungarischer Dramatiker die Schwächen der menschlichen Natur treffender und sicherer gezeichnet hat als Csiky, daß einige seiner

humoristischen oder satirischen Scenen und lebensvollen Genrebilder beinahe unübertrefflich sind und sein Erfindungsreichthum unerschöpflich scheint. Die Akademie hat viele seiner Originalstücke, ja auch seine Übersetzung des Plautus gekrönt. Diese und seine Sophokles-Übersetzung gehören zu den trefflichsten dramatischen Übertragungen in der ungarischen Literatur.

Der wohlthätige Einfluß der Volksdichtung, der sich schon im vorigen Jahrhundert bei Adam Horváth und später Csokonai, in unserem Jahrhundert aber bei Michael Vitkovics und besonders in manchen Liedern Karl Kisfaludys fühlbar machte, hat in erster Reihe die Lyrik umgestaltet und dem nationalen Geiste genähert. Johann Kriza und Johann Erdélyi traten als Herolde einer schärfer ausgesprochenen nationalen Richtung auf, die sich mit dem Volksmäßigen verbündete, und nach ihnen gelangt in der ungarischen Poesie der Geist dreier hochbegabter Dichter: Michael Tompa, Alexander Petöfi und Johann Arany zur Herrschaft. Die beiden ersten sind als Lyriker, Arany ist als erzählender Dichter der größte Stolz der ungarischen Literatur.

Michael Tompa (1817—1868) gelangte durch seinen Band: „Volksmärchen, Volkssagen" (1846) zu literarischem Ruf; der Volkston dieser Märchen, die poetische Auffassung und die schlichte Anmuth einzelner Scenen fanden so viel Beifall, daß das Buch schon nach zwanzig Tagen in zweiter Auflage erschien. In den heiteren poetischen Erzählungen Tompas herrschen volksthümlicher Humor, gemüthlicher Scherz und eine sonnige Komik, so daß sein „Matthias Szuhay", „Der Notar von Vámosujfalu" und die „Drei Reiher" zu den werthvollsten derartigen Producten der Literatur gehören. Auch die „Blumenmärchen", in denen er die Wandlungen des menschlichen Lebens verbildlicht, erlebten mehrere Auflagen. So groß aber auch die Wirkung der erzählenden Gedichte Tompas war, seine Dichterkraft bewährt sich doch am meisten in den lyrischen Werken. Da entfaltet sich nach Inhalt und Form ein mannigfaltiger Reichthum. Seine fruchtbare Phantasie brütet gern über den Erinnerungen der Vergangenheit, aber auch über den Bildern der Natur, denen er die Wärme des eigenen Empfindens einhaucht. Seine Muse ist sehr empfänglich für die Freuden der Familie und für Freundschaft; er singt die Eingebungen des Glaubens, die Veränderungen der Natur, die Liebe, die verschiedenen Erscheinungen der Vergänglichkeit und vor Allem die Vaterlandsliebe. Der Grundton seiner Lyrik ist das Leid des Mannes, das in den schönsten Elegien austönt. Doch hebt sich seine edle und ergreifende Empfindung oft bis zur Ode oder sie schmilzt in fruchtbarer Beschaulichkeit dahin. „Aus seinen meisten Werken" — schreibt Beöthy — „spricht zu uns der Verzicht auf die Erfüllung so manchen Traumes einer hohen Seele, aber es ist eine Entsagung, welche die Neigung des Herzens zu allem Göttlichen und Menschlichen warm erhält." Manche seiner Volkslieder sind in den Volksmund übergegangen, die tiefste

Alexander Petöfi.

Wirkung jedoch machten seine in den Fünfziger- und Sechziger-Jahren entstandenen patriotischen Elegien und Oden, wie: „Der Vogel an seine Jungen", „An den Storch", „Auf der Puszta", „Der alte Diener", „In der Gruft", „Der Falke", „Der heimliche Kranke", „Der neue Simeon" u. s. w. Durch diese Gedichte suchte Tompa der Nation Glauben und Hoffnung einzuflößen oder durch das niederschmetternde Wort des stummen Schmerzes und quälender Selbstanklage seine patriotische Trauer zu erleichtern. Nach 1849 zweifelte er am Leben und Fortbestande der Nation und sein Gram brach in die Worte aus:

„— — wir sinken, nichts uns hält,
Gelöster Garbe gleich dies Volk zerfällt . . . !"

Mitunter schlägt seine sanfte Träumerei in hohem Pathos empor oder sein grimmer Zorn wird zuletzt wieder weich. Meistens aber flüchtet er zur Natur, um Linderung zu suchen; hier findet er geeignete Gegenstände, an die er sein Denken knüpfen, in die er seine Ideen fassen mag. So wurde er der Vertreter jener allegorischen Poesie, die nach 1849 fast zwanzig Jahre lang die ungarische Literatur beherrschte. Auf diesem Gebiete übertrifft ihn Niemand, mag er nun den ersterbenden Seufzer der niedergeworfenen Nation singen oder die schmelzende Klage des neu gelabten Herzens, welches Hoffnung sucht und im wiedergestärkten Selbstvertrauen sich zu beruhigen wünscht. Seine Allegorien haben das seltene Verdienst, daß sie Bilder voll Leben und dennoch von geheimnißvoller Färbung sind, aus denen die ganze Innerlichkeit des hochgehenden Gemüths zu uns spricht, mit solcher Kraft und so erschütternden Zügen, wie sie nur der bewußte Künstler an seine Stoffe zu wenden hat. Selbst durch die Verschleierung hindurch wirken sie mit lyrischer Unmittelbarkeit und sprechen, obgleich nur Bilder, zum Herzen. Diese Allegorien versenken uns in eine Art edler und wohlthuender Schwermuth, wie übrigens auch Tompas patriotische Elegien und Oden im Allgemeinen, welche zwar nicht immer hinreißen können, allein Herz und Geist mit einer eigenen Weihe anhauchen. Die lyrischen Gedichte Tompas gehören zu den hervorragendsten poetischen Schöpfungen der Trauerzeit nach 1849 und sind, mit Ausnahme einiger Prachtstücke Johann Aranys, die gediegensten und werthvollsten Schätze der ungarischen Literatur dieses Zeitraumes.

Wie Tompa der Lyriker der Zeit nach 1849, so ist Alexander Petőfi der unvergleichlich charakteristische Ausdruck der Jahre vor 1848 mit der Rastlosigkeit ihrer sturmdrohenden Gährung und den kühnen Hoffnungen der zum Kampf geführten Nation. Er ist der größte lyrische Dichter Ungarns, der sich ungescheut mit den ersten Lyrikern der Weltliteratur messen kann. Der Zauber seiner Poesie wird nicht wenig gehoben durch den stürmisch bewegten Lebensgang des jungen Dichters, seine abenteuerliche Jugend, eine romantische Liebe, eine erstaunlich rasche Entwicklung, seine lebhafte Mitwirkung an den Bewegungen von 1848—49 und schließlich den Tod auf dem Schlachtfelde (31. Juli 1849).

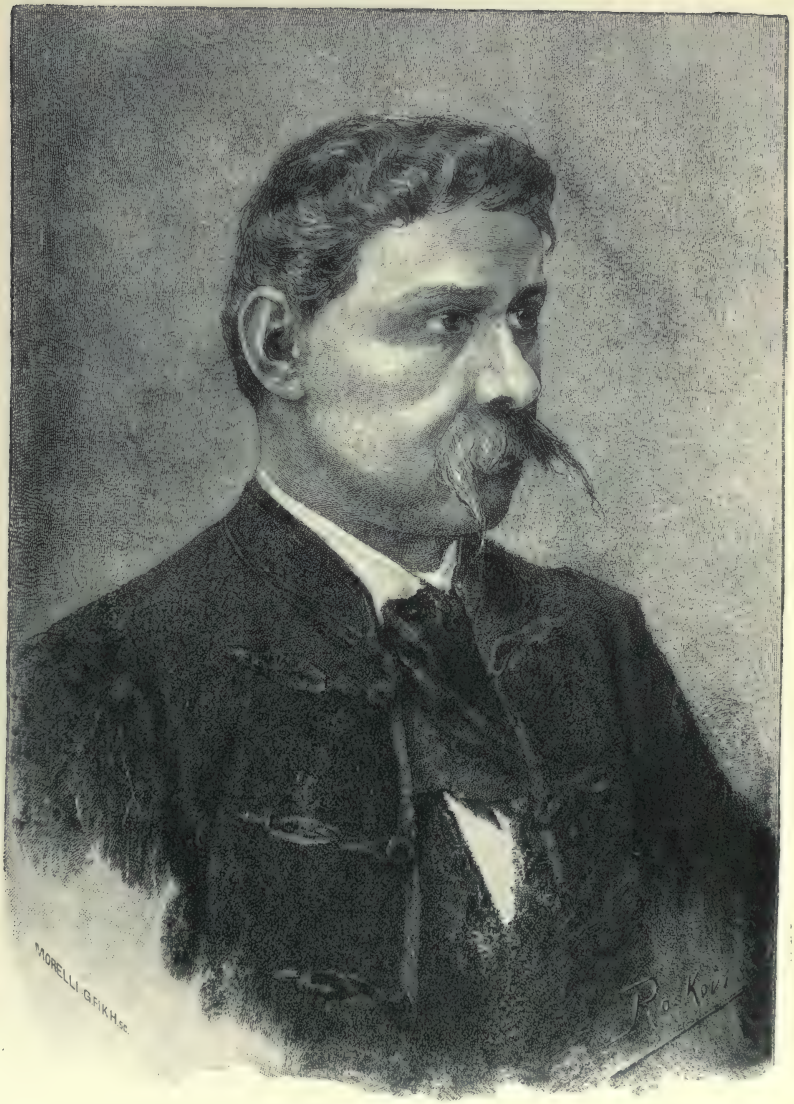
In seinem Leben offenbart sich fast ebensoviel Poesie wie in seinen Werken, und dies erklärt die außerordentliche Wirkung, welche seine Gedichte in Ungarn wie in der Weltliteratur hervorgerufen haben. Mehrere Städte stritten lange Zeit um die Ehre, sein Geburtsort zu sein, bis es sich herausstellte, daß er in einem schlichten Häuschen zu Kis-Körös am 1. Januar 1823 das Licht der Welt erblickt hat. An seinen Tod wollte in den Trauertagen der Nation Niemand glauben und so bildete sich um seine mystisch schimmernde Gestalt ein ganzer Sagenkreis. Der Zauber, der von seinem bewegten Leben und Dichten ausgeht, ist noch jetzt so lebendig wie in den Fünfziger-Jahren, und Johann Arany sagt von ihm, schön und wahr zugleich, daß, während die Last der fortschreitenden Zeit Andere altern mache, Petöfi fortwährend „an Namen wachse" und von dem, was er geschaffen, „nichts verloren sei, sondern Alles von Sohn auf Sohn forterbe wie eine gemeinsame Idee."

Er war ein Kind von naiver, nachdenklich-träumerischer, aber im Allgemeinen lebhafter Gemüthsart, dem die Eintönigkeit des Schullebens bald zur Last ward, so daß es sich ungeduldig und trotzig zu entwickeln begann. Die warme Hinneigung seines Eigenwesens zu den natürlichen, ursprünglichen, urwüchsigen Eigenschaften und Äußerungen des Volkscharakters steigerte sich von Tag zu Tag. Kaum 14 bis 15 Jahre alt, fühlte er in der Seele das Rumoren eines unbezwinglichen Dranges, die aller Anregung bare Einförmigkeit des gewöhnlichen Schuldaseins mit etwas Neuem zu vertauschen. Er lernte viel und las unausgesetzt die Werke der zeitgenössischen Dichter, auch machte er selbst schon Versuche. Sein Selbstgefühl befestigte sich immer mehr und ein starker Ehrgeiz erwachte in ihm. Die Ahnung einer glänzenden Zukunft, die sichere Hoffnung, das stolze Selbstbewußtsein reiften in seiner Seele verschiedenartige Wünsche. Er verläßt die Schulbank und wird Soldat, dann wieder studirt er weiter, der fahrende Schüler wird Schauspieler und schließlich bricht seine Poesie ihm Bahn. Mit starker Hand griff er gleichsam da und dort in die Fluthen des Lebens hinein, um sich emporzuringen, mit vorwärtsstrebendem Geiste die Schranken des alltäglichen Daseins zu zerreißen. Immerfort stand seine Seele unter der Herrschaft des Augenblicks und er erklärte sich bereit zum Kampfe mit seinem Schicksal. Und als er sich seines Talentes bewußt geworden war und sein Name immer berühmter wurde, da spielte er gleichsam nur das Endspiel seines abenteuerlichen Sehnens und von da an leitete ihn der Geist der Kunst unter heftigen Aufwallungen und poetischen Aufregungen die kurze Bahn entlang. So wurde Petöfi von 1842 an der Abgott der Jugend und nach einigen Jahren der ganzen Nation, der eine Gruppe ausgezeichneter Talente weit hinter sich ließ und sich durch sein Genie zu einem der allerersten ungarischen Dichter emporkämpfte. Im Vorgefühl des nahenden Sturmes einer großen Zeit erwartete und verkündete er, einem Propheten der Neuzeit gleich, die Revolution. Nicht nur zur Leier, auch zum Schwerte griff er und überbrauste den Donner der Geschütze

mit seinen kriegerischen Dithyramben, mit dem Tode besiegelte er seine hochfliegenden Träume und die stolze Schwärmerei für Weltfreiheit.

Die Poesie Petőfis brachte in der ungarischen Literatur eine große Wandlung zu Wege, die aber eigentlich nur die Richtung Vörösmartys weiter entwickelte. Die literaturgeschichtliche Wichtigkeit seines Schaffens besteht darin, daß er die Lyrik an Inhalt und Form nationaler machte; aus den Quellen der Volkslieder schöpfend, schuf er das specifische magyarische Lied, und diese Entwicklung wirkte auf die ganze Poesie wohlthätig ein. Da er ein Kind des Volkes war und sozusagen von der früheſten Jugend auf das Vaterland durchwandert hatte, blieben ihm die bunten Scenen des Volkslebens tief ins Gedächtniß geprägt und klangen nun in Liedern aus. Er besang Dinge, an die bisher Niemand gedacht hatte, und in seinem Saitenspiel erklang eine so reiche Mannigfaltigkeit von Tönen der naiven Freude, der elegischen Schwermuth, des schrankenlosen Übermuths, der wildfeurigen Aufwallung, der idealistischen Begeisterung, der trotzigen Ungeduld, des halsstarrigen Nationalstolzes, wie man dies in der Weltliteratur noch niemals gesehen. Seine Poesie quillt so üppig, sie überströmt jeden Gegenstand, der ihm vorkommt, jede Scene, die sich vor ihm abspielt, mit so lebhaften und warmen Farben, sie entdeckt selbst in den prosaischesten Gegenständen so viel Künstlerisches, daß sie das größte Staunen erregt. Durch die Aufrichtigkeit und Schlichtheit eines aus tiefstem Herzensgrunde quellenden, immer von seinem Eigenwesen eingegebenen Tones gestaltete er in wenigen Jahren den ganzen Modegeschmack um. Durch seine lebensvollen Schilderungen, mit seinem starken Sinn für das Charakteristische und Individuelle hob er sich weit über die Anhänger der bereits übertriebenen idealistischen Richtung empor, welche bald in seine Fußstapfen treten sollten.

Petőfi ist ein in jedem Atom magyarischer Poet, er ist der Dichter der Liebe, des Familienglücks, der Naturschönheit, der Vaterlandsliebe, des Emporstrebens der Nation, der Freiheit, der demokratischen Ideen und der Revolution. Seine Lieder, diese kostbarsten der Perlen der ungarischen Dichtkunst, entfalten uns die einfachen Empfindungen und eigenthümlichsten Charakterzüge des Volkes, bald mit spielendem Übermuth und gefühlvoller Wärme, bald mit wildem Feuer und brütender Schwermuth. Alle lebensfähigen Elemente des magyarischen Volksliedes sind in seinen Liedern zu finden, und zwar überall künstlerisch gestaltet, in besonderer Anmuth und Ursprünglichkeit. Er „singt“ uns seine Gefühle nicht, sondern spielt sie uns vielmehr dramatisch vor. So ausgezeichnet wie seine Liebes- und Weinlieder sind auch seine Landschafts- und Sittenbilder. Niemand weiß die wesentlichen kennzeichnenden Züge mit wenigen Pinselstrichen treuer zu versinnlichen als Petőfi. Er strömt seine Empfindungen über die Bilder der Natur aus und löst die Gegenstände gleichsam auf in der Glut seiner Gefühle. Dabei hat er heiteren Humor und frohe Laune,



Arany János

Johann Arany.

auch macht sich die ungesuchte einfache Anmuth und der volksthümliche Wohlgeschmack seiner Sprache geltend. Seine gestaltende Kraft ist so stark, daß die ungarische Literatur, mit Ausnahme Johann Aranys, kaum ihres Gleichen kennt. Es ist unmöglich, aber auch unnöthig, Beispiele anzuführen. Die meisten seiner Gedichte sind in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und selbst seiner echten Meisterwerke sind so viele, daß es schwer hielte, eine Wahl darunter zu treffen.

In den Fünfziger-Jahren begann sich die riesige Wirkung Petőfis an den ungarischen Schriftstellern in höherem Maße zu zeigen. Seinen Spuren folgte eine ganze Gruppe junger Schriftsteller, unter denen hier nur Koloman Tóth (1831—1881) erwähnt sei; seine Liebeslieder, in denen die Schmerzen der Liebe sich mit großer Mannigfaltigkeit, Leichtigkeit und volksthümlichem Reiz aussprechen, sind zu großer Beliebtheit gelangt. Gegen die Nachahmer Petőfis sind außer Johann Arany und Tompa mehrere noch jetzt lebende Dichter theoretisch und praktisch aufgetreten, um auch in der Lyrik die nationale Kunstpoesie fortzusetzen. Ihr edler Geschmack und starker Formsinn wirkte heilsam auf die Literatur wie auf das Publikum. Die hervorragendsten sind Paul Gyulai, Josef Lévay und Karl Szász, die auch in der Lyrik Werthvolles schufen, obgleich Gyulai den Schwerpunkt seiner literarischen Thätigkeit in der Kritik und Literaturgeschichte, Szász aber auf dem Gebiete der künstlerischen Übersetzung hat. Karl Szász hat „mit seltener Gabe der Anschmiegung an verschiedene Individualitäten" zahlreiche ältere und neuere Meisterwerke der Weltliteratur (Nibelungenlied, Tennyson, Moore, Burns, Byron, Victor Hugo, Lamartine, Heine, Goethe, Schiller, Dante, Mehreres von Shakespeare) ins Ungarische übertragen, und zwar mit meisterhafter Technik, welche die Hindernisse der schwierigsten Formen mit Leichtigkeit überwand. Neben Johann Arany ist er in Ungarn der bedeutendste Meister der künstlerischen Übersetzung. Noch ist Johann Vajda zu erwähnen; seine Poesie zeigt Kraft und Tiefe und manche Leidenschaft, manche düstere Aufwallung oder philosophische Idee findet bei ihm ergreifenden Ausdruck.

Unter den erzählenden Dichtungen Petőfis ist „Held János" (János vitéz) die vorzüglichste; ihre literaturgeschichtliche Wichtigkeit liegt darin, daß sie die naive Phantasie und idyllische Lieblichkeit des Volksmärchens mit der Kunstdichtung verschmolz und dadurch den schüchternen Genius eines gewaltigen Talents ermuthigte und zu selbstbewußter Thätigkeit antrieb. Unter der Wirkung dieses Werkes begann nämlich Johann Arany (1817—1882) den ersten Theil seiner Trilogie „Toldi", um durch sein Genie das Streben Petőfis zu verdoppeln, welches der ungarischen Kunstpoesie die fruchttragenden Schößlinge der Volksdichtung aufgepfropft hatte. Darum schrieb Petőfi, als er die Handschrift des „Toldi" gelesen, voll Entzücken an Arany: „Was ich nicht so gänzlich ruhmlos einst begonnen, setze du es fort, o Freund, mit vollem Ruhme!"

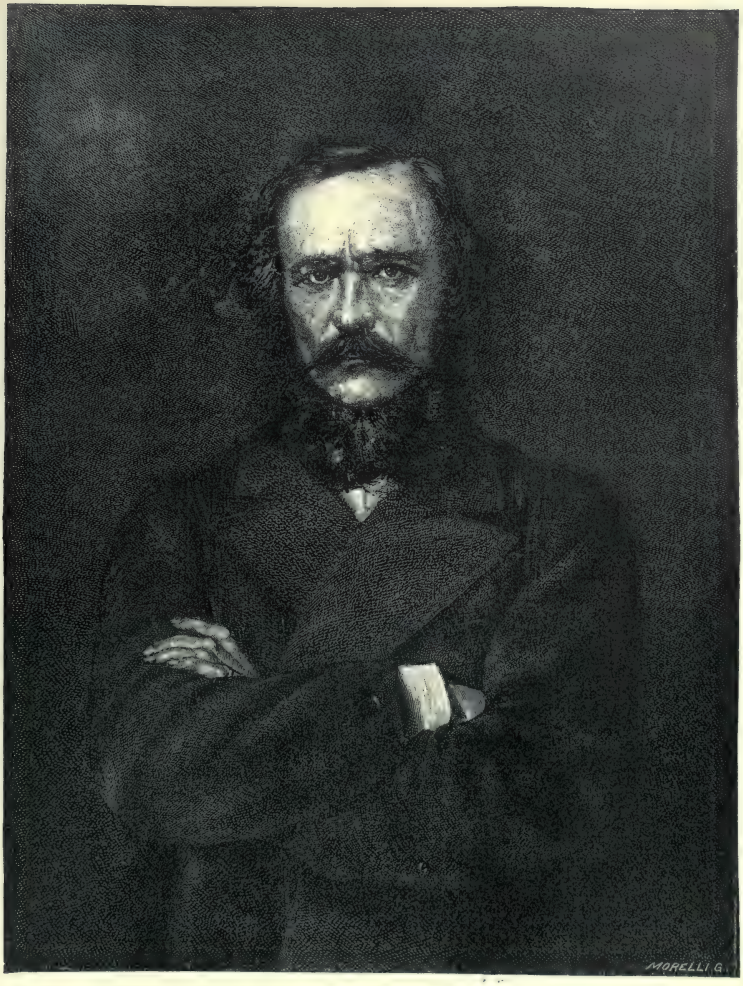
Baron Nikolaus Jósika.

Die gründliche Umgestaltung der Lyrik durch Petöfi fand ihr Seitenstück in derjenigen des Epos und der Ballade durch Arany. Das Volksthümliche und das Kunstmäßige erscheinen bei ihm in der vollkommensten Harmonie, nicht nur hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der bearbeiteten Stoffe, sondern auch in Bezug auf dichterische Gestaltung, kunstvollen Versbau und den erstaunlichen Reichthum der ebenso kräftigen als anmuthigen Sprache. Er hebt die nationale Individualität mit höchster Treue und Plastik hervor und „trägt aus Überlieferung und Volksleben Alles zusammen, worin sich ein nationaler Charakterzug zeigt und was zur dichterischen Bearbeitung geeignet erscheint". Die hunnisch-magyarische und die Toldi-Sage ergreifen seine Phantasie am

meisten und aus ihnen schöpft er seine Hauptwerke. Er hat die ungarische erzählende Dichtung zum nationalen Epos zurückgeführt, zuerst durch die Toldi-Trilogie, dann durch „Budas Tod". Von der ersteren führte er anfangs (1846 und 1848) nur die ersten und letzten Theile aus; an dem mittleren Theile arbeitete er sozusagen Jahrzehnte lang und veröffentlichte ihn erst 1879. Sowohl die Toldi-Trilogie als „Budas Tod" sind wahre Meisterwerke und unvergängliche Schmuckstücke der ungarischen Literatur.

Im ersten Theile der Toldi-Trilogie entrollt sich eine ganze Reihe von heroisch-idyllischen Bildern. Niklas Toldi tritt auf, der riesenkräftige, edelherzige Jüngling, den sein Bruder aus dem väterlichen Erbe verdrängen will; durch Zufall zum Mörder geworden, bietet er der sittlichen Weltordnung Sühne für diese Schuld, schüttelt das Joch seiner Zwangslage ab, geräth an den Hof des Königs und genießt den Rausch des Triumphes. Der zweite Theil schildert den Kampf und Heldenmuth des Mannes, sein Irren und Büßen, das Wirrsal seiner Liebe. König Ludwig will Toldi mit der ihm unbekannten Piroska Rozgonyi verheiraten, aber durch einen übermüthigen Einfall bestimmt, erstreitet er ihre Hand im Kampfspiel für einen anderen;, wie er sie aber dann erblickt, ergreift ihn die Liebe zu ihr mit unwiderstehlicher Macht, er tödtet Piroskas Gatten in regelwidrigem Zweikampf, was ihn für immer von der Geliebten trennt, die in einem Kloster langsam dahinwelkt. Arany löst diesen starken tragischen Conflict mit seltenem künstlerischen Takt. Toldi hat das ritterliche Gesetz verletzt, er hat die Geliebte und sich selber unglücklich gemacht, aber er wird deshalb nicht vernichtet. Er büßt in einem Kloster, als niederer Knecht, gepeinigt von der Qual der Verfolgung und Selbstanklage, aber seine Leiden reinigen ihn, er erkämpft sich seine frühere Stellung wieder und zieht sich endlich zur Lebensrast zurück, allerdings ohne das Glück mit sich zu nehmen. Im dritten Theile steht der alte Toldi da, in seiner gelangweilten Ruhe und Unzufriedenheit; mit Hilfe eines alten treuen Dieners gräbt er sein Grab. Da kommt ein Bote von Ofen und meldet, daß das Wappen Ungarns in fremde Hand gerathen. Noch einmal rettet Toldi die Ehre Ungarns, er siegt, aber sein alter Gram nagt weiter und so stirbt er langsam. Das ganze Gedicht ist meisterhaft gebaut, die Seelenmalerei von größter Kraft, das Emporstreben des Jünglings, die langen Kämpfe des Mannes, das Grübeln und der Humor des Alters sind charakteristisch und zum Sprechen getreu geschildert, der Vortrag ist künstlerisch und dennoch von volksthümlichem Duft; so bedeutet „Toldi" das höchste ungarische Meisterwerk der erzählenden Dichtung.

„Budas Tod" ist der erste Theil einer großen Hunnen-Trilogie, deren ganze Handlung Arany bereits entworfen hatte, ohne aber mehr als den ersten Theil ausarbeiten zu können. Buda theilt sich mit Etele (Attila) in die Herrschaft, allein der Lehnsmann Detre erregt Zwietracht zwischen den Brüdern; Verdacht keimt in Budas Seele, als er



Baron Josef Eötvös.

sieht, wie sehr die Hunnen seinem jüngeren Bruder, welchem „Hadisten“ (Kriegsgott) sein Schwert gesandt, zugethan sind. Für einige Zeit schlummert Budas Verdacht wieder ein, als aber die beiden Königinnen in Streit gerathen und die vom Kaiser des Ostens eingetroffenen Gesandten, ohne bei Buda anzufragen, mit Etele Rath pflegen, da ist Buda aufs höchste gereizt und fordert den Bruder auf, ihm Hadistens Schwert auszuliefern und keinen Krieg zu beginnen. Etele weigert sich. Buda läßt das Schwert entwenden, worauf Etele in furchtbarem Grimm zum Zweikampf mit dem Bruder schreitet, der die Flucht ergreift, allein von ihm getödtet wird. In diesem Werke verbindet sich „die schlichte Anmuth des Volksmärchens mit der Hoheit der Tragödie“. Der ruhige epische Ton, die gerundete Composition, die scharfe und lebendige Charakterzeichnung nähern es den naiven Epen, allein „die wachsende dramatische Kraft der Wendungen und die eindringliche, zutreffende Darstellung der Leidenschaften in ihrer ganzen Entwicklung verrathen den modernen Künstler“. Von dem zweiten Theile der Trilogie, „Königssohn Csaba“ (Csaba királyfi) sind, nebst der vollständigen Skizze, einzelne ausgearbeitete Theile, wie „Kevehäza“ vorhanden; sie zeigen uns den Dichter noch gewachsen und gestärkt und erregen das tiefste Bedauern, daß es ihm nicht gegönnt war, diese größte Schöpfung seines Lebens zu vollenden.

Auf seine kleineren epischen Werke können wir nicht näher eingehen; es sind dies: „Die verlorne Verfassung“, „Die Zigeuner von Nagyida“, dieses vorzüglichste komische Epos der ungarischen Literatur, und schließlich der „Bolond Istók“ (etwa: Hans Narr), der zwar nur Bruchstück, aber ein unvergleichlicher Ausdruck finsteren Humors ist. Die Balladen und lyrischen Gedichte aber müssen wenigstens in Kürze gewürdigt werden. Arany schuf die ungarische Ballade auf Grund der schottischen und Székler-Balladen, denen er ihren Ton und die Geheimnisse ihres Baues ablauschte. An tragischer Kraft übertrifft er sogar Goethe. Die tragische Wirkung einiger seiner Balladen ist gewaltig; der Dichter schildert mit schier unvergleichlicher Kraft „den Dämonismus der Leidenschaft, ihre Monomanie, die Visionen der von Gewissensbissen gepeinigten Seele“. Seine Motive holt er aus Geschichte und Volksleben und liebt im Allgemeinen die düsteren, unheimlichen Stoffe. Gyulai nennt ihn den Shakespeare der Ballade, der auch die schwierigsten Compositionen mit erstaunlicher Leichtigkeit aufzubauen, die Hindernisse der kühnsten Constructionen zu überwinden wisse und dessen Rhythmus selbst in den künstlichsten Versformen sich geradezu spielend ergehe.

Neben seinen größeren epischen Werken und Balladen schrieb Arany fortwährend auch lyrische Gedichte, in denen Schlichtheit und Hoheit, ernste Erhabenheit der Empfindung und auch wieder deren Milderung, eine künstlerische Mischung der Stimmungen, elegischer Schmerz, stille Beschaulichkeit, Ergriffenheit der Seele in so hohem Grade zur Geltung

Baron Sigmund Kemény.

gelangen, wie nur bei ganz vereinzelten ungarischen Lyrikern. Jenem Zustand aber, in dem Verzweiflung und Glauben, Grübelei und Hoffnung, Entsagung und Vertrauen sich bekriegen, hat Arany unter allen Magyaren den künstlerischesten Ausdruck verliehen. Der Grundton seiner Lyrik ist die Elegie, die sich bisweilen zur Ode erhebt oder auch im Humor schmilzt. Am liebsten besingt er das Glück seines Familienlebens, die mächtigste Wirkung aber machen seine patriotischen Elegien. Schmerz und Klage in ihrem gehobensten Tone klingen bei Keinem so ergreifend als bei ihm.

Unter dem Einfluß Johann Aranys, doch in selbständiger Richtung pflegte auch Karl Szász die epische Poesie; seine werthvollsten Werke in dieser Gattung sind „Salamon" und „Trencséni Csák". Ladislaus Aranys Werke „Elfrida" und „Der Held der Fata Morgana" (Délibábok hőse) gehören zu den hervorragendsten Erzeugnissen der neueren ungarischen Dichtkunst.

Gehen wir von der epischen Dichtung in gebundener Rede zu den Erzählungen und Romanen in Prosa über, die seit Karl Kisfaludy eine nicht minder rasche und künstlerische Entwicklung durchmachen, so ist vor Allem Andreas Fáy (1786 bis 1864) zu erwähnen, der im Jahre 1832 den ersten socialen Roman Ungarns, das „Haus Bélteky" schrieb und darin einige vorzüglich gerathene Figuren aus der in Umwandlung begriffenen ungarischen Gesellschaft vorführte, allerdings mit lehrhafter Tendenz, aber in natürlicher, ungesuchter Sprache und origineller Zeichnung. Er schrieb außerdem zahlreiche Novellen und Fabeln und unterwies auf seinem langen Lebenswege, einem fröhlichen Weisen gleich, die Nation in den Ideen des Fortschrittes, indem er die mannigfachen Schiefheiten und Schwachheiten des Lebens vor ihr bloßlegte und unausgesetzt gute Rathschläge ertheilte. Auch die meistens heiteren Novellen von Paul Kovács wurden gerne gelesen und Paul Csató lieferte Beachtenswerthes im Gebiete der ernsten Erzählung.

Die verwegensten Sprünge der dichterischen Einbildungskraft finden sich in den orientalischen Novellen Peter Vajdas, dessen warmes Gefühl für Natur und Menschenwürde, Freiheit und Rechtsgleichheit sich in solcher Form ausspricht. Vajda strebt im sprachlichen Ausdruck eine gewisse pomphafte Überschwenglichkeit an und meidet den Ton einer einfachen, ruhigen Prosa. Sein feierlicher, aber sprunghafter Stil gefiel den Lesern eine Zeit lang ausnehmend, bald aber trat Nikolaus Jósika auf, als eigentlicher Begründer der ungarischen Romanliteratur, und gab durch seine Werke dem Geschmack des Publikums eine ganz andere Richtung.

Baron Nikolaus Jósika (1794 bis 1865), der Sprosse einer uralten siebenbürgischen Adelsfamilie, stand, als er auftrat, unter dem Eindruck der Sagen Alexander Kisfaludys, sowie Walter Scotts und der französischen Romantik. Gleich sein erster Roman, „Abafi" (1836), machte seinen Namen gefeiert. Dieser Erfolg spornte ihn zu rascher Arbeit und

er gewann sich durch seine zahlreichen Romane, wie: „Der letzte Bátori", „Die Böhmen in Ungarn", „Zrinyi der Dichter" u. s. w. einen Leserkreis von beispielloser Ausdehnung, ja, er machte den ungarischen Roman selbst in den hochadeligen Salons beliebt. Am wirksamsten und auch am liebsten bewegte er sich auf dem Felde des geschichtlichen Romans, doch schrieb er auch welche von socialem Stoffe. In den historischen schilderte er mit besonderer Vorliebe die glänzenden Epochen der Vergangenheit, die Zeiten Ludwig des Großen und Matthias', die ruhmreiche Periode der siebenbürgischen Fürsten. Bis ins Einzelnste zeichnete er die Landschaften, Burgruinen, Gebäude seines bergigen Heimatlandes, ja selbst die Möbel, Waffen und Hausgeräthe, die bei den alten Familien erhalten geblieben. Er erzählt die Belagerungen und Geheimnisse der alten Burgen, die Zwistigkeiten der Burgherren, die Liebesabenteuer und Jagden der Ritter; er schildert die Fürstenhöfe, den Zauberspuk der Wahrsagerinnen, die großsprecherischen und schwindelhaften Abenteurer, kurz die alte ungarische Gesellschaft, allerdings mehr nach ihren Äußerlichkeiten als durch packende Darstellung der Ideen und Leidenschaften, welche die Zeit bewegen. Seine reiche, fast unerschöpfliche Erfindungsgabe, die interessante Verknotung seiner Handlungen, das Typische eines großen Theiles seiner Charaktere, die ideale Richtung seiner Frauengestalten, sein starkes sittliches Gefühl, der ungesuchte Humor seiner volksthümlichen Scenen, das Alles läßt ihn dem Leser noch jetzt anziehend erscheinen. Seine historischen Kenntnisse paarten sich mit dem weiten Gesichtskreis des Weltmanns, und eben diesen Eigenschaften verdankten auch seine Charakterschilderungen ihre Mannigfaltigkeit, seine Erfindungen ihr Interesse. Er gab das erste Beispiel, wie man es anfangen müsse, die Gestalten der Weltgeschichte der Wirklichkeit angenähert zu zeichnen, durch die Bilder des öffentlichen und privaten Lebens in Altungarn den nationalen Geist zu wecken und die Bildung einer neuen Gesellschaft vorzubereiten. Dieses Streben Jósikas beförderte die Beliebtheit seiner Romane nicht wenig; in unseren Tagen hat sie zwar nachgelassen, doch bleiben die Verdienste des Schriftstellers unvergänglich.

An Tiefe der historischen Auffassung, wie an Sicherheit der Zeit- und Charakterschilderung wurde Jósika durch zwei ausgezeichnete ungarische Romanschriftsteller weit übertroffen. Es waren dies Baron Josef Eötvös und Baron Sigmund Kemény, die als Romanschriftsteller, Staatsmänner und Publizisten zu den thätigsten Kämpen der literarischen und politischen Bewegung dieses Jahrhunderts gehören. Ihre Ideen bezeichnen eine neue Stufe der nationalen Entwicklung und ihre poetischen Werke zählen zu den hervorragendsten Producten der Literatur.

Josef Eötvös' (1813—1871) Roman: „Der Karthäuser" (A karthauzi), der die Selbstbiographie eines französischen Grafen ist, fand bei dem Publikum begeisterte Aufnahme. Es ist dies kein historischer Roman, sondern die ergreifende Schilderung der

leidenschaftlichen Ideengährung in dem Europa der Dreißiger-Jahre, sowie des modernen Individuums in seinem tragischen Kampf und Weltschmerz, zwischen Zweifel und Glauben, unheilbarem Leid und religiösem Trost. In diesem poetischen Gemisch lebt „das ganze Leiden unserer Zeit, für die es kein Glück gibt", das Vorurtheil und Gedächtniß der Aristokratie, die Hoffnung und Schwärmerei der Demokratie. Die philosophischen Betrachtungen und die religiöse Erhebung des „Karthäusers" führten das ungarische Publikum, zu dessen Lieblingsbüchern das Werk noch jetzt gehört, in den Ideenkreis der europäischen Gesellschaft ein. Zwei andere Romane Eötvös': „Der Dorfnotar" (A falu jegyzője) und „Ungarn im Jahre 1514" (Magyarország 1514-ben) sind poetische Verkörperungen seiner politischen Ideen. In beiden erhebt die Würde der Menschenrechte das Wort für die Rechtsgleichheit der Menschen, gegen die Unterdrückung der Leibeigenen. Im „Dorfnotar" schildert er die ungarische Gesellschaft vor 1848, die Privilegien des Adels, die unerträglichen Lasten der Leibeigenen, das Comitatssystem und dessen mannigfache Übelstände; er schildert sie mit bitterer Satire, Humor oder feiner Ironie, mit Gefühl und Pathos, aber stets in vornehmer, dichterisch gehobener Form. In dem anderen Werke zeigt er den Zustand Ungarns vor der Niederlage bei Mohács nebst den herrschenden Zeitideen und den drohenden Lehren des Bauernaufstandes, was eine Anspielung auf die nothwendige Aufhebung der Leibeigenschaft war.

Niemand weiß die Ideen und Leidenschaften der Zeit schärfer aufzufassen als Eötvös. In der Ausarbeitung jedoch, zuweilen auch in der Entwicklung der Charaktere ist er nicht immer glücklich, auch ist seine Sprache etwas schwerfällig und als Magyarisch nicht rein genug. Allein diese Mängel werden nicht nur ausgeglichen, sondern oft völlig ausgelöscht durch seinen Ideenreichthum und eine Poesie, die sich in Reflexion versenkt und dennoch von Empfindung überquillt. „In manchen Einzelheiten seiner Werke", schreibt Gyulai, „ist der Philosoph oft stärker als der Künstler, aber die Einwirkung des Ganzen ist stets dichterisch. Er unterhält weniger als Andere, immer aber erhebt und veredelt er. Seine Phantasie erschöpft sich bisweilen, sein Gemüth niemals; diese reiche Quelle von Schmerz und Trost, von Menschenliebe und Glauben ist unerschöpflich."

Der historische Roman erreichte in Ungarn durch Sigmund Kemény (1816—1875) seinen Gipfelpunkt. Auch Kemény stammte aus alter hochadeliger Familie, einer seiner Ahnen saß im XVII. Jahrhundert auf dem Throne Siebenbürgens. Wie Jósika, so schöpfte auch er den Stoff seiner meisten Romane aus der Geschichte seiner gebirgigen Heimat. Allein während der Blick Jósikas selten tiefer in die Geheimnisse der die Zeit bewegenden Ideen eindrang, liegt Keménys beste Kraft gerade im historischen Scharfblick, in der Wiederbelebung der herrschenden Ideen und Leidenschaften. Von Martinuzzi angefangen, kennt er jeden irgend bedeutenden Menschen des XVI. und XVII. Jahrhunderts

Josef Bajza.

aufs genaueste, er forscht den Triebfedern ihrer Handlungen nach und zerfasert diese mit ebenso tiefem historischen als psychologischen Sinn. Er schildert die Kämpfe der Katholiken und Protestanten, die Schwärmerei der in Siebenbürgen zur Entwicklung gelangten kleineren protestantischen Secten, die in Wien und Konstantinopel gesponnenen Ränke, die Gewaltherrschaft der Geistlichkeit und des Adels, den siebenbürgischen Fürstenhof, kurz den ganzen Geist, das ganze öffentliche und private Leben des XVI. und XVII. Jahrhunderts.

Seine Romane sind wahre Tragödien, und zwar „schildert er nicht sowohl das Tragische der Verbrechen, als vielmehr die Irrthümer der edlen Leidenschaften, sozusagen der Tugend". In seinen geschichtlichen Romanen: „Gyulai Pál", „Die Witwe und ihre Tochter", „Die Schwärmer", „Rauhe Zeit", sowie in den socialen Romanen und Novellen: „Mann und Frau", „Liebe und Eitelkeit", „Nebelbilder", „Abgründe des Herzens" gerathen die Helden größtentheils durch die Übertreibung des Edelmuths, der Tugend, ins Verderben. Seine tragische Auffassung und rauhe Hoheit, der fast gänzliche Mangel an heiteren idyllischen Bildern machen seine Romane ermüdend. Man muß sie förmlich studiren, dann aber sieht man mit wahrem Kunstgenuß, wie Kemény seinen künstlerischen Zweck auf das engste mit der geschichtlichen Wahrheit verknüpft, wie er die Charaktere vorzüglich malt, die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens erstaunlich genau kennt, die Wirrnisse der zusammengesetzten Leidenschaften psychologisch zergliedert und in ergreifenden Monologen den Seelenzustand des Individuums auseinanderlegt. Immer strebt er nach Vollständigkeit und Individualisirung, dem Typus geht er aus dem Wege. Seine Gefüge sind schwerfällig, er hat weniger Formsinn, Anmuth und Leichtigkeit des Erzählens sind ihm fremd, allein er überströmt fortwährend von Ideen, ursprünglichen Gedanken, überraschenden Einfällen, von Bildern und Gleichnissen, die er der Kunst und Wissenschaft, dem Leben und der Erfahrung entlehnt. Kein anderer ungarischer Romanschriftsteller weiß die Einwirkung der Natur und Umgebung getreuer darzustellen. Vollends ist er, wie Gyulai schreibt, der poetischeste Dolmetsch jenes Seelenzustandes, „wo die Dialectik des Verstandes das Herz oder die des Herzens den Verstand einschläfert, wo die Einbildungskraft die Gegenstände vergrößert oder verkleinert und die Leidenschaft befeuert oder kühlt, des Zustandes von Taumel und Ernüchterung, von Hingerissenheit zur That im Gefühl der Rückwirkung dieser That, von unbestimmter Träumerei und ahnungsvollem Brüten. Diese Stellen seiner Romane werden allezeit zu den schönsten Blättern der ungarischen Dichtung gehören."

Noch vor Kemény war Ludwig Kuthy aufgetreten, einer der gelesensten Schriftsteller der Vierziger-Jahre. Sein Roman: „Vaterländische Mysterien", obgleich als Ganzes ein verfehltes Werk, ist das Zeugniß eines außergewöhnlichen Talents. Kuthy ist weder in der Auffassung, noch in der Charakterzeichnung stark, aber einige seiner Land-

Franz Toldy.

schafts- und Sittenbilder aus dem Alföld gehören durch lebensvollen Reichthum der Farbe und poetische Sprache zu den schönsten Gebilden der ungarischen Prosa. Die heiteren Seiten der heimischen Gesellschaft, die Seltsamkeiten des Lebens in Hauptstadt und Provinz fanden ihre Darstellung in dem Werke: „Ungarische Geheimnisse" von Ignaz Nagy und allerlei größeren und kleineren Novellen dieses Schriftstellers. Als Humorist that sich Albert Pákh in seinen Genrebildern hervor.

In den Vierziger-Jahren trat auch Maurus Jókai auf, der fruchtbarste ungarische Romandichter, mit dem sich kaum ein anderer ungarischer Schriftsteller an Popularität vergleichen kann. Ungewöhnlich reich an Erfindung, von erstaunlich lebendiger, oft schrankenloser Phantasie, ein flüssiges, lebhaftes, niemals ermüdendes, vielmehr immer unterhaltendes Erzählungstalent, als welches sich sein Genie am wirksamsten kundgibt, hat er nicht nur das ungarische, sondern das ganze europäische Lesepublikum erobert. Von 1846 angefangen, da sein Roman: „Wochentage" (Hétköznapok) erschien, bis auf den heutigen Tag hat er das ihm entgegengebrachte Interesse unaufhörlich durch neue Romane und kleinere Erzählungen gesteigert. Es sind bisher etwa zweihundert Bände von ihm erschienen, darunter allerdings auch politische, humoristische Gedichte und Schauspiele, zum größten Theil jedoch erzählende Prosa. Auf diesem Gebiete knüpft sich an seine Thätigkeit dieselbe große Wandlung wie an die Namen Tompa, Petöfi und Arany in der lyrischen und epischen Dichtung. Auch Jókai impfte der erzählenden Prosa als auffrischendes und bereicherndes Element das Volksmäßige ein. Auch er machte eine Auswahl der schönsten Volksmärchen, Sagen, charakteristischen Ausdrücke, Sprichwörter, kernmagyarischen Redensarten und verarbeitete sie überaus zahlreich mit künstlerischem Sinn und dabei leicht, natürlich, originell, zu seinen eigenen Zwecken, gerade als hätte sein Genie Alles aus sich selbst geschöpft. Niemand versteht es, die malerischen Farben des realen und idealen Lebens lebendiger zu mischen, Niemand hat einen natürlicheren, fließenderen, frischeren Vortrag als er. Seine Sprache ist urwüchsiges Magyarisch. Er verwendet auch die Ausdrücke des Volkes, ja selbst einen großen Theil der Provinzialismen, und zwar stets an der rechten Stelle. Seine Zauberkraft liegt gerade in der Verwendung dieser für Jedermann verständlichen und genießbaren Sprache, in der wundersamen Pracht und tausendfachen Mannigfaltigkeit seines Colorits, in seinem Alles vergoldenden, unerschöpflich heiteren Humor, in der an die Volksmärchen erinnernden Einfachheit, durchsichtigen Reinheit, unvergleichlichen Lebendigkeit und Klarheit seiner Erzählungsweise.

Jókai hat eine große Anzahl historischer und socialer Romane geschrieben. Er entlehnt seine Stoffe nicht nur dem heimatlichen, sondern gern auch dem ausländischen Leben. Seine besten Werke sind bei alledem diejenigen, deren Handlung in der nahen Vergangenheit, besonders in den Fünfziger- und Sechziger-Jahren, oder in den bewegten Zeiten vor und

Johann Erdélyi.

nach 1848 spielt. In vielen seiner Romane, wie „Der ungarische Nabob", „Zoltán Kárpáthy", „Ein Gott im Himmel", „Die Söhne des Mannes mit dem steinernen Herzen", „Der neue Gutsherr", „Politische Moden", „Die Narren der Liebe", „Die guten alten Táblabirós" (Tafelrichter), „Die Dame mit den Meeraugen", „Die Komödianten des Lebens", „Wenn man alt wird" u. s. f. stellt er alle Scenen und Gestalten, Tugenden und Gebrechen des ungarischen Lebens mit einem so unerschöpflichen Reichthum der Phantasie vor uns hin, wie dies noch kein Schriftsteller vermochte. Seine Romane bilden heute in Wahrheit einen öffentlichen Schatz, an dem sich nicht nur das ungarische, sondern auch das ausländische Publikum erfreut.

Neben Jókai kann sich die ungarische Literatur noch vieler vortrefflicher Erzähler rühmen. Wir erwähnen hier nur die hervorragendsten, und zwar unter den älteren, denen die Literatur so Manches an guten Romanen und Novellen verdankt: Vas Gereben (Josef Radákovics), Alois Degré, Albert Pálffy, Paul Gyulai, Karl Bérczy, Ladislaus Beöthy, Karl P. Szathmáry, Karl Badnai, Ludwig Abonyi (Franz Márton), Wilhelm Györy, Zsolt Beöthy, Emil Kazár, Ludwig Tolnai und Gregor Csiky. Unter den neueren Werken haben die Novellen Alexander Bakfays und die Skizzen Koloman Mikszáths die meiste Wirkung gehabt. Auch an Schriftstellerinnen fehlt es auf diesem Gebiete nicht; aus ihrer stattlichen Anzahl seien Helene Beniczky-Bajza, Stephanie Wohl, Frau Sigmund Gyarmathy und Lina Büttner erwähnt. Die erzählende Prosa hat eine hohe Stufe erreicht und auch unter den neuesten Schriftstellern findet sich so mancher, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Die Entwicklung der Belletristik zog auch den Fortschritt der wissenschaftlichen Literatur nach sich, wozu seit den Vierziger-Jahren die Akademie, diese Schöpfung der opferwilligen Nation, das Meiste beitrug. Der ungarische Geist hat sich auch in früheren Zeiten oftmals an der wissenschaftlichen Bewegung Europas betheiligt, ja er ist in so mancher Frage dem Auslande vorangeeilt. So war zu Anfang des Jahrhunderts Wolfgang Bólyay der erste Mathematiker nicht nur Ungarns, sondern Europas. Da jedoch selbst die gedrängteste historische Skizze sämmtlicher Zweige der Wissenschaft über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen müßte, dürfen wir nur derjenigen kurz gedenken, die in naher Beziehung zur schönen Literatur standen und daher von augenfälligem Einfluß auf ihre Entwicklung waren.

Auf dem Gebiete der Ästhetik, Kritik und Literaturgeschichte traten nach Kölcsey zwei bedeutende Schriftsteller auf: Josef Bajza und Franz Toldy. Beider Verdienst liegt mehr in ihrem Gesammtwirken, als im Erfolg ihrer einzelnen Werke. Bajza war in seinen von 1830 bis 1836 heftweise erschienenen „Kritischen Blättern" (Kritikai lapok) der gefürchtetste Vertreter der Kritik; Toldy aber widmete sich mit Lust und Ausdauer der

Erläuterung der Epen Vörösmartys und begann Stoff zu sammeln für die Geschichte der ungarischen Literatur. Bajza befaßte sich viel mit der Theorie der einzelnen Kunstgattungen, schrieb jedoch blos die Theorie des Epigramms und Romans nieder, die des letzteren nur bruchstückweise. Er studirte mehr die Meinungen der Kunstrichter als ausgezeichnete Werke. In seinem Kampfe für das Ideal des Klassisch-Schönen scheuchte er viele talentlose Versemacher vom Felde der Literatur hinweg und legte manche veraltete Lehrmeinung in Trümmer. „Mit scharfer Dialektik", schreibt Gyulai, „vertheidigte er die neueren Errungenschaften der Sprache und Dichtung und zerbrach im sicheren Gefühl des Triumphes die gegen die Kritik bestehenden Vorurtheile, die irrigen Begriffe, die sich an deren Natur, Wirkungskreis und Rechte knüpfen." Durch seine Zeitschriften von strenger und bestimmter Richtung gewöhnte er die Leser an einen feineren Geschmack und errang ein solches Ansehen, daß die neueren hervorragenden Talente sich sämmtlich um ihn und seine Genossen scharten.

Franz Toldy (1805 bis 1875) gehört zu jenen ungarischen Schriftstellern, welche die größte Wirkung hervorgebracht haben. Er ist der getreue Verbündete Vörösmartys und Bajzas, die er an Kenntniß der ausländischen Literatur übertrifft, und hält gleichsam die älteren und neueren literarischen Parteien zusammen. Über ein halbes Jahrhundert war er als Schriftsteller thätig und diente der ungarischen Literatur und Wissenschaft mit einer Begeisterung und Ausdauer, daß von 1830 bis 1875 auf diesen Gebieten kaum eine nennenswerthe Bewegung vorkam, kaum eine belletristische oder wissenschaftliche Zeitschrift gegründet wurde, deren Anbahner oder wenigstens Hauptstütze er nicht gewesen wäre. Die patriotische Begeisterung verband sich in ihm mit dem Fleiß des Forschers, und von 1830 bis an seinen Tod erweckte er nicht nur die begrabenen Schätze der alten ungarischen Literatur zu neuem Leben, sondern gab auch die Werke fast aller bedeutenden älteren Schriftsteller Ungarns in sorgfältiger Redaction, mit Biographie und Würdigung des Autors heraus. Von einem außerordentlichen Interesse für die ungarische Literatur und Nationalität beherrscht, feuerte er eine ganze Gruppe von Schriftstellern zur Arbeit an, indem er ihnen die Richtung wies und, in der ersten Hälfte seiner Laufbahn nur auf dem Gebiete der schönen Literatur, später auch auf dem der Wissenschaft, Ideen gab; seit Kazinczy hatte die Literatur keinen so energischen Agitator gehabt als Toldy. Er arbeitete außerordentlich viel und schrieb Werk auf Werk, er war stets unter den Führern der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft, er redigirte verschiedene literarische Unternehmungen, von der Herausgabe der Sprachdenkmäler und historischen Quellen angefangen bis zu der seither ins Stocken gerathenen Sammlung alter ungarischer Dichter, von den Werken Zrinyis bis zu der ersten vollständigen Ausgabe der Werke Vörösmartys, und begründete die pragmatische Literaturgeschichte, deren wahrer Vater er ist.

Gerade dies ist ein Hauptruhm von Toldys Laufbahn. Von 1828 angefangen, als eine Skizze der ungarischen Dichtkunst unter dem Titel: „Handbuch der ungarischen Poesie“ erschien, sammelte er ununterbrochen Daten zur Geschichte der ungarischen Literatur und Wissenschaft, um ein vollständiges Bild der Thätigkeit des ungarischen Geistes, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, herzustellen. Unübersteiglich beinahe waren die Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten. In dieser ganz neuen Wissenschaft waren seine Vorläufer nur kümmerliche und fragmentarische Versuche, überdies waren die Denkmäler der alten Literatur an manchen Orten auch gar nicht zugänglich; mit der kritischen Prüfung der ungarischen Schriftsteller aber begann man sich erst unter seiner Einwirkung näher zu beschäftigen. Und trotzdem schrieb er seine zweibändige Geschichte der ungarischen Literatur bis zur Schlacht bei Mohács und die gleichfalls zweibändige Geschichte der ungarischen Poesie bis zu Alexander Kisfaludy. Dann veröffentlichte er in kurzer Skizze die ganze Geschichte der ungarischen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage und legte damit den Grund zu dieser Wissenschaft, was ihm die ewige Dankbarkeit der Nation sichert. Wer immer die geistigen Denkmäler der Vergangenheit Ungarns untersuche, er kann nur von den Resultaten der Forschungen Toldys ausgehen und nur seine Daten durch immer neuere, ihn oft ergänzende, oft berichtigende Zusätze vermehren, wie es eben auch die jetzigen hervorragendsten Vertreter dieser Wissenschaft: Paul Gyulai, Alexander Imre, Aron Szilády, Zsolt Beöthy und Andere thun.

Ein Mann, der sich große Verdienste um die literaturgeschichtliche und kritische Forschung erwarb, war ferner Johann Erdélyi (1814—1868), einer der ersten Vertreter der kritischen Richtung, die sich seit 1840 zu entwickeln begann. Auch er verkündete die Rechte der Kritik, deren Wirkung zu künstlerischer Sorgfalt anhalte und die Ideen kläre; er drang in der Poesie auf Harmonie des Allgemeinen und Besonderen, des Universellen und Individuellen, und verwies, namentlich im Kampfe gegen Petőfis Nachahmer, von denen es seit den Ereignissen von 1848/49 wimmelte, auf die ideale Richtung, die allein fähig sei, die Dichtkunst auf den durch Vörösmarty, Petőfi und Arany gewiesenen Pfad zurückzuführen. Er berief sich auf die Philosophie der Kunst, auf die in der Continuität des historischen Geistes erblickten ewigen Gesetze, um mit tiefer Überzeugung und gründlichem Wissen das Wort zu erheben für die lebensfähigen Errungenschaften der modernen ungarischen Poesie. Er bestrebte sich, die Grundzüge der ungarischen Kritik festzustellen, nicht blos mit der Empfänglichkeit des gebildeten Geschmacks und Geistes, der Unparteilichkeit des Richters, sondern auch mittelst seiner reichen philosophischen Kenntnisse, seiner die Verkettung der Ideen aufspürenden, die Entwicklung des historischen Geistes ermittelnden Analysen. Er mahnte und lehrte, erläuterte und klärte auf. Er war mehr Philosoph als Kritiker, mehr Beobachter der geschichtlichen Entwicklung als Zergliederer einzelner Werke.

Seine Studien über die ungarische Volksdichtung, über ein Vierteljahrhundert ungarischer Literatur (1830—1855), ferner die „Laufbahnen und Palmen“ und andere kleinere Arbeiten sind unter den einschlägigen Erzeugnissen der Literatur mit in erster Reihe zu nennen.

Neben Erdélyi, der sich während der zweiten Hälfte seiner Laufbahn in zumeist philosophische Studien vertiefte und an der Abfassung einer allgemeinen Literaturgeschichte arbeitete, traten zu Anfang der Fünfziger-Jahre vier ungarische Kritiker auf: August Greguss, Paul Gyulai, Franz Salamon und Karl Szász. Sie vertheidigten die rein nationale Richtung Petőfis und Aranys gegen die in übertriebener Volksmäßigkeit versumpfenden Lyriker und beobachteten anderseits jede irgend bedeutende Erscheinung der Literatur, um das Publikum zu orientiren. August Greguss widmete sich mehr dem theoretischen Theile der Ästhetik, obgleich er sich auch gerne mit der Zergliederung hervorragender Dichtungen befaßte („Über die Ballade“, „Über die Balladen Johann Aranys“, „Studien“), ja auch Versuche mit Fabeln und künstlerischen Übersetzungen machte. Franz Salamon und Karl Szász waren die ständigen Kritiker der literarischen Erscheinungen in den Fünfziger-Jahren. Salamon trat mit seinen tiefgreifenden, an kernigen Gedanken reichen Studien an die Seite Aranys und Petőfis, dieser hervorragendsten Vertreter der neueren nationalen Dichtung, und untersuchte ihre Werke, sowie die Zrinyis, Csokonais und anderer ausgezeichneter ungarischen Dichter mit einer specifischen Urwüchsigkeit, die sein ganzes Wesen, seine gesammte Thätigkeit kennzeichnet. Szász, der über eine in Ungarn fast beispiellose Kenntniß der Weltliteratur, sowie über gründliche Gelehrsamkeit verfügte, erläuterte weniger die ungarischen Werke, als die großen Dichtungen der Weltliteratur (Nibelungenlied, Königsidyllen, Divina Commedia, die Epen der Weltliteratur), und zwar mit feinem Geschmack, eingehender Sachkenntniß und großer Empfänglichkeit.

Doch Niemand in Ungarn hat auf dem Gebiete der kritischen Untersuchung so unschätzbare Verdienste als Paul Gyulai, der in die Fußstapfen der älteren ungarischen Kunstrichter trat und, voll aufrichtiger Pietät für die Überlieferungen, aber auch auf das Studium der Meisterwerke ungarischer und ausländischer Poesie gestützt, die Werke der vorzüglichsten ungarischen Dichter (Vörösmarty, Petőfi, Arany, Tompa, Eötvös, Jókai, Kemény, Szigligeti, Katona u. s. w.) mit durchdringend scharfem Geiste und ungewöhnlichem Reichthum an klaren Ideen zergliederte. Er ist in Ungarn der bedeutendste Vertreter der literarischen Kritik, sowohl hinsichtlich der Tiefe seiner Auffassung und der Neuheit seiner Ideen, als auch durch die feine Kunst der Analyse und die Ursprünglichkeit der Dialectik, wie nicht minder vermöge seines tadellosen Stils, edlen Vortrags und klangvollen Ausdrucks. Seine literaturgeschichtlichen Monographien („Biographie Michael Vörösmartys“, „Josef Katona und sein Bánk-Bán“) sind ebenso mustergiltig als seine in der Akademie und Kisfaludy-Gesellschaft gehaltenen Denkreden. Die letzteren gehören zu den vorzüg-

lichsten Essays in der Literatur; es paart sich in ihnen Sicherheit der Charakteristik mit tiefgehender Würdigung der Schriftsteller und Staatsmänner in ihrer Wirksamkeit, künstlerische Form und wohlabgewogene Vortragsweise. Die ungarische Prosa der Abhandlung hat durch Gyulai ihren bisherigen Gipfelpunkt erreicht. Unter seinem Einfluß begann auch die Laufbahn Zsolt Beöthys, der sich, wie Gyulai, anfangs zumeist mit Dramaturgie beschäftigte; sein werthvolles Werk „Über das Tragische", dem die Akademie den Karácsonyi-Preis zuerkannte, ist der vollgiltige Beweis eines weiten Gesichtskreises und gründlicher, vielseitiger Studien, sowohl über die verschiedenen Kunstschöpfungen als auch über die Theorien der namhaftesten Ästhetiker. Seine literaturgeschichtlichen Arbeiten reihen sich denen Gyulais würdig an und bekunden den gleichen Grad von künstlerischer Sorgfalt und Schärfe des Urtheils wie die seines Meisters.

Die pragmatische Pflege der Nationalgeschichte begann und entwickelte sich in größerem Maßstabe mit den politischen Kämpfen dieses Jahrhunderts. Auf diesem Gebiete zeichneten sich in den Vierziger-Jahren Paul Jászay durch sein Werk: „Die Tage der ungarischen Nation seit der Niederlage bei Mohács" und Graf Josef Teleki durch sein großes Werk: „Die Zeit der Hunyadis" aus. Nach ihnen wurden Michael Horváth und Ladislaus Szalay die beliebtesten. Horváth schrieb die ganze Geschichte der Nation, zuerst in vier, dann in acht Bänden, und brachte außerdem zahlreiche Monographien, in denen er durch starkes patriotisches Gefühl, wie durch den klaren Bau seiner Werke und den glatten, fließenden Vortrag die Vorgänger weit überflügelte. Er war der fruchtbarste Vertreter der ungarischen Geschichtsschreibung und der Meister der neueren Historiker. Auch Szalay begann eine Geschichte von Ungarn, konnte sie jedoch nur auf sechs Bände bringen, welche von der Urzeit bis 1760 reichen. Aber auch so ist dieses Bruchstück ein Geschichtswerk ersten Ranges, dessen Verfasser an strenger Sachlichkeit, an Schärfe in der Untersuchung des Zusammenhanges zwischen äußeren und inneren Verhältnissen, besonders aber durch die Ermittlung des Entwicklungsganges der ungarischen Verfassung auch Michael Horváth übertroffen hat. Den Spuren dieser beiden großen Geschichtsschreiber folgten in den Sechziger- und Siebziger-Jahren noch viele; überhaupt griff die Pflege der ungarischen Geschichte sehr weit um sich, sowohl in Bezug auf die Studien und vielseitigen Forschungen der Schriftsteller, als auch auf die Zahl und den Werth der hervorgebrachten Werke und selbst auf das unausgesetzte Interesse des Publikums, so daß kein anderer Zweig der Wissenschaft in Ungarn so große Fortschritte aufzuweisen hat. Die vorzüglichsten Geschichtsschreiber sind außer den erwähnten: Karl Szabó, Franz Salamon, Julius Pauler, Alexander Szilágyi, Wilhelm Fraknói, Koloman Thaly, Árpád Károlyi, Heinrich Marczali und Andere. Auf dem Felde der Kunstgeschichte wirkten besonders verdienstlich: Emerich Henszlmann, Arnold

Ipolyi, Franz Pulszky, Florian Römer, Karl Torma, Gustav Keleti und Andere. Sowohl die politische als die Kunstgeschichte hat auch in neuerer Zeit zahlreiche Arbeiter, die in der Zusammentragung, wie in der Aufarbeitung des Stoffes schon Beweise ihres echten Berufes geliefert haben.

Die politische Literatur wurde durch den Grafen Stefan Széchenyi begründet, dessen epochemachende Werke: „Credit" (Hitel), „Welt" (Világ) und „Stadium" dem ungarischen Publikum neue Ideen verkündeten. Er fand viele Nachfolger, unter denen als Staatsmänner, Schriftsteller und Publizisten die bedeutendsten sind: Baron Nikolaus Wesselényi, Graf Aurel Dessewffy, Ladislaus Szalay, Anton Csengery, Baron Sigmund Kemény, Moriz Lukács, August Trefort, Graf Melchior Lónyay; die ersten aber sind: Baron Josef Eötvös, Ludwig Kossuth und Franz Deák. Josef Eötvös erwarb sich durch sein werthvolles Werk: „Die herrschenden Ideen des XIX. Jahrhunderts" einen europäischen Ruf. Kossuth war einst der Führer der Nation, der größte ungarische Redner, aber auch jedem anderen Redner des modernen Europa ebenbürtig durch die hinreißende Glut seiner Phantasie und Leidenschaft, wie durch seinen meisterhaften, ja bezaubernden Vortrag. Mehrere seiner Reden sind epochemachend und gehören auch der Form nach zu den schönsten, welche jemals unter entscheidenden Verhältnissen gesprochen wurden. Zugleich ist Kossuth der thatsächliche Vater der politischen Journalistik Ungarns. Schon sechzig Jahre vor seinem Auftreten wurden hier Zeitungen redigirt, allein diese waren kaum mehr als Sammlungen von Neuigkeiten. In dieser Hinsicht zeigt nur „Jelenkor" (Die Gegenwart), 1830—1848, einigen Fortschritt. Kossuths im Jahre 1841 gegründetes „Pesti Hirlap" (Pester Zeitung) war das erste politische Organ Ungarns, das die politische Überzeugung der damaligen Opposition frei und offen aussprach. Darum war seine Wirkung eine außerordentliche.

Die Bewegung von 1848, die Aufhebung der Censur vermehrte die Zahl der politischen Blätter, gegen Mitte 1849 jedoch, in den ersten Tagen des militärischen Absolutismus, gingen die meisten ungarischen Zeitungen ein. In den Fünfziger- und besonders Sechziger-Jahren lebte der Kampf der politischen Ideen nach und nach wieder auf und im Laufe der letzten dreißig Jahre nahm die Zahl der belletristischen, politischen und Fachblätter jeder Art dermaßen zu, daß anfangs 1892 in Ungarn nicht weniger als 676 Zeitungen in ungarischer Sprache erschienen sind.

Das zerstörte Gleichgewicht zwischen Ungarn und der anderen Reichshälfte wurde durch Franz Deák (1803—1876), den „Weisen des Vaterlandes", einen der größten Staatsmänner Ungarns, wieder hergestellt. Deák schrieb wenig, aber jede Zeile ist von hellem Verstande, klarer Auffassung, unvergleichlicher Logik und tiefer, echter Überzeugung eingegeben. Von 1833 angefangen bis zu seinem Tode war er, wenige Jahre ausgenommen,

ſtets unter den Erſten thätig, um die Wohlfahrt Ungarns zu fördern, von den Fünfziger-Jahren aber bis 1870 war er der Führer der Nation. Als Redner hatte er zwar keine ſo geräuſchvollen Erfolge wie Koſſuth, er gehört aber trotzdem zu den größten ungariſchen Rednern. Er ſuchte ſeine Zuhörer nicht hinzureißen, nur zu überzeugen und aufzuklären, und dies gelang Niemandem in ſolchem Maße als ihm. Er benützte wenig rhetoriſches oder poetiſches Zierwerk, nur etwa ſo viel als — nach Csengery — auch in den antiken Muſterſtücken des geſunden Menſchenverſtandes zu finden. Der Stil ſeiner Reden, ſtaatswiſſenſchaftlichen und publiziſtiſchen Schriften, ja ſelbſt ſeiner Briefe iſt ſorgfältig, aber einfach; es iſt darin mehr Correctheit als Anmuth, mehr Klarheit und männliche Begeiſterung als hinreißende Glut. Wohl aber ſpricht aus ihnen jener erhabene Schwung der Seele, jenes überzeugende Pathos des Tones, zu dem nur die tiefinnere Stimme der Wahrheit den Schriftſteller und Redner befähigt. Deáks Laufbahn iſt mit der Geſchichte nicht nur der ungariſchen Nation, ſondern der ganzen Monarchie verwachſen. Der Fortſchritt der Cultur, die Entwicklung und Blüte jedes Zweiges der wiſſenſchaftlichen Literatur Ungarns iſt in vielfacher Hinſicht ſeinem ſtaatsmänniſchen Genie, ſeiner politiſchen Weisheit zu danken.

Das ungarische Schauspielwesen.

Die Geschichte der ungarischen Schauspielkunst beginnt eigentlich mit dem Jahre 1790.

Die erhaltenen Mysterien machen es zwar sehr wahrscheinlich, daß das kirchliche Ceremoniel in Ungarn die dramatische Form auch früher gekannt und bei verschiedenen Festen schon im XII. und XIII. Jahrhundert angewendet hat, doch deutet keine einzige sichere Spur darauf, daß sich hier aus dem Mysterium ein Volksdrama entwickelt habe. Ohne Zweifel kannte das Volk schon damals die Bethlehemgänge um Weihnachten, den Bischofszug am Gregoriustag, die Oster- und Dreikönigsspiele, ja es führte selbst, wie das Bruchstück einer Art von Mysterium der Hochzeit zu Kana zeigt, thatsächlich irgendwelche Mysterien auf. Ludwig der Große machte, wie es an anderen Höfen geschah, in seiner glänzenden Hofhaltung die Sänger und Pfeifer, Tänzer und Hofnarren heimisch, und seinem Beispiel folgten die Großen des Reiches, in deren Umgebung sich Spuren solcher Lustigmacher finden. Von Matthias erzählt ein bairischer Chronist, er habe einen vor-

trefflichen ungarischen Geiger Namens Gábor gehalten. Auch sein ungarischer Sängerchor hatte europäischen Ruf. Im Cancionale des Kaspar Heltai singt Sebastian Tinódy:

„Viele Geiger geigen hier in Ungarns Landen,
Demeter Kármáns Raizisch macht sie all' zu Schanden."

Bis zum XVI. Jahrhundert gibt es keinerlei schriftliches Denkmal ungarischer Bühnenstücke oder gar Aufführungen.

Die in Deutschland entstandenen Schuldramen, besonders nach der Reformation, weckten auch in Ungarn die Lust, solche zu schreiben, und außer diesen sind zwei Bühnenstücke (1550 bis 1559) des Michael Sztáray, die sich auf dem Gebiete der religiösen Polemik bewegen: „Der Priester Heirat" und „Spiegel wahren Priesterthums", als thatsächlicher Beginn der dramatischen Literatur in Ungarn zu betrachten. Schuldramen wurden zuerst von den protestantischen Geistlichen und Professoren, dann zu Anfang des XVII. Jahrhunderts von den Jesuiten, Paulanern und Piaristen verfaßt. Ihr Stoff ist religiös, polemisch, oft biblisch, doch hier und da auch aus der vaterländischen Geschichte geschöpft; ihre Sprache ist meist die lateinische, zuweilen die magyarische, seltener die deutsche oder französische. Diese Dramen wurden in den protestantischen wie in den katholischen Schulen, und zwar von den Schülern dargestellt. Von da an liegt die ungarische Dramenliteratur und Schauspielkunst wieder im Dunkeln bis zum letzten Jahrzehent des XVIII. Jahrhunderts. Schuldramen jedoch wurden in großer Zahl verfaßt und aufgeführt.

Der Reichstag des Jahres 1790 griff den Gedanken einer sprachpflegenden gelehrten Gesellschaft und einer Schaubühne als wirksamste Mittel zur Ausbildung der Sprache mit großer Begeisterung auf. Die Sache wurde nach eingehender Debatte zur vorbereitenden Behandlung demselben Landesausschuß zugewiesen, der sich mit der Ausarbeitung des Erziehungs- und Schulsystems zu befassen hatte.

Doch um das Unternehmen der ersten Schauspielgesellschaft, trotz des Mangels eines nationalen Mittelpunktes, sowie jeglicher schauspielerischen Entwicklung und Überlieferung, nicht allzu tollkühn und abenteuerlich erscheinen zu lassen, müssen wir einen Blick auf das deutsche Schauspielwesen werfen, das sich im Lande schon weit früher verbreitet und entwickelt hatte.

Dieselben Verhältnisse, welche der Entstehung und Entwicklung des ungarischen Theaters hinderlich waren, begünstigten die Verbreitung des fremden, insbesondere des deutschen Schauspielwesens. Und nicht nur in Ungarn, in Wien sogar wurde auf dem Altar der fremden Kunst stark geopfert. Die Cohárys und Pálffy widmeten im XVIII. Jahrhundert einen ansehnlichen Theil ihres ungeheuren Vermögens, um die Wiener Schaubühne zur Blüte zu bringen; die Esterházy, Erdödy und Csáky pflegten im Lande selbst die fremde Kunst mit außerordentlicher Freigebigkeit. Graf Johann Erdödy errichtete

1785 in seinem eigenen Hause zu Preßburg ein deutsches Theater, in welchem zumeist Opern gegeben wurden. Doch hatte Preßburg schon 1730 ein Theater, in dem verschiedene deutsche und italienische Wandertruppen ihr Lager aufschlugen.

In Pest beginnt die ständige deutsche Schaubühne mit dem 14. August 1771, als an Stelle der bis dahin beliebten „Hetzen" (Thierproductionen) in der sogenannten „Rondella", einem zum Theater umgewandelten Basteithurm des Donau-Ufers, die erste regelrechte deutsche Vorstellung stattfand. Zehn Jahre später entstand das deutsche Theater zu Kaschau, 1787 das Festungstheater in Ofen, für welches Kaiser Josef die Kirche des aufgelösten Carmeliterordens umbauen ließ; ferner blühte das deutsche Schauspielwesen in Ödenburg, Raab, Komorn, Fünfkirchen, Temesvár, Arad, Kronstadt, Hermannstadt und anderwärts; ja seine Spuren finden sich selbst in reinmagyarischen Städten wie Szegedin und Klausenburg.

Die erste ungarische Schauspieltruppe bildete sich 1790 in Pest; nach vielem Bitten und Flehen und mühseligem Betreiben konnte sie am 25. October im Festungstheater ihre erste Vorstellung in magyarischer Sprache geben und brachte den „Igazházi" in der Bearbeitung Christoph Simais. Sie hatte vierzehn Mitglieder: Ladislaus Kelemen, Martin Rózsa, Johann Horváth, Blasius Baranyi, Paul Ráth, Andreas Popovics, Andreas Nemes, Matthäus Szomor, Johann Fülöp, Johann Ungváry, Anna Moór, Fanny Termeczky, Elisabeth Nagy und Marie Nagy.

Die Seele der Truppe war Kelemen. Er besorgte für sie Alles. Er richtete in ihrem Namen Gesuche an Städte und Comitate, an die Statthalterei, an den König. Er leitete die Proben und richtete die Stücke ein. Aber trotz seines angestrengten Eifers, trotz aller Begeisterung war nach zweimaliger Aufführung des „Igazházi" eine weitere Thätigkeit der Truppe nicht durchzusetzen. Der Reichstag übersiedelte nach Preßburg und sie verlor dadurch ihre mächtigsten Beschützer. Die deutsche Einwohnerschaft von Pest und Ofen aber kümmerte sich nicht im geringsten um sie. Graf Unwerth, der Pächter der deutschen Bühnen, war ihr feindlich gesinnt und auch die städtischen Behörden stellten sich auf seinen Standpunkt; eine Stütze fand sie nur in den Ständen des Pester Comitats, die sich der Sache des ungarischen Schauspielwesens von Anfang an mit Wärme annahmen. Dank dieser eingreifenden Unterstützung setzte es die Gesellschaft nach anderthalbjährigem Kampfe durch, daß sie in einem Bretterschuppen am rechten Donau-Ufer, Eigenthum des Zimmermeisters Kaspar J. Raischel, ihre Vorstellungen eröffnen konnte. Ein mächtiger Förderer ihrer Angelegenheit war um diese Zeit der Statthaltereirath Baron Josef Podmaniczky, der für sie die Concession erwirkte, ja sich sogar zur Leitung ihrer inneren Angelegenheiten und zur Oberaufsicht anheischig machte. Man leitete Sammlungen ein, zur Anschaffung wenigstens der nothwendigsten Spielbehelfe, wie Decorationen, Bibliothek,

Garderobe, und zur Einrichtung des leeren Bretterschuppens als Theater. Kelemen sammelte die Mitglieder, die sich zum Theil schon zerstreut hatten, wieder und warb neue an, unter denen sich die Namen Franz Sehy, Ladislaus Pesthy, Johann Láng, Ignaz Szép, Gabriel Papp, Varsányi, Michael Várady, Maria Lipthay, Elisabeth Kelemen, Fräulein Bagolyi finden. Von Kelemen aufgefordert, wurde der theaterkundige Benedikt Protasevitz Regisseur und später Director. Am 5. Mai 1792 fand die erste Vorstellung statt; man gab den „Findling". Die erhaltenen Berichte zollen den Vorstellungen das größte Lob. Dennoch konnte sich die Gesellschaft, mit wechselndem Glück, nur wenige Monate erhalten. Sie feierte eine Zeit lang, aber sie verlor Muth und Hoffnung nicht, vielmehr gelang es ihr, als die deutschen Bühnen einen neuen Pächter bekamen, zu erwirken, daß sie abwechselnd mit den Deutschen in dem einen oder anderen deutschen Theater spielen durfte.

So vergingen sechs Jahre des Kampfes unter mannigfacher Anerkennung und Aufmunterung und im Ganzen mit ansehnlichem moralischen Erfolg, während freilich die materielle Lage in Folge der überwiegenden Gleichgiltigkeit bereits das Elend streifte. Im Jahre 1796 löste sich die Truppe auf. Ein Theil griff zum Wanderstab und versuchte unter Kelemens Leitung sein Glück in der Provinz.

In diesen sechs Jahren der ersten Schauspieltruppe entstand auch eine ungarische Bühnenliteratur. Die Schriftsteller gingen mit großem Eifer an die Schaffung von Originalstücken, wie an die Bearbeitung und Übersetzung fremder Bühnenwerke, so: Kazinczy, Dugonics, Ladislaus Szentjóbi-Szabó, Christoph Simai, Matthäus Szomor, Peter Bárány u. s. w., und von den Schauspielern: Kelemen, Láng, Sehy, Varsányi, Ernyi und Andere.

Das erfolgreichste Mitglied der Truppe war von Anfang an Anna Moór, die sich im Jahre 1793 mit dem Comitatsbeamten Josef Rehák verheiratete. In heroischen und sentimentalen Stücken war sie hinreißend durch ihre edle Erscheinung und die einfache Natürlichkeit ihres ergreifenden Vortrags. Fanny Termeczky, die spätere Frau Ernyi, versuchte sich auch in Singspielen und hätte, nach den damaligen Berichten, bei gehöriger Ausbildung ihrer Singstimme eine wahre „Virtuosa" werden können. Maria Lipthay scheint der Liebling der Jugend gewesen zu sein, welche für sie, gegen Kelemen und Anna Moór, sogar Demonstrationen veranstaltete. Unter den Männern war unstreitig Ladislaus Kelemen selbst das größte Talent; als Schauspieler, Inspizient, Regisseur, Director, Schriftsteller und Übersetzer entfaltete er einen unermüdlichen Eifer, auch vertrat er die Truppe den Behörden gegenüber stets würdig und wirksam.

Die ganze Zeit hindurch war es das Pester Comitat, das die Sache der Schaubühne mit der größten Wärme förderte. Ihm schlossen sich fast sämmtliche Comitate an,

um die Stabiliſirung des Schauſpielweſens zu erzielen. Auch die Reichstagsabgeordneten erhielten Weiſungen, für ein auf Landeskoſten zu erbauendes und zu erhaltendes Theater einzutreten; über die gute Abſicht und ab und zu einer Sammlung von geringem Erfolge kam man jedoch nicht hinaus. Einzelne waren für die Begründung der Schaubühne mit

Anna Moór.

beſonderem Intereſſe thätig, vor Allen der Palatin ſelbſt, dann der Fürſtprimas Graf Karl Batthyány, der zwar die Förderung des Schauſpielweſens nicht für ſeinen Beruf hielt, es aber als mächtiges Mittel für die Verbreitung der nationalen Sprache wiederholt unterſtützte; ferner Franz Kazinczy, Graf Paul Ráday, Baron Joſef Podmaniczky, der Advocat Johann Kovács, der Judex Curiae Graf Karl Zichy und Andere. Vergeblich — nach ſechs Jahren des Kampfes löſte ſich die erſte ungariſche Schauſpieltruppe auf.

Um dieselbe Zeit kam auch in Siebenbürgen, gleichsam als Echo der Ofner Unternehmung, die Bewegung zu Gunsten des ungarischen Schauspiels in Schwung. Dort finden sich bereits im XVII. Jahrhundert Spuren von Theatervorstellungen. Im Jahre 1696 erhielt der Schauspieler und Theaterschriftsteller Georg Felvinczy von König Leopold I. bereits die Spielconcession für ganz Siebenbürgen und Ungarn. Etwa 70 Jahre später wird erwähnt, daß 1765 im Palast der Gräfin Georg Bánffy zu Klausenburg eine ungarische Dilettantenvorstellung stattgefunden habe. Als bahnbrechend hat also jene Bewegung zu gelten, welche durch die Ofner Unternehmer im ganzen Lande und so auch in Siebenbürgen zum Durchbruch kam. Georg Aranka drang in seinen „Zeichnungen" auf die Begründung einer ungarischen Schaubühne; sein Plan wurde von den Ständen angenommen und dem obersten Regierungsstuhl vorgelegt. In Klausenburg trat eine begeisterte Schar zusammen und, nachdem die Erlaubniß von oben erfolgt war, gingen die vier Geschwister Fejér (Johann, Stefan, Alexander und Rosalie) an die Organisation. Die ersten, die sich anschlossen, waren: Josef Várady-Koncz, Johann Gyulai-Sáska, Paul Gidófalvi-Jancsó, die Schüler des Collegiums zu Nagyenyed, später Johann und Josef Kocsi-Patkó, Stefan Öri-Filep, Michael Verestói, unter den Damen Therese Keszegh, Susanna und Amalie Janó, Anna Járdos (spätere Frau Adam Láng) und Therese Bajkó.

Am 11. November 1792 begannen sie ihre Vorstellungen mit dem Stück: „Heimliche Abneigung". Sie hatten weit mehr Glück als ihre Collegen in Ungarn, denn sie fanden vom Regierungsstuhl angefangen in sämmtlichen Schichten der Gesellschaft Anklang und Unterstützung. Ihr materieller Erfolg war indeß trotzdem keineswegs glänzend, und ohne die Spenden einzelner Magnaten wäre ihre Existenz auch dort nicht gesichert gewesen. Die Familien Wesselényi, Bethlen, Bánffy, Teleki, Jósika, Thoroczkay machten sich durch ihr gutes Beispiel um die Begründung der Schaubühne verdient und das Bestreben, diese zur Landesangelegenheit zu machen, hatte soviel Erfolg, daß schon am 27. September 1803 der Grundstein zu dem Bau des ständigen ungarischen Theaters gelegt wurde. Da indeß bis 1811 kein Reichstag zusammentrat, später aber die vom Reichstag bewilligten 100.000 Gulden durch die Entwerthung des Geldes auf 16.000 zusammenschmolzen, ging es mit dem Bau sehr langsam und das Theater konnte erst am 11. März 1821 eröffnet werden. Bis 1806 wurde die Truppe durch Baron Nikolaus Wesselényi erhalten, dann sandte er, theils um ihre künstlerischen Fortschritte auch in Ungarn zu zeigen, theils weil schließlich auch er der vielen Opfer müde war, einen Theil der Gesellschaft unter der Führung Michael Ernyis nach Debreczin; der andere Theil zog später unter Alexander Szacsvay und Franz Sebes nach Großwardein, Tokaj, Miskolcz und Erlau mit der Verpflichtung, am 1. November 1807 wieder in Klausenburg zu sein.

Der Tod Wesselényis (1809) machte die Lage des Schauspiels sehr zweifelhaft, hauptsächlich weil dessen bisheriges Theaterlocal von deutschen Schauspielern mit Beschlag belegt war; mit diesen mußte nun die ungarische Truppe bald in diesem, bald in jenem zeitweiligen Locale spielen und sah sich daher gezwungen, es in kurzen Zwischenräumen mit Gastspielen in den kleineren Städten Siebenbürgens und Ungarns zu versuchen. Endlich war im Jahre 1821 das ständige Theater vollendet — am Eröffnungsabend wurde Körners „Zrinyi" von adeligen Dilettanten aufgeführt — und damit brach für das ungarische Schauspiel in Siebenbürgen eine bessere Zeit an.

Auch künstlerisch war die Schauspielkunst in Siebenbürgen besser entwickelt, da die Mitglieder ständiger waren, also längere Zeit zusammen spielten und ihr Spiel unter dem Einfluß eines zwar kleinen, doch aus den gebildeten Elementen bestehenden Publikums sich günstiger entwickeln konnte. Das hervorragendste Mitglied war im Schauspiel Johann Kocsi-Patkó, ein Künstler von großer Originalität, ziemlich frei von Nachahmung, auch von Übertreibung und Steifheit, edel und geschmackvoll in seinen Bewegungen, ausdrucksvoll und charakteristisch im Mienenspiel, ein kräftiger und doch schöner Sprecher. Er spielte jüngere Helden- und Charakterrollen von größerem Wurf, zog sich aber, zum großen Schaden der Schauspielkunst, sammt seiner sehr begabten Gattin (Rosalie Fejér) schon 1808 vom Theater zurück. Erwähnenswerth sind ferner: Stefan Öri-Filep und Susanna Janó, auf dem Theaterzettel kurzweg „Jungfer Susanna" genannt. Im Lustspiel gefielen: Therese Bajkó, Johann Fejér, der erste Director, und sein Bruder Stefan, Josef Kontz, Johann Sáska und besonders der berühmte Komiker Paul Jancsó, lange Zeit ein Liebling des Publikums, der durch jede einzelne seiner Schöpfungen das Interesse für das ganze Schauspiel zu erneuern wußte. Jancsó wohnte, auch nachdem er sich vom Theater zurückgezogen, in Klausenburg, wo er die unwandelbare Liebe und Achtung des Publikums genoß und voll Pietät ins Grab gelegt wurde, über dem die allgemeine Theilnahme ein stattliches Denkmal errichtet hat.

Die Wesselényische Truppe also war der Stamm, aus dem die ungarische Schauspielkunst sich durch das ganze Land verzweigt hat. Die von Michael Ernyi geführte Gruppe, die in Debreczin ihre Thätigkeit begann, ging fünf Monate später, October 1806, nach Szegedin. Von hier aus wandte sie sich, 7. März 1807, an die Statthalterei um die Erlaubniß, in Pest vor dem Reichstage spielen zu dürfen. Auch Wesselényi empfahl sie den Ständen des Pester Comitats. Nach dem Eintreffen der Erlaubniß machte sich die Truppe auf, um nach zehnjähriger Pause das Erbtheil der ersten ungarischen Schauspielgesellschaft anzutreten. Auf Vermittlung des Pester Comitats durfte sie wöchentlich je zweimal im deutschen und im Ofner Theater spielen. Alsbald macht sie sich vom deutschen Schauspiel unabhängig und errichtet eine Bühne im Hacker-Saal; nach der Eröffnung des

großen deutschen Theaters (9. Februar 1812) übersiedelt sie in die leergewordene Rondella und arbeitet wacker fort, unter der Direction von Ladislaus Vida, Alexander Mérey, Stefan Kulcsár, unter lebhafter Theilnahme der Männer der Literatur, mit ununterbrochener moralischer und materieller Unterstützung des Pester Comitats, Dank den immer günstigeren Verhältnissen auch künstlerisch stetig fortschreitend. Zu dieser Zeit betritt Josef Katona, der Dichter des „Bánk-Bán", die Laufbahn des dramatischen Schriftstellers. Das Repertoire wird durch Kazinczy, Verseghy, Vitkovics, Vida theils mit eigenen, theils mit übersetzten Stücken versehen; von den Schauspielern schreiben namentlich Benke, Alexius Andrád, Déry und Frau, Ernyi, Kocsi, Johann A. Láng, Murányi und Wandza Originalstücke oder übersetzen und bearbeiten eine Menge ausländischer Dramen, so daß ihr Repertoire Lessing, Molière, Schiller, Goethe, ja selbst schon Shakespeare aufweist.

Durch die achtjährige Thätigkeit dieser Truppe wurde es klar, daß, solange das ungarische Schauspiel kein eigenes Haus besaß, auch die wärmste Unterstützung nichts nützen konnte; bei alledem aber hatte ihr stetiger Entwicklungsgang den Erfolg, daß die Comitate im vollen Maße für den Grundsatz gewonnen wurden, dieses Gebäude, wenn auch aus öffentlichen Beiträgen, doch von Landeswegen zu errichten, und sich fortan unablässig mit der Angelegenheit der Schaubühne befaßten, in dem Sinne, daß in Pest ein ungarisches Nationaltheater errichtet werde.

Auch diese zweite Schauspieltruppe mußte zwar Pest verlassen, besonders weil die Abtragung der Rondella sie wieder ihres Heims beraubte, aber sie nahm die Überzeugung mit sich, durch ihre Wirksamkeit die Sache des geplanten Theaterbaues gefördert zu haben. Überdies hatte sie auch das Niveau der Schauspielkunst gehoben, ihre Mitglieder hatten unter dem Einfluße von Paul Szemere und Ladislaus Vida viel gelernt, gearbeitet und unstreitig große Fortschritte gemacht. Frau Déry, deren ruhmreiche Laufbahn bei dieser Truppe begann, trat auch schon in kleineren Opern auf und machte diese Kunstgattung so beliebt, daß damals fast jeder Schauspieler zugleich Sänger wurde, um das Repertoire durch Opern anziehender zu machen. Frau Rosa Déry, geborene Széppataki, erblickte das Licht der Welt in der Christnacht 1793 zu Jászberény. Sie betrat die Bühne frühzeitig und erregte durch ihr angenehmes Organ, das vom tiefen C bis zum hohen F reichte, große Aufmerksamkeit. Binnen kurzem war sie, auf der Bühne wie in der Gesellschaft, der Liebling des Publikums. Bis 1837 wirkte sie bei Wandertruppen, dann kam sie an das Nationaltheater, das sie jedoch nach einigen Jahren verließ, um theils am Klausenburger Theater, theils bei Provinztruppen als Gast zu spielen. Überall war sie der belebende Geist der Truppe, der sie sich anschloß. Außer ihren Gesangsrollen stellte sie auch Figuren des Lustspiels, ja des Schauspiels trefflich dar. Im Jahre 1852 entsagte sie der Bühne und starb 1872 zu Miskolcz, wo die allgemeine Pietät ihr ein schönes Grabmal errichtete.

Vor ihrem Tode beschrieb sie ihren ganzen künstlerischen Lebensgang und ihre Memoiren sind nicht nur ergötzlich zu lesen, sondern enthalten auch viele werthvolle Daten.

Bei der zweiten Schauspieltruppe begann auch die Laufbahn des berühmten Komikers Gerson Kántor; er und seine Frau, geborene Anna Engelhardt, wurden binnen kurzem

Frau Déry.

Lieblinge des Publikums. Josef Benke war ein verständiger Schauspieler und gewandter Regisseur. Alois Kószeghi, ein gebildeter Mann von schönem, strammen Wuchse, gefiel in Heldenrollen nicht wenig. Stefan Déry gab geckenhafte und intrigante Charaktere Munányi machte sich besonders als Schriftsteller, Übersetzer und Regisseur nützlich Johann A. Láng spielte Liebhaber und feine Lebemänner. Johann Nagy, ein Schau-

spieler von gewaltiger Stimme und gutem Vortrag, stellte besonders Tyrannen und ältere Liebhaber dar. Therese Murányi-Lefèbre zeichnete sich als Sentimentale besonders durch natürliche Auffassung und Innigkeit aus. Juliane Czagányi-Simonyi war eine angenehme Schauspielerin und sang noch vor Frau Déry kleinere Lieder und Arien. Barbara Sáska-Koronka wurde nur durch falsches Pathos verhindert, eine treffliche Schauspielerin zu werden. Ihre Tochter, Birike Sáska (nachmals Frau Ujfalusi, dann Frau Erdélyi), betrat hier zum ersten Mal die Bühne und war später ein hervorragendes Mitglied derselben.

Zum zweiten Mal war die Schauspielkunst in ihrem Vaterlande heimatlos und griff, da sie sich in Pest nicht erhalten konnte, zum Wanderstab, um, mit dem Empfehlungsbrief des Pester Comitats versehen, Erlau zu berühren und dann in Miskolcz ihr Lager aufzuschlagen. Aber schon 1816 übersiedelte die Truppe nach Kaschau und legte den Grund zu der später so berühmten Kaschauer Truppe, aus der einst das erste Personal des Nationaltheaters hervorgehen sollte. Ihre Thätigkeit in Miskolcz regte aber auch im Comitat Borsod und den Nachbarcomitaten den Gedanken eines ständigen Theaters an; im Mai 1819 wurde zu Miskolcz mit großer Feierlichkeit der Grundstein zu dem Hause gelegt, das freilich erst am 27. Februar 1828 eröffnet ward. Einstweilen stellte man 1823, als der neue Director Georg Eder die Wesselényischen Decorationen von Klausenburg kommen ließ, innerhalb der aufgeführten Mauern eine provisorische Bühne her. Dies war das zweite ständige ungarische Theater nach dem Klausenburger. Diese Truppe behielt den Namen „Miskolczer Truppe“ und machte als solche wiederholt Ausflüge nach Kaschau, Erlau, Rimaszombat und Tokaj. Ihre besten Mitglieder waren (nach dem Abgang der Frau Déry): Paul Csabai, Georg und Eduard Eder, Alexius Pály und Karoline Pály-Botos, Stefan Göde, Josef Szákfy, Stefan Szakácsy, Franz Hazslinszky und Frau; hier tauchte auch Karl Benza auf, der nachmals allbeliebte Baßbuffo des Nationaltheaters. Neben dem Schauspiel fand auch das Singspiel, das einst durch Frau Déry auf den ungarischen Bühnen heimisch geworden, weitere Pflege.

Um diese Zeit entstanden noch mehrere Truppen. Die des Stefan Balogh, theils aus Klausenburger, theils aus neuen Mitgliedern bestehend, begann ihre Thätigkeit im Szatmárer Comitat und kam auf ihren Wanderungen bis nach Raab; von hier wurde sie durch das Stuhlweißenburger Comitat, dem das Beispiel von Borsod vorschwebte, nach Stuhlweißenburg berufen; sie gab dort am 11. October 1818 als erste Vorstellung Johann Tokodis heroisches Originalgemälde: „Der Triumph der Verbündeten.“ Die Ouverture des Abends hatte C. H. Marschner componirt, der berühmte Verfasser von „Hans Heiling“ und „Der Templer“, der — wie im vorigen Jahrhundert die Brüder Haydn bei den Esterházy — seit 1817 unter der Protection der Amade zu Preßburg und

Anna Kántor-Engelhardt.

Stuhlweißenburg Musik lehrte. Die Vorstellungen gingen mit wechselndem Personal bis 1825 und die Truppe vereinigte während dieser Zeit die besten Schauspielkräfte; in den Jahren 1819 und 1820 ging sie auch nach Pest, wo sie große Begeisterung erregte und die Sache des Schauspielwesens — insbesondere auch mittels der Originalstücke Karl Kisfaludys — bedeutend förderte. Das Interesse an ihrem Repertoire wurde neben den nationalen Geschichtsdramen auch durch die Opern sehr gehoben, welche, seitdem Frau Déry sich der Gesellschaft angeschlossen, immer zahlreicher gegeben wurden. Ständige Mitglieder waren: Frau Kántor, Frau Székely, Barbara Simén und Susanna Székely,

Frau Horváth, Frau Balogh, Franz Komlóssy, Stefan Nagy, Cöleſtin Pergö, Székely, Paul Szilágyi, Joſef Horváth, Georg Eder, Joſef Demjén, Johann Farkas und Andere. Die Truppe nannte ſich auf beſonderes Verlangen des Comitats „Nationale Schauſpielgeſellſchaft“ und ihr oberſter Director war der Oberſtuhlrichter Paul Kolozsváry. Gaſtſpiele fanden ſtatt in Fünfkirchen, Zombor, Maria-Thereſiopel, Baja, Raab, Preßburg. Vom Mai 1824 ab legte jedoch das Comitat die Direction nieder und überließ die Leitung unter Bewilligung einer Subvention den Mitgliedern Komlóssy und Horváth, und von 1826 angefangen zog ſie auch die Unterſtützung zurück und ließ die Truppe auseinanderflattern. Aus ihr entſtand 1827 die „Geſellſchaft jenſeits der Donau“, welche die Städte dieſes Gebiets bis 1833 befuhr, in dieſem Jahre aber, während des Reichstages, in Preßburg ſpielte. Ihr Repertoire bereicherte ſich um viele Stücke, insbeſondere wuchs die Zahl der Originalſtücke durch die Werke Karl Kisfaludys immer mehr an. Auch die claſſiſchen Stücke mehrten ſich. In Preßburg zählte die Truppe ſchon Megyeri, Telepy und Stefan Tóth zu den Ihrigen. Durch die Mitwirkung dieſer Geſellſchaft wurde es Karl Kisfaludy möglich, ſich als dramatiſcher Dichter zu entwickeln.

Von größtem Einfluß auf die Entwicklung des Schauſpielweſens war die Kaſchauer Truppe, zu der die Ausflüge von Miskolcz aus den Grund gelegt hatten und die unter der Direction des Barons Vincenz Berzeviczy ſtändig wurde. Dieſer gebildete, feuereifrige Mann begann ſeine Thätigkeit als Director mit dem edlen Ehrgeiz, während das ſtehende Theater zu Peſt ſich im Bau befand, eine Schauſpielergeneration heranzubilden, „die ſich fertig nach Peſt verpflanzen ließe“. Er zog die beſten Schauſpieler des Landes größtentheils an ſich. Schon 1828 ſind dort die Frauen Déry, Kovács, Pály, Szentpétery, Telepy und die Herren Pály, Gabriel Egreſſy, Láng, László, Telepy, Szentpétery vereinigt und bald geſellen ſich zu ihnen Bartha, Megyeri, Szilágyi, Udvarhelyi, Frau Bartha und Frau Kántor. Kaſchau wurde thatſächlich die Erzieherin der Schauſpieler. Nach Berzeviczy ging die Leitung der Truppe auf den Grafen Theodor Csáky über und ſie machte bereits Gaſtreiſen bis nach Klauſenburg. Schließlich löſte ſich aber auch dieſe Truppe auf; Szentpétery, Megyeri, Szilágyi, Szerdahelyi und Andere blieben in Klauſenburg, während die übrigen mit Frau Déry, Fáncsy, Latabár, László und Udvarhelyi nach Kaſchau zurückkehrten. Im Sommer 1833 wanderten die ſingenden Mitglieder wieder nach Klauſenburg, die dramatiſchen aber von Roſenau gen Waitzen, wo ſie erfuhren, daß das Ofner Feſtungstheater, da es keinen deutſchen Pächter gefunden, leer ſtehe. Sie bewarben ſich darum, erhielten es und begannen ihre Vorſtellungen am 7. Juli 1833 mit dem Drama: „Stefan Bocskai.“

In Peſt und Ofen hatten ſeit der zweiten Auswanderung im Jahre 1815 mehrere größere und kleinere Truppen ihr Glück verſucht und bald im „Goldenen Schwan“, bald im Beleznay-Garten, bald in den Peſter und Ofner deutſchen Theatern geſpielt, um mehr

oder weniger moralischen und materiellen Erfolg zu ernten und schließlich doch immer mit der Hoffnung auf bessere Zeiten abzuziehen. Weder die große und allgemeine Anerkennung, welche das Gastspiel der Stuhlweißenburger Gesellschaft in den Jahren 1819 und 1820 gefunden, noch der überraschende Zuspruch, der im Jahre 1827 der von Klausenburg gekommenen Truppe zutheil wurde, vermochte ein ständiges Theater ins Leben zu rufen.

Karl Megyeri.

Erst die 1833 nach Ofen gelangte Kaschauer Truppe, welche nur die paar Sommermonate bis zur Eröffnung des Nationaltheaters in der Provinz verbrachte und die übrige Zeit hindurch ständig in der Hauptstadt spielte, zog triumphirend in das auf der Kerepeser-straße erbaute ungarische Theater der Hauptstadt ein.

Die Gesellschaft hatte in ihrer ersten Form folgende bedeutendere Mitglieder: die Frauen Kántor, Telepy, Szentpétery, Balogh, Somogyi und Bartha, die Herren Bartha,

Megyeri, Telepy, Demjén, Déry, Balogh, Pály und Somogyi. Einen Monat später schloß sich ihr das Ehepaar Lendvay an. Durch die Thätigkeit dieser Gesellschaft wurde die Idee eines stehenden Theaters in der Hauptstadt vollends reif. Der Boden dafür war nunmehr wohl vorbereitet.

Zahlreiche Flugschriften forderten das Publikum auf, die Schauspielkunst zu fördern, und erörterten deren Wichtigkeit, namentlich für Ungarn. Das Pester Comitat setzte die Sammlungen für die Kosten des stehenden Theaters eifrig fort. Auch Graf Stefan Széchenyi erhob sein Wort in der Sache und daraufhin regnete es Pläne für den Bau des Hauses wie für die Begründung des Nationaltheaters. Mit der Errichtung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften trat die entscheidende Wendung ein, welche die ungarische Schauspielkunst in der Hauptstadt festlegte und ihren künstlerischen Zielen entgegenführte. Die Akademie organisirte in ihrem Schooße einen besonderen Theater-Ausschuß und schrieb eine Preisbewerbung aus zur Klärung der Frage, wie das Theaterwesen in Ungarn zu begründen und zu stabilisiren wäre. Den Preis gewann Andreas Fáy, dessen Werk die Frage am eingehendsten behandelte.

Jetzt endlich war auch eine tüchtige Schauspieltruppe vorhanden, welche die Bestrebungen der eifrigen Patrioten förderte; nach mehrjährigem gemeinschaftlichen Wirken wies sie ein Zusammenspiel auf, wie es die Hauptstadt noch nicht gesehen. Das Pester Comitat übernahm das Protectorat der Gesellschaft, an deren Spitze es tüchtige Directoren stellte, zuerst Fáy und Döbrentei, dann Döbrentei allein, später den Oberstuhlrichter Johann Simoncsics; überdies bot es auch Alles auf, was den Theaterbau fördern konnte. Den eifrigen Bemühungen des zweiten Vicegespans Gabriel Földváry war es zu danken, daß Fürst Grassalkovich einen leeren Baugrund auf der Kerepeserstraße, außerhalb des Hatvanerthores, zum Zweck des Baues dem Comitat schenkte. Graf Stefan Széchenyi wollte an einem Hauptplatze der Stadt ein großes schönes Actientheater zustande bringen; er hielt es nicht für nothwendig sich zu beeilen, sondern hoffte, daß nach gründlichen Vorarbeiten das Theater, die vorhergehende Ausbildung der Schauspieler mit inbegriffen, auf sicheren Grundlagen stehen würde. Földváry hingegen wollte mit Hilfe der bereits gesammelten und sich langsam, aber stetig mehrenden Gelder den Bau sofort in Angriff nehmen. Schließlich entschied das Pester Comitat, und auch Széchenyi stimmte später zu, daß mit dem Theaterbau sogleich zu beginnen sei, da man nicht gestatten dürfe, daß die Schauspieltruppe, deren Ofner Leistungen den vollen Beifall des Publikums gewonnen hatten, aus Mangel an einer Bühne und entsprechender Unterstützung vielleicht zu neuer Wanderschaft gezwungen werde oder gar sich wieder auflöse, das neue Theater aber dadurch vor der Möglichkeit stehe, nachdem es vollendet worden, keine so vorzügliche Gesellschaft für seinen künstlerischen Betrieb zusammenzubringen.

Martin Lendvay der Ältere.

Am 22. August 1837 wurde das ungarische Theater zu Pest unter außerordentlicher Theilnahme des Publikums eröffnet. Es war dies ein echtes Nationalfest, dessen Bedeutsamkeit durch Vörösmarty's Prolog: „Das Erwachen Árpáds" noch gehoben wurde. Das Pester Comitat übergab das Theater einer Actiengesellschaft und diese ließ es durch einen eigenen Directionsausschuß verwalten, der aus seiner Mitte den leitenden Director wählte. Der erste Director war der treffliche Dichter und hervorragende Kritiker Josef Bajza, an dessen Seite Gabriel Rothkrepf (Mátrai) als musikalischer Leiter wirkte. Bajza dankte jedoch schon am 6. Juni 1838 ab, worauf die Direction der Reihe

nach an Alexander Ilkey, Moritz Szentkirályi, Graf Gedeon Ráday und schließlich Paul Nyár überging, der sie bis 1841 führte, in welchem Jahre das Theater Landesanstalt wurde.

In diesen jahrzehntelangen Kämpfen war das Pester Comitat der Hauptvertreter der nationalen Bestrebungen und Hauptprotector des ungarischen Schauspielwesens. Dem Pester Comitate ist das noch jetzt bestehende Nationaltheater zu verdanken, und wenn man das halbe Jahrhundert seines Bestehens überblickt, begreift man kaum mehr jenen Streit, ob es zweckmäßiger sei, dasselbe unter dem Patronate des Comitats im Jahre 1837 zu eröffnen oder dem Plane Stefan Széchenyis zu folgen. Die Geschichte dieser 50 Jahre spricht durch ebensoviele Ereignisse für das Eine wie für das Andere; keine dieser Einzelheiten kann das Verdienst des Pester Comitats und des Vicegespans Gabriel Földváry um die Festlegung des ungarischen Schauspielwesens verringern, das ihnen für immer verpflichtet bleibt.

Doch sind auch die Verdienste der Schauspielgesellschaft nicht zu übersehen, die nicht nur den Wettbewerb mit der trefflichen, schon damals berühmten und in einem prächtigen Gebäude wirkenden deutschen Truppe bestand, sondern in den eifrigen Patrioten auch die berechtigte Hoffnung erweckte, daß sie, wenn nur erst in einem schönen, ständigen Gebäude zu Pest untergebracht, auch siegen werde. Und auch diese Hoffnung wurde durch die Schauspieler erfüllt. Nachdem die Megyeri, Egressy, Fáncsy, Szentpétery, Rosa Laborfalvy, das Ehepaar Lendvay, Bartha, László, Telepi, Udvarhelyi, Szilágyi einige Jahre zusammen gewirkt, befanden sie sich auf einer so hohen künstlerischen Stufe, daß schon im Jahre 1841 der Preßburger Reichstag das Institut als Nationaltheater der Leitung eines Landesausschusses überwies. Der Glanz dieser Künstler erfüllt das erste Jahrzehnt des Theaters. Dieser Zeitraum gilt auch jetzt noch als Glanzperiode der ungarischen Schauspielkunst. Und in der That haben auf dieser Bühne niemals gleichzeitig so viele ausgezeichnete Kräfte in so harmonischem Einklange gewirkt als damals. Unter ihrem Einfluß reifte das dramatische Talent Szigligeti's heran, dessen fruchtbare Thätigkeit hinwiederum ihnen zu einer großen Anzahl von Meisterleistungen verhalf. Auch wahrten sie das ganze Jahrzehnt hindurch ihren Einfluß auf die Leitung des Theaters. Sowie sie bereits in Ofen, unter der Direction von Fáy, Döbrentei und Simoncsics als leitende Mitglieder, ihre Angelegenheiten besorgt hatten, leiteten sie auch in Pest, als Regisseure und Dramenbeurtheiler um den Secretär Szigligeti geschaart, unter allem Wechsel der Directoren und Directionsformen, die dramatischen Angelegenheiten, ja ihr Einfluß erstreckte sich auch auf die finanzielle, wirthschaftliche und technische Führung des Theaters. Nur zufällig gehörte diesem Personal nicht auch Frau Kántor an, die vor der Eröffnung des Nationaltheaters der Stolz des Ofner Schauspieles gewesen.

Anikó Lendvay.

Frau Anna Kántor-Engelhardt (1798 bis 1853) kämpfte sich vom einfachen Dienstmädchen zur Höhe der vollendeten Künstlerin empor. Als sie mit sechzehn Jahren zum ungarischen Theater kam, beherrschte sie noch nicht die Landessprache, dafür hatte sie Alles, was eine große tragische Heldin haben muß: einen hohen Wuchs, ein schmelzendes, metallreiches Organ von großem Umfang, ein Antlitz und Auge, worin die Leidenschaften sich getreu und mühelos spiegelten, eine Macht und Glut der Seele, die ihr bis ins Alter verblieben. Ihre Zeitgenossen nannten sie allgemein die „ungarische Schröder". Ihre bedeutendsten Leistungen sind: Lady Macbeth, Lucrezia Borgia, Maria Tudor, die Königinnen in „Bánk-Bán" und „Hamlet", die Elisabeth in „Maria Stuart" und vor Allem Grillparzers Sappho. Aber sie war auch in Lustspielen vortrefflich. Die der „Widerspenstigen" Shakespeares nachgebildete Franczka und die Donna Diana, nach Moreto, gehörten zu ihren besten Rollen. Sie setzte ihre Laufbahn in der Provinz fort und starb zuletzt ganz zurückgezogen in Maros-Vásárhely.

Megyeri (1797 bis 1842) war ein unbedeutendes Männchen, in dem eine unwiderstehliche komische Kraft lebte. Die Macht seiner schauspielerischen Begabung war aber so groß, daß er auch große dramatische Charaktere, wie Lear, mit Erfolg spielte. Geradezu unvergeßlich blieb er als „Notar von Peleske" (Peleskei notárius) und als Hauptdarsteller der damaligen Lustspiele, Possen und Parodien. Er war Alles: Notar, Cantor, Zigeuner, Slovake, Deutscher, Jude, Armenier, alter Gelehrter, einfältiger Pinsel, Schulmeister, und dennoch „immer ein Mensch und immer ein Meister".

Die Kunst des Ehepaars Lendvay war so in eins verwachsen, daß die beiden ohne einander gar nicht zu denken sind. Martin Lendvay (1807 bis 1853) war schlank und stramm gebaut, die Stimme biegsam, umfangreich und klangvoll, das Antlitz von tadelloser männlicher Schönheit. Die Natur hatte ihm viel gegeben, um ihn zum ausgezeichneten Heldenliebhaber zu machen. Seine armen Eltern konnten ihn nicht lange die Schule besuchen lassen, er erwarb sich alle Kenntnisse mit eisernem Fleiß erst später. Er war wiederholt im Ausland und wurde in Berlin dem berühmten Seydelmann befreundet. Er war der Liebling des Publikums; eine angenehme Gesangstimme verschaffte ihm auch in Opern Erfolge und es hat damals gewiß Niemand die Hauptpartien in „Zampa" und „Fra Diavolo" so schön gegeben wie er. Seine Gattin Anikó Lendvay-Hivatal (1814 bis 1891) war nicht minder eine gottbegnadete Künstlerin. Ihr Oheim, der Theaterdirector Stefan Balogh, führte sie der Bühne zu, wo sie erst in naiven, dann in sentimentalen Rollen glänzte. Dem wundersam ergreifenden Klang ihres Organs widerstand kein Zuschauer und insbesondere entzückte sie durch die sympathische Darstellung weiblichen Leidens. Vörösmarty und Petőfi verherrlichten sie in begeisterten Lobgedichten. Das Zusammenspiel des Paares auf der Bühne war das denkbar innigste. Niemals

wirkten Romeo und Julia, Ferdinand und Luise, Hamlet und Ophelia, Othello und Desdemona, Bánk und Melinda und zahllose andere Rollen so harmonisch wie in ihrer Darstellung. Der Gatte starb auf dem Gipfel seiner Kunst nach mehrjährigem Leiden. Die Witwe zog sich zurück und sah noch 35 Jahre lang den Ruhm Anderer sich entwickeln, die einzig Überlebende der bahnbrechenden Generation.

Johann Bartha.

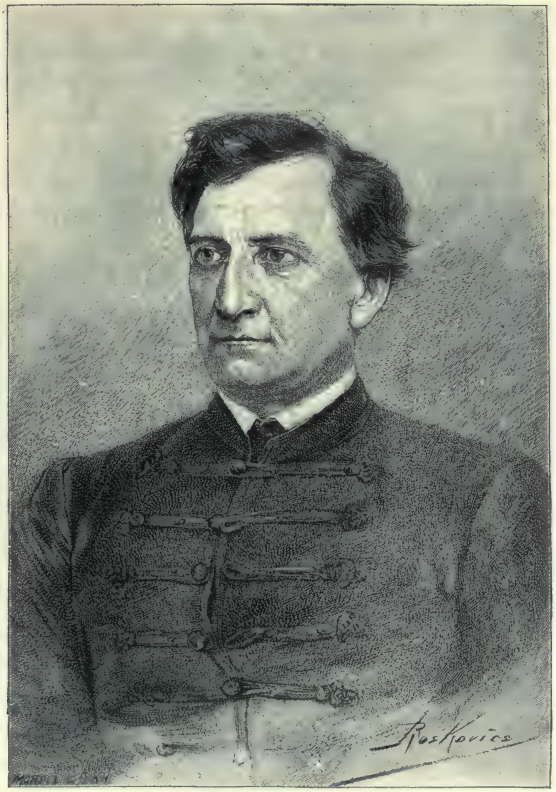
Johann Bartha (1798 bis 1852) war durch und durch Naturkind. Daher sein leichtes Gemüth, sein urwüchsiger Humor bei warmer Empfindung, eine Würde der Haltung, wie sie vor dem Spiegel nicht zu erlernen ist. Er verfügte über ein ehernes und dabei weiches Organ, ja er konnte sogar schöpferisch sein, wo die Rollen mit seinem Wesen übereinstimmten. Er spielte seine bedeutenderen Rollen mit gleicher Vollkommenheit und Folgerichtigkeit, in diesen ist er noch jetzt unvergessen. Anfangs gab er den Bánk, später den Tiborez, den er zu vollster Wirkung brachte. Er gestaltete den Zrinyi ebenso vorzüglich

als den Soliman. In Luſtſpielen wandte er ſein lebenſchaffendes Talent an eine Menge gemüthliche Väter, großmäulige Raiſonneure, Huſaren, liederliche Handwerker, tragikomiſche alte Diener, die denkwürdigſten jedoch unter dieſen Rollen ſind der Baczur Gazsi im „Notar von Peleske“ und ganz beſonders der Zigeuner Peti im Schauſpiel „Viola“, das dem „Dorfnotar“ des Baron Eötvös entlehnt iſt.

Gabriel Egreſſy (1808 bis 1866) iſt einer der größten Schauſpieler Ungarns. Seine künſtleriſche Eigenart nährte ſich aus drei Quellen: Talent, Studium und Fleiß. Er war nicht impoſant von Geſtalt, doch ſaß auf ſeinen Schultern ein Kopf von mächtiger Intelligenz. Auch ſein Organ war nicht gerade ſtark, allein er herrſchte durch Schönheit und Macht der Rede und wußte damit alle Gefühle, Aufwallungen und Leidenſchaften charakteriſtiſch zu individualiſiren. Im Allgemeinen iſt es ſeiner mit großem Fleiß, durch fortwährendes Studium ausgebildeten Intelligenz gelungen, ſeine zum Theil mangelhaften äußeren Mittel in erſtaunlichem Maße durchzubilden und zu vervollkommnen. Seine hervorragendſten Rollen waren: Lear, Richard III., Coriolan, Hamlet, Marót-Bán, Petur, Bánk, König Matthias, Gritti, Dózſa, Brankovics, Marquis Poſa, Kean; im Luſtſpiel: Bolingbroke, Garrick, Elias Krumm u. ſ. f.; man erſieht daraus, welchen ungeheuren Spielraum er in der Kunſtwelt umfaßte. Er war auch Profeſſor an der Theaterakademie, ſchrieb „Das Buch der Schauſpielkunſt“, und dieſe literariſche Thätigkeit iſt die Erläuterung ſeiner eigenen Kunſtübung, die Theorie einer glänzenden, erfolgreichen Praxis. Für ſeine Verdienſte in beiden Richtungen wurde er zum Mitglied der Kisfaludy-Geſellſchaft gewählt. Die Wirren der Jahre 1848 bis 1849 zogen ihn von ſeinem urſprünglichen Berufe ab. Sein patriotiſcher Eifer riß ihn in die Politik hinein. Als Volksredner, dann als Regierungscommiſſär, Organiſator von Freiſcharen und Guerillaführer nahm er an der ereignißreichen Bewegung theil. Er mußte auf türkiſchen Boden flüchten, von wo er nach einem Jahre zurückkehrte, aber nur als Regiſſeur thätig ſein durfte; erſt nach fünfjähriger Pauſe konnte er die Bretter wieder betreten, die ihm mehr als jedem Anderen das Leben, die Welt bedeuteten. Von da an erntete er ſeine unverwelklichen Lorbeeren, mit Ausnahme eines Gaſtſpieljahres in der Provinz, am Nationaltheater, wo ihn auch der Tod ereilte, auf der Bühne in der Rolle des Georg Brankovics.

Sigmund Szentpétery (1798 bis 1858) begann als Liebhaber, wandte ſich aber ſchon bei Eröffnung des Nationaltheaters dem Luſtſpielfach der gemüthlichen Väter und Onkel zu. Die Grundfarbe ſeiner Rollen war gutmüthige Heiterkeit. Sein guter Geſchmack bewahrte ihn vor allem Gezwungenen, Übertriebenen. In der Darſtellung der ungariſchen Táblabirós war er unübertrefflich. Auch im Leben war er eine Figur, die bald für einen Vicegeſpan, bald für einen Biſchof gehalten wurde. Dieſe Figuren ſind ſeither auch aus dem Leben verſchwunden und auf die Bühne konnte ſie nach ihm keiner in ſolcher

Vollkommenheit hinstellen. Aber auch in französischen Conversationsstücken war er vorzüglich als alter Stutzer, Banquier, eleganter Marquis. Unzählige seiner Rollen, wie Falstaff, Stuhlrichter Nyuzó, Zigeuner Zsiga, Lonchai in Kisfaludys „Täuschungen" und andere mehr haben nach ihm lange keinen ebenbürtigen Darsteller gefunden.



Gabriel Egressy.

Ludwig Fáncsy (1809 bis 1854) spielte erst Liebhaber, dann Intriganten. Er war vom medicinischen Studium zum Theater gekommen, wo seine hervorragende Bildung ihn alsbald in die erste Reihe stellte. Tartuffe, Shylock, Jago, Wurm, Edgar waren seine Hauptrollen. Dank seiner großen Intelligenz wurde er ein ausgezeichneter Regisseur; nach 1849, in der kritischesten Zeit, machte ihn das Vertrauen zum leitenden Director,

als welcher er durch Energie und unermüdliche Thätigkeit viel zur Erhaltung des Theaters beigetragen hat.

Josef László (1808 bis 1878) war der feinste Schauspieler des ungarischen Lustspiels. Den Rollenkreis der Salonhelden und Bonvivants füllte er glänzend aus. Seine besten Rollen waren: der „Schottische Edelmann", Fecsegi in „Des Hauses Ehre", Lajos im „Deserteur", Kereszti im „Testament" und andere mehr.

Georg Telepi (1799 bis 1885) war ein richtiger Tausendkünstler. Als Schauspieler, Regisseur, Maler, Requisiteur, Oekonom leistete er dem Nationaltheater mancherlei wichtige Dienste, auch war er als Schriftsteller und Übersetzer thätig. Als komischer Darsteller (Prospectus in den „Londoner Bettlern", Hugli in den „Zwei Pistolen" u. s. w.) hat er einen bleibenden Namen. Seine würdige Genossin im komischen Fach war Frau Marie Kovács-Fekete, die sich als lächerliche Duenna, Beschließerin, Wirthschafterin oder alte Jungfer hervorthat.

Nikolaus Udvarhelyi (1790 bis 1864) war der Mann für Alles am Nationaltheater, im Drama wie in der Oper. In dieser sang er Baßpartien, im Schauspiel gab er von den größten bis zu den kleinsten Rollen Alles, was in sein Fach schlug und die Harmonie der Aufführungen gewann stets durch seine genauen und wohldurchdachten Leistungen. In ernsten Stücken spielte er Greise oder liebevolle Väter, in heiteren die einfältigsten Rollen am besten.

Josef Szerdahelyi (1804 bis 1851) und Paul Szilágyi (1793 bis 1874) gehören gleichfalls in diese rühmliche Reihe. Beide waren hervorragende Mitglieder des Schauspiels wie der Oper. Szerdahelyi war viele Jahre lang eine Stütze des Opernrepertoire und tüchtiger Componist. Szilágyi nützte der Oper als Regisseur und beschloß seine lange Theaterlaufbahn in pedantisch-komischen Rollen. Seine Tochter war Lilla Szilágyi, als Frau Julius von Bulyovszky durch ihr auffallendes Talent eine Zierde des Nationaltheaters; sie ging später zur deutschen Bühne über.

Rosa Laborfalvi (1819 bis 1886) war das jüngste Mitglied, aber eines der ausgezeichnetsten des Ofner sowie später des Nationaltheaters. Sie war die Tochter des bereits erwähnten Bahnbrechers Josef Benke-Laborfalvi. Am Anfang ihrer Laufbahn (1834) verhieß man ihr keine bedeutende Zukunft, allein in der ersten Hälfte des Jahres 1837, als die Ofner Truppe bis zur Eröffnung des Nationaltheaters einstweilen in Stuhlweißenburg spielte, wuchs sie so erstaunlich, daß, als Frau Kántor zur anberaumten Frist nicht in Pest eingetroffen war, die Direction es wagte, ihr die Rolle der Antonina in dem Eröffnungsstück „Belisar" anzuvertrauen. Von diesem Abend an bewährte sie sich als erste Heldin, ja sie stand alsbald, von Jahr zu Jahr und von Rolle zu Rolle fortschreitend, allein, ohne Nebenbuhlerin an der Spitze des Personals. Ihr Spielkreis

umfaßte die größten dramatischen Heldinnen von Shakespeare, Schiller, Victor Hugo und Alexander Dumas. Volumnia, Lady Macbeth, Hamlets Mutter, Maria Stuart, die Braut von Messina, Thisbe, Donna Diana: es waren lauter Prachtleistungen ihrer Meisterschaft, und dennoch übertraf sie selbst diese durch eine Anzahl hervorragender

Sigmund Szentpétery.

Gestalten des ungarischen Originaldramas. Weder vor, noch nach ihr hat eine Schauspielerin das Ideal des ungarischen Weibes so zu verwirklichen gewußt wie sie. Ihre vorzüglichsten Rollen waren: Gertrud in „Bánk-Bán", Frau Pókai, Michael Apafis und Grittis Frau, Anna Lorantfi, Laura Csáky, Frau Béldi, Helene Zrinyi und noch andere glänzende Frauengestalten der ungarischen Geschichtsdramen, die sie auf der Bühne mit

packender Zeittreue und in einer idealen Vollkommenheit von Frauenschönheit und Frauenwürde lebendig machte. In ihrem Fortschreiten gab es keinen Stillstand, doch gelangte ihr großes Talent zur vollsten Entfaltung, als sie Jókais Gattin wurde. Am 5. September 1848, in der Rolle von Grittis Frau, trat sie zum ersten Mal als Frau Jókai auf und bis zu ihrem Rücktritt im Jahre 1869 hörte sie nicht auf, das Ansehen des Theaters zu heben, ihre Genossen zu begeistern, dem Publikum Genuß zu bereiten. Im Jahre 1884, zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Tages, an dem sie die Bretter betreten, sah man sie noch einmal auf der Nationalbühne als Volumnia in „Coriolan", noch immer im Vollbesitz jenes tiefen, klangvollen dramatischen Tones, welcher Kraft und Weichheit besaß für den Ausdruck jeder Empfindung.

Dies war das erste Personal des Nationaltheaters! Dieses Personal vertrat die Sache des ungarischen Schauspielwesens mit unbestreitbarem Selbstgefühl und bestand wiederholt erbitterte Kämpfe mit den Theaterbehörden, ja im Wege der Presse selbst mit dem Publikum, hauptsächlich wegen der als Schwester aufgenommenen Oper. Allerdings ließ sich die Sache des Schauspiels selbst bei einem Zuschuß aus Landesmitteln ohne Oper kaum aufrecht erhalten, und darum ist das Gastspiel der Frau Schodel, die später in festem Engagement beinahe ein Jahrzehnt lang die Säule der Oper war, förmlich ein Glück zu nennen, denn nur mit ihr und eine Zeitlang mit der schon abnehmenden, aber noch immer recht stimmkräftigen Frau Déry und später mit Marie Felbér konnte man so manche der damals modernen Opern, z. B. „Norma", „Montecchi und Capuleti", „Gemma di Vergy", den „Barbier von Sevilla", „Beatrice di Tenda", „Zampa", selbst bei der Lückenhaftigkeit des männlichen Personales aufführen. Rosalia Schodel-Klein (1807 — 1857) war eine Waise und wurde zuerst durch den Musiker Johann Schodel in Klausenburg unterrichtet; er heiratete sie dann und ging mit ihr nach Wien, wo Anton Forti, ein hervorragender Baritonist jener Zeit, ihr Lehrer wurde. So geschult, machte sie als dramatische Sängerin eine Rundreise in Deutschland, wo ihr kraftvolles Organ und leidenschaftliches Spiel überall durchgriff. Als berühmte Sängerin kehrte sie 1836 nach Klausenburg zurück. Zwei Jahre später war sie beständiger Gast des Nationaltheaters zu Budapest und von 1840 an engagirtes Mitglied. Eine Sängerin, die auch im Ausland einen so großen Namen hatte, mußte der alleinherrschende Stern der ungarischen Oper sein, und das war sie, bis Cornelia Hollósy erschien. Die besten Partien der Schodel waren: Izonda (in Karl Therns „Belagerung von Tihany"), Elisabeth Szilágyi (in Erkels „Ladislaus Hunyady"), dann Fidelio, Donna Anna, (in „Don Juan"), Lucrezia Borgia und andere. Zu Anfang der Fünfziger-Jahre verlor sie ihre Singstimme und zog sich nach Nyáregyháza zurück, wo sie den Rest ihres Lebens verbrachte. Im Laufe der Vierziger-Jahre erschienen im Nationaltheater viele berühmte

Rosa Jókai.

Sänger des Auslandes, so Henriette Carl, Jenny Lutzer, die Tadolini, die Alboni, der Tenorist Wurda und der Baritonist Ronconi. Unter den engagirten Sängern waren außer den schon erwähnten und von der Klausenburger Truppe hierher gelangten Mitgliedern Josef Szerdahelyi, Paul Szilagyi und Nikolaus Udvarhelyi die hervorragendsten: Luise Eder (Sopranistin und Soubrette, eine Zeitlang auch in den Gesangsrollen der

Parodien und Volksstücke thätig), Maria de Caux (später Frau László, noch später Frau Dória, gleichfalls in Volksstücken thätig und als dramatische Sängerin nachmals auch im Ausland geschätzt), Benjamin Egressy (der sich um die Pflege und Entwicklung der ungarischen Musik, namentlich des Volksliedes große Verdienste erwarb, auch Operntexte verfaßte und übersetzte), Sigmund Joób, späterhin Karl Benza (vorzüglicher Baßbuffo) und Karl Köszegi (durch 50 Jahre ausgezeichneter Bassist der ungarischen Oper); unter der Leitung des Kapellmeisters Franz Erkel brachten sie immer bessere Opernvorstellungen zustande. Im Jahre 1840 wurde der Tenorist Ignaz Bognár an die Oper engagirt; er wirkte später viele Jahre lang als Chordirigent und schrieb sehr beliebt gewordene ungarische Musik zu vielen Volksstücken. 1845 wurde der vortreffliche Tenor Karl Wolf, nachmals Farkas, engagirt und 1846 Cornelia Hollósy, diese liebenswürdige, mit einer herrlichen Stimme begabte Sängerin, welche alsbald „die Nachtigall der Nation" genannt und als solche der Gegenstand allgemeiner Liebe und Hochachtung wurde. Nach ihrer Ausbildung in Italien trat sie zuerst als Linda auf, an der Seite der berühmten Alboni, die den Pierrotto sang. Dem so verstärkten Personale schloß sich 1847 Rosa Csillag an und ein Jahr später kam Franz Steger, beide gewaltige Talente, welche schon nach wenigen Jahren an Wien verloren gingen und, als sie wieder zurückkehrten, nur noch Stimmruinen waren.

Auch mehrere Originalopern gelangten zur Aufführung. Bis zur Eröffnung des Nationaltheaters hatte sich nur eine ungarische Oper, „Bélas Flucht" von Ruzitska, auf dem Repertoire erhalten, und auch diese war mehr ein Singspiel, wie sie damals in Deutschland beliebt waren. Die erste Originaloper, Andreas Bartays „List" (Csel), wurde 1839 aufgeführt, aber mit sehr geringem Erfolg. Besser gefiel die erste Oper Franz Erkels, „Maria Bátory", die sich lange auf dem Repertoire erhielt. Sie wurde zum ersten Mal am 8. August 1840 gegeben, an welchem Tag auch das bisherige „Pester ungarische Theater" den Titel „Nationaltheater" annahm. In demselben Jahre sah man Josef Szerdahelyis komische Originaloper: „Feenheim in Ungarn", in der die schönsten Volkslieder benützt sind. Am 10. Mai 1843 wurden die Arbeiten, welche auf die Preisausschreibung für die Composition von Vörösmartys „Szózat" eingelaufen waren, öffentlich zu Gehör gebracht und Benjamin Egressy blieb Sieger; am 2. Juli 1844 hörte man Franz Erkels Musik zu Kölcseys „Hymnus". Diese beiden wurden die Festgesänge der Nation und ihre bald begeisternde, bald trostreiche Andacht erklingt noch jetzt in guten wie in schlimmen Tagen von Millionen Lippen. Am 27. Januar 1844 gelangte Erkels „Hunyady László" zur ersten Aufführung, diese populärste ungarische Oper, die noch jetzt zu den beliebtesten Werken des Opernrepertoires gehört. Die Partien der Elisabeth Szilágyi und Maria Gara sind auch von fremden Sängerinnen für Gastrollen in Ungarn

ſtudirt worden und verhalfen ihnen zu großen Triumphen. 1845 erſchien Karl Therns Oper: „Die Belagerung von Tihany“.

Szigligeti begründete zu Anfang der Vierziger-Jahre durch ſeine Volksſtücke eine neue nationale Gattung in der dramatiſchen Literatur Ungarns. „Der Deſerteur“ (Skökött katona), „Die zwei Piſtolen“ (Két pisztoly), „Der Csikos“ und andere mehr waren nicht nur in jenem Jahrzehnt Magnete im ungariſchen Spielplan, ſondern ſie ſind es noch jetzt. Unter den trefflichſten Darſtellern dieſer Kunſtgattung treten zwei beſonders hervor: Michael Füredi, der Held des Volksliedes, der jedoch auch als Opernſänger, namentlich in den Baritonpartien der ungariſchen Originalopern glänzte, und Michael Réthy, der Schöpfer urwüchſiger Volksgeſtalten. Durch Volksſtücke, wie Joſef Gaáls „Notar von Peleske“ und Ignaz Nagys „Beamtenreſtauration“ (Tisztujitás) erhielten dramatiſche Literatur und Schauſpielkunſt einen ſtarken Anſtoß. Sie gehörten nämlich zu den anziehendſten und beliebteſten Stücken des Repertoires, und zwar mit Sigmund Czakós „Kaufmann und Seemann“, „Das Teſtament“, „Leona“, „Ladislaus I. und ſeine Zeit“, und Emerich Vahots „Das Geſchlecht der Zách“, „Die Faſchingsſchule“, „Reichstagsquartier“, „Huſarenliſt“ u. ſ. w. Hierzu kamen einerſeits noch die älteren Stücke von Kisfaludy, Vörösmarty, Lorenz Tóth, Andreas Fáy, Paul Kovács, ſowie anderſeits neuere von Ludwig Kuthy („Weiß und Schwarz“), Baron Nikolaus Jóſika („Die Adriane und Eugene“), Karl Obernyik („Erbſchaft“, „Khelonisz“, „Der Gatte ohne Gattin“ und andere mehr), Karl Hugo („Baron und Banquier“, „König Matthias“, „Die Comödie der Welt“), ferner von Joſef Szigeti („Der Verlobungsring“, „Der ſchöne Schäfer“, „Ehrenwort“ und insbeſondere „Der alte Infanteriſt und ſein Sohn, der Huſar“) und Alois Degré („Vor dem Ball und nach dem Ball“, „Außerordentliche Vorſtellung“ u. ſ. w.) — und ſo traten die Originalſchauſpiele immer mehr in den Vordergrund.

In dieſem Jahrzehnt hatte das Theater manche Kriſe zu überſtehen. Der oberſte Landesausſchuß, den der Reichstag 1841 unter dem Baron Georg Orczy niedergeſetzt hatte, hielt es (1844 und 1845) für zweckmäßig, das Theater einem Privatunternehmer, Andreas Bartay, anzuvertrauen. Während dieſes Pachtes wuchs der künſtleriſche Erfolg ſtetig, deßgleichen in den folgenden Jahren, da Graf Gedeon Ráday als Obmann eines Landesausſchuſſes, nach ihm (1848 bis 1849) Joſef Bajza und nach dieſem Johann Erdélyi die Direction führten. In den bewegten Tagen von 1848 bis 1849 nahmen die Vorſtellungen mit kurzen Unterbrechungen und lückenhaftem Perſonal zwar ihren Gang, die Kaſſe jedoch bewies, daß „inter arma silent musae“.

Die Fünfziger-Jahre waren die Zeit, wo das Theater recht eigentlich ſeine nationale Aufgabe erfüllte. Die dramatiſche Literatur, immer um Szigligeti als Mittelpunkt

gruppirt, war außerordentlich fruchtbar. Am beliebtesten waren, außer den Volksstücken, die historischen, die durch ihre bald glänzenden, bald nur zu düsteren Motive das nationale Selbstgefühl wacherhielten. Die Dramatiker stammen zum Theil noch aus dem vorigen Jahrzehnt, aber auch neue hervorragende Talente tauchen auf: Maurus Jókai („Manlius Sinister", „König Koloman", „Die Märtyrer von Szigetvár", „Georg Dózsa" u. s. w.), Ludwig Dobsa („Agnes Nonow", „Ladislaus IV.", „Guttenberg", „Der Erfolg einer Niederlage" u. s. f.), Ludwig Kövér („Treue aus Untreue", „Abend und Morgen", „Indiana" und andere mehr), Koloman Tóth („Eine Königin", „Der dritte König von Ungarn", „Der König heiratet", „Katicza Dobó" und andere mehr), Ludwig Hegedüs („Die Heimgekehrten", „Die Tochter Roms", „Purpur und Trauer" u. s. f.), Anton Berényi („König Béla der Blinde").

Dagegen hatte sich die glänzende Gruppe von Bühnenkünstlern aus den Vierziger-Jahren stark gelichtet. Eine neue Generation erscheint und ihre Sterne sind: Josef Szigeti, anfangs als Liebhaber, dann als Heldenspieler ein hervorragendes Mitglied, das aber seinen eigentlichen Rollenkreis erst nach dem Tode Szentpéterys fand und durch viele urwüchsige Leistungen als gemüthlicher Vater und Onkel in die Reihe der größten Schauspieler trat; Koloman Szerdahelyi, der ausgezeichnete Salonheld und Bonvivant; Nikolaus Feleki, ein trefflicher Darsteller von Lustspielcharakteren; der jüngere Lendvay als Liebhaber; der Intrigant und Charakterspieler Josef Tóth; Frau Szathmáry, die hervorragende Darstellerin junger und älterer Frauen ungarischen Schlages; Ida Komlóssy, zuerst naive Liebhaberin, dann Heldenspielerin; Frau v. Bulyovszky als vorzügliche Salonheldin; Flora Munkácsy in dramatischen und Conversationsrollen heroischer Art; Ilka Fáncsy als Naive. Das war die zweite künstlerische Generation des Nationaltheaters, die sich den mächtigen Überlebenden der alten Garde anschloß: einer Rosa Jókai-Laborfalvi, einem Egressy. Heute sind von ihnen nur noch Szigeti, Flora Feleki-Munkácsy und Ilka Lendvay (jun.)-Fáncsy thätig.

Um diese Zeit erschienen im Nationaltheater: die Rachel mit ihrer französischen Gesellschaft (1851), Ira Aldridge mit einer englischen (1853) und die Ristori mit einer italienischen (1856).

Auch die Oper schreitet erfreulich vorwärts. Ihr Ansehen und Ruhm steigerte sich durch Cornelia Hollósy, die Hasselt-Barth, den berühmten Tenoristen Young, der erst als Gast, dann als ständiges Mitglied wirkte; dazu kamen die Kaiser-Ernst, Luise Lesniewska, Füredi, Jekelfalussy und das Ehepaar Ellinger als neu angeworbene Kräfte. Auch vorzügliche Gäste machten den Spielplan interessant: die Sängerinnen Lagrange, Medori, La Grua und Charton-Demeure, die berühmten Tenoristen Carion, Roger, Bettini, der Bariton Beneventano, alle in längeren Gastspielen. Nicht minder wuchs die Zahl der

Originalcomponisten und neuen Opern. „Die Kumanen“ (Kunok) und „Elisabeth Morzsinay“ von Császár-Kirchlehner, „Benyovszky“, „Ilka oder die Husarenwerbung“, „Wanda“ und „Die beiden Husaren“ (két huszár) von Franz Doppler, „Der Sohn der Wildniß“ und „Das Grenadierlager“ von Karl Doppler, „Maria Tudor“ von Ignaz

Rosalia Schodel.

Bognár, „Benvenuto Cellini“ von Leo Kern, „Elisabeth“ (Erzsébet) von Franz Erkel und den Brüdern Doppler, „Sarolta“ von Franz Erkel hatten mehr oder weniger Erfolg und hielten sich lange auf den Brettern.

Dieses Jahrzehnt weist eine große Umwandlung im öffentlichen Leben auf, deren Wirkung sich auch auf das Schauspielwesen erstreckte. Der hohe Adel lieferte einen glänzenden Beweis von Interesse und Sympathie für das ungarische Schauspiel, als er,

um den nachgerade unaufhörlichen materiellen Krisen ein Ende zu machen, nahezu anderthalb Millionen Gulden unterschrieb. Von dieser Summe konnten wegen der Schwierigkeiten, welche die damalige oberste politische Behörde ihrer Verwaltung bereitete, nur 300.000 Gulden zusammenkommen, allein sie wurden ein Fonds, dessen Zinsen dem Nationaltheater noch jetzt einen jährlichen Zuschuß von 10.000 Gulden sichern. Die Sammlung und Verwaltung dieses Fonds ist ein Verdienst weiland des Grafen Georg Károlyi, später wurde er von dem königlich ungarischen Ministerium des Innern übernommen, das ihn als gräflich Károlyi'sche Stiftung verwaltet.

In den Sechziger-Jahren traten neben Szigligeti einige neue Schriftsteller mit dramatischen Werken auf. Nennen wir: Eugen Rákosi („Aesopus", „Schule der Liebe", „Andreas und Johanna"), Karl Szász („Frater Georg", „Herodes"), Anton Zichy („Maria Stuart in England", „Cromwell"), Karl Ejszaki („Der Cydonapfel"), Karl P. Szathmáry („Die Familie Kendi", „Lucanus"), Alexander Balázs („Im Himmel", „Warum der Schwager nicht heiratet") und andere. Szigligeti übernahm um diese Zeit unter verschiedenen Intendanten die Leitung des Theaters und wandte hinfort sein Hauptaugenmerk der Ergänzung des dramatischen Personals zu. Zu Anfang dieses Jahrzehnts trat Cornelia Prielle, die feinste ungarische Salonschauspielerin, in den Verband des Nationaltheaters und findet noch jetzt den größten Beifall als Herzogin von Réville in der „Welt, in der man sich langweilt" und der Titelrolle von Gregor Csikys „Großmama". Den Zuwachs zur zweiten Generation des Nationaltheaters bildeten um diese Zeit: Náday, ein trefflicher Salondarsteller, Benedek, als Intrigant und komischer Pedant, Frau Ida Szilágyi-Harmat als Naive, das Ehepaar Paulai, Komáromi für Väterrollen, der ausgezeichnete Volksliedersänger Tamási, die Salondame Frau Rosa Niczky-Szöllösi, Anna und Jolanthe Szigligeti für dramatische und naive Rollen, Marie Hirtling für Conversationsrollen, Emerich Szigeti als heiterer Charakterspieler.

Auch an der Oper bildeten sich neue ungarische Kräfte aus und füllten die Lücken, welche der Abgang einer Cornelia Hollósy und Kaiser-Ernst, eines Michael Füredy, sowie der fremden Sänger verursacht hatte. Cornelia Hollósy (1827 bis 1890) war anderthalb Jahrzehnte lang die stärkste Zugkraft der Oper und eroberte das Publikum vollständig, nicht nur auf der Bühne, sondern auch in der Gesellschaft. Als Maria Gara im „Hunyady László", als Katharina im „Nordstern" und in vielen anderen Glanzpartien ist sie unvergeßlich geblieben. Im Jahre 1862 verließ sie die Bühne und wohnte dann als Gattin des Obergespans Josef Lonovics im Csanáder Comitat, wo sie auch starb. Ilka Markovics (Frau Pauli) wurde ihre Erbin — eine ungemein anmuthige Erscheinung und ein wohlausgebildetes, angenehmes Organ gewannen ihr das Publikum bald. In demselben Jahrzehnt erschienen an der Oper: die Altistin Sophie Hofbauer, die Sopranistin Ida Huber,

die beide beliebt wurden, dann Wilhelmine Bognár, anfangs im Volksstück, später in der Oper als Sängerin thätig und auch im Ausland gern gehört, Marie Rabatinsky, einige Jahre später ein vielbeliebtes Mitglied, das dann an die Wiener Hofoper kam, die dramatische Sängerin Anna Carina, (Margarethe im „Faust", Alice in „Robert der

Cornelia Hollósy.

Teufel", Valentine in den „Hugenotten", Elisabeth), Wilhelmine Voggenhuber, die nach einigen Jahren für die Berliner Hofoper engagirt wurde und dort starb. Die treffliche Coloraturſängerin Olga Humann, Richard Pauli, ein Tenorist von feinem Geschmack, der sich durch 25 Jahre große Verdienste um die Oper erwarb, Ludwig Bignio, der nur zum Theil hierher gehört, da er schon nach einigen Jahren zu den Größen der Wiener Hofoper zählte, Lehel Odry, vom Anfang an ein eifriges und treffliches

Mitglied der königlich ungarischen Oper, Sigmund Hajós, Zögling der ungarischen Schauspiel- und Gesangschule, nur anfangs am Nationaltheater, bald aber im Ausland thätig und namentlich in Italien beliebt, von wo er nur Trümmer seiner mächtigen Tenorstimme zurückbrachte, um sich nach kurzer Wirksamkeit zur Ruhe zu setzen. Auch zwei hervorragende ungarische Tänzerinnen gehören diesem Jahrzehnt an: Emilia Aranyváry und Irma Rotter, die ihre Ausbildung dem trefflichen Balletmeister Friedrich Campilli verdankten. Die Zahl der Originalopern vermehrte sich um Karl Hubers „Széklermädchen" und seine Operette „Flotte Kumpane", Alexander Erkels „Csobáncz", Michael Mosonyis „Schön Ilonka", Franz Erkels „Bánk-Bán" und „Georg Dózsa", August v. Adelburgs „Zrinyi". Unter den ausländischen Gästen erregten die Viardot-Garcia und Désirée Artôt das meiste Interesse.

Ein hochwichtiges Ereigniß war es, daß Seine Majestät der ruhmreich herrschende König sich über die künstlerischen und materiellen Verhältnisse des Nationaltheaters Bericht erstatten und zur Sicherung derselben eine jährliche Unterstützung von 60.000 fl. anweisen ließ; diese Subvention wurde, den mit den Jahren wachsenden Bedürfnissen entsprechend, von Zeit zu Zeit erhöht und beträgt gegenwärtig 210.000 fl., wovon 160.000 fl. der königlichen Oper, 50.000 fl. dem Nationaltheater zugute kommen. Die Wirkung dieser materiellen Hilfe steigerte sich noch durch die moralische Unterstützung, deren Ihre Majestäten während ihrer Aufenthalte in Budapest durch häufigen Besuch der Vorstellungen das Nationaltheater theilhaftig machten. Und hier ist es unsere Pflicht, noch eines anderen, für das Schauspielwesen hochwichtigen Ereignisses und im Zusammenhang damit abermals der auf Alles sich erstreckenden Huld Seiner Majestät des Königs zu gedenken. In diesem Jahrzehnt, anfangs Januar 1864, wurde die ungarische Schauspielschule eröffnet. Was Graf Stefan Széchenyi für den Anfang der Theatergründung gehalten, worauf die Pester Comitats-Actiengesellschaft im ersten Jahr nach der Eröffnung hingestrebt hatte, was die größten Schauspieler, und besonders Gabriel Egressy, so oft laut gefordert, das konnte erst jetzt zustande kommen. Graf Leo Festetich war der erste Director. Vom heutigen Personal des Nationaltheaters haben schon zwei Drittel in dieser Anstalt ihre erste Ausbildung erhalten. Gegenwärtig ist sie mit der königlich ungarischen Musikakademie vereinigt und das Doppelinstitut heißt: „Königlich ungarische Landes-Musik- und Theaterakademie". Director ist der Componist Edmund Mihálovics. Die Professoren sind theils Mitglieder des Nationaltheaters und der Oper, theils Musik- und Gesangslehrer von gutem Ruf, ja europäischem Namen.

Von 1862 bis Ende 1869 war Samuel Radnótfay Intendant des Nationaltheaters, das ihm eine Stiftung zur Unterstützung armer Witwen und Waisen von Künstlern verdankt. Nach seinem Tode beschäftigte sich das königlich ungarische Ministerium

des Innern zum ersten Mal eingehend mit dem Nationaltheater. Vom Beginn der Fünfziger-Jahre an hatte nämlich das Institut unter der Direction eines vom Statthaltereirath ernannten Theaterausschusses gestanden, dessen Mitglied auch der Intendant war. Die Intendanten dieses Zeitraumes waren: Johann Simoncsics (1850 bis 1852), Graf Leo Festetich, wiederum Simoncsics, Graf Gedeon Ráday (1856 bis 1860), Michael Nyéky (1861 bis 1862) und Samuel Radnótfay. Nun erforderte es die parlamentarische Verantwortlichkeit, daß das mit Hilfe von Landesfonds erhaltene Nationaltheater unter der Aufsicht des Ministers des Innern, als Verwalters dieses Fonds, stehe. Graf Georg Károlyi, der letzte Präsident jenes Ausschusses, übergab also den von ihm verwalteten Fonds und reichte zugleich die Entlassung des Ausschusses ein. Seine Majestät ernannte nun, auf Grund der Vorschläge der einberufenen Berathungscommission, einen direct dem Minister des Innern verantwortlichen Director, und zwar zuerst Anton Zichy und nach dessen baldigem Rücktritt Baron Felix Orczy.

Noch vor diesen Ereignissen hatte das Personal seine gewaltigsten Kräfte verloren. Gabriel Egressy, Josef Tóth, Szerdahelyi, Lendvay starben, Frau Jókai trat in den Ruhestand. Mit Gabriel Egressy verschwand der größte ungarische Schauspieler seiner Zeit. Josef Tóth, war sein würdiger Zeitgenosse. Mit starkem komischen Talent und erstaunlicher Gestaltungskraft begabt, erzielte er bei dem Publikum bedeutende Wirkungen. Sein großes Talent, ja sein Leben scheiterte an der Gestaltung tragischer Helden. Der Körper war den Anstrengungen des Geistes nicht gewachsen. Von seinen Lustspielrollen sind die vorzüglichsten: Rikolti im „Geheimniß des Schrankes", Szegfü in der „Mama", Molières Geiziger und Tartuffe, Shakespeares Shylock. Auch sein Richard III., Jago, Macbeth, Franz Moor, die Kardinäle Wolsey und Richelieu, Ludwig XI. u. s. w. haben sich tief in das Gedächtniß eines Jeden eingeprägt, der sein bis in das kleinste Detail ausgearbeitetes Spiel zu genießen wußte. Ein schwerer Schlag war es, als Koloman Szerdahelyi, das „Muster eines Bonvivants", frühzeitig starb. Seine besten Rollen waren die feinen französischen Salonhelden, wie Tholosan in den „Guten Freunden", Raoul im „Achten Punkt", der Herzog im „Marquis von Villemer", Prosper Block im „Letzten Brief" u. s. w., aber auch im Originalrepertoire schuf er viele ausgezeichnete Figuren. Bald folgte ihm auch der jüngere Martin Lendvay, der zwar die Größe seines Vaters nie erreicht hatte, aber doch der Liebling der Jugend war, denn Niemand wußte die patriotischen Tiraden jener Jahre mit so zündender Wirkung zu declamiren wie er. Seine besseren Rollen waren Hamlet, Karl Moor, Don Cesar de Bazan, Petruccio u. s. w. Ein Kind dieses Jahrzehnts war noch Frau Lina Hegedüs-Bodenburg, die erste wahrhaft künstlerische Volksliedersängerin Ungarns. Ein erschütterndes Schicksal stürzte sie nach kaum einjährigem Wirken vom Gipfel des Ruhmes ins Grab, wohin ihr nach

sehr kurzer Zeit auch ihr Gatte Ludwig Hegedüs, ein namhafter Schauspieler und Dramatiker, folgte.

Die Direction des Baron Orczy hatte im ersten Jahre einen vollständigen moralischen und materiellen Erfolg. Bald jedoch trat das Sinken ein, Verwirrung, Gleichgiltigkeit des Publikums, Directionskrise und ein fast zweijähriges Provisorium. Auf den Vorschlag einer neuen Fachberathung wurde die Leitung, unter der Aufsicht eines Intendanten, von zwei Fachdirectoren übernommen, welche zugleich die Trennung des Schauspiels von der Oper vorbereiten sollten. Baron Friedrich Podmaniczky wurde Intendant, Eduard Szigligeti Director für das Schauspiel, gemeinsamer Administrator und Dramaturg, Franz Erkel Director der Oper, mit Hans Richter und später Alexander Erkel als Nachfolgern.

Sobald Szigligeti Director war, hörte er auf Dramatiker zu sein. Sein letztes Werk, das im Nationaltheater gegeben wurde, war „Valeria". Umso eifriger war er bestrebt, neue Dramatiker heranzuziehen. Vor Allem ist Gregor Csiky zu erwähnen, der mit unermüdlicher Arbeitslust, starkem dramatischen Sinn, einer unversieglichen Fülle von Einfällen und gewaltigen Beobachtungsgabe in Szigligetis Fußstapfen trat. Aus dem kleinen, unter Rákosis Führerschaft entstandenen literarischen Kreise gingen drei treffliche Lustspieldichter hervor, und zwar: Stefan Toldy („Gute Patrioten", „Neue Menschen"), der leider früh verstarb, Ludwig Dóczi („Der Kuß", „Letzte Liebe", „Maria Széchy" und andere mehr), von dem einige Stücke sich auch im Repertoire der deutschen Bühnen festsetzten, und Árpád Berczik, dessen lebhafte Muse dem Theater viele liebenswürdige Stücke geschenkt hat („Viertelmagnaten", „Adam und Eva", „Die Ehestifter", „Eine geistreiche Frau", „Die Ballkönigin", „Sieh auf die Mutter"). Zu dieser Zeit traten ferner als Theaterdichter auf: Tihamér Almási-Balogh („Clarisse", „Adieu", „Nach zwei Jahren"), Graf Géza Zichy („Der Phrenolog", „Der Kampf der Liebe"), Ludwig Abonyi („Das Tuch des Betyáren", „Die Tochter der Frau Panna"), Bercsényi, Anton Váradi („Ischarioth", „Hunnische Nachkommen"), Franz Csepreghi und Eduard Tóth. Cornel Ábrányi der Jüngere („Marianne", „Olga", „Der Unfehlbare") und Emil Ábrányi („Der Erste", „Der Executor") traten etwas später auf. Die jüngsten Dramatiker sind Ludwig Bartók („Der Schönste", „Anna Thurán", „Königin Elisabeth") und Karl Murai („Der erste Jahrestag", „Husarenliebe").

Das wichtigste Ereigniß dieser zehn Jahre ist die Gründung des Volkstheaters. Schon zu Anfang der Sechziger-Jahre eröffnete der Provinzdirector Georg Molnár das Volkstheater am Kettenbrückenplatz in Ofen, konnte aber kein ständiges Publikum heranziehen und mußte nach einigen Jahren schließen. Bald wurde auch das Theater abgetragen und seitdem spielen auch auf der Ofner Seite das Nationaltheater und die königlich

ungarische Oper (im Festungstheater), im Sommer aber, während der Ferien der stehenden Bühnen, kehrt in der Christinenstädter Arena irgend eine bessere Provinztruppe ein und findet recht guten Zuspruch.

Zu Anfang der Siebziger-Jahre, während der neue Palast der Oper langsam und mit großer Pracht in die Höhe wuchs, nahm die Neigung zu Fachtrennungen überhand. Man ließ es sich bei der Trennung von Drama und Oper nicht mehr genügen, sondern erblickte auch unter den Kunstgattungen des Dramas große Unterschiede, so daß insbesondere für das Volksstück, diese nationalste Specialität des ungarischen Dramas, ein eigenes Haus wünschenswerth sei. So wurden die beiden Gatten, obgleich es bisher nie einen Zwist zwischen ihnen gegeben, geschieden und das größtentheils ernste Volksstück mit der närrischen, ja zuweilen frivolen Operette verheiratet, deren gemeinsames Heim das am 15. October 1875 eröffnete Volkstheater wurde. Dem Nationaltheater verblieben nur die rein schauspiel- und lustspielmäßigen Gattungen, ja neuestens beschäftigt sich die öffentliche Meinung sogar mit dem Gedanken der Gründung eines komischen Theaters, nach dessen Errichtung das Nationaltheater erst wirklich dem Zweck entsprechen werde, zu dem es erbaut worden: das classische Repertoire zu pflegen, die dramatische Originalproduction zu heben, ein Schauplatz des edelsten künstlerischen Ergötzens und Zeitvertreibs zu sein, befreit fortan von der Pflege der Posse und insbesondere der ausländischen Comödie niederer Ordnung, die es jetzt noch den vielseitigen Wünschen des Publikums zuliebe in sein Repertoir aufzunehmen gezwungen sei. So sind die singenden und leichter geschürzten Künste heute in zwei prächtigen Palästen untergebracht, und dürften bald in dreien hausen; nur die ernstere redende Kunst verbleibt in dem alten, als provisorischer Bau errichteten und seither ziemlich eng gewordenen Hause. In fünfzig Jahren hat also das Schauspielwesen jede seiner Gattungen so weit fortgebildet und sich ein so großes Theaterpublikum erzogen, daß die Hauptstadt in ihrem mächtigen Entwicklungsgange auch auf dem Gebiet des Schauspielwesens füglich mit den bedeutenderen Hauptstädten des Auslandes wetteifern kann.

Der erste Pächter und Director des Volkstheaters war, vom October 1875 an, der Dramatiker Eugen Rákosi. Nach sechs Jahren ging die Direction von ihm auf Ludwig Evva über. Die Aufsicht wird durch einen hauptstädtischen Ausschuß geübt, dessen Obmann der Bürgermeister ist. Im Spielplan nehmen, neben dem Volksstück und der Operette, die Ausstattungsstücke einen großen Raum ein. Von den älteren Schriftstellern sind es vorzüglich Eugen Rákosi, Árpád Berczik, Tihamér Almási, Alexander Lukácsy, Desiderius Margitay, Aurel Follinusz und Ladislaus Rátkay, die das Repertoire dieses Theaters stützen, dessen Novitäten seit dem Tode Franz Csepreghis und Eduard Tóths meist aus der Feder von Schauspielern stammen. An der Spitze des Personals standen bei der

Eröffnung die beiden Hauptsäulen des Volksstücks, Frau Blaha und Josef Tamási, beide vom Nationaltheater herübergekommen, und neben ihnen stand Gustav Eöri. Der Letztere, ein vorzüglicher Darsteller verkommener Burschen aus dem Volk und sonstiger verlotterter Gestalten, starb bald; auch Tamási wurde durch eine unheilbare Krankheit der Bühne entrissen; so ist heute die einzige, aber mächtige Zugkraft des Volksstückes Frau Blaha, die mit jeder neuen Leistung einen neuen Triumph feiert und deren Mitwirkung selbst den schwächsten Volksstücken Leben einflößt. Um diese drei gruppirten sich noch Ilka Pálmay (neuerdings der deutschen Bühne angehörig), Aranka Hegyi (das beliebteste Mitglied nach Frau Blaha), Frau Klár, Frau PárténYi, dann außer den früh verstorbenen Mitgliedern Stefan Együd und Michael Tihanyi, Alexius Sólymosi, Vidor Kassai, Vincenz Horváth und Andere. Seitdem hat sich das Personal um viele neue Kräfte verstärkt.

Neuestens hat auch der Eigenthümer und Director der deutschen Arena im Stadtwäldchen eine ungarische Gesellschaft organisirt, und so findet jetzt das Publikum der Hauptstadt abwechselnd in sechs ungarischen Theatern Kunstgenuß und Zerstreuung.

Die Zugkraft der Oper war in den Siebziger-Jahren Ida Benza, nicht nur eine hervorragende Sängerin, die auch im Ausland Ruhm erntete, sondern auch eine ausgezeichnete Schauspielerin. Hochdramatische Gestalten, wie Fidelio, Elisabeth Szilágyi, Valentine in den „Hugenotten" und viele andere, erhob sie außer durch ihr mächtiges Organ auch durch ihr ergreifendes Spiel zur vollen Wirkung. Ein verhängnißvolles Herzleiden beendigte ihre Laufbahn in jungen Jahren. Nach ihrem Tode war die Oper 12 bis 15 Jahre lang gezwungen, in Ermanglung einer ständigen dramatischen Sängerin ihr Repertoire durch Gastspiele interessant zu machen. Sie hatte wohl ausgezeichnete Kräfte, denn David Ney, Lehel Odry, Karl Köszeghy, Perotti, ferner Pauli und zuletzt Takáts, desgleichen die Damen Katharina Náday-Vidmár, welche die Erbschaft der Frau Pauli antrat, allein später an die Wiener Hofoper kam, Josefine Maleczky-Ellinger, Emma Saxlehner und Andere bildeten eine Künstlergruppe, die jeder Oper ersten Ranges zur Zier gereichen konnte; allein die Stelle der dramatischen Sängerin war stets nur zeitweilig besetzt, durch längere Gastspiele der Marie Wilt, Emma Turolla und E. Bellincioni, denen sich noch in dauernderen Serien die Gastspiele der Minnie Hauck und Bianca Donadio anschlossen. Schließlich gelang es, Bianca Bianchi bleibend an die Oper zu fesseln und dadurch den Erfolg der leichteren Opern zu sichern.

Die Originalopern dieses Jahrzehnts waren: „Georg Brankovics", „Namenlose Helden" und „König Stefan" von Franz Erkel, „Atala" und „Abencerage" von Franz Sárosi, „Hagbart und Signe" von Edmund Mihalovics, „Alienor" von Eugen Hubay, die Ballette „Ein neuer Romeo" und „Csárdás" von Eugen Sztojanovics und das Ballet „Viora" von Karl Szabados.

Am 27. September 1884 wurde das königlich ungarische Opernhaus bei Anwesenheit Seiner Majestät des Königs mit großer Feierlichkeit eröffnet. Der damalige Intendant Baron Friedrich Podmaniczky leitete das neue Institut zwei Jahre lang, ihm folgte Graf Stefan Keglevich, dann Franz Beniczky, und neuestens wurde Graf Géza Zichy zum Intendanten der königlich ungarischen Oper und des Nationaltheaters ernannt.

Die neuere dramatische Künstlergeneration, die dritte seit Eröffnung des Theaters, besteht aus folgenden Kräften: Marie Jászay (tragische Darstellerin), Laura Helvey (Salonheldin), Sidonie Rákosi (komisches Fach), Emilie Márkus (dramatische Heldin), Therese Csillag (Lustspielnaive), Serena Fái (jugendliche Heldin), Frau Jolanthe Vizvári-Szigeti (junge ungarische Frauen und ältere komische Figuren), Emerich Nagy (Heldenliebhaber), Bercsényi (ernste Väter), Ujházi (Lustspielcharaktere), Vizvári (Komiker), Molnár (der bei Eröffnung des Volkstheaters das Nationaltheater verließ). Diese dritte Generation, nebst einigen Wackeren aus der zweiten (Josef Szigeti, Feleki, Náday, den Damen Cornelia Prielle, Feleki, Szathmáry, Lendvay) erreichte größtentheils die fünfzigste Jahreswende des Instituts, ergänzt durch die Allerjüngsten, die den Grund zur vierten Generation legen werden und unter denen Császár, Dezsö, Gyenes, Mihályfi, Gabányi, Zilahy, das Ehepaar Szacsvay, Marie Hegyesi, Irma Alszegi, Ibolya Nagy, Frau Tolnai und Andere die hervorragenden sind.

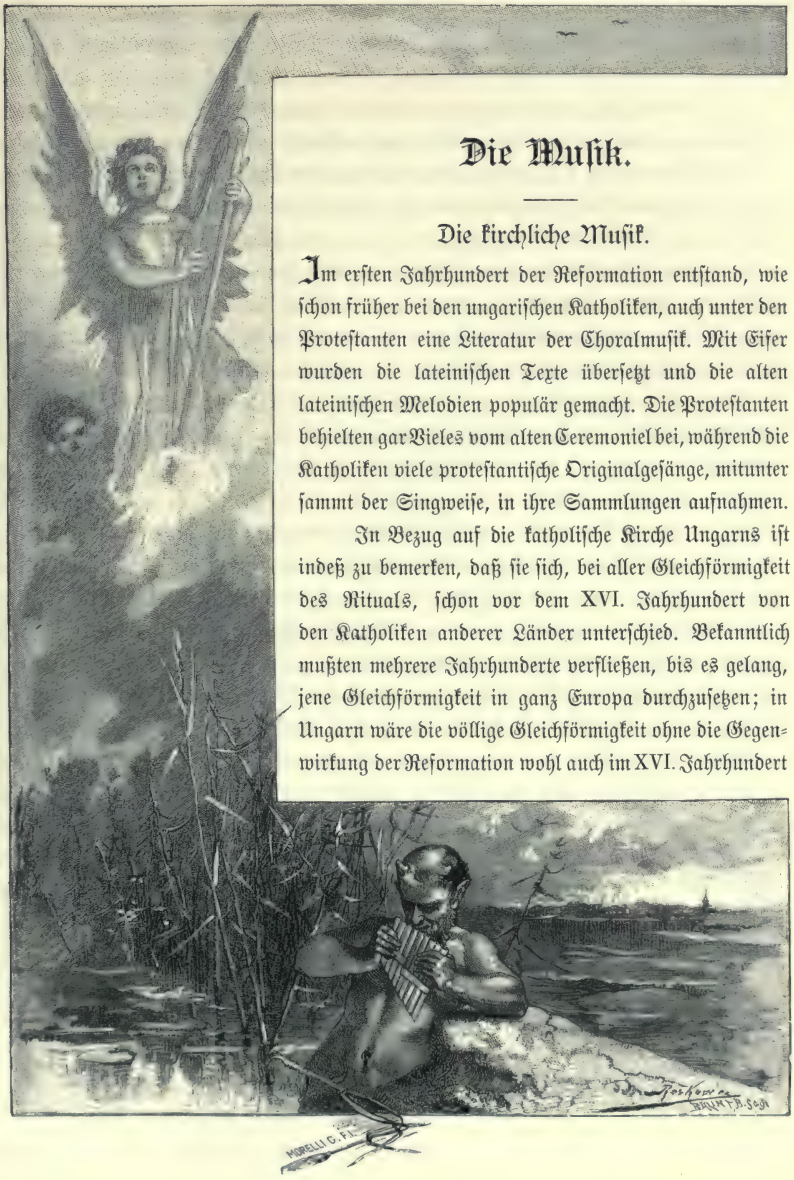
Nach dem Tode Szigligetis, der als Secretär, Regisseur, Director stets ein großer Factor gewesen, übernahm Eduard Paulay die Direction des Nationaltheaters; er tritt in die Spuren seines Vorgängers und wendet seine Sorgfalt besonders an die Organisation und Erziehung des Personals, sowie an die Pflege der classischen und Originalwerke.

In den Achtziger-Jahren riß der Tod des vorzüglichen Bonvivants Halmi eine große Lücke. In diesem schlichten, hagern Menschen vereinigten sich Liebenswürdigkeit, Elasticität, Tiefe des Gemüths, Feinheit des Vortrags. Frau Paulay starb, die treffliche Darstellerin edler, würdevoller Mütter; Frau Molnár, unvergleichlich als muntere junge Frau, wurde durch Krankheit gezwungen der Bühne zu entsagen. Trotzdem gelang es bei fortwährender Ergänzung des Personals, Studienreisen der Mitglieder im Ausland, zielbewußtem, gewissenhaftem Streben der Leiter und Geleiteten, eine so erfreuliche Entwicklung herbeizuführen, daß die Vorstellungen, besonders hinsichtlich des Zusammenspiels, jetzt schon mit dem Maße der ersten Weltbühnen gemessen werden.

Seit der Begründung des Nationaltheaters bekam das Schauspielwesen im ganzen Lande einen starken Anstoß. Comitate, Städte und Private wetteiferten im Werke der Unterstützung und Festigung. Von 1830 an wußten viele geschickte Directoren die besseren Talente um sich zu gruppiren, der Reihe nach erhoben sich im Lande ständige Bühnen und

gegenwärtig wird in etwa 20 Theatern ungarisch gespielt. Das Klausenburger Theater wurde vom Reichstag, laut Gesetzartikel, zum Nationaltheater erhoben; es erhält eine Unterstützung aus Landesmitteln und auch Seine Majestät steuert jährlich eine namhafte Summe bei. Der Intendant wird durch den Minister des Innern ernannt. Das Provinzschauspiel hat jetzt in der Hauptstadt einen Centraldirectionsrath, der seine Angelegenheiten leitet, und ein Pensionsinstitut. Sein Repertoire hält Schritt mit dem des National- und Volkstheaters. Es hat eine besondere Schauspielschule und mehrere vermittelnde Agenturen.

Kurz, das im Jahre 1790 gesäte kleine Samenkorn hat reichliche Früchte getragen; unter so vielem Ungemach, nach so vielem erfolglosen Ringen hat das ungarische Schauspielwesen eine rühmliche Stufe erreicht; auch ist es reich an unvergeßlichen Verdiensten um die Förderung der nationalen Entwicklung, denn es hat die ungarische Sprache verbreitet, die überlieferten Gewohnheiten beliebt gemacht, den nationalen Sitten Achtung und Werthschätzung errungen!



Die Musik.

Die kirchliche Musik.

Im ersten Jahrhundert der Reformation entstand, wie schon früher bei den ungarischen Katholiken, auch unter den Protestanten eine Literatur der Choralmusik. Mit Eifer wurden die lateinischen Texte übersetzt und die alten lateinischen Melodien populär gemacht. Die Protestanten behielten gar Vieles vom alten Ceremoniel bei, während die Katholiken viele protestantische Originalgesänge, mitunter sammt der Singweise, in ihre Sammlungen aufnahmen.

In Bezug auf die katholische Kirche Ungarns ist indeß zu bemerken, daß sie sich, bei aller Gleichförmigkeit des Rituals, schon vor dem XVI. Jahrhundert von den Katholiken anderer Länder unterschied. Bekanntlich mußten mehrere Jahrhunderte verfließen, bis es gelang, jene Gleichförmigkeit in ganz Europa durchzusetzen; in Ungarn wäre die völlige Gleichförmigkeit ohne die Gegenwirkung der Reformation wohl auch im XVI. Jahrhundert

nicht zustande gekommen. Gestört wurde sie durch jene nationalen Elemente, die namentlich in den ungarischen Volksgesängen fortlebten und auch zur Zeit der Reformation erhalten blieben. Auf diese bezieht sich der Beschluß einer vom Graner Erzbischof Nikolaus Oláh im Jahre 1560 abgehaltenen Synode, wodurch es unter schwerer Strafe verboten wird, für kirchliche Zwecke solche Gesänge, sei es mit volksthümlichem (das heißt magyarischem), sei es mit lateinischem Text zu verwenden, von denen es nicht sicher sei, daß die Kirche sie schon vor hundert Jahren angenommen habe, oder die als Producte der Gegenwart nicht der Billigung durch die zuständige Obrigkeit unterliegen, damit nicht das seiner Natur nach religiöse ungarische Volk unter dem Scheine des Glaubenseifers irregeleitet werde, „wie leider schon an mehreren Orten geschehen". Aus diesem Synodalbeschluß geht vor Allem hervor, daß es volksthümliche Gesänge gab, die um hundert Jahre älter waren. Daß diese rein magyarisch gewesen, bezeugen die gedruckten Gesangbücher des XVII. Jahrhunderts, unter deren Melodien auch die Producte der früheren Jahrhunderte figuriren, mit der Aufschrift „alte Weise" bezeichnet und im Sinne jener Synode gutgeheißen. Ferner entnimmt man daraus, daß das ungarische Volk schon in den Jahrhunderten vor der Reformation an dem Rituale theilgenommen hat.

Der eigentliche Zweck der erwähnten Synode, nämlich den protestantischen Gesängen einen Damm zu setzen, ward nicht erreicht. Darum wurde durch Erlaß Ferdinands I. vom 14. Juni 1564, unter strenger Wahrung der Controle, dem Volksgesang die neue Befugniß ertheilt, auch nach dem heiligen Meßopfer dem kirchlichen Geiste entsprechende Hymnen oder mit Responsorien verbundene Psalmen ungarisch zu singen.

Nach dieser Concession befaßt sich erst im Jahre 1611 wieder eine Synode mit dem Kirchengesang. Der Papst verordnet nämlich, daß das Rituale des Tridentiner Concils eingeführt werde. Hätte man dies zu jener Zeit auch in Ungarn befolgt, so hätte man das ungarische Volk seiner durch Jahrhunderte geheiligten nationalen Gesänge beraubt, gerade zu einer Zeit, wo der Protestantismus diese Rechte anerkannte und seinen Anhängern Gesänge in der nationalen Sprache schenkte. Ein solches Vorgehen hätte die Anhänger der Kirche dem Protestantismus in die Arme getrieben. Wahrscheinlich sind es solche Gründe, mit denen Cardinal Franz Forgács seine in dieser Sache an Papst Paul V. gerichtete Denkschrift stützt. Diese Vorstellungen fanden in Rom Gehör und das Rituale mit den gewohnten magyarischen Gesängen blieb; erst 18 Jahre später (1629) nahm die unter Peter Pázmány abgehaltene Synode zu Tyrnau die Angelegenheit wieder in die Hand. Da die bisherigen Synoden nicht vermocht hatten, der Ausbreitung der protestantischen Gesänge zu steuern, verfügte nun Pázmány, daß die handschriftlichen Gesangbücher unter der Aufsicht einer besonderen Commission in Druck zu legen seien, außer diesen aber in der Kirche und bei Processionen nichts gesungen werden dürfe. Damit hörte das willkürliche

Verfahren der Cantoren auf, durch das nicht nur protestantische Gesänge, sondern selbst ihre poetischen Privatversuche sich in die Kirche einschleichen konnten.

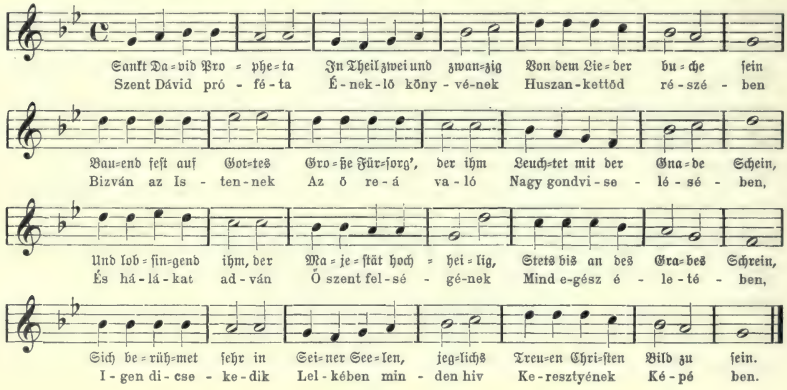
Eine so bewegte Geschichte hatte der Gesang im Schoße der römisch-katholischen Kirche bis zum Anfang des XVII. Jahrhunderts. Und diese Bewegung trug literarische Früchte, denn alle Kirchen wetteiferten in Opfern, um ihre Gesangbücher zu veröffentlichen. Von den geschriebenen Gesangbüchern der katholischen Kirche ist aus dem XVI. und den früheren Jahrhunderten kein einziges bekannt. Sie wurden eben durch die Drucke des XVII. Jahrhunderts überflüssig, ja verbotene Bücher. Aus dem XVII. Jahrhundert haben sich fünf geschriebene Sammlungen erhalten, und zwar: 1. das Graduale Romanum (1623); 2. das Gyöngyöser Choralbuch (1618—1623); 3. das Cancionale Hungaricum (1617); 4. das Cancionale et Passionale Hungaricum Societatis Jesu Residentiae Turociensis, vom Ende des XVII. Jahrhunderts. Sie befinden sich jetzt in der Universitätsbibliothek zu Budapest.

Hochwichtig für die ungarische Musik ist ein siebenbürgischer Codex, jetzt im Besitz der Franciscaner von Csiksomlyó. Er ist ganz in Orgel-Tabulaturen geschrieben und führt den Titel: „Organo Missale opera ac studio fratris patris Joannis Kájoni ordinis Minorum organistae et organifabri, Guardiani Conventus Mikháziensis. Anno 1667."

Auffallenderweise wurde der Beschluß der Tyrnauer Synode erst nach 41 Jahren, 1672, ausgeführt; da erschien nämlich unter dem Erzbischof Georg Szelepcsényi zu Tyrnau jenes von einer Commission redigirte Cancionale, das bis in die neueste Zeit maßgebend geblieben ist. Sein ungarischer Titel lautet: Régi és uj, deák és magyar ájitatos egyházi énekek és litániák u. s. w. (Alte und neue, lateinische und ungarische fromme Kirchengesänge und Litaneien.) Doch hatte man mit dieser Sammlung nicht geeilt, denn schon 1651 war ihr das dem Erlauer Bischof Benedikt Kisdi gewidmete Gesangbuch zuvorgekommen und genügte dem allgemeinen Bedürfniß dermaßen, daß das Szelepcsényi'sche, nach Titelblatt, Inhalt und Eintheilung der Gesänge, nur als ein um etliche Gesänge vermehrter Nachdruck zu betrachten ist. Das Kisdi'sche erhält Concurrenz durch eine Sammlung, die ein anderer Bischof von Erlau, Leonhard Szegedi, im Jahre 1674 auf seine Kosten zu Kaschau drucken ließ; sie übertrifft die früheren an Zahl und Mannigfaltigkeit der Gesänge, sowie an Kernigkeit der Sprache.

Das XVII. Jahrhundert wird durch Náray's Sammlung: „Lyra coelestis" (Tyrnau, 1695) beschlossen. Sie ist weniger umfangreich als die übrigen, jedoch vom nationalen Standpunkt sehr interessant. In Siebenbürgen gaben die Patres von Karlsburg (Gyula-fejérvári Paterek) ein Andachtsbuch „Lelki paradicsom" (Seelen-Paradies) heraus (Karlsburg 1700), worin gruppenweise sehr werthvolle Hymnen, jedoch ohne Melodie vorkommen. Desgleichen gab der bereits erwähnte Kájoni ein Gesangbuch ohne Melodien heraus, das in die gleiche Zeit mit seinem Organo Missale (1676) fällt.

Die Proteſtanten haben aus dem XVI. Jahrhundert drei Codices überkommen: der eine iſt der Batthyány'ſche, die beiden anderen gehören der Hochſchule zu Sárospatak; von allen dreien beſitzt die Bibliothek der Akademie Abſchriften. Toldy hatte ſeinerzeit die Codices im Allgemeinen irrthümlich den katholiſchen zugezählt, was um ſo leichter geſchehen konnte, als ſie keine Titelblätter haben; anderſeits weiß man, daß Luther das römiſche Rituale und die damit verbundenen Geſänge beibehalten hat. Dafür bedarf es keinen weiteren Zeugen als das gedruckte Graduale des ſiebenbürgiſchen Biſchofs Stefan Geleji-Katona, das aus den erwähnten Codexen zuſammengeſtellt iſt. In demſelben Jahrhundert hatten die Proteſtanten viele geiſtliche Dichter, deren Werke ohne Melodien erſchienen und ſich höchſtens auf die Weiſe irgend eines allgemein bekannten Geſanges beriefen. Sie waren dazu gezwungen durch den damals ſehr koſtſpieligen Notendruck und ſie durften es thun, weil dem Volke die betreffenden Melodien geläufig waren. Doch hatte dieſes Verfahren auch immer ſchädliche Folgen, denn es gingen auch ſolche Melodien verloren, die wahrſcheinlich von den Textdichtern ſelbſt herrührten. Sie mögen ſich dem Stile Tinódys angeſchloſſen haben, wie auch aus einem Geſange Sztárais hervorgeht, der in einer katholiſchen Sammlung erhalten geblieben. In den Cancionalen von Szelepcsényi und Kisdi wurden nämlich mehrere proteſtantiſche Geſänge belaſſen (von denen noch die Rede ſein wird), darunter von Sztárai der XXII. Pſalm ſammt Singweiſe. Die Autorſchaft iſt bezeugt durch die Anfangsbuchſtaben der Strophen, aus denen man (mit Ausnahme des vielleicht durch ſpätere Änderung hineingekommenen R der neunten Strophe) den Namen: SZTÁRAI MI(R)ALY herausliеſt. Dieſer Reformator war ein Zeitgenoſſe Tinódys. Er ſtudirte beſonders in Padua, der Hochſchule der Lautenvirtuoſen. Er war an verſchiedenen Orten Geiſtlicher, am längſten in Tolna und Debreczin. Er iſt ein ausgebildeter Künſtler nicht nur in kirchlicher, auch in weltlicher Muſik. Wir geben hier die Melodie des XXII. Pſalmes:



Von den Reformatoren schrieben zwar viele volksthümliche Psalmen, die meisten aber Sztárai, gleichsam der Wegweiser seiner Zeitgenossen. Eine beliebte Form war damals, und noch lange nachher, das Akrostichon, in dem der Verfasser einen charakteristischen Spruch, oft auch seinen oder seines Protectors Namen versteckt unterzubringen pflegte. Die Akrosticha gereichten wohl dem Versefschreiben eher zum Schaden als zum Nutzen, doch sind die Gedichte dieser Zeit nicht schwächer als die ohne Buchstabenräthsel abgefaßten, ja sie sind werthvoller, weil sie die Namen mehrerer geistlicher Dichter (Schreiber Stefan, Schreiber Niklas, Franz Németi, Thordai, Emerich Harsányi, Johann Petki u. s. w.) erhalten haben. Außer diesen waren noch Valentin Balassa, Johann Rimai und Franz Beniczky auch als geistliche Dichter thätig, aus dem kirchlichen Stande aber sind zu erwähnen: Andreas Batizi, Matthias Dévai-Biró, Blasius Radán, Gallus Huszár, Stefan Szegedi-Kis und Matthäus Skarica.

Die Katholiken, die der Anbahnung dieser Sache fern standen, schrieben auch keine volksthümlichen Psalmen; vielmehr eröffneten sie, da der Inhalt jener Psalmen kein dogmatischer, sondern der Ausdruck rein menschlicher Empfindungen ist, statt jedes Wettbewerbs in ihren Sammlungen eigene Rubriken zur Aufnahme derselben. So kam es, daß sich bei Kisdi und Szelepcsényi je 10, bei Szegedi 24, bei Kájoni 50 Psalmen finden.

Die erste Sammlung protestantischer Gesänge ist Gallus Huszárs Buch: „Isteni dicsiretek és psalmusok“ (Göttliche Lobgesänge und Psalmen, Debreczin 1560), von dem sich jedoch nur der Titel erhalten hat; sein zehn oder fünfzehn Jahre später in Debreczin erschienenes „Gesangbuch“ (Énekes könyv), vielleicht eine vermehrte Ausgabe des ersten, ist nur in zwei verstümmelten Exemplaren bekannt. Das nächste Buch, von Peter Bornemisza, erschien 1582 zu Detrekö und führt den Titel: „Enekec harom-rendbe“ u. s. w. („Unterschiedliche Gesänge in drei Theilen: I. Im ersten sind kurze Lob-lieder. Deren Zahl ist CXCVIII. Darunter viele, Predigten beizugeben. II. Im anderen sind längere: den Ermahnungen und Erläuterungen der Heiligen Schrift gemäß. So da gleich Predigten lehren. Deren Zahl ist, mit kleineren vermischt, LX. III. Im dritten: sind geschöpft aus den erlesensten XVIII Haupt-Haupt-Historien der Bibel.“) Auch Stefan Beythe, um 1580 Superintendent der Comitate Ödenburg und Zala, gab ein Gesangbuch (mit Noten) heraus, von dem sich nur ein verstümmeltes Exemplar und ein Bruchstück erhalten haben. Im Jahre 1590 erschien ein Buch: „Psalmusokból való isteni Dicsiretek“ (Aus Psalmen geschöpfte göttliche Lobgesänge), dessen Verfasser und Herausgeber unbekannt sind. Die Sammlung des Debrecziner Seelsorgers und Bischofs Georg Gönczi-Fabricius, welche drei Auflagen erlebte, erschien, nach Peter Bod, zuerst 1592 in Debreczin unter dem Titel: „Keresztyéni énekek“ u. s. w. („Christliche Gesänge, so man neben dem

Graduale und auch ohne dieses, wo man es nicht gebrauchen kann, in den in der ungarischen Nation reformirten Ekklesien zu singen pflegt"). Neue Auflagen erschienen davon in Debreczin 1616 und 1620, in Bartfeld 1640 und in Leutschau 1654. In der Bibliothek zu Sárospatak ist noch ein verstümmeltes Bartfelder Exemplar vorhanden, das nach Toldy nach 1590 erschienen ist, jedoch in der Eintheilung von dem Gönczi'schen Buche abweicht und auch mehrere in diesem nicht enthaltene Gesänge aufweist. Im Jahre 1598 erschien zu Debreczin Emerich Ujfalvis Sammlung von Todtengesängen („Halotti énekek"), welche wiederholt neu aufgelegt wurde.

Alle diese Bücher, bis zum Anfang des XVII. Jahrhunderts, sind mehr oder weniger von einander abgeschrieben. Da erschien 1607, zu Herborn, der Psalter von Albert Szenczi-Molnár. Das in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften befindliche Exemplar ist von 1612 und hat den Titel: „Szent Davidnac Soltari" u. s. w. („Sanct Davids Psalmen nach Art der französischen Weisen und Verse in magyarische Verse übersetzt und geordnet durch Albert Szenczi-Molnár. Nebst anderen altgewohnten Psalmen und ausgewählten geistlichen Gesängen" u. s. w.). Dann folgt, 1636, Stefan Geleji-Katonas „Altes Graduale" („Öreg Gradval"), das in einer seines fürstlichen Herausgebers Georg Rákóczi würdigen Ausstattung aus der Presse von Karlsburg hervorging. Dieses Jahrhundert verbrauchte dann noch neun Auflagen des Gönczi'schen Gesangbuches und zwanzig des Szenczi-Molnár'schen Psalters. Die beiden beliebten Sammlungen erschienen, 1654, zu Großwardein auch in einem Bande vereinigt. Es gibt in diesem Jahrhundert auch handschriftliche Sammlungen, deren Inhalt jedoch aus alten Gesängen besteht; wir erwähnen den Leipziger Codex, den Codex Lugossy (1627 bis 1633) und den im Besitze der Akademie befindlichen sogenannten Kecskeméter Codex (1637).

Die Unitarier benützten im XVI. Jahrhundert nur geschriebene Gesänge, die erst im XVII. Jahrhundert gedruckt wurden; die älteren, wenn es welche gab, sind alle verloren gegangen. Toldy erwähnt eine Ausgabe, die aber zwischen 1630 und 1640 erschienen ist, da sie, wie der unitarische Bischof Kriza nachgewiesen, auch einen Gesang von Albert Molnár und einen anderen von dem unitarischen Professor Johann Tordai enthält, der sein eigenes Gesangbuch im Jahre 1636 beendigte. Von den unitarischen Editionen des XVII. Jahrhunderts sind nur noch zwei erhalten. Indeß findet sich auch ein Psalmenbuch des Niklas Bogáti-Fazekas vom Jahre 1604 erwähnt, von dem sich eine angebliche Abschrift in der Bibliothek der unitarischen Hochschule zu Klausenburg befindet. Eine getreue Copie derselben bildet der erste Theil des im Jahre 1615 abgeschriebenen und durch Lugossy bekannt gemachten Codex Jancsó. In unitarischem Besitz findet sich schließlich noch eine dritte handschriftliche Sammlung, die von 1617 bis 1626 fortgeführt wurde.

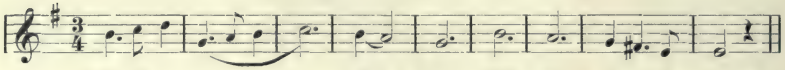
Wenden wir uns nun zur kirchlichen Musik im XVI. und XVII. Jahrhundert. In der Choralliteratur der Protestanten sehen wir den ersten Schritt zu einer Kunstdichtung; die Entwicklung einer Art kunstmäßiger Musik, etwa in der Richtung wie in Deutschland, war hier theils durch das von Calvin so eng gezogene Ceremoniel, dem man starr anhing, theils auch durch die politischen Verhältnisse Ungarns behindert. Dem ersten Schritt folgte durch die Harmonisirung der Goudimel'schen Psalmen, der zweite. Doch war der harmonische Gesang schon viel früher in Übung, daher auch der sogenannte „Magyar Harmonikus" sein Erscheinen mit den Worten motivirt: „zu Gunsten derer, so den harmonischen Gesang lieben" u. s. w. Dieses vierstimmige, für gemischten Chor geschriebene Gesangbuch erschien 1774 zu Debreczin. Beigegeben sind theoretische Anmerkungen von Georg Maróthi, der in der erforderlichen Kürze vom System der Musik soviel mittheilt, als ihm für den Choralgesang nothwendig erscheint. Diese theoretische Arbeit ist zwanzig Seiten lang und darf als die erste in ungarischer Sprache gelten. Maróthi schrieb sie als Debrecziner Professor im Jahre 1743. Der „Magyar Harmonikus" war also der zweite und bis auf unsere Zeit letzte Schritt zur Hebung des harmonischen Gesanges.

Die Stellung der Katholiken ist eine wesentlich verschiedene. Musikalisch genommen, ist das Ceremoniel selbst das Textbuch einer gewaltigen Kunstmusik, die zur Zeit Palestrinas bereits mit den anderen Künsten wetteifern konnte. Mehrere italienische und deutsche Meister waren zeitweilig auch in Ungarn thätig, ja sie erscheinen selbst in der Geschichte. In unserer Übersicht („Ungarn", Band I, Seite 364) ist bereits Johann Tinctor erwähnt, nebst Stefan Monetarius, der als Ungar sein im Jahre 1513 erschienenes theoretisches Werk dem Georg Thurzo widmete. Auch der berühmte deutsche Componist Thomas Stolzer war eine Zeit lang königlich ungarischer Kapellmeister am Hofe Ludwigs II. zu Ofen; sein Nachfolger wurde der später weltberühmte Adrian Willaert, Begründer der letzten Epoche der niederländischen Schule; er bekleidete das Amt eines Hofkapellmeisters sieben Jahre lang, bis 1526. Der italienische Maestro Girolamo Dirnta war Musiklehrer Sigismund Báthorys, Fürsten von Siebenbürgen, darauf bezieht sich sein theoretisches Werk: „Il Transilvano", welches Báthory selbst zugeeignet ist.

Von den älteren Handschriften ist nur eine bekannt: die schon oben erwähnte Orgel-Tabulatur des Guardians und späteren siebenbürgischen Vicars Kájoni. Dieser Codex verdient besonders aus zwei Gründen Aufmerksamkeit; er bekräftigt nämlich unsere Annahme von der literarischen Thätigkeit der Kirche und liefert vom nationalen Standpunkt interessante Daten. Er enthält eine Reihe in- und ausländischer Messen, jede mit Angabe des Entstehungsortes, also: „Missa Tyrnaviensis", „Missa Kismartoniensis", „Missa Siculorum, Pater Fr. Joannes Kájoni scribebat, organista et organifaber,

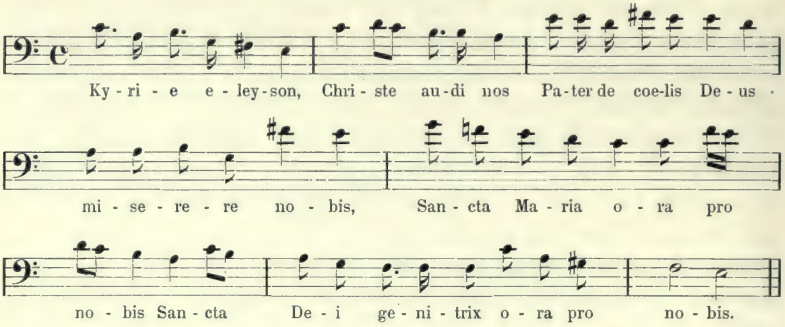
sui Guardianatus Mikhaziensis conventus anno 1667. 14. Martii", „Missa domin. per annum cantus Strigoniensis", „Missa Strigoniensis tempore Paschali". Das nationale Interesse ist noch größer, denn es zeigt sich hier, wie die nationalen Eigenthümlichkeiten sich schon damals auch in den Kirchen kundzugeben begannen. Unter den 53 Litaneien zur Begrüßung Mariä haben nämlich die der deutschen Ortschaften einen ganz anderen Rhythmus als die ungarischen, welche klingen, als wären sie aus lauter Volksliedphrasen gebildet. Die von Preßburg, Tyrnau, Prag, Wien sind fast ohne Ausnahme von unpaarigem Takt. Zum Beispiel:

Litaniae Virginis Viennenses.



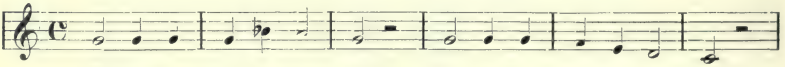
Einen Gegensatz dazu bilden die in ungarischem Stil gesetzten, etwa 14 an der Zahl. Als Probe sei die folgende mitgetheilt:

Litaniae Patris Francisci.

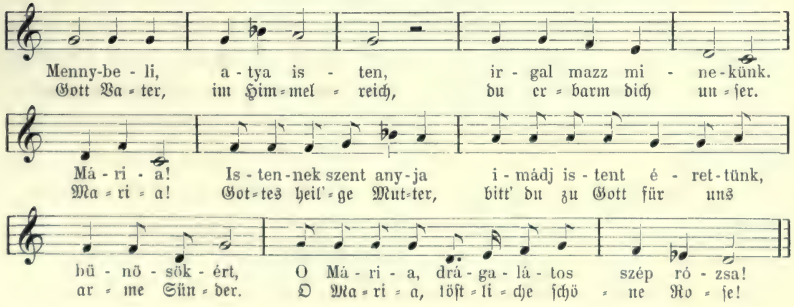


In Kájonis Sammlung begegnen wir auch den Namen einiger Autoren; am Kopf einer Messe steht Johann Spielenberger zu lesen, bei einer Litanei Niklas Somlyai. Der Verfasser, wahrscheinlich ein Mönch von Csik-Somlyó, schrieb seine Litanei für dieses Kloster mit lateinischem und ungarischem Text. Der letztere lautet übersetzt:

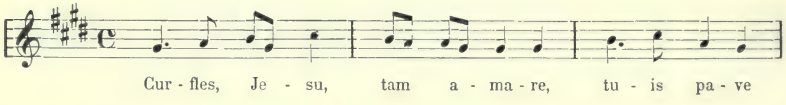
Litaniae B. Virginis Ungarice.

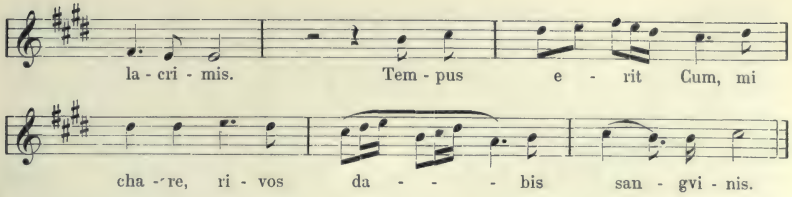


Paul Fürst Eszterházy.

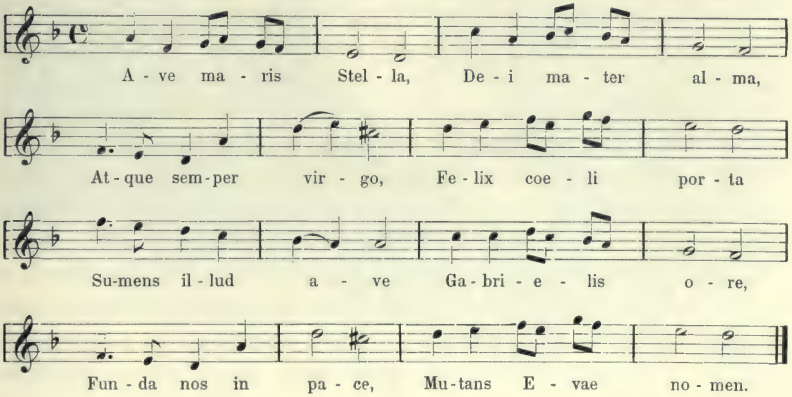


Nachdem wir über dieses einzige, auf die Entwicklung der Kunstmusik bezügliche Beispiel berichtet, können wir auch hinsichtlich der Drucke nichts thun, als ein gleichfalls einziges Beispiel anführen, das, in Anbetracht der Kostspieligkeit der Drucksachen zu jener ungünstigen Zeit, vermuthlich ohne Concurrenz geblieben ist. Unter solchen Verhältnissen konnte den Ausfall nur ein Dichter decken, den die Sorge um das liebe Brot nicht plagte, der unabhängig seiner Musikleidenschaft leben konnte und bei der Herausgabe seiner Werke nicht vom hohen Clerus oder dem geschäftsmäßigen Verleger abhing, sondern aus den seinem Rang entsprechenden reichen Mitteln frei schöpfen konnte. Mitten in der stürmischen Zeit zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts steht ein solcher ungarischer Magnat, der Palatinus Fürst Paul Eszterházy, als einziger Vertreter der kunstmäßigen Kirchenmusik in Ungarn. Der fürstliche Componist und Herausgeber wollte, indem er seine Werke drucken ließ, vielleicht auch seinen eigenen schriftstellerischen Ehrgeiz befriedigen, jedenfalls aber war er als starke Säule der Kirche nicht minder von der Überzeugung durchdrungen, daß er in jener öden Zeit auch der Sache seiner Religion nützen werde, und dazu war er durch den Gehalt seiner Werke wohl berechtigt. So veröffentlichte er denn seine Schriften vermischten Inhalts unter dem Titel: „Harmonia Caelestis, seu Melodiae Musicae Per Decursum totius anni adhibendae ad usum Musicorum authore Paulo Sacri Romani Imperij principe Estoras de Galantha, Regni Hungariae Palatino, Anno Domini MDCCXI. (Ohne Ort).“ Der glänzend ausgestattete Foliobaud von 302 Seiten hat außer dem obigen noch zwei Titelblätter; das eine enthält ein Bild mit der Darstellung der himmlischen Harmonie, das andere das Eszterházy'sche Wappen mit der Devise: „Pro Deo, Rege et Patria“. Den Inhalt bilden 55 Solo-, zwei-, drei- und vierstimmige Gelegenheitsgesänge mit verschiedenartiger Instrumental-, Orgel-, ja selbst Orchesterbegleitung. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das Werk, obgleich für den allgemeinen Gebrauch (ad usum musicorum) bestimmt, nicht in den großen Verkehr gelangen konnte, da der Fürst durch seinen am 26. März 1713 zu Eisenstadt erfolgten Tod an dessen Verbreitung verhindert wurde. Die Harmonia Caelestis zeichnet sich, bei ihrem inneren Werth, auch noch durch das Magyarische des Stils aus. Ihre schönen Lieder wären noch jetzt genießbar. So beispielsweise ein Wiegenlied mit Begleitung von zwei Violinen und Orgel, als Schlummerlied Marias an der Wiege des Jesuskindes gedacht. Wegen seiner Länge sei hier nur eine Probe, der Anfang der Melodie, mitgetheilt:





Dieſes Schlummerlied Marias iſt von ganz magyariſchem Rhythmus. Ein würdiges Seitenſtück dazu, das folgende, ſei vollſtändig gegeben:



Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebten ſehr viele treffliche, ja weltberühmte ausländiſche Componiſten längere Zeit in Ungarn. Vor allen Joſef Haydn, bis an ſein Ende Kapellmeiſter des Fürſten Eszterházy, und ſein Bruder Michael Haydn, der von ſeinem 20. Lebensjahre (1757) an fünf Jahre lang Kapellmeiſter der Domkirche zu Großwardein war und zahlreiche, meiſt treffliche Compoſitionen hinterlaſſen hat. Auch Karl Dittersdorf, eine der Spitzen der damaligen deutſchen komiſchen Oper, wirkte von 1764 bis 1769 in Großwardein als Domkapellmeiſter, war ein Günſtling des damaligen Biſchofs und ſchrieb dort viele Meſſen, Motetten, Graduale und die vier groß angelegten Oratorien: „Iſak“, „David“, „Eſther“ und „Hiob“, die daſelbſt unter großem Beifall aufgeführt wurden. Der berühmte Johann Georg Albrechtsberger, der größte Muſiktheoretiker des vorigen Jahrhunderts, zu deſſen Schülern ein Beethoven gehörte, war 1765 bis 1767 als Organiſt an der Raaber Domkirche angeſtellt. Es iſt natürlich, daß die Thätigkeit ſolch vortrefflicher Kräfte auf dem Gebiete der katholiſchen Kirchenmuſik tiefe Spuren hinterließ und die Entwicklung derſelben bedeutend förderte.

In unserem Jahrhundert lebten: Johann Fuß, Kapellmeister zu Preßburg, Georg Ruzsicska, Kapellmeister der Hauptkirche zu St. Michael in Klausenburg, dessen mustergiltige Kirchenmusik noch jetzt aufgeführt wird, Georg Arnold in Maria-Theresiopel, der auch ungarische „Palastmusik" schrieb, die Kirchen-Kapellmeister Seraphin Franz Bräuer in Pest, Karl Seiler in Gran und Karl Hölzl in Fünfkirchen, deren treffliche Werke größtentheils auch im Druck erschienen sind. Der Kirchenmusik dienten ferner Andreas Bartay, von dem bei der Krönung Ferdinands V. in Preßburg (1830) eine Messe aufgeführt wurde, dann in neuerer Zeit die Brüder Zsaskovszky in Erlau und der tüchtige Michael Mosonyi (Brand). Aus der neuesten Generation sind hervorzuheben: Julius Beliczay, Professor an der Musikakademie, Josef Stara, Kapellmeister an der Domkirche zu Kalocsa, Moriz Vavrinecz, Kapellmeister der Ofner Festungs-Pfarrkirche, und Edmund Farkas, Director des Musikvereins zu Klausenburg. Unter den Schriftstellern über Kirchenmusik ragt Michael Bogisich hervor, der unter anderem ein größeres Werk, „Die alte Musik der christlichen Kirche", verfaßte.

Von höchstem Werthe sind die kirchlichen Werke Franz Liszts. Das älteste (1856) ist die für die Einweihung der Primatial-Domkirche geschriebene „Graner Messe". Ihr folgte 1865 das Oratorium „Elisabeth"; 1867 kam die „Krönungsmesse", dann das Oratorium „Christus", endlich sein „Requiem"; dazwischen fielen noch zahlreiche Hymnen. Liszt war der Erste, der in seinen kirchlichen Werken auch Stücke von magyarischem Charakter und Volkslieder anwendete. Diesen Charakter tragen das „Benedictus" in der Krönungsmesse und im Oratorium „Elisabeth" die Musik, welche „das Nahen der ungarischen Magnaten" ankündigt.

Die weltliche Musik.

Die weltliche Musik, besonders die italienische und deutsche, wurde schon in der zweiten Hälfte des vorigen und namentlich zu Anfang dieses Jahrhunderts vom ungarischen Hochadel eifrig gepflegt. Es gab in diesen Kreisen ausgezeichnete Orchester, an deren Spitze berühmte ausländische Componisten standen, ja auf so manchem Schlosse wurde ein glänzendes Theater eingerichtet, wo die hervorragenden Werke der damaligen Opernliteratur zur Aufführung gelangten und bei feierlichen Anlässen die berühmtesten italienischen Künstler sangen.

Die Größten in der Musikpflege waren die Eszterházy, die schon 1716 eine italienische Sängertruppe hielten. Zu Ende des XVIII. Jahrhunderts hatte Fürst Nikolaus Eszterházy und nach ihm sein Sohn Paul zu Eisenstadt ein prächtig eingerichtetes Theater mit einem Orchester, das unter Josef Haydn, dann Ignaz Pleyel (später Kapellmeister des Grafen Erdödy) und schließlich Johann Nepomuk Hummel Ausgezeichnetes leistete;

Johann Nepomuk Hummel.

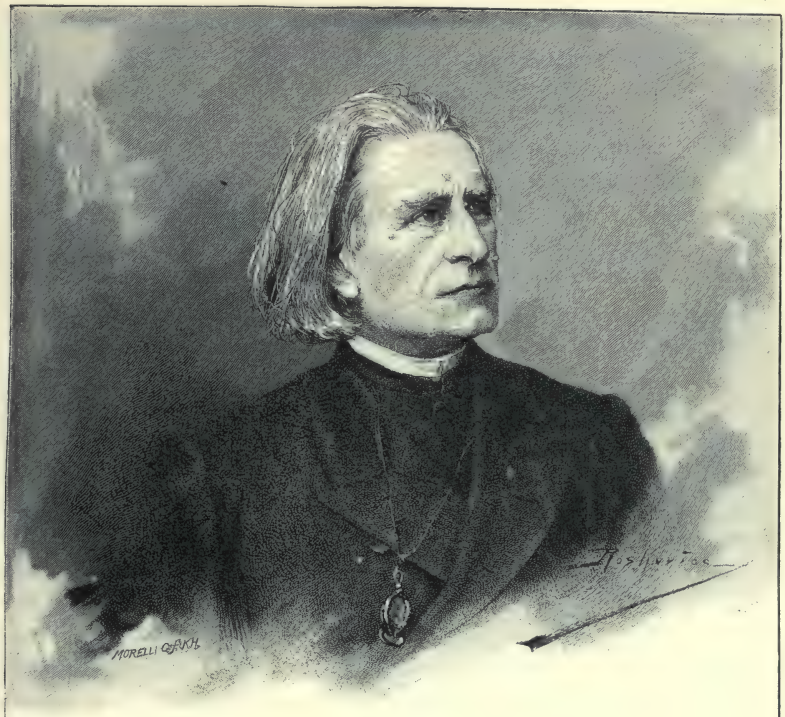
zu den glänzend ausgestatteten und künstlerisch vollendeten Opernvorstellungen und Concerten desselben kamen oft Wiener Gäste herab, mitunter selbst der Hof, und Maria Theresia nahm wegen der glanzvollen Musikfeste wiederholt längeren Aufenthalt in Eisenstadt. Ständige Orchester und Theater hielten noch die Grafen Károlyi in Megyer, die Batthyány in Rohoncz und die Grafen Erdödy in Preßburg.

Auch der hohe Clerus war ein mächtiger Schützer der Musik; er hielt in seinen Residenzen Sänger und Musiker, zu deren Leitung er hervorragende Maestros des Auslandes berief, wodurch nicht nur die kirchliche, sondern auch die weltliche Musik zu schöner Entwicklung gelangte. Diesen Beispielen folgten die königlichen Freistädte, und in den von 1730 bis 1812 erbauten Theatern zu Preßburg, Kaschau, Temesvár, Ofen (Festung) und Pest wurde gleichfalls die kosmopolitische Musik gepflegt; von den zahlreichen ausländischen Kapellmeistern und Musikern, deren Berufung von auswärts durch die Einrichtung ständiger Kapellen nothwendig wurde, blieben dann viele in Ungarn ansässig.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts begann das Klavierspiel sich auszubreiten; fast in jedem herrschaftlichen Salon stand ein Pianoforte und dies zog wiederum viele ausgezeichnete Kräfte nach Ungarn, die sich zumeist mit Klavierunterricht befaßten. Natürlich waren es lauter Anhänger von Haydn, Mozart und Beethoven, deren Klaviercompositionen dadurch in den Kreisen des Hochadels ebenso heimisch wurden als in Wien. Und welche ausgezeichnete Klavierspieler es in dieser Sphäre gab, geht schon daraus hervor, daß Beethoven so manche seiner herrlichen Klavier-Sonaten und andere Compositionen Damen der ungarischen Aristokratie gewidmet hat. Bald drang die Musikpflege auch in den Bürgerstand ein und gerade aus diesem sind nachmals die besten Musiker, Virtuosen und Componisten hervorgegangen. Dieser Aufschwung brachte es mit sich, daß schon anfangs des Jahrhunderts mehrere Klavierschulen und andere Lehrbücher der Musik in ungarischer Sprache erschienen. Die erste ungarische Klavierschule ist von Stefan Gáti (Ofen, 1802), die zweite die von Alexander Dömény und Malovitzky (1828); 1834 gab Andreas Bartay unter dem Titel „Magyar Apollo“ seine Harmonielehre heraus. Alles dies war von günstiger Wirkung auf die Entwicklung, nicht nur der allgemeinen, sondern auch der ungarischen Musik.

Aus der bereits ziemlich langen und rühmlichen Reihe ungarischer Musiker seien hier die bedeutendsten etwas eingehender besprochen. Zu Anfang des Jahrhunderts begründeten Johann Nepomuk Hummel und Franz Liszt ihren Weltruhm.

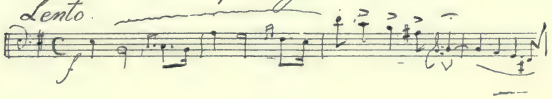
Johann Nepomuk Hummel ist am 14. November 1778 zu Preßburg geboren. Sein Vater war auch sein Lehrmeister. Schon mit sieben Jahren erregte er durch sein musikalisches Talent und fertiges Klavierspiel das Interesse Mozarts, der ihn zu sich nahm und zwei Jahre lang unentgeltlich unterrichtete. Dann machte sein Vater, damals Orchesterdirector des Schikaneder'schen Theaters, mit ihm eine Concertreise durch Deutschland, Dänemark, England und Holland (1788 bis 1795) und überall war der kleine Hummel, wie einst sein Meister Mozart als Kind, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Nach Wien zurückgekehrt, bildete er sich unter Albrechtsberger und Salieri weiter für die Composition aus und war schon mit 18 Jahren ein sehr beachtenswerther Componist. Von 1803 bis 1811 war er fürstlich Eszterházy'scher Kapellmeister zu Eisenstadt; 1816 wurde er Hofkapellmeister zu Stuttgart und übersiedelte 1820 nach Weimar, wo er als großherzoglicher Kapellmeister am 17. October 1837 sein Leben beschloß. Er hat über 120 Compositionen hinterlassen; seine vorzüglichen Concerte und Sonaten für Klavier, seine Trios und Quintette, das berühmte Septett für Blasinstrumente und zwei Messen haben bleibenden Werth. Weniger Erfolg hatte er mit seinen zehn Opern, deren keine sich lange auf der Bühne erhielt. Als Klavierspieler gehörte er zu den letzten Vertretern des classischen Stils. Auch als Improvisator war er ausgezeichnet. Seine Geburtsstadt hat ihm 1888 ein Denkmal errichtet.



Franz Liszt.

Petöfi szellemének

Lento



Liszt Ferenczz

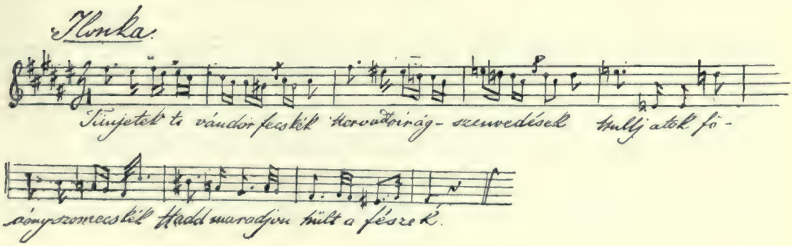
Der andere, noch viel berühmtere ungarische Musiker, Franz Liszt wurde am 22. October 1811 in Doborján, einem Dorfe des Ödenburger Comitats, geboren, wo sein Vater Adam Wirthschaftsbeamter des Fürsten Eszterházy war. Adam Liszt, ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, entdeckte schon früh das seltene Musiktalent seines Sohnes und gab ihm den ersten Unterricht. Die Fortschritte des Knaben waren erstaunlich rasch, so daß schon der Neunjährige in Preßburg und Ödenburg öffentlich auftreten konnte. Sein Spiel erregte die größte Bewunderung und die Familien Szapáry, Apponyi, Eszterházy und Erdödy sicherten ihm zur weiteren Ausbildung eine bedeutende jährliche Unterstützung zu. Nun brachte ihn sein Vater nach Wien, wo Karl Czerny sein Lehrer im Klavierspiel wurde. Composition studirte er bei Salieri. Auch Beethoven wurde er damals vorgestellt, der dem Knaben eine glänzende Zukunft verhieß.

Nach dem ersten Concert in Wien, das einen durchschlagenden Erfolg hatte, unternahm er mit dem Vater eine Kunstreise, deren Hauptziel Paris war; vorher jedoch gab er in Pest ein Abschiedsconcert, das ebenso glänzend ausfiel wie das in Wien veranstaltete. Als sechszehn- bis siebzehnjähriger Jüngling (1827) spielte er mit großem Erfolge in Frankreich und England. Von 1828 bis 1833 bereiste er neuerdings ganz Europa in einem förmlichen Triumphzug. Aber Franz Liszt vergaß auch im Ausland niemals, daß Ungarn ihn geboren, und kaum hatte 1838 die Nachricht von der großen Überschwemmung Budapests ihn erreicht, als er nach Wien eilte, um dort wie in anderen Städten Concerte für seine schwer getroffenen Mitbürger zu geben. Das Ergebniß von 37.000 Gulden sandte er an den Magistrat der Stadt Pest, der ihn bei diesem Anlasse einlud, die ungarische Hauptstadt zu besuchen. Er folgte dieser Einladung im Jahre 1839 und gab in Pest, sowie in mehreren Provinzstädten Concerte, bei denen er großartig gefeiert wurde. 1846 besuchte er sein Vaterland wieder und brachte noch größere Opfer für wohlthätige Zwecke und Culturinteressen. Bis 1848 war sein Leben eine Kette von Triumphen und Auszeichnungen, wie sie bis dahin kein Künstler erlebt hatte.

Ende 1848 entsagte er der Virtuosenlaufbahn und widmete sein Leben fortan der Composition und Musikschriftstellerei. Er ließ sich als Hofkapellmeister in Weimar nieder. Hier schrieb er jene unvergleichlichen ungarischen Rhapsodien, 15 an der Zahl, in welche er die schönsten ungarischen Lieder und auch den Rákóczi-Marsch verflocht, so daß man sagen darf, die ungarische Musik sei durch ihn in ganz Europa bekannt und beliebt geworden. Er war der Schöpfer der Rhapsodie als Kunstgattung und jener sogenannten „Symphonischen Dichtungen", welche allüberall gespielt werden.

Auch in seinen späteren Compositionen hat er sehr viele ungarische Melodien verwendet, so in seinen Werken „Hunnenschlacht" und „Hungaria". Um seine Vielseitigkeit als Compositeur und die Vorzüge seiner zahlreichen Werke gebührend zu würdigen, müßte

Michael Mosonyi.



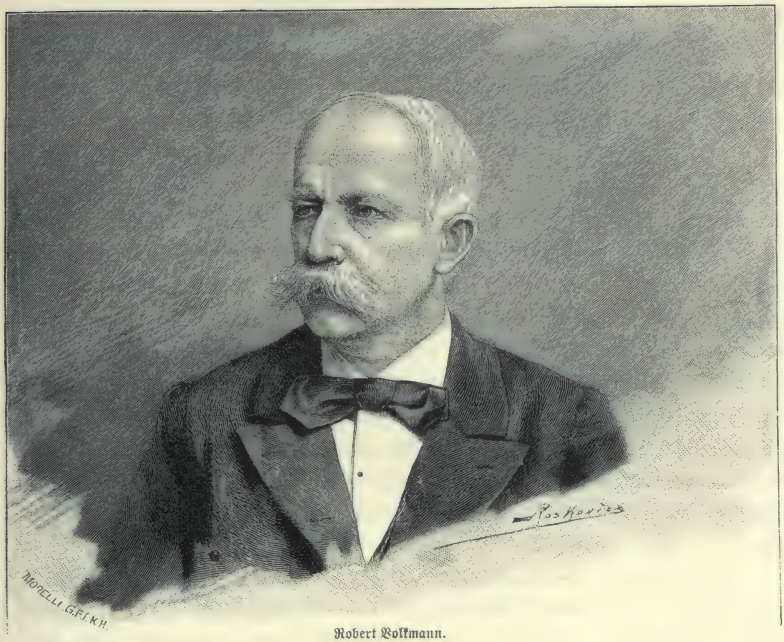
Mosonyi Mihály

man Bände schreiben. Er ist auch als Musikschriftsteller hervorragend, seine Bücher und Aufsätze über Friedrich Chopin, Robert Schumann und Robert Franz sind in viele Sprachen übersetzt. Schließlich war er der Apostel Richard Wagners, dem er mit der Feder vorankämpfte und dessen Werke er aufführen ließ; überall ebnete er den Weg des großen Musik-Reformators, der auch später sein Schwiegersohn wurde.

Im Jahre 1862 verließ er Weimar und ging nach Rom in die Einsamkeit des Klosters auf Monte Mario, wo er sich entschloß, als „Abbé" die niederen kirchlichen Weihen anzunehmen. Zu dieser Zeit schrieb er seine schönsten kirchlichen Compositionen, darunter das Oratorium „Die heilige Elisabeth", welches 1865 in Budapest unter seiner persönlichen Leitung zum ersten Mal aufgeführt wurde. Nach siebzehnjähriger Zurückgezogenheit trat er hier wieder vor die Öffentlichkeit; er spielte auch zu wohlthätigem Zwecke in einem Concert, das 6500 Gulden eintrug. Noch andere seiner Werke wurden in Budapest zuerst aufgeführt: die „Ungarische Krönungsmesse" (1867) und das Oratorium „Christus" an seinem fünfzigjährigen Jubelfeste (1873). Im Jahre 1875 wurde er Präsident der neuerrichteten königlich ungarischen Landes-Musikakademie, wo er zugleich die oberste Klavierklasse leitete. Gewöhnlich verbrachte er den Winter in Budapest, den Sommer bald in Rom, bald bei seinem Schwiegersohn Richard Wagner in Bayreuth, wo er 31. Juli 1886 starb.

Michael Mosonyi (ursprünglich Brand) wurde 1814 zu Boldogasszonyfalva im Wieselburger Comitat geboren. Er war eine bedeutende Gestalt der ungarischen Musikliteratur. Schon in den Vierziger-Jahren spielte er in den Musikkreisen der Hauptstadt eine maßgebende Rolle und war als Autorität für kirchliche und Kammermusik anerkannt. Er schrieb Streichquartette, Symphonien, größere und kleinere kirchliche Werke. Seit 1860 widmete er sich mit ganzer Seele der Pflege der ungarischen Musik. Zu dieser Zeit wechselte er auch seinen Namen. Mit seinen Gelegenheitswerken: „Kazinczys Gedächtniß", „Széchenyi-Trauer", „Festouverture", „Sieg und Klage des ungarischen Honvéds" errang er schöne Erfolge. Seine ungarischen Kunstlieder, Balladen, gemischten und Männer-Chöre, größere Orchesterwerke, Cantaten und Opern sind werthvoll. Hervorragende Werke sind der Sologesang mit Orchester: „Das Fest der Ur-Magyaren am Flusse Ung" und die vieractige romantische Originaloper „Szép Ilonka" (Schön-Ilonka) in ungarischem Stil, ein hochpoetisches Werk, das 1861 im Nationaltheater unter großem Beifall aufgeführt wurde. Dieser Erfolg regte ihn zu einer zweiten ungarischen Oper („Álmos") an, welche 1862 entstand, jedoch nicht zur Aufführung gelangte.

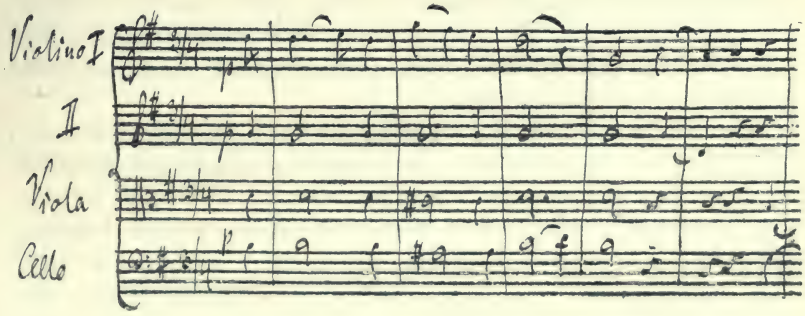
Auch als Musikschriftsteller mit Abhandlungen, Kritiken und Feuilletons war er sehr thätig, und zwar ausschließlich für die „Zenészeti Lapok" (Musikalische Blätter), zu deren ständigen Mitarbeitern noch Stefan Bartalus und Julius Rózsavölgyi gehörten. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er fern aller Öffentlichkeit blos als Musikprofessor



Robert Volkmann.

Quartett

Allegro moderato



Volkmann

wirkend und bildete als ausgezeichneter Musikgelehrter treffliche Schüler, wie Julius Erkel, Alexander Erkel und Edmund Mihalovich. Im Herbst 1870 besuchte er Franz Liszt in Szegzárd und holte sich auf der Rückreise eine Erkältung, der er bald erlag. Franz Liszt hat zu seinem Gedächtniß einen Trauermarsch componirt.

Robert Volkmann gelangte 1850 als Klavierlehrer zu einer aristokratischen Familie in Ungarn, das er seitdem als sein Vaterland betrachtete. Von hier aus strahlte sein großes Musiktalent über die Welt hin. Geboren war er 1815 zu Lomatsch in Sachsen, ist aber mit vollem Recht ein ungarischer Künstler zu nennen, nicht nur weil er 33 Jahre lang hier gelebt und gewirkt hat, sondern auch weil er ein hervorragender Pfleger der ungarischen Musik geworden ist. Seine Compositionen, die nachher durch die ganze Welt gingen, wurden sämmtlich hier zuerst aufgeführt. Er war gleich vorzüglich in seinen im Kammermusikstil gehaltenen Trios und Streichquartetten wie in der Symphonie und in allen möglichen Klavierwerken; meisterhaft sind auch seine „Serenaden" für Orchester von Streichinstrumenten. Alle seine Werke haben bleibenden Werth. Volkmann war einer der weihevollsten Componisten; ein Meister der Formen, wie seine classischen Vorfahren, und dabei ein unvergleichlicher Romantiker des Stils, edel in der Melodie und bezaubernd in seiner ganz neuen Harmonie.

Die Entwicklung der ungarischen Musik verdankt ihm sehr viel, denn sein „Visegrád", eine Folge von zwölf musikalischen Bildern für das Klavier, die sieben „Ungarischen Skizzen" für das Klavier, das „Souvenir de Maróth" und die Phantasie „Au tombeau du comte Széchenyi" weisen den rechten Weg, auf dem die ungarische Musik dahin gelangen kann, in der musikalischen Weltliteratur neben der deutschen, französischen und italienischen ihren Platz einzunehmen. Die Zahl seiner Werke beträgt etwa 70. In den Siebziger-Jahren schrieb er für das Nationaltheater eines seiner schönsten Werke, die vollständige Musik zu Shakespeares „Richard III". 1875 wurde er Professor der höheren Compositionslehre an der Landes-Musikakademie, wo er manchen trefflichen Schüler bildete, unter ihnen Karl Szabados, den Componisten des Ballets „Viora", und Julius J. Major. Er starb 1883 zu Budapest.

Hier müssen wir noch zweier weltberühmter Söhne Ungarns gedenken, Karl Goldmarks und Josef Joachims, die, obwohl im Auslande ansässig, doch in beständiger Verbindung auch mit ihrer Heimat leben.

Karl Goldmark wurde 1832 zu Keszthely geboren. Er erhielt seine Ausbildung in der Schule des Ödenburger Musikvereins, dann am Wiener Conservatorium und ist gleich vorzüglich als Geiger wie als Componist. Schon anfangs der Fünfziger-Jahre erregten seine eigenartigen Compositionen, die er in Wien und später auch in Pest vorführte, allgemeine Aufmerksamkeit; doch begründete er seinen Künstlerruf erst durch

seine geistvolle „Suite“ für Geige und Klavier und seine „Sakuntala“-Ouverture von orientalischem Gepräge, die überall großen Beifall fanden. Goldmark besitzt Ursprünglichkeit, Erfindungsgabe, eine poetische Ader und eine hohe Weihe; seine Harmonie, wiewohl mitunter fremdartig, ist stets interessant, seine Instrumentation meisterhaft. Unter seinen Werken sind besonders hervorzuheben die Symphonie: „Ländliche Hochzeit“, die Ouverturen „Penthesileia“ und „Der Frühling“. Die beiden letzteren wurden in Budapest zuerst aufgeführt. Sein größter Erfolg jedoch war die vieractige Oper: „Die Königin von Saba“, die in Wien 1873 zur ersten Aufführung gelangte. Hier strahlt sein Talent am glänzendsten. Dreizehn Jahre später, 1886, wurde in Wien seine dreiactige Oper „Merlin“ aufgeführt. Beide Werke erfreuten sich auch bei uns großen Beifalls, die „Königin von Saba“ gehört zu den Lieblingsopern des Budapester Publikums.

Josef Joachim, einer der größten Geiger der Neuzeit und zugleich trefflicher Componist und Kapellmeister, wurde am 15. Juli 1831 zu Kitsee im Preßburger Comitat geboren. Seine Studien machte er an der Budapester Musikschule und am Wiener Conservatorium, wo der vorzügliche Violinlehrer Josef Böhm (gleichfalls ein Ungar) ihn in kurzer Zeit so weit brachte, daß er schon 1852, 21 Jahre alt, als Hof-Concertmeister an Liszts Seite in Weimar thätig war. In gleicher Eigenschaft kam er 1854 nach Hannover. Zu Ende der Fünfziger-Jahre machte er mit Clara Schumann eine größere Kunstreise; später that er dies allein und gewann durch sein meisterliches Spiel die ganze gebildete Welt. Seit 1869 ist er Director und Professor der „Akademischen Hochschule der Musik“ zu Berlin.

Auch als einer der genialsten Violinlehrer hat er große Verdienste und war der Meister vieler Geiger von gutem Ruf, darunter sehr vieler Ungarn. Die Meisterwerke der classischen Geigenliteratur spielt heute Niemand so wie er; sein Ton ist groß und edel, der Charakter seines Vortrages die künstlerische Ruhe. Nicht minder ausgezeichnet ist er im Streichquartett. Unter seinen Compositionen steht das „Ungarische Violinconcert“ voran, das ausnehmend gefallen hat und allezeit eines der dankbarsten Repertoirestücke der Geige bleiben wird.

Der Virtuosenstil, der durch Liszt zu großer Vollkommenheit gelangte, fand Nachahmer, unter denen vor allen Emerich Székely hervorzuheben ist. Er wurde 1823 zu Mátyfalva im Comitate Ugocsa geboren, dessen Obergespan sein Vater, gleichfalls ein tüchtiger Klavierspieler, war. Er studirte an der Universität Budapest Rechts- und Staatswissenschaft, widmete sich aber dann mit Einwilligung seines Vaters der Musik. Von 1847 bis 1852 concertirte er mit Erfolg im Ausland, besonders in Paris und London, dann kehrte er heim und fand in der ungarischen Hauptstadt wie in der Provinz stürmischen Beifall. Bald wurde er Klavierprofessor an der nationalen Musikschule, wo er lehrend

und schaffend viele Jahre erfolgreich wirkte. Er starb, 64 Jahre alt, im Jahre 1887. Seine Compositionen, etwa 150 an der Zahl, sind meist in Druck erschienen. Es sind Streichquartette, mehrere Trios, Sonaten für Geige und Klavier und Symphonien, doch verdankt er seinen Ruhm eigentlich den 32 ungarischen Phantasien, in denen er die werthvollsten Schätze der neueren nationalen Volkslieder verarbeitete, und 19 musikalischen Idyllen; diese Werke bilden sein bleibendes Verdienst um die ungarische Musik.

Unter seinen Zeitgenossen ragt Cornel Ábrányi der Ältere hervor, der nicht nur zur Entwicklung der ungarischen Musik viel beigetragen hat, sondern auch als ungarischer Componist mit seinen Liedern und Balladen für Singstimme, sowie mit seinen Klavier-Phantasien zu den Trefflichen gehört. Verdienstvoll ist ferner seine Thätigkeit als Musikschriftsteller; er begründete 1860 die erste ungarische Musikzeitschrift, die „Zenészeti Lapok“ (Musikalische Blätter) und schrieb werthvolle Lehrbücher („Compositionslehre“, „Allgemeine Musikgeschichte“, „Über die Eigenschaften der ungarischen Musik“). An der königlich ungarischen Musikakademie trug er Harmonielehre und musikalische Ästhetik vor. Im Jahre 1868 bildete sich auf seinen Vorschlag zu Arad der „Ungarische Landes-Sängerbund“, der seither in verschiedenen Städten Ungarns gelungene Sänger- und Musikfeste veranstaltet hat. Die Zahl seiner Compositionen beträgt an 100.

Auf dem Gebiete des ungarischen Kunstliedes bewährten sich noch Ladislaus Zimay, mit vielen Originalliedern und Duetten, und Victor Langer mit dem Liederkranz: „Ögyeks Lieder“.

Das Aufkommen der Gesangsvereine förderte die Entwicklung der Männerchöre. Hier wirkten mit besonderem Erfolge Karl Huber, Alexander Erkel, unter den Jüngeren Ernst Lányi und Franz Gál. Karl Huber hat auch als Violinlehrer viele Verdienste, die von ihm verfaßte Violinschule ist vortrefflich. Unter seinen Compositionen sind die fünf ungarischen Phantasien und 32 ungarische Original-Männerquartette nennenswerth; „Freiheitslied“, (Szabadságdal), das „Gedächtniß unserer Ahnen“, (Őseink emléke), die „Nationalfahne“, (Nemzeti zászló), „Für's heilige Vaterland“, (A szent honért), „Lied der Begeisterung“, (Lelkesedés dala), „Süßes Mädchen“, (Édes lánykám), werden im ganzen Lande gesungen. Sein Sohn, Eugen Hubay, jetzt Professor der Violine in der höheren Ausbildungsklasse der Landes-Musikakademie, hat als Violinkünstler einen europäischen Ruf und ist auch als Componist thätig.

Edmund Mihalovich, der Director der königlich ungarischen Landes-Musik- und Theaterakademie, ist ein sehr gebildetes und fruchtbares Talent. Als Componist gehört er der neuen Schule, der sogenannten „Zukunftsmusik“ an. Seine Lehrer waren: Michael Mosonyi und in Leipzig der treffliche Moriz Hauptmann, doch hat er sich zumeist an der Seite Liszts, Wagners und Bülows ausgebildet. Der Adel seiner Melodien und seine

Meisterschaft in der Instrumentation haben ihm als Componisten auch im Ausland einen Ruf gemacht. Die durch Liszt geschaffene Kunstgattung der Symphonie pflegt er mit vielem Glück. Seine Werke: „Hero und Leander", „La ronde du Sabbat", „Geisterschiff", „Faust-Phantasie", „Sellö" und andere wurden daheim und in Deutschland mit Erfolg aufgeführt. Er schrieb auch zwei Symphonien classischer Richtung (D- und H-moll). Seine dreiactige Oper „Hagbarth und Signer" wurde 1882 an der Dresdener Hofoper und 1886 im königlich ungarischen Opernhause aufgeführt. Die ungarische Musik verdankt ihm gleichfalls manches Schöne, unter anderem mehrere Lieder in ungarischem Stil, einen Männerchor und das große Orchesterwerk: „Trauerstimmen zum Gedächtniß Franz Deáks". Neuestens hat er eine ungarische Originaloper: „Toldis Liebe" vollendet.

Im Kammermusikstil schrieben noch Julius Beliczay und Franz X. Szabó. Beliczays Name hat auch im Auslande einen guten Klang; er schrieb zwei Symphonien und mehrere größere und kleinere Werke für Streichinstrumente.

Eduard Bartay hat sich große Verdienste erworben durch die unermüdliche Thatkraft, mit der er seit den Fünfziger-Jahren stets in die musikalische Bewegung Ungarns eingegriffen. Er ist gegenwärtig Director der nationalen Musikschule. Er begründete 1863 den „Hilfsverein der in Ungarn lebenden Musiker", dessen Obmann er seitdem ist; der Verein besitzt jetzt einen Fonds von 50.000 Gulden. Als Componist war er für Klavier, Gesang und Orchester thätig.

Auf dem Gebiete des Musikunterrichts wirken Stefan Bartalus und Alexander Nikolits. Bartalus hat die Musikliteratur insbesondere durch seine zahlreichen werthvollen, dem Klavierunterricht gewidmeten Schriften bereichert. Er war der Erste, der in seinen Klavierübungen ungarische Volkslieder verwendete, auch hat er durch seine Werke: „Kinderlyra", „Kinderlieder" und „Der kleine Künstler" viel dazu beigetragen, die ungarische Musik zu fördern und beliebt zu machen. Alexander Nikolits ist ein hervorragender Theoretiker, der als Professor der Compositionslehre an der Landes-Musikakademie viele treffliche Schüler gebildet hat, darunter Edmund Farkas, Franz Gál und Julius Mannheimer.

Hier sind nun auch einige Künstler ungarischer Herkunft zu erwähnen, die seit Jahrzehnten hervorragende Stellungen in der Musikwelt des Auslandes einnehmen. Edmund Singer und Leopold Auer sind Hofconcertmeister in Stuttgart, beziehungsweise St. Petersburg, Franz Richter und Josef Sucher Hofkapellmeister in Wien, beziehungsweise Berlin, Theodor Nachez ist ein trefflicher Geiger, Rafael Joseffi ein ausgezeichneter Pianist und Director des New-Yorker Conservatoriums. Hier reiht sich der berühmte Geiger Eduard Reményi an. Er erhielt seine Ausbildung bei Josef Böhm am Wiener Conservatorium. Kaum zwanzig Jahre alt, ging er anfangs der Fünfziger-Jahre

ins Ausland und gab Concerte in Paris und London. Im Jahre 1860 heimgekehrt, hatte er im ganzen Lande außergewöhnliche Erfolge durch den Vortrag des Rákóczi-Marsches und seine Transscription von Volksliedern; das Erträgniß mehrerer Concerte widmete er dem Petöfi-Denkmal. Zwei große Concertrundreisen in Amerika, jede von sechs bis sieben Jahren, führten ihn dort in fast alle bedeutenderen Städte. Eine europäische Tournée im Jahre 1891 brachte ihn auch wieder in die Heimat, doch ließ er sich nachher in Paris nieder. Dort wohnt auch seit den Sechziger-Jahren Alexander Bertha, als Musikprofessor und Componist, aber auch in den Pariser Zeitungen durch Fachaufsätze für die ungarische Musik thätig. Seine hervorragenderen Werke sind mehrere „Palasttänze" für Klavier, Symphonien in ungarischem Stil und die einactige komische Oper „Matthias Corvin" mit französischem Text, die im Frühjahr 1884 in der Pariser komischen Oper und in demselben Jahre unter dem Titel „Mátyás király" im Budapester Nationaltheater zur Aufführung gelangte.

Ehe wir nun zu der ungarischen Originaloper und den Componisten übergehen, die ausschließlich in dieser Richtung thätig sind, werfen wir einen flüchtigen Blick auf die allgemeine Entwicklung der ungarischen Musik.

Ihre Geschichte zählt nicht nach Jahrhunderten. Die fortwährenden Kriegsstürme verhinderten zum Theil die organische Entwicklung und zum Theil zerstörten sie das Vorhandene. Und so erhielten sich bis zum XVI. Jahrhundert nur Spuren, erst von da an besitzen wir namhaftere Denkmäler weltlicher Musik. Aus der folgenden Zeit der Bethlen, Thököly und Rákóczi ist schon eine größere Anzahl sehr schöner Gesänge, Weisen und Tanzlieder erhalten. Die Lieder und Weisen des vorigen Jahrhunderts zeugen schon von einem höheren Aufschwung der ungarischen Nationalmusik. „Rákóczis Klage", „Rákóczis Trauergesang" und sein berühmtes „Lied", aus dem sich hundert Jahre später der „Rákóczi-Marsch" entwickelte, desgleichen viele urwüchsige Kurutzenlieder bilden die Grundlage, auf der die heute so hoch entwickelte ungarische Musik erwuchs. Zu dieser Zeit spielte auch schon die Zigeunermusik. Michael Barna, der Hofmusikus Franz Rákóczis II., die beiden Brüder Czinka, welche Rákóczi sogar in seine Verbannung nach Rodosto begleiteten, das berühmte Zigeunermädchen Panna Czinka, von der die Führerrolle auf Johann Bihari überging, — sie alle benützten diese Weisen (nóta) und ahmten sie nach in ihren vielen selbstgesetzten und gespielten „langsamen Ungarischen" (lassu magyar), „schweigenden Ungarischen" (hallgató magyar), „Palasttänzen" (palotás) und Hochzeitstänzen, mit der „zum Springen" eingerichteten Schlußweise, woraus sich später die Werbertänze (verbunkos) mit ihren „Figuren" (figura) entwickelten. Diesen Spuren folgten Johann Lavotta und Anton Csermák, welche ungarische Musikstücke von größerem Zuschnitt verfaßten. Lavottas Werke: „Insurrectio" und „Zrinyis Heldenopfer" und

Csermáks große heroische Musik: „Die beschworene Gefahr oder die Liebe des Vaterlandes" sind besonders hervorzuheben.

Der Erforschung, Sammlung und Herausgabe dieser altungarischen Musikschätze widmeten sich: der Director des Conservatoriums Gabriel Mátrai (Rothkrepf), Stefan Bartalus, Graf Stefan Fáy und der Kapellmeister und Componist Julius Káldy. Mátrai veröffentlichte 1859 im Auftrag der Akademie der Wissenschaften sein Werk: „Singweisen ungarischer Gesänge historischer, biblischer und satirischer Art aus dem XVI. Jahrhundert", worin er die Gesänge des Andreas Farkas, Kaspar Bajnai, Andreas Batizi, Stefan Tarjai, Michael Sztárai, Andreas Dézsi, Christoph Ormpruster und Sebastian Tinódi entzifferte und erläuterte. Graf Stefan Fáy gab im Jahre 1847 drei Hefte „Perlen altungarischer Musik" mit ausgewählten Stücken von Csermák, Lavotta, Ruzsicska und Bihari heraus. Von Stefan Bartalus erschien 1869 mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften und der Kisfaludy-Gesellschaft der „Ungarische Orpheus, eine Sammlung vermischter Musik aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert", worin viele alte Volkslieder aus der handschriftlichen Sammlung Adam Pálóczi-Horváths, fast sämmtliche Weisen aus Verseghys „Ungarischer Aglaja" und noch viele andere interessante alte Musikstücke enthalten sind. Ferner brachte er 1873 im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft sein dreibändiges Werk: „Allgemeine Sammlung ungarischer Volkslieder", worin er 534 Lieder mittheilte. Neuestens (1890) veröffentlichte Julius Káldy zwei Hefte „Schätze altungarischer Musik" mit etwa 30 der hervorragendsten Stücke, in der Zeitfolge von 1672 bis 1837, vierhändig für Klavier eingerichtet. Diese Sammlung enthält Palasttänze, Werbertänze, Hochzeitstänze, schweigende und langsame Ungarische, von Panna Czinka, Lavotta, Bihari, Csermák, Rózsavölgyi, Andreas Boka und Josef Szerdahelyi. Káldy gab auch (1892) unter dem Titel „Kurutzenlieder" etwa dreißig Lieder und Liedweisen aus der Thököly- und Rákóczi-Zeit heraus. Diese alten Musikstücke wurden neuestens durch Bartalus und Káldy in historischen Concerten aufgeführt und mündlich erläutert.

Daß die vielen in den erwähnten Sammlungen erschienenen Gesänge, Lieder und Tänze sich auch zu kunstmäßiger Musik entwickeln lassen, haben die weltberühmten Classiker gezeigt. Schon im vorigen Jahrhundert verwendete Josef Haydn in seinen berühmten Symphonien Melodien von ungarischem Charakter und Rhythmus. Auch Beethoven benützte in seinen zur Eröffnung des Pester neuen deutschen Theaters geschriebenen „Ruinen von Athen" und „König Stefan, Ungarns erster Wohlthäter" viele ungarische Weisen.

Ungarische Motive erscheinen ferner in Schuberts „Ungarischem Divertissement", sowie in mehreren seiner kleineren Werke und in K. M. Webers „Rondo Ungarese". Doch

wurde die Entwicklung der nationalen Musik zur Kunstmusik erst in den Zwanziger-Jahren allgemein, als zu Klausenburg, wo das erste ständige ungarische Theater gebaut ward, unter dem Schutze der siebenbürgischen Aristokratie die ungarische Oper entstand, deren erstes Product: „Bélas Flucht", die erste ungarische Originaloper, daselbst 1823 aufgeführt wurde. Der Componist war Josef Ruzsicska, Kapellmeister des Klausenburger Theaters. Das Libretto hatte der Schauspieler Johann Kócsi-Patkó verfaßt, nach Kotzebues Schauspiel „Die Tataren in Ungarn", dessen ganzen Text er beibehielt und nur hier und da Soli, Duette und Terzette, Chöre und Ensemblesätze einstreute. Der Text ist zwar schwach, doch gefiel die Oper trotzdem, insbesondere wegen einiger Lieder, wie

„Hunnia stöhnet zertreten,
Es weint der betrübte Magyar",

und

„Meine Ahnen, ach, sie gaben
Diesem Trauerheim viel Helden",

die in ihrer Art so gelungen und kernmagyarisch waren, daß sie hier und da noch jetzt zu hören sind.

Bald darauf schrieb Josef Heinisch, gleichfalls Klausenburger Kapellmeister, die zweite ungarische Originaloper auf den Text des Dramas: „Matthias' Königswahl" von Ladislaus Szentjóbi-Szabó. Einen größeren Aufschwung nahm die Oper, als 1837 das ungarische Theater zu Pest eröffnet wurde, wo bald auch sie ein Heim fand. Nun schrieb Andreas Bartay, damals Director des Theaters, Vater des oben erwähnten Eduard Bartay, die dritte ungarische Oper: „List", welche im Jahre 1838 aufgeführt wurde.

Doch gehen diese drei ersten Opern kaum über mehr oder weniger erfolgreiche Versuche hinaus. Die erste wirklich gelungene Oper ist Franz Erkels „Maria Báthori", zwei Acte, Text von Benjamin Egressy. Sie wurde am 8. August 1840 mit großem Beifall aufgeführt. Franz Erkel kann also mit Fug als der Schöpfer der ungarischen Oper bezeichnet werden. Er hat sich unvergeßliche Verdienste erworben, indem er ihr den Weg und die Richtung wies, um neben der italienischen, französischen und deutschen Oper zu bestehen. Seine zweite Oper „Ladislaus Hunyadi", vier Acte, Text von Egressy, wurde am 27. Januar 1844 aufgeführt. Sie fand noch mehr Beifall, denn sie ist überreich an schönen Einzelheiten. Die Ouverture, die weihevolle Kirchenscene, der charakteristische, in ungarischem Stile gehaltene Trauermarsch, das Gebet und die Ausbrüche Elisabeths sind hervorragende Partien von echt dramatischem Puls. Hervorzuheben ist noch das berühmte Orchesterstück „Schwanengesang" im Stil der alten Palastmusik; es hat für die ungarische Musik classischen Werth. Erkel setzte auch (1845) die Musik zur Nationalhymne: „Gott segne den Ungar".

Das königliche ungarische Opernhaus.

Zwölf Jahre später schrieb er mit Franz und Karl Doppler die dreiactige Oper „Elisabeth", ein Gelegenheitswerk, das nach der Ankunft der Königin Elisabeth in Budapest ihr zu Ehren aufgeführt wurde. Zwei Jahre nachher brachte er seinen „Bánk-Bán", Text von Egressy, und hatte denselben großen Erfolg wie mit dem „Hunyadi László". Die Oper ist melodiös, die Instrumentirung originell und die musikalischen Combinationen sind fein. Unter anderem werden durch Verwendung der alten, selten benützten Instrumente, besonders des ausnehmend magyarisch gearteten Cymbals sehr eigenthümliche und überraschende Wirkungen erzielt. In der Theißscene ist selbst der „Tilinkó" (Hirtenflöte), natürlich durch zwei Piccolos dargestellt, in das Orchester aufgenommen, was einzelnen Scenen eine sehr farbige und nationale Stimmung verleiht.

Im Jahre 1862 folgte seine dreiactige Oper „Sarolta", Text von Josef Czanyuga, 1867 die fünfactige große Oper: „Georg Dózsa", Text von Eduard Szigligeti. Auch dieses Werk ist reich an Schönheiten, wiederum wird das Cymbal verwendet, überdies besitzt es viel komisches Detail; Erkel zeigt sich hier auch als Meister der humoristischen Musik. Seine vieractige Oper: „Georg Brankovics" wurde 1874 aufgeführt und war eine große Überraschung, denn man sah Erkel nach einer vierunddreißigjährigen Componistenlaufbahn mit seiner bisherigen Richtung brechen und sich mehr der kosmopolitischen Musik zuneigen. 1880 gab man seine vieractige Oper: „Namenlose Helden", Text von Eduard Tóth, und 1889 die große Oper: „König Stefan" in fünf Acten. Auch dieses Werk des sechsundsiebzigjährigen Componisten enthält noch viel Schönes und Hervorragendes. Franz Erkel schrieb insgesammt acht Opern, von denen die ersten sieben im Nationaltheater, die letzte im königlich ungarischen Opernhause zum ersten Male aufgeführt wurden.

Während seiner Thätigkeit, die mehr als ein halbes Jahrhundert umfaßt, legte er (1853) auch den Grund zu den philharmonischen Concerten in Budapest, die er achtzehn Jahre lang dirigirte und in denen er das Pester Publikum mit den Perlen der großen classischen Meister, sowie den berühmten Werken der romantischen Schule bekannt machte. Auf seine Verdienste als Kapellmeister können wir hier nicht näher eingehen, doch ist zu bemerken, daß das Orchester des Nationaltheaters seinen europäischen Ruf hauptsächlich ihm verdankte. Selbst jetzt noch, in seinem 83. Lebensjahre, componirt Erkel eine große Oper: „Simon Kemény", Text von Maurus Jókai.

Erfolgreich waren ferner die Opern der Brüder Franz und Karl Doppler, dieser weltberühmten Flötenvirtuosen, welche Kapellmeister am Nationaltheater waren. Franz schrieb die beifällig aufgenommenen Opern „Benyovszky", „Ilka" und „Wanda", die beiden letzteren gefielen auch im Ausland. Karl widmete sich der komischen Oper („Das Grenadierlager", „Zwei Husaren"). Auf diesem Felde folgte ihm Karl Huber, dessen

Die Hauptstiege des königlichen ungarischen Opernhauses.

Oper „Das Széklermädchen“ ganz und gar aus ungarischen Volksliedern zusammengestellt ist.

Übrigens war Josef Szerdahelyi der Erste, der hier eine komische Oper („Feenheim in Ungarn“, 1840) schrieb; er verwendete darin einige der schönsten Volkslieder als Soli, Duette und Chöre. Später machte er daraus ein Volksstück, behielt aber die vollständige Musik des zweiten Actes bei, und in dieser Form wird das Stück noch jetzt gegeben. Szerdahelyi war ein guter Schauspieler und ausgebildeter Sänger, er wirkte auch als Theaterdirector und Kapellmeister, spielte fast jedes Instrument, übersetzte Operntexte und componirte schöne ungarische Lieder. Von 1841 bis 1865 gelangten im Nationaltheater noch folgende ungarische Originalopern zur Aufführung: „Gizul“ und „Die Belagerung von Tihany“ von Karl Thern, dem Componisten des „Fóther Liedes“, „Die Kumanen“ und „Elisabeth Morsinai“ von Georg Császár und die vieractige Oper „Csobáncz“ von Alexander Erkel, dem trefflichen Sohne Franz Erkels. Einige ungarische Componisten haben eine kosmopolitische Richtung eingeschlagen. Vor allen Edmund Mihalovich („Hagbarth und Signer“), dann Franz Sárosi mit den erfolgreichen Opern „Atala“ (1881) und „Abencerage“ (1886) und Eugen Hubai mit „Alienor“ (1891).

Zu Anfang der Sechziger-Jahre, als die Operette beliebt wurde, versuchten sich einige ungarische Componisten auch darin. Zu den ersten gehörte Géza Allaga mit den einactigen Operetten „Der verliebte Kantor“ und „Der bärtige Wolf“; dann Karl Huber mit seinen „Flotten Kumpanen“ und Gustav Böhm mit dem „Richter von Debreczin“, sämmtlich dem Stoff und Stil nach ungarisch. Später folgten noch „Die Zuaven“ von Julius Káldy, „Das Széklermädchen“, „Tempeföi“ und „Der Student von Kaschau“ von Alexius Erkel, endlich nach Eröffnung des Volkstheaters, das die Operette eifrig pflegt, Verschiedenes von Béla Hegyi, Isidor Bátor, Béla Szabados und anderen jüngeren Componisten.

Mit der musikalischen Literatur steht eine specifisch ungarische Gattung von Dramen in Verbindung, das Volksschauspiel, das seine Stoffe dem einheimischen Volksleben entnimmt und dessen musikalische Haupterfordernisse das Volkslied und der Tanz sind. Eduard Szigligeti war der Schöpfer dieser Gattung, welche so beliebt wurde, daß sich ihre Zahl fortwährend vermehrt und bereits über 200 Volksstücke zur Aufführung gelangt sind. Zu den beiden ersten Volksstücken Szigligetis („Der Deserteur“ und „Der Csikós“) schrieb Josef Szerdahelyi die Musik, zu der er die ältesten und urwüchsigsten Volkslieder benützte; so ist es ihm zu danken, daß die Melodie manches guten alten Volksliedes nicht verschollen ist. Auch die Musik zu „Mátyás diák“, „Das Bergwerksgespenst“ und „Liliomfi“ rührt von ihm her. Zu anderen Volksstücken schrieben

Ignaz Bognár, Julius Káldy, Julius Erkel, Alexander Nikolits und Andere die Musik.

Diese Kunstgattung trug viel dazu bei, daß die ungarische Volksmusik auch im Ausland bekannt und beliebt wurde. Die schöneren Lieder so manchen Volksstückes wurden gleich nach der ersten Aufführung durch einheimische Verleger herausgegeben und fanden selbst im Ausland Verbreitung, wo sie den fremden Componisten Veranlassung gaben, sich mit dem Stil der ungarischen Volksmusik zu beschäftigen und deren Motive und Melodien in ihren Werken zu verarbeiten. Unzählige Compositionen sind seit 25 bis 30 Jahren durch berühmte ausländische Componisten in ungarischem Stile verfaßt oder durch Verwendung ungarischer Volkslieder belebt worden. Neben der berühmten Transscription des Rákóczi-Marsches von Hektor Berlioz seien noch erwähnt: „Ungarische Tänze" (vier Hefte), „Zigeunerlieder" und „Magyarisch" von Johannes Brahms, „Ungarische Tänze" von Joachim Raff, „Ungarische Suite" für großes Orchester von Heinrich Hoffmann, „Marche héroique d'après des motifs populaires hongrois" für Klavier von Hans v. Bülow, „Marche hongroise" von Jules Massenet, „Suite hongroise" von Felix Joncière und einzelne Theile des Ballets „Coppelia" von Leon Delibes.

Außerdem haben die weltberühmten Klavier- und Violin-Virtuosen Dreyschock, Willmers, Thalberg, Schulhof, Rubinstein, Molique, Sarasate und Andere für ihre Instrumente vorzügliche Variationen und Phantasien in ungarischem Stil, unter Verwendung beliebter Volkslieder, geschrieben.

An dieser Stelle ist noch zu erwähnen, daß seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in Ungarn zahlreiche Anstalten und Schulen für die Pflege der Musik entstanden sind. In Klausenburg kam schon 1819, noch vor der ersten Oper, das noch jetzt bestehende Conservatorium zustande; 1833 erhielt Arad ein ähnliches Institut und 1840 wurde in Pest durch eine Gesellschaft von Kunstfreunden das „Conservatorium des Tonkünstlervereins" begründet, aus dem sich nachmals das „National-Conservatorium" entwickelte. Dieses Institut verdankt Ursprung und Blüte dem thatkräftigen Eifer Gabriel Mátrais. In den Sechziger-Jahren gründete man auch in Debreczin eine Musikschule; ihm folgte Szegedin und neuerdings Maria-Theresiopel. In Budapest wurde im Jahre 1864 eine „Landes-Schauspielschule" errichtet, die sich auch auf das Studium des Operngesangs erstreckte; gleichzeitig entstanden der „Budapester Verein der Musikfreunde" und die „Ofner Musikakademie". In beiden wurden später Musikschulen organisirt.

Das Jahr 1875 brachte die Eröffnung der königlich ungarischen Landes-Musikakademie, mit Franz Liszt und Franz Erkel an der Spitze und einem tüchtigen Lehrkörper. Und seit 1889 besteht unter der Leitung von Alexander Nikolits, Julius Káldy

und Julius J. Major die „Ungarische Musikschule“, deren besondere Aufgabe es ist, die ungarische Musik zu pflegen und zu lehren. Nebenher gibt es in der Landes-Hauptstadt sowie auch in den größeren Städten der Provinz zahlreiche Privatschulen für Musik und Gesang.

Das Concertwesen ist in Budapest nicht zurückgeblieben und seine Saison ist dermalen nicht minder lebhaft als die von Wien oder Leipzig.

Malerei und Plastik.

Die vielhundertjährigen Stürme, welche das Leben Ungarns beunruhigten, sind dem Aufblühen der bildenden Künste so hinderlich gewesen, daß hierin fast nur die neueste Zeit augenfällige Erfolge aufzuweisen hat. Die tieferen Ursachen dieser Unfruchtbarkeit liegen aber außerdem wohl auch in der Herrscherneigung des magyarischen Volkes als ursprünglich kriegerischer und erobernder Race, in seinem Beruf zur Staatgründung und Staaterhaltung durch Kampf und Gesetzgebung, deren ununterbrochene Ausübung auf Grund überlieferter Gewohnheit seine Kraft völlig in Anspruch nahm. Doch hat die ungarische Nation in neuerer Zeit bewiesen, daß es ihr auch an Neigung und Fähigkeit zu künstlerischen Leistungen höherer Art nicht fehlt. In der Vergangenheit waren, durch eine ganze Reihe von Generationen, die Talente unbeachtet erblüht und verdorrt gleich Feldblumen. Nur hier und da rang sich ein in die Fremde verschlagener Künstler siegreich durch, dessen Ruf dann

auf Umwegen und spät genug heimgelangte. Wir erinnern nur an die Auswanderung der Künstlerfamilie Dürer aus dem Békéser Comitat nach Nürnberg, wodurch Ungarn des Ruhmes verlustig ging, der Welt ein bahnbrechendes Kunstgenie schenken zu können. Allerdings fragt es sich, ob der Sprößling der ungarischen Familie Ajtós daheim, unter der Regierung des für Kunst unempfänglichen Wladislaw II., zur Zeit des Bauernaufstandes und der Mohácser Katastrophe das geworden wäre, wozu der schon in Nürnberg geborene und zum Dürer gewordene Albrecht unter der Leitung seines Meisters Wohlgemuth und dem Einfluß eines Pirkheimer, Melanchthon und Erasmus am kunstfreundlichen Kaiserhofe eines Maximilian und Karl V. sich entwickelt hat.

Dennoch wäre es irrig zu glauben, daß Ungarns Vergangenheit des künstlerischen Elementes gänzlich entbehrt habe. Die geschichtlichen Urkunden berichten, daß Stefan der Heilige während seiner nahezu vierzigjährigen Regierung zehn Bisthümer, auch zahlreiche Abteien und Klöster gründete, für die er größere oder kleinere Kirchen bauen ließ. Von diesen Bauten hat sich freilich nur eine erhalten, aber ein Baudenkmal erster Klasse, nämlich der neuestens mit großen Kosten stilgerecht wiederhergestellte Dom zu Fünfkirchen, der wegen seiner glänzenden inneren Ausstattung schon in mittelalterlichen Urkunden mit dem Beiwort „aurata“ erwähnt wird. Als großartige und besonders prächtige Kirche wird ferner der im XII. Jahrhundert erbaute Graner Dom erwähnt, über dessen als „porta speciosa“ bezeichnetem prächtigen Hauptportal die Inschrift stand: „Mentem sanctam, spontaneam, honorem Deo, patriae liberationem.“ Jedenfalls ist es auffällig, daß zu jener Zeit selbst in unbedeutenden, entlegenen Ortschaften die geistige und materielle Fähigkeit zur Errichtung ansehnlicher Kirchen von verhältnißmäßig bedeutendem Kunstwerth vorhanden war; Beweise dafür sind die durch ihr herrliches Portal kunstgeschichtlich merkwürdige Kirche zu Ják, dann die zu Lébény und noch andere kleinere.

Man darf annehmen, daß bei den romanischen Kirchen aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts dem imposanten Äußeren eine glänzende innere Ausstattung entsprach. Dies stimmte völlig zur nationalen Prunkliebe, die sich im kirchlichen Ceremoniel, wie auch bei allen weltlichen Festen gerne kundgab. Für die nationale Auffassung in dieser Hinsicht und für die Kenntniß der Sitten und Gebräuche jener Vergangenheit war die Budapester Ausstellung für Goldschmiedekunst und Archäologie (1884) besonders lehrreich, denn sie überraschte das In- und Ausland durch eine gar nicht geahnte Anzahl der werthvollsten und meist auch künstlerisch hochinteressanten Prunkgeräthe, Waffen, Schmuckgegenstände u. s. w. aus dem Besitz der vornehmsten ungarischen Familien, sowie der kostbaren Kelche, Reliquiare, Emailgegenstände und Prachtstücke jeder Art aus den Schatzkammern von Kirchen, Stiften und Bisthümern. Und doch war dies nur eine Gelegenheitsausstellung,

die keineswegs Alles umfaßte, was im kunstgeschichtlichen Interesse hätte ausgestellt werden sollen.

Mancherlei alte Reisebeschreibungen, die Tagebücher und Aufzeichnungen fremder Reisenden wissen des Rühmens kein Ende, wie hoch das Leben entwickelt gewesen, wie prächtig die Paläste und Kirchen, die Säulenhallen und Gärten, auch die Feste an den Königshöfen der Anjous, sowie später Sigismunds und zuletzt König Matthias des Gerechten. Wie ein Märchen klingt all das angesichts der Öde, welche jetzt die Königsburg zu Visegrád umgibt, oder der dem vorigen Jahrhundert entstammten Steinprosa, die sich auf der Stätte des „frischen" (neuen) Palastes zu Ofen breit macht. Indeß, das Gedächtniß der längst verschollenen Herrlichkeit ist durch glaubwürdige Bücher bezeugt. Wir meinen nicht die Berichte der Chronisten, sondern, als handgreiflichere Beweise, die wenigen Überreste der Ofner Bibliothek des Königs Matthias, diese unvergleichlich prächtigen Pergamentcodices der Corvina, die, von den besten Künstlern der italienischen Renaissance mit feinen Miniaturen geschmückt, gleichfalls bezeugen, daß ihr Sammler wirklich jener weise und mächtige, classisch gebildete und über seine Zeit hinausgewachsene Fürst war, an dessen glänzenden Hof die Fürsten des Westens ihre Söhne schickten, um sie ritterlichen Geist und Anstand lernen zu lassen. Der Schatz, den der kunstliebende König an Bildern, Statuen und Luxusgegenständen jeder Art in der Ofener Burg gesammelt hatte, ist spurlos dahin, zum unberechenbaren Verlust der nationalen Culturgeschichte. Nach Matthias' Tode und der Schlacht bei Mohács folgte ein verhängnißvoller Niedergang des öffentlichen Lebens und 145 Jahre türkischer Unterjochung erstickten den nationalen Fortschritt im Feuer und Blut, zum Ruin selbst jener Landestheile, die den Verwüstungen der fanatischen Eroberer entgangen waren. In den oberen Comitaten, wo das türkische Schwert nicht hinreichte, in den durch gewerbfleißige ausländische Colonisten zu einiger Blüte gelangten Städten und deren Umgebung finden sich noch jetzt die meisten Kunstdenkmäler, nach denen die Cultur des Landes bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts sich beurtheilen läßt, aber auch dort riß der Faden dieser Entwicklung in dem Nacheinander von dynastischen Kämpfen und Bürgerkriegen alsbald ab und es folgten neue Jahrhunderte des Stillstandes.

Und auch in diesen Gegenden ist fast nichts unbeschädigt erhalten. Alles mußte von Grund aus erneuert werden, vom Kaschauer Dom, diesem in Ungarn einzig dastehenden Meisterwerk des gothischen Stils angefangen bis zu dem alten Dorfkirchlein, dessen ursprüngliche interessante Form man in der Regel aus der Verballhornung durch allerlei späteren Umbau herausbuchstabiren muß. Auch vom Typus der mittelalterlichen Wandmalereien Ungarns hätte man keinen Begriff, wären nicht durch Zufall an der Wand einer alten Kirche in diesem oder jenem unbedeutenden Dörfchen unter der abgekratzten

Kalkschichte von Jahrhunderten ihre verblichenen Farbenflecke sichtbar geworden. Seit einem halben Jahrhundert ist manche solche Entdeckung gelungen und einzelne Malereien verrathen die interessante Thatsache, daß ihre Urheber (deren einheimische oder fremde Herkunft heute wohl nicht mehr festzustellen ist) sich nicht nur auf die herkömmlichen Darstellungen von rein kirchlichem Charakter beschränkten, sondern auch gleichzeitige oder jüngstvergangene politische Ereignisse verewigten. Als interessantes Beispiel für den weiteren Gesichtskreis dieser Wandmalereien und ihr Hinausschweifen über die Tradition des Zeitgeistes erwähnen wir das Wandbild der Giselakapelle zu Veszprim und das der Kirche zu Turnicse, welches eine Episode aus der Legende König Ladislaus des Heiligen darstellt; desgleichen besitzt der ursprünglich romanische, dann gothisch umgebaute und erweiterte Dom zu Kirchdrauf (Zips) ein Wandbild, das eine kirchliche Handlung mit politischem Hintergrunde darstellt. Viele andere, da und dort erhalten gebliebene Wandgemälde, die bei der Abtragung oder Umgestaltung der betreffenden Gebäude zum Vorschein kamen, sind leider, ehe noch ein Kunstforscher sie zu Gesicht bekommen, durch die Sorglosigkeit der Ortsbewohner zu Grunde gegangen.

Die kirchliche Gothik bedurfte auf ihrem Wege nach Osten beinahe eines Jahrhunderts, um nach Ungarn zu gelangen, wo sie erst Wurzel faßte, als sie in ihrer Heimat bereits zu entarten und aufzuhören begann. Natürlich wurde auch den kirchlichen Malereien dieser Zeit kein besseres Los zu Theil, als den früheren. Nur an wenigen Orten konnten sich Tafelbilder und in Öl gemalte Altarblätter des XV. und XVI. Jahrhunderts erhalten, welche unbestreitbar den Einfluß der deutschen Kunst zeigen, ja mit ihr fast identisch sind. Doch sind die wenigen noch vorhandenen Werke dieser Art meist rohe Arbeit und nicht geeignet, ein reines Kunstinteresse zu wecken. Eine Ausnahme bildet etwa die ziemlich gut erhaltene Folge von 48 Bildern, die den Hauptaltar des Kaschauer Doms schmückt; sie stellt Scenen aus der Geschichte der Jungfrau Maria und der heiligen Elisabeth dar und wird dem Wohlgemuth oder doch einem seiner besten Schüler zugeschrieben. Das einzige weltliche Baudenkmal gothischen Stils ist das schöne, ganz freistehende Rathhaus zu Bartfeld, das aber keine bemerkenswerthen alten Bilder aufzuweisen hat.

Der milde Hauch der Renaissance weckte auch in Ungarn eine beispiellose Entwicklung, welche die glänzendste Zukunft verhieß, aber sie währte nur kurze Zeit. Nach Matthias' Tode tritt die Reaction ein, die Rückbildung, die Entartung der nationalen Sitten und Bestrebungen. Unter seinem Nachfolger Wladislaw II. gewinnt die Oligarchie die Oberhand und ihre zügellose Gewaltherrschaft artet unter Ludwig II. dermaßen aus, daß die königliche Hofhaltung in Ofen förmlich zur Caricatur erniedrigt wird. Dann folgen Thronstreitigkeiten, die türkische Herrschaft, Religionshader, lange Bürgerkriege; es beginnen die Feldzüge, deren Zweck die Verdrängung der Türken ist, und erstrecken

sich von Preßburg längs der Donau bis Belgrad. In dieser ganzen verworrenen Epoche voll innerer und äußerer Kriege konnte die an Zahl und Kraft geschwächte Nation wenig Muße finden, um die Werke des Friedens zu pflegen.

Zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, in dem Zeitraum zwischen dem erschöpften Barock und dem aufsteigenden Rococo, als in der Malerei die Bildnißkunst fast ausschließlich herrschte, traten in Ungarn zwei tüchtige Talente auf, die jedoch durch die Ungunst der Verhältnisse aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Johann Kupeczky, der Sprößling einer protestantischen Familie, die sich vor den religiösen Verfolgungen aus Böhmen nach Ungarn gerettet hatte, wurde 1667 zu Bösing im Preßburger Comitat geboren. Sein Vater war Webermeister. Von der Ahnung seines Künstlerberufes getrieben, entwich der fünfzehnjährige Sohn aus dem Vaterhause, wo ihm der Webstuhl winkte, erreichte nach kurzer Irrfahrt Wien und lernte dort die Elemente der Malerei kennen. Dann verbrachte er 22 Jahre in Rom. Nach Wien zurückgekehrt, malte er die Mitglieder der kaiserlichen Familie und andere hervorragende Personen, einige davon im ungarischen Prachtkleide. Durch diese Thätigkeit gelangte er zu hohem Ruhm. Um 1726 siedelte er nach Nürnberg über, wo er 1740 starb.

Der Andere war Adam Mányoky. Geboren 1673 zu Szokoly im Sároser Comitat, dann Schüler des Hofmalers Andreas Scheitz zu Hannover und des Nikolaus Largillière in Paris, aber auch sonst noch in Paris und Holland weitergebildet, stand er kurze Zeit in Diensten Franz Rákóczis II., lebte von 1712 ab als Hofmaler Augusts II., Königs von Polen, in Warschau, dann als Hofmaler König Augusts III. in Dresden und starb daselbst 1757. Die künstlerische Wichtigkeit beider liegt in der Bildnißmalerei. Kupeczky war das größere und weit fruchtbarere Talent. Die Zahl seiner Bilder in öffentlichen und Privatsammlungen Ungarns, Österreichs und Deutschlands übersteigt die 200, wovon 38 ihn selbst und seine Familie darstellen. Beider Richtung entstand aus der Nachahmung Rembrandts und Van Dyks unter dem Einfluß italienischer Studien. Ihre Gestalten treten lebensvoll auf, ja sie blicken uns zuweilen herausfordernd an, ihre Farbe ist satt und lichtwarm, doch kommen sie an überzeugender Wirkung den niederländischen Porträts keineswegs nahe.

Dem Ende des XVIII. Jahrhunderts gehören die stark mitgenommenen Fresken an der Decke der Budapester Universitätskirche an. Trotz ihres schlechten Zustandes lassen sie in ihren allzu volkreichen und bewegten Gruppen die schon fast entkräftete Barockkunst erkennen, welche mit ungenügenden Mitteln große Effecte erzielen will.

Im XIX. Jahrhundert zeigen sich erst in den Vierziger-Jahren kräftigere Regungen des Kunstlebens. Damals entstand aus der Initiative einzelner vielgereister Patrioten der erste ungarische Kunstverein, welcher regelmäßige Ausstellungen neuerer Gemälde des

In- und Auslandes veranstaltete und einzelne derselben zur Verlosung unter seinen Mitgliedern erwarb. In der ersten Reihe dieser wackeren Männer stand der junge August Trefort, der spätere Cultus- und Unterrichtsminister. Noch näher liegt uns der Zeitpunkt, da in den öffentlichen Urkunden der Verwaltung oder in den Reichsrathsverhandlungen zum ersten Male die Worte „Bildende Kunst" vorkommen, allein nicht etwa, als ob irgend ein gewaltiges Denkmal errichtet werden sollte, sondern blos um ein paar kümmerlich gebetteten idealistischen Kunstjüngern eine Staatsunterstützung für eine Studienreise zu gewähren. Dies galt damals schon für Reform und wurde in den ersten Jahren der jungen, von neuem Geiste durchwehten parlamentarischen Regierung nicht mit Unrecht als eine Errungenschaft von principieller Bedeutung betrachtet.

Damit aber begann die planmäßige, vom Staat unterstützte Pflege der Künste noch nicht. Vor zwanzig Jahren erst wurde, auf die Anregung Gustav Keletis, die erste Fachschule der bildenden Künste eröffnet, bei der übrigens auch noch das Hauptaugenmerk auf die gründliche Ausbildung von Zeichenlehrern als auf das dringendste Bedürfniß gerichtet war. Und noch zehn Jahre später, sozusagen erst gestern, begann die erste Meisterschule für Malerei ihre Thätigkeit, wo unter der Leitung eines dem Ausland wieder abgewonnenen ungarischen Meisters, des trefflichen Julius Benczúr, wenigstens zehn bis zwölf begabten jungen Zöglingen die höhere künstlerische Ausbildung geboten wird. All das, was neuerdings die von den besten Absichten geleitete Regierung zur Förderung der einheimischen Kunst thut und opfert, geschieht in den Richtungen, welche das weiter fortgeschrittene Ausland gewiesen, jedoch den Verhältnissen und den Rücksichten auf den stark belasteten Staatsschatz angemessen, in viel bescheidenerem Umfange. Glücklicherweise ist, durch das hohe Beispiel des Monarchen geweckt, auch in der Gesellschaft schon eine wärmere Theilnahme an den Kunstinteressen und Kunstbedürfnissen des Landes erwacht, und dies macht sich bereits in förderlicher Weise geltend. Unstreitig hat sich die Lage in vieler Hinsicht gebessert. Das Publikum könnte die Kunstausstellungen, deren Umfang und innerer Werth übrigens stetig wächst, nicht mehr missen, die gesellschaftliche Stellung der Künstler hat sich gehoben und ihr Ehrgeiz wird auch durch die nach und nach rege werdende Anerkennung des Auslandes gesteigert; allen Zweigen der Kunst strömen junge Talente immer zahlreicher zu.

Würde man heute, vom rein culturgeschichtlichen Standpunkte, eine Kunstausstellung veranstalten blos als Rückblick auf ein halbes Jahrhundert, so ließe sich noch mancher Name vor Vergessenheit retten, dessen Träger einst zu den Bahnbrechern gehörte. Auch leben noch, von Jedermann hochgeachtet, einige Künstler-Veteranen, deren Mittheilungen erst einen richtigen Begriff geben von der Bescheidenheit der Kunstzustände Ungarns gegen Ende der Dreißiger-Jahre. Auf Grund dieser lebenden Überlieferung und der in den öffentlichen

Johann Kupeczky: Selbstporträt.

Sammlungen befindlichen Werke läßt sich ein ziemlich übersichtliches Bild der ganzen neuesten Entwicklung gewinnen. Sie weist vor Allem zwei allgemeinere Züge auf. Erstens, daß trotz der wenigen Berührungen die in den ausländischen Mittelpunkten zur Herrschaft gelangten Richtungen auch auf die ungarische Kunst Einfluß nehmen. Zweitens, daß diese Kunst, obgleich sie stetig wächst und sich entfaltet, dennoch wenige solcher gemeinsamen Grundzüge aufweist, die ernstlich als Charakter einer „magyarischen Schule" aufzufassen wären; es wäre denn, daß man als solchen Grundzug die übereinstimmende Richtung auf gewisse hochgesteckte Ziele betrachten wollte, die sich besonders in der ersten Entwicklungsperiode der heutigen ungarischen Malerei in den Fünfziger- und Sechziger-Jahren kundgab. Damals war das Ringen mit geschichtlichen Stoffen an der Tagesordnung. Die meisten Jüngeren malten nur Historie, aber freilich fast ausschließlich vaterländische, und zwar die wirksamsten Momente derselben. Und das Gemeinsame, Charakteristische dabei lag mehr in der Anregung durch die öffentliche Meinung, nicht in der Form der Äußerung, welche mehr oder weniger die Eigenart der ausländischen Meister wiederspiegelt, durch deren Schule diese jungen Künstler gegangen waren. Es war dies eine Ausnahmszeit, in der — heute darf man es ja gestehen — schon die Tendenz als ästhetisches Verdienst galt, wenigstens dem großen Publikum. So entstand, als Ausdruck der allgemeinen Stimmung, eine ganze Reihe mehr oder minder gelungener Historienbilder voll politischer Anspielungen und ermuthigender Rückerinnerung an ruhmreichere Tage der Nation. Zu den erwähnenswertheren gehören: „Árpád's Erhebung" von Michael Kovács, „König Matthias' Einzug in die Ofner Burg" von Heinrich Weber, „Die Weiber von Erlau" von Bartholomäus Székely, „Der Krönungseid Ferdinands V." von Joseph Molnár u. s. w. Der damalige Kunstverein verbreitete die Nachbildungen dieser Werke als Jahresprämien zu Tausenden, während die Originale theils durch diesen Verein, theils im Wege der Subscription durch einzelne Verbindungen angekauft und der Gallerie des ungarischen Nationalmuseums geschenkt wurden.

Es wäre freilich allzukühn, aus alledem zu schließen, daß auch die erste Blüte der ungarischen Malerei der Politik zu verdanken sei. Immerhin waren jene rauhen Zeiten von entscheidendem Einfluß auf einige echte Talente, denen sie den Stempel des höheren Berufes aufdrückten. Einige gingen zu Karl Rahl, als dieser die Professur an der Wiener Akademie niederlegte und eine eigene Malschule errichtete. Andere, jüngere, begannen zwar ihre Studien an der Wiener Akademie, wandten sich aber dann der Meisterschule Karl Pilotys in München zu.

Aus der ersteren Gruppe erwuchsen als die tüchtigsten Moriz Than und Karl Lotz. Lotz blieb länger bei Rahl, an dessen großen Aufträgen er sich eifrig betheiligt hat. Than lebte mehrere Jahre in Paris und Rom. Beide blieben der Richtung ihres Meisters getreu

Adam Mányoky: Selbstporträt.

und strebten, wie er, durch die Formen- und Farbenwelt der Renaissance begeistert auf den Spuren der alten Meister ihre künstlerischen Ideale wahrzumachen. Than und Lotz gehören auch jetzt zu den ungarischen Malern ersten Ranges. Lange Zeit wurden sie nur zusammen erwähnt als die einzigen zu höheren künstlerischen Aufgaben befähigten Talente, und sie theilten sich viele Jahre lang als unzertrennliche und richtungsverwandte Arbeitsgenossen in die erfolgreiche Lösung jener ersten wenigen Aufgaben, welche die letzten 30 Jahre der monumentalen Wandmalerei in Ungarn gestellt haben. Als bahnbrechender Beginn auf diesem Felde ist ihr gemeinsam ausgeführter Fresken-Cyklus im Treppenhause der Budapester Redoute zu betrachten. Den malerisch dankbaren Stoff dazu entnahmen sie dem ungarischen Volksmärchen von der „Fee Ilona", und zwar malte Than die wirksame Schlußscene in einem umfangreichen Bilde an die Hauptwand, während Lotz die einzelnen Episoden in einem umlaufenden Fries mit malerischer Beredtsamkeit erzählte. Gleichzeitig schmückten Than und Alexander Wagner den Speisesaal der Redoute. Da es sich hier um den Schauplatz geräuschvoller Feste handelte, malte Than an einer der Langwände das Gastmahl Attilas, auf der anderen Wagner ein Ofener Turnier des Königs Matthias in lebhaften Farben und mit großer Gewandtheit.

Die verdiente Anerkennung dieser großen Werke wandte den einheimischen Talenten einiges Vertrauen zu, selbst in Kreisen, welche sie bisher gar nicht beachtet hatten. Bald öffnete sich ihnen ein neues Feld, denn die Treppenhalle des Nationalmuseums sollte ihren Bilderschmuck erhalten: allegorische Deckengemälde und Wandbilder aus der ungarischen Culturgeschichte von dem Auszug aus Asien bis zur Aufrichtung der parlamentarischen Regierung. Gemeinsam führten sie noch die trefflichen Wandbilder in der nach Yhls Plänen neuerbauten Budapest-Franzstädter Kirche aus, wozu hauptsächlich das Leben des mit Johann Hunyadi treu befreundeten Franciscanermönches Johann Capistran den Stoff lieferte. Endlich begegnet man beiden in den allegorischen Wandgemälden des Budapester Ostbahnhofes der ungarischen Staatsbahnen, die zu den besten decorativen Leistungen höherer Gattung gehören. Moriz Than hat sich auch durch zahlreiche geschichtliche Staffeleibilder hervorgethan, von denen sich in der Gallerie des Nationalmuseums hervorragende finden; Lotz dagegen blieb der monumentalen Wandmalerei getreu und seine Meisterwerke sichern ihm dermalen den ersten Platz auf diesem Gebiete unter allen ungarischen Künstlern. Die glänzendste Probe seiner Gestaltungskraft gab er in der großartigen Composition, welche die Decke des Zuschauerraumes im königlich ungarischen Opernhause schmückt und einen Hauptschatz des Prachtbaues bildet. Sie stellt den Olymp der Griechen dar. In kreisrundem Raume sind, auf Wolken thronend oder im Äther schwebend, die hohen und niederen Gottheiten des griechischen Mythos nebst ihrem Gefolge gruppirt. Der Bedeutung der Oper entsprechend, fällt der Ehrenplatz Apollo zu, dem Führer der Musen und Urquell der poetischen

Moriz Than: Allegorie des Verkehrs. Wandgemälde in der Vorhalle des Ostbahnhofes der königlich ungarischen Staatseisenbahnen zu Budapest.

Begeisterung. Die übrigen Gruppen sind nach ihren symbolisch ausgedrückten Eigenschaften und deren Ideenverwandtschaft in erfindungsreicher Weise verknüpft und erinnern den Beschauer an die in der Musik herrschenden Grundstimmungen: die Gruppe der Venus steht für Anmuth und Reiz, die des Jupiter für Hoheit, Bacchus für heitere Sinnlichkeit, noch andere Gruppen für das Naive, das Leidenschaftliche, das Trauervolle. Karl Lotz bekundet in diesen mythologisch-allegorischen Malereien ein der Antike nahe kommendes Formgefühl, dagegen in seinen Fresken für das Treppenhaus des Nationalmuseums und für die Franzstädter Kirche eine hohe geschichtliche und nationale Auffassung. Diese seltenen und vornehmen künstlerischen Eigenschaften lassen es als großen Gewinn erscheinen, daß er sich auch entschlossen hat, seine Kunst in einer öffentlichen Fachschule zu lehren. Bedeutenden Antheil nahm Lotz auch an der inneren Ausschmückung des Doms zu Fünfkirchen, der neuerdings unter Leitung des Wiener Dombaumeisters Friedrich Schmidt in der alten Pracht wieder hergestellt worden ist. Der Löwenantheil der umfassenden Aufgabe, namentlich die Wandmalereien des Sanctuariums und des Hauptschiffes, ist zwei ausländischen Meistern, dem Rheinländer Andreä und dem Berliner Beckerath zugefallen, die sich zu diesem Zweck mehrere Jahre in Ungarn aufhielten. Mit der Ausmalung der das Schiff umfassenden Kapellen wurden später Karl Lotz und Bartholomäus Székely betraut; durch die stilgerechte Durchführung dieser Arbeit haben sie sich jenen zum mindesten ebenbürtig erwiesen. Auch die Wandgemälde im Prunksaal des Budapester Palastes der ungarischen Akademie der Wissenschaften nähern sich bereits der Vollendung; es sind dies, nebst Allegorien der einzelnen Wissenschaften, die bedeutendsten Momente aus der wissenschaftlichen und geistigen Entwicklung der Nation in charakteristischen Bildern der Hauptepochen dargestellt. Karl Lotz hat bei der glücklichen Durchführung dieser großen Aufgabe alle in der Natur des Programms, wie in der Beschaffenheit des verfügbaren Raumes gelegenen Schwierigkeiten mit Aufwand aller Hilfsquellen seiner gereiften Auffassung und Technik überwunden, zum unvergänglichen Ruhme unserer Zeit, der das Glück zutheil geworden, ohne die herkömmlichen Vorstufen sogleich eine hohe monumentale Kunst zu schaffen.

Man kennt die hauptsächlichen Charakterzüge, durch die sich die Rahlschule von jener Münchener Schule unterscheidet, die unter ihrem hochverdienten Haupte Karl Piloty für Mitteleuropa, ja auch für Amerika so viele treffliche Künstler erzogen hat. In der ersteren war die Allegorie beliebt; als Hauptziele waren für die Composition der Reiz und Schwung der Linie, für die Farbe der Goldton der alten Meister gesteckt. Dagegen war das Herrschende in der Münchener Schule ein gewisser Grad von Realismus in der Wahl und Behandlung des Stoffes, dabei mit einem gewissen Nachgeschmack von Romantik, aber immerhin größerer Echtheit des Costüms und archäologischen Elements. Diesen Bestrebungen sind auch die Piloty-Schüler ungarischer Abstammung treu geblieben, unter ihnen als die

Karl Lotz: Wandgemälde im Prunksaal der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest.

hervorragendsten Alexander Wagner und Alexander Liezen-Mayer, Julius Benczúr und Bartholomäus Székely. Diese haben ihrer Nation gehuldigt, indem jeder von ihnen die Zahl der Originalwerke ungarischer Historienmalerei durch einige treffliche Bilder bereicherte. Liezen-Mayer schuf sich später durch tiefe, seelenvolle Illustrationen zu großen Dichtern (Goethe's „Faust", Schillers „Glocke" u. s. w.) einen bedeutenden Namen; Alexander Wagner verwerthete mit Erfolg seine Studienreisen im Ausland, insbesondere auch durch einige lebensvolle Darstellungen aus der Thierwelt („Römisches Cirkusrennen", „Gestüt zu Hortobágy" u. A.). Beide ließen sich in München nieder als Professoren an der königlich baierischen Akademie, Benczúr und Székely hingegen wirken zu Budapest im Dienste des vaterländischen Kunstunterrichts, fruchtbringend durch Talent und reiche Erfahrung. Von den Werken Benczúrs ist „Die Krönung des ersten ungarischen Königs, Stephan des Heiligen" das Beste in der Nationalgallerie; gegenwärtig arbeitet er im Auftrag der Hauptstadt an einem großen Gemälde der Wiedereroberung Ofens. Unter diesen Künstlern ist Barth. Székely der fruchtbarste Pfleger der vaterländischen Historienmalerei und zugleich der gründlichste Kenner der literarischen Quellen, des ungarischen Costüms und der in europäischen Sammlungen befindlichen Denkmäler, die sich auf Ungarn beziehen. Seine meisten Gemälde regen den Beschauer sowohl durch ihre Composition als auch durch interessante und tiefgreifende Auffassung des gewählten Geschichtsstoffes zu lebhafter geistiger Theilnahme an. Den meisten Beifall aber fand ein Werk seiner Jugendzeit (in der Gallerie des Nationalmuseums), das die Auffindung der Leiche König Ludwigs II. nach der Schlacht bei Mohács darstellt. Auch zur Ausschmückung des königlichen Opernhauses hat er beigetragen. Das schöne Mausoleum Franz Deáks auf dem Budapester Centralfriedhofe hat von ihm sehr sinnreich componirte Wandbilder aufzuweisen. Für die Glasgemälde der Matthiaskirche in der Ofener Festung lieferte er mehrere, durch die Vollkommenheit des Stils hervorragende Entwürfe. Ein Wandgemälde, das er noch als Akademiker in München gemalt, befindet sich im dortigen baierischen Nationalmuseum. Zu der ungarischen Gruppe der Piloty-Schüler gehörte noch Franz Weber, der bei dem ungarischen Publikum durch ein packendes Gemälde („Helene Zrinyi sprengt die Burg Szigeth in die Luft") Aufsehen erregte; er starb jedoch bald, ehe noch sein Künstlerruhm durch Werke von bleibendem Werthe befestigt war.

Die ungarischen Maler und Bildhauer machten ihre Anfangsstudien meistens an der Wiener Akademie und suchten dann ihre Fortbildung hauptsächlich in München oder Paris. Dauernden Einfluß auf die Entwicklung der ungarischen Kunst hat, wie wir gesehen, Rahl geübt, später vielleicht noch der Landschafter Albert Zimmermann, und von den Professoren der Plastik vor allen Zumbusch. Die trefflichen Meister vor 1848 haben — wohl wegen ihres scharf ausgeprägten österreichischen Wesens — in der Kunstübung

Alexander Liezen-Mayer: Heilige Elisabeth.

ihrer ungarischen Schüler nur wenig Spuren hinterlassen. Ein augenfälliger Beweis dafür ist Waldmüller, der hochbegabte Bahnbrecher des Realismus in Österreich. Einer seiner ungarischen Schüler, Michael Zichy, ist ein ausgezeichneter, zu großem Ruhm gelangter Künstler, der jedoch in seinen größer angelegten Schöpfungen, im Gegensatz zu seinem Meister, bis an das Extrem der absoluten Gedankenmalerei vordrang. Man erinnert sich ja an die großen Compositionen: „Todtentanz", „Sphinx", „Die Waffen des Dämons" u. s. w., alle voll mit Abstractionen und erläuterungsbedürftigen philosophischen Räthseln; der geistreichelnde Inhalt macht sich da mitunter auf Kosten der edlen Form geltend. Daß er, bei dieser blendenden Richtung, auch Werke von großer Wirkung zu schaffen vermag, die im Gedächtniß haften, geht denn doch auf die streng realistische Schule zurück, in der er den Grund zu seiner später so hochentwickelten Zeichenkunst legte. Diese macht ihn zu dem großen Künstler, dessen Salonscenen, Skizzen von Hofjagden, poetische Illustrationen durch Phantasie und reizvolle Eleganz fesseln, ja entzücken. Michael Zichy lebt seit langer Zeit als beliebter Maler des russischen Kaiserhofes in St. Petersburg. Dabei steht er jedoch in reger Verbindung mit seiner Heimat, deren gegenwärtige Kunstproduction er von Zeit zu Zeit, wenigstens durch Illustration vornehmer literarischer Werke (Madách's „Tragödie des Menschen", Petöfis Gedichte u. A.) bereichert. Auch das vorliegende Werk verdankt ihm die Zeichnungen zu dem Aufsatz über die altmagyarischen Sagen im ersten Bande.

Ein bemerkenswerther Waldmüller-Schüler ist noch Victor Madarász, der sein schönes Talent später längere Zeit in Paris, unter Cogniet, weiterbildete. Aus seinen von radicalem Geiste durchdrungenen und daheim mit großer Anerkennung aufgenommenen Historienbildern spricht schon die französische Schule. Seine Künstlerlaufbahn schien einer schönen Zukunft entgegenzugehen, aber die langsame Entwicklung der heimischen Kunstzustände verstimmte ihn dermaßen, daß er vor einigen Jahren dem Schaffen entsagt hat.

Das Gegentheil dieser Empfindung zeigt uns Michael Munkácsy, der an der Hobelbank schwärmende Jüngling, der sich aus einem Labyrinth socialer Hindernisse zur Höhe des Künstlerthums emporarbeitet und nun seit zwanzig Jahren einen Ruhm Ungarns bildet. Der erste Unterricht und die den Umständen entsprechende Unterstützung, deren er in den Jahren des Anfangs daheim theilhaftig wurde, reichten gerade hin, um sein Talent einigermaßen bekannt zu machen und auch seine öffentlichen oder privaten Förderer zur Geduld zu stimmen. Man kann nicht eben behaupten, daß die volle Kraft seiner hervorragenden Begabung sich gleich anfangs bekundet hätte; andererseits aber steht fest, daß die einzelnen Stadien seiner Entwicklung den Einfluß der Schule und einzelner Professoren nur so lange erkennen lassen, bis er nach und nach zum Vollbewußtsein der eigenen Kraft

Julius Benczúr: Bajfs Taufe (heiliger Stephan).

gelangt. Von da an steckt er sich immer kühnere Ziele und schreitet, wie jedes große Talent von stark ausgeprägtem persönlichem Stempel, seine eigene Bahn.

Sein erstes Bild, das großen Eindruck machte, die „Letzten Stunden des Verurtheilten", hat er in Düsseldorf gemalt, als Schüler des gemüthstiefen Genremalers Ludwig Knaus, dem er durch dessen Jugendfreund Anton Ligeti, einen seiner väterlich befreundeten Förderer, empfohlen war. Das treffliche Gemälde, ergreifend im Stoff, interessant in seinem ethnographischen Charakter und kraftvoll in der Durchführung, erregte nicht nur im Düsseldorfer Künstlerkreise, sondern später auch im Pariser Salon ungewöhnliche Aufmerksamkeit und fand ein seltenes Maß von Anerkennung. Und als dann der junge Künstler selbst nach Paris ging, standen ihm auf einmal alle Thüren des Erfolges offen. Dort lebt er seither und schreitet unermüdlich vorwärts; er gehört keiner herrschenden Richtung, keiner Gruppe an, seine Lehrmeisterin ist nur die Natur und er folgt nur jenen gewaltig anregenden, zu immer neuer Bethätigung treibenden Reizen und Eingebungen, von denen das Leben in der Hauptstadt der heutigen Kunst übersprudelt. Die Scenen aus dem ungarischen Bauern- und Zigeunerleben, womit er daheim begonnen, hatten den unverfälschten nationalen Duft, aber auch in seinen folgenden Lebensbildern gaben typische Gestalten Zeugniß von dem Hange seiner Seele zu den düsteren Seiten des Volkslebens und von seiner dramatischen Kraft. („Nächtliche Vagabunden", „Im Versatzamt", „Rekruten".) Dann griff er bei der Wahl seiner Stoffe höher, er erhob sich zu Gesichtspunkten, die ihm gestatteten, einige ergreifende Momente der internationalen Culturgeschichte zu gestalten mit jener träumerisch süßen Poesie, die den Beschauer von „Milton und seine Töchter", von „Mozarts letzte Augenblicke" unwiderstehlich beschleicht. Aber auch da kam er nicht zum Stillstand. Auch die heilige Historie mußte ihm ihren Lorbeer reichen; seine groß angelegten Gemälde: „Christus vor Pilatus" und „Golgatha" hatten einen außerordentlichen Erfolg. Die allgemeine Theilnahme wandte sich ihnen zu, in mehreren Hauptstädten, wo sie der Reihe nach ausgestellt wurden, strömten Hunderttausende mit lebhaftem Interesse herbei, in England und Amerika erregten sie wahre Begeisterung. Über das Verdienst dieser Bilder ist so viel geschrieben worden, daß wir uns ihrer neuerlichen Würdigung hier entschlagen können. Zur Erklärung der außerordentlichen Wirkung wurde seinerzeit ausführlich hervorgehoben, wie es in diesen durchseelten Darstellungen das mächtig in Relief gesetzte menschliche Moment der Passionsgeschichte war, das so lebendig zum empfänglichen Beschauer sprach — und wie, nebst der feinsinnigen Gruppirung der moralischen Motive, auch der ästhetische Sinn reichliche Gelegenheit fand, sich an der treffenden Auswahl verschiedenartiger Figuren, an der wohlabgewogenen Skala der einander hebenden Gegensätze, sowie an der Feinheit und Kraft der Färbung zu ergötzen. Kurz, man durfte in diesen Werken den gemeinsamen Triumph der ihren

Bartholomäus Székely: Auffindung der Leiche König Ludwigs II.

Stoff tief durchdringenden Seele, des kühnen Talents und einer solchen Unternehmungen gewachsenen Befähigung begrüßen.

Neuestens hat Munkácsy die Welt damit überrascht, daß er, wo er ihr nicht ausweichen kann, auch die Allegorie zu meistern versteht; sein riesiges Deckengemälde im kunsthistorischen Museum in Wien (die Verherrlichung der Renaissancekunst) ist eine glücklich gelöste monumental-dekorative Aufgabe, die uns sein vornehmes Talent noch vielseitiger erscheinen läßt. Die ungarische Regierung hat dem Künstler unlängst den Auftrag zu einem umfangreichen historischen Wandgemälde ertheilt, das im großen Berathungssaal des im Bau begriffenen Reichstagsgebäudes seinen Platz finden wird. Der Stoff war der freien Wahl Munkácsys überlassen, der auf einen lange gehegten Plan zurückgriff und eine entscheidende Scene der Eroberung Ungarns durch die Magyaren wählte; die Vorstudien zur zeitgemäßen Darstellung derselben hat er, mit größter Sorgfalt, bereits vollendet.

Gehen wir nun zum jüngeren Künstlergeschlecht über, so sehen wir die Zahl der technisch Vorgeschrittenen sich unablässig mehren, die Fachkundigkeit wird immer allgemeiner, jedes Kunstfach findet seine Pfleger, Spezialisten erstehen in immer wachsender Menge. Das Niveau der Malerei zeigt jedoch trotz dieser günstigen Factoren kein verhältnißmäßiges Steigen und nur selten gewahrt man, wessen die Zukunft doch besonders bedarf, eine jener ernsten Kraftäußerungen, die sich auf die monumentalen Aufgaben der Malerei und auf Erwerbung der dazu erforderlichen Fähigkeit richten. Diese ehrwürdige Erbschaft der weihevolleren alten Garde scheint jetzt Árpád Feszty zu winken, der sich mit Bewußtsein und Thatkraft vorbereitet, die Lücke zu füllen, und gerade in der historischen Landschaft die Künstlertaufe empfangen hat. Übrigens hat sich sein höherer Beruf schon bei der inneren Ausschmückung des Opernhauses erwiesen, wo er die geistvollen Verkörperungen der „Naturstimmen“ (Bachgemurmel, Rohrgesäusel u. s. w.) schuf. Auf der Kunstausstellung von 1890 gab er mit dem großen Bilde: „Maria und Magdalena am Grabe Christi“ einen neuen Beweis ernsten Strebens, das Werk fand allgemeine Anerkennung und gewann die große goldene Medaille des Kunstvereins. Seitdem erhielt Feszty vom königlich ungarischen Justizminister den Auftrag, den Schwurgerichtssaal im neuen Justizpalast mit Wandgemälden zu schmücken. Er wählte sich dazu Motive aus der Entwicklungsgeschichte des Rechts und der Rechtspflege in Ungarn. Diese sechs großen und trefflichen Bilder, sämmtlich auf Grund eingehender Geschichtsstudien und in zeitgemäßer Auffassung durchgeführt, sind von nationalem Charakter und bleibendem Werthe, er hat sich durch sie einen hochgeachteten Namen auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichtsmalerei erworben. Mit dieser erfreulichen Thatsache ist jene richtigste, allerorten bewährte, ja sozusagen allein seligmachende Richtung der officiellen Kunstförderung gleichsam eröffnet, die nur folgerichtig fortgesetzt und mit der erforderlichen Freigebigkeit ausgeübt zu werden

Michael Zichy: Der Londoner Markt aus Madách' „Tragödie des Menschen".

braucht, um die gesunde Entwicklung der nationalen Kunst ihren höchsten Interessen gemäß zu sichern.

Übrigens war dies nicht etwa die erste That der Regierung im Interesse der monumentalen Kunst Ungarns. Das Verdienst der Anbahnung gebührt dem gewesenen Minister für Cultus und Unterricht August Trefort, dem begeisterten Kunstfreunde, der unter anderem die Erlaubniß Seiner Majestät als obersten Patronatsherrn erwirkte, daß er von dem staatlich verwalteten Religionsfonds alljährlich eine gewisse Summe zur Hebung der kirchlichen Kunst verwenden dürfe. Auf Kosten dieses Fonds wurden, nach Maßgabe des Bedürfnisses, Altarbilder höheren Ranges bestellt und versuchsweise auch ansehnliche Preise für Altarbilder, bei öffentlichem Wettbewerb, ausgeschrieben. Dieser Versuch dauerte zwar nicht lange genug, um zu augenfälligen Erfolgen zu führen, allein er wurde insofern nützlich, als er einige dazu geeignete Talente zu merklichem Aufschwung veranlaßte und den Kirchen kleinerer Provinzstädte, ja Dörfer zu Altarbildern verhalf, deren höhere Richtung und tüchtigere Ausführung auch den Kunstkenner überraschen mag. So hat sich Ignaz Roskovics durch sein Gemälde: „Die Herabkunft des heiligen Geistes" als kirchlicher Maler von entschiedenem Beruf erwiesen.

Auch im Rahmen der Budapester Meisterschule für Malerei sind einige der besseren Schüler ihres Directors Julius Benczúr (Julius Stetka, Julius Kardos und Andere) mit so manchem ernsten biblischen und kirchlichen Gemälde vor die Öffentlichkeit getreten, allein ohne daß die Pflege dieser Richtung dem directen Einfluße der naturgemäß interessirten Kreise zuzuschreiben wäre. Außerhalb dieser Schule ist es ferner Franz Paczka, der im Verfolg der Neigungen seiner Jugend auch in der kirchlichen Malerei schöne Ergebnisse aufzuweisen hat („Der verlorne Sohn" und Anderes). Unter den älteren sind Michael Kovács, Josef Molnár, Georg Vastagh und der seit langer Zeit in Rom ansäßige Maler-Veteran Franz Soldatics die hervorragenderen.

Um die Liste der ungarischen Maler, die einer höheren Richtung gehuldigt haben, zu vervollständigen, sei noch Eugen Gyárfás erwähnt, dessen großgedachter Versuch: „Bahrgericht" so schöne Hoffnungen für seine Zukunft erregt hat.

Die strenge und begeisterte Pflege der höheren Richtungen wirkt erfahrungsgemäß befruchtend auch auf die geringeren Kunstzweige. Man sieht dies dem größten Theile der ungarischen Genrebilder und Landschaften an, sowie der Bildnißmalerei, die neuerdings auch in Ungarn zu hoher Beliebtheit und Wichtigkeit gelangt ist. Zur eindringlicheren Pflege des Porträts führten, außer der Zunahme der künstlerisch geschulten einheimischen Kräfte, noch besonders die öffentlichen Anregungen durch Minister Trefort und das Beispiel des Auslandes, wo die geistvolleren Bildnißkünstler in hoher Achtung stehen, dann aber auch der Umstand, daß einige vortreffliche Spezialisten sich in Budapest nieder-

ließen, Julius Benczúr insbesondere, dessen hervorragendes Talent für das Porträt in seiner Mächtigkeit sozusagen erst hier zu Tage trat; ferner die ganze geistige Strömung der Zeit, in ihrem Bedürfniß, den menschlichen Charakter und dessen äußere Ausprägung in Schrift und Bild möglichst getreu herauszuarbeiten.

Und da sei denn der erste Zoll der Hochachtung dem Nestor der ungarischen Künstler, Nikolaus Barabás, dargebracht, der als Bildnißmaler seit mehr als einem halben Jahrhundert und noch jetzt als Greis von über 80 Jahren in hervorragender Weise thätig ist.

Victor Madarász: Ladislaus Hunyadi auf der Bahre.

Er ist der älteste, vertrauenswürdige Chronist der jungen ungarischen Kunst, der mit zähem Gemüth die Schwierigkeiten des Anfangs überwand und wiederholt mit glücklichem Takt eingriff, um die heimischen Kunstzustände in günstiger Richtung fortzugestalten. Auch der erste ungarische Kunstverein ist zum Theil sein Werk. Sein Hauptverdienst ist aber, daß man seinem fruchtbaren Stift und Pinsel eine beinahe vollzählige Reihe authentischer Bildnisse aller bemerkenswerthen Persönlichkeiten verdankt, die seit über 60 Jahren in der ungarischen Gesellschaft als Staatsmänner, Politiker und hochstrebende Patrioten, aber auch als Gelehrte, Dichter, Künstler auftauchten und zu einer auch die Nachwelt

berührenden Bedeutung gelangten. Barabás spielte hier dieselbe Rolle wie Kriehuber für Österreich. Wie dieser, so wußte auch Barabás die lithographische Kreide gewandt zu führen, ehe die Photographie kam und die Verewigung der Gesichtszüge fast ganz an sich riß. Viele hundert Blätter beträgt die Folge seiner Bildnisse, ein förmliches Magazin der neueren Culturgeschichte Ungarns, worin unter anderen die Jugendbildnisse Alexander Petöfi's und anderer Größen werthvolle Unica sind. Sein Leben ist noch unvollendet, doch läßt sich von ihm füglich sagen, daß hinsichtlich dieses allgemein giltigen Interesses seiner Werke keiner der trefflichen jüngeren ihm gleichkommt. Die Verdienste Nikolaus Barabás' sind denn auch längst vom ganzen Lande anerkannt, wenn auch in Hinsicht auf rein malerische Vollkommenheit seither von Verschiedenen überholt.

Freilich haben auch die Bahnbrecher ihre Bahnbrecher, wenigstens in der Bildnißmalerei; haben wir doch schon im XVIII. Jahrhundert zwei so hervorragende ungarische Porträtkünstler, wie die schon oben erwähnten Mányoky und Kupeczky, im Ausland wirken gesehen. Daß es noch andere solche Künstler gegeben haben mag, von deren ungarischer Zugehörigkeit nur nichts bekannt ist, dafür ist als Beispiel Karl Brocky anzuführen, der meistens in Italien und England lebte, so daß man daheim von seiner Thätigkeit fast nichts erfuhr, bis ihn sein Vaterland aus einigen trefflichen, letztwillig dem ungarischen Nationalmuseum vermachten Bildern als einen feinsinnigen und hochbegabten, den alten Meistern nachstrebenden Künstler schätzen lernte. Ihm dankt das Nationalmuseum unter anderem die Ölbildnisse des tapferen ungarischen Generals Georg Kmety (später als Ismail Pascha der heldenmüthige Vertheidiger von Kars) und des ungarischen Kriegsministers von 1848, Ladislaus Mészáros, beide in London gemalt.

Der neuere Aufschwung dieses Kunstzweiges machte sich besonders auf der Landes-Ausstellung im Jahre 1885 bemerklich, in deren Bilderhalle die Abtheilung der Porträts zu den glänzendsten gehörte. Diese erfreuliche Überraschung war, außer den daheim lebenden Wackeren, in erster Reihe dem Zusammentreffen dreier bedeutender ungarländischer Künstler zu verdanken: Julius Benczúr, Heinrich von Angeli und Leopold Horowitz. Auf jener Ausstellung prangte eine ganze Schaar interessanter Köpfe, unter denen uns aber noch jetzt der des gewesenen Ministerpräsidenten Koloman Tisza, eines der Meisterwerke Julius Benczúrs, am lebendigsten vorschwebt. In dem Jubiläumsbilde der ersten ungarischen Versicherungs-Gesellschaft anerkannten wir die Schaffenskraft, mit der der Meister nach alten Porträts und verblichenen Photographien der verstorbenen trefflichen Männer sozusagen den todten Stoff wieder lebendig zu machen und in einer Composition von großem Wurf lebhaft und charakteristisch in Beziehung zu setzen verstanden. In dem Porträt des gewesenen Ministerpräsidenten aber sehen wir mit unbedingter Bewunderung eine tiefe und geduldige Spürkraft, eine außerordentliche Feinheit der

Michael Munkacsy: Im Atelier.

durchdringenden Beobachtung, durch die es dem Künstler gelungen ist, das psychologische Problem so zu lösen, daß das Porträt dem Beschauer das Original nach dem Wesentlichen seines ganzen Wesens darlegt. Seitdem sind die trefflichen lebensgroßen Bildnisse der Grafen Ludwig Tisza, Julius Károlyi und Julius Andrássy entstanden. In allen diesen Schöpfungen, ja selbst in seinen Damenbildnissen ist der Meister seinem Grundsatz treu geblieben: Achtung vor der Wahrheit. Dem vornehmen Realismus seiner Kunst widerstrebt es, sich mit den Scheinerfordernissen einer aus der Mode gerathenen Kunst des „Idealisirens" abzufinden.

Auf weniger strengen künstlerischen Grundsätzen beruht die liebenswürdige und besonders durch eine elegante Leichtigkeit einschmeichelnde Porträtkunst des in Ödenburg geborenen Heinrich von Angeli. Auf der Landesausstellung sah man von ihm drei prächtige Damenbildnisse und in allen dreien erschien seine Kunst als der berufene Dolmetsch weiblicher Schönheit.

Der dritte bedeutende Bildnißmeister Ungarns ist Leopold Horowitz, der bisher gewöhnlich in Warschau lebte und sich dort allgemeiner Beliebtheit erfreute. Vor einigen Jahren noch wußten Wenige, daß er in Ungarn geboren sei, und er bekräftigte dies auch nicht in der Heimat, sondern auf der Wiener Weltausstellung 1873 in der ungarischen Kunstabtheilung, wo er einige Porträts ausstellte und dafür ausgezeichnet wurde. Auch auf der Landes-Ausstellung von 1885 war er sehr reich und würdig vertreten. Große Aufmerksamkeit erregte er, namentlich bei den Damen, durch sein zart empfundenes Genrebild eines Ehepaars, das mit einem Säugling tändelt. Den echten, großen Erfolg aber erntete er bei diesem Anlaß mit dem ganz hervorragenden lebensgroßen Bildniß der Fürstin Sapieha. Das interessante Antlitz, die fein gezeichnete majestätische Gestalt der betagten Dame blieben im Gedächtniß des Beschauers als Musterbild wahrer Vornehmheit haften, Kunstkenner und Kunstfreunde aber genossen überdies voll gerechter Bewunderung die überaus edle und geistvolle Technik dieses Werkes. Diese aufrichtige Würdigung brachte den Künstler wieder in nähere Berührung mit seinem Vaterland, wo er seither durch die Bildnisse Johann Aranys, Maurus Jókais, Franz Pulszkys, August Treforts und anderer Berühmtheiten den Ruhm seines Namens noch vermehrt hat.

Unter den in der Heimat lebenden Malern, die sich hauptsächlich mit Porträts befassen, ist gegenwärtig Georg Vastagh der gesuchteste. Die Steigerung der öffentlichen Aufmerksamkeit und der Anforderungen, die jetzt auch hierzulande an Porträts gestellt werden, hat auch auf seine Kunstübung erfrischend gewirkt. Seine in der Regel sorgfältig gearbeiteten Werke zeigen sein Talent spannkräftiger, die Ergebnisse seiner Leistung über das Niveau einer anständigen Befriedigung des Alltagsbedürfnisses hinausreichend, was auch als Beweis für die Heilsamkeit des edlen Wettstreits dienen mag. Unter seinen älteren

Werken ist namentlich das lebensgroße Bildniß der Erzherzogin Maria Dorothea hervorzuheben, in dem es ihm gelang, die ungesuchte Eleganz einer hochadeligen Vornehmheit mit dem Zauber der Jugend und Schönheit vereint zur Geltung zu bringen. Georg Vastagh ist besonders schätzbar in seinen Bildnissen von Halberwachsenen und Kindern. Dank der Meisterschule Benczúrs wächst übrigens die Zahl der guten Porträts von Ausstellung zu Ausstellung. Unter seinen Schülern hat sich darin namentlich Julius Stetka, unter anderem durch das wirklich schöne Porträt des Professors Wagner, bemerklich gemacht. Neuer sind Ludwig Burger, Cornel Spányik, Eduard Komlóssy und außerhalb der Schule Ignaz Roskovics, Eugen Jendrássik, Eduard Balló und Andere.

Natürlich haben auch mehrere der älteren Meister, besonders die schon als Historienmaler erwähnten, so manches Bildniß gemalt und dabei die Überlegenheit ihrer sicheren Auffassung und individuellen Begabung bewährt; es unterstützt dies die Ansicht Jener, welche auf eindringlichere Pflege des Porträts dringen und dieses die fruchtbare Gymnastik der Maler, sowie den Prüfstein ihrer Tüchtigkeit nennen, weil es ein Gebiet darstellt, auf dem der sittliche Ausdruck ohne stoffliche Wahrheit nicht zu erreichen ist.

In engeren Verhältnissen wiederholt sich in Ungarn dasselbe Schauspiel, welches das Ausland im Großen bietet.

Das Talent, die Einbildungskraft, die Beobachtungsgabe, die Weihe der Künstler, die Summe ihrer Bestrebungen wünscht sich nicht im Monumentalen, an den Aufgaben der heiligen und profanen Geschichte zu bethätigen, sondern strömt im breiten Bett des sogenannten Genrebildes dahin. Sie suchen das Wirkliche, das Lebendige, das sichtbar und greifbar Wahre und wollen es in ihrem Werk wahr und treu wiederspiegeln. Darum ist das Sittenbild bereits ein so ausgedehnter Kunstzweig, dessen Grenzen kaum noch zu bestimmen sind und der von dem Künstler so ungefähr verlangt, daß er auf jedem Gebiete des Schaffens heimisch sei.

Ihrem Stoffkreise nach ist die ungarische Sittenmalerei auf volksthümlicher Grundlage erwachsen, indem sie Leben und Treiben, Lust und Leid der bäuerlichen Bevölkerung, die bunten Scenen des Betyáren- und Zigeunerlebens charakterisirte. Damit beginnt auch jetzt jedes ländliche Talent, das sich am Ziehbrunnen oder an der Hobelbank von der Weihe der Kunst überkommen fühlt. Die Hauptfigur seiner gemalten Heldengedichte ist der einstige Schrecken der Puszta: der Betyár, wie er in der Csárda zecht, aufhaut oder mit seinem Täubchen schäkert und sich von den Zigeunern eins in das Ohr geigen läßt, während draußen die Panduren- oder Gendarmen-Patrouille naht, um die verzweifelte Unterhaltung in ein blutiges Drama zu verwandeln. Mit solchen Dingen begannen auch Jankó, Munkácsy und Andere. Später freilich, wenn ihnen die näheren und ferneren

Beziehungen des Lebens, der Umgebung aufgehen, dehnt sich ihr Gesichtskreis aus und sie unterscheiden immer neue, immer schönere der Gestaltung würdige Elemente des Malerischen und Charakteristischen; dieser Proceß hat denn auch nach und nach die naiveren und liebenswürdigeren, bald rührenden, bald heiteren Züge des Volkslebens zur Geltung gebracht. Wie anziehend gestaltet sich dieses bei der Feldarbeit des Volkes, in der Berührung mit der malerischen Thierwelt der Puszten, bei dem Glockengebimmel der Schafheerden, auf den Ebenen der Fata Morgana, bei der Tränke der Pferde- und Rinderheerden! Glücklich der Maler — da ihm weit mehr Zufälligkeiten zu Gebote stehen —, den seine zusammenfassenden Studien befähigen, auch diese in ihrer steten Abwechslung so interessante Thierwelt in den Rahmen seiner Gestaltungen einzubeziehen. So schufen früher, mit Erfolg, Lotz und Wagner, neuerdings Ladislaus Pataky und mit besonderem Glück Paul Vágó, der Dank seiner vielseitigen Ausbildung und einem richtigen Temperament den meisten Beruf für das Sittenbild rein magyarischen Schlages bekundet. Eine ausgezeichnete Leistung dieser Art ist sein „Streichquartett" (Wortspiel mit „Ziehquartett"), das mit unübertrefflicher Naturwahrheit einen vierspännigen Ochsenwagen darstellt, wie er von Ackerknechten begleitet langsam über die Puszta dahinzieht. Und welche herzerfreuende echt magyarische Kraft äußert sich in seinem Bilde: „Lustige Gesellschaft" mit diesen köstlich angeheiterten Zechkumpanen, die vom Gelage heimkehren, dichtgedrängt auf dem leichten Bauernwagen sitzend oder stehend, zur Musik eines armen Teufels von Zigeuner singend, jauchzend, von Staubwolken umhüllt, die der rasend schnelle Lauf von der Landstraße emporwirbelt. In jedem seiner Werke läßt er den Beschauer die Gluth oder das „schmackhafte" Gemüth seines Magyarenthums empfinden, selbst in seinen kleineren Zeichnungen, deren ja viele als leicht hervorgeflossene Illustrationen auch auf den Blättern dieses Werkes erschienen sind. Durch scharfe Beobachtung der Bauernwelt hat neuerdings Alexander Bihari allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Er ist ein hervorragender junger Künstler, der die ernsten Mittel der Wirkung, aber auch die Würze des echten Humors besitzt. Gleich mit seinem ersten größeren Werke: „Vor dem Richter" gewann er sich die Sympathie des Publikums, die Anerkennung der Kunstverständigen. Er zeigt uns da einen geschädigten Zigeuner-„Primas", wie er an der Spitze seiner Bande vor dem Dorfrichter die Trümmer seiner Fiedel vorweist, die der vor das Antlitz des Gesetzes citirte Bursche bei nächtlichem Zechgelage in wilder Trunklaune zertrümmert hat. Es ist eine ungezwungene Gestaltung, in der die Komik der Situation durch das Charakteristische der Auge in Auge gestellten Hauptfiguren mit außerordentlicher Wirkung zum Ausdruck gelangt.

Auch Michael Munkácsy hat bekanntlich mit einem ungarischen Genrebilde, den „Letzten Stunden eines Verurtheilten", begonnen. In der Gallerie des Nationalmuseums

befindet sich von ihm nur ein Genrebild aus jüngeren Jahren, „Die Rekruten", das an innerem Werth jenem wohl nicht nahekommt, aber doch einen Meisterzug psychologischer Malerei aufweist. Dies ist die episodische Figur eines buckligen Knirpses, abseits von den strammwüchsigen Rekruten; sein stechender Blick erzählt genau seinen ganzen Schmerz über das „Glück", daß er nicht Soldat werden wird. Munkácsy ist zwischen seinen größeren Schöpfungen gelegentlich gerne zu seinem Ausgangspunkt, dem Sittenbild, zurückgekehrt. Er liebt es, die in der Heimat gesammelten Motive zu bearbeiten, wie etwa im „Helden

Karl Brocky: Ruhende Psyche.

des Dorfes", den „Nachtschwärmern" und anderen vorzüglichen Bildern, auf Grund deren man aber doch nicht sagen kann, daß er ganz glücklich in der Darstellung des magyarischen Volkstypus gewesen sei. Seine Richtung und Manier ist begreiflicherweise von Vielen im Lande nachgeahmt worden, aber Niemand hat ihn erreicht, was wiederum keiner Erläuterung bedarf.

Selbständige treffliche Werke dieser Gattung hat der auch im Pariser Salon heimische Ludwig Ebner geliefert, der sich die von Pettenkofen sozusagen entdeckte Szolnoker Theißgegend zum Schauplatz seiner Studien aus dem Volksleben gewählt hat

(seine „Frohnleichnamsprocession" ist im II. Bande dieses Werkes wiedergegeben). Auf der Grundlage älterer Erfolge bestehen noch in Ehren Julius Aggházy (sein Bild: „Wäscherinnen" siehe im II. Bande) und Otto Baditz, der erst kürzlich aus dem Münchener Künstlerkreise wieder Heimgesiedelte, der in der Wahl seiner Stoffe mehr Erfindungsgabe zeigt und in einigen sehr geschickt durchgeführten Werken auch durch tiefere psychologische Auffassung zu interessiren weiß. („Engelmacher", „Verhör", „Am Pranger".) Géza Peske und Ladislaus Kimnach haben sich durch gemüthliche Scenen aus der dörflichen Kinderwelt, Ignaz Roskovics durch einige gelungene Typen von jungen Bauernweibern beliebt gemacht (zwei derselben: „Kleiner rother Apfel" und „Auf dem Melonenfeld" sind im unserem I., beziehungsweise II. Bande zu finden). Außer der Sorgfalt der malerischen Durchbildung legen sie — gleich Ludwig Karcsay und Emerich Révész — großes Gewicht auf den erzählenden, anekdotischen Inhalt, in dem jedoch empfindsame Züge seltener vorkommen.

Dem älteren Begriffskreise des volksthümlichen ungarischen Lebensbildes dient noch der Zigeuner als wichtige Ergänzung, mag er nun als Volksmusiker, Lehmziegelarbeiter, Nagelschmied oder Holzschnitzer in den Erdhütten am Dorfende hausen oder in größeren Karawanen das Land durchstrolchen, eine Schindmähre vor dem Karren, der seine Brut schleppt, bis er für die Nacht auf freiem Felde ein Stegreif-Lager aufschlägt, — immer stellt dieser fremde Volksstamm mit dem absonderlichen Typus, den halbnackten Jungen und den in bunte Lappen gehüllten verschmitzten Kartenaufschlägerinnen in seiner durchtriebenen Weise und seinem unendlichen Cynismus eine ganz besondere exotische Welt dar, die dem Maler an allen Ecken und Enden interessanten Stoff zu Studien bietet. Auch sind sie von den Künstlern gründlich ausgebeutet worden. Alt und Jung kehrt gelegentlich gern zu ihnen zurück, die in früherer Zeit einem Barabás, Johann Jankó, Paul Böhm, in neuerer einem Bihari, Kacziány und noch Anderen zu manchem gelungenen Bilde verholfen haben, ganz besonders freilich dem Johann Valentiny, der sie beständig, gleichsam fachmäßig verarbeitet.

Neuerdings beginnt die heimische Sittenmalerei sich auch dem Soldatenbilde zuzuwenden. Einige Maler haben schon am bosnischen Feldzuge theilgenommen, die Mehrzahl freilich nur ihr Freiwilligenjahr gemacht. Geschadet hat ihnen das nicht, vielmehr genützt, wie die von Jahr zu Jahr wachsende Zahl militärischer Scenen auf den Ausstellungen beweist. Meist sind diese hübschen Erinnerungen des Pinsels humoristisch geartet, wie bei Bihari, Cornel Herczl („Die Mollinarys haben nicht ihres Gleichen"), Heinrich Papp („Der 1. October") und Julius Basch. Ernsteren Stimmungen begegnet man bei Ladislaus Pataky, Ladislaus Kimnach, Anton Tahi, Emerich Gregus und Theodor Feledi.

Übrigens gewinnt das ungarische Genre immer mehr Mannigfaltigkeit. Im Kreise der socialen Gesichtspunkte entwickelt sich Tihamér Margittay, ein letztmodernes und gewiß nicht alltägliches Talent, das die tragikomischen Episoden des Salonlebens und einzelne bizarre Figuren desselben bald mit guter Laune charakterisirt, bald bis an die Übertreibung zuspitzt und sich damit ein großes dankbares Publikum erobert hat. („Der Unwiderstehliche", „Der Korb", „Die gute Partie", „Flitterwochen", „Scheiden wir uns" u. s. w.) Mit der Muße des Spottes arbeitet auch Eugen Kéméndy, doch wendet sich seine sanfte Satire nicht gegen unser Fin de siècle, sondern gegen die Lächerlichkeit der Mode am Ende des vorigen Jahrhunderts; mit den bunten Unglaublichkeiten derselben, die er aufs feinste und mit bester Laune auszuführen weiß, hat er sich besonders im Ausland eine recht geschätzte Specialität geschaffen. Die bürgerliche Classe unserer Zeit und mitunter auch unser Salonleben findet noch einen feinen Darsteller in Eugen Jendrássik und dem wackeren, in München lebenden Stephan Csók. Hier wären dann noch anzureihen: Ignaz Ujváry, Bartholomäus Karlovszky, Arthur Halmi, Theodor Zemplényi, Karl Ferenczy, Béla Grünwald, Philipp László, Anton Neogrády, Josef Rippl-Rónai, Simon Hollósy, Friedrich Strobencz, Akusius Tolnai, Anton Szirmai, Koloman Déri und der gewesene Architekt Robert Nadler, dessen vielseitiges Talent Architekturzeichnung, Landschaft und Genre gleichmäßig beherrscht.

Ein neues Element von modernstem Geiste bildet die anziehende und würdigende Darstellung der Fabriks- und Handarbeit, des Arbeiterlebens mit seinen mannigfaltigen Kämpfen, deren Kleinwelt von Glück und Unglück durch die findigeren Sittenmaler neuerdings mit Erfolg ausgebeutet wird. Einer der Ersten unter ihnen war Árpád Feszty, dessen Gemälde: „Grubenunglück" auf der 1885er Ausstellung mit vollem Recht Aufmerksamkeit erregt hat. Es ist das Werk eines empfänglichen Gemüths und denkenden Geistes, der ohne Pathos, aber dennoch mit poetischem Ausdruck und ergreifender Wahrheit das traurige Ereigniß erzählt. Der Beginner dieser neuen Richtung war, wenn wir uns recht erinnern, der treffliche, jetzt in London lebende Ludwig Bruck mit einem großen und wirksamen Bilde: „Eisengießer", dessen interessantes Motiv er sich aus der Altofener Schiffswerfte geholt hat. Seinem Beispiel folgten Andere, so namentlich sein jüngerer Bruder Max Bruck, Anton Tahi und Demeter Skutezky. Letzterer lebte viele Jahre, mit Aufträgen überhäuft, in Venedig und errang schöne Erfolge; jetzt ist er daheim und bewährt seine aus Italien geholte farbenbunte Manier an heimischen Motiven, insbesondere an interessant charakterisirten und effectfrischen Augenblicksbildern aus dem Leben der oberungarischen Slovaken. Unter denen, die sich dem eingehenden Studium der in Ungarn wohnenden Nationalitäten widmen, ragt der in Werschetz geborene Paul Ivanowits hervor, ein ausgezeichneter Maler, den der Zug der Stammverwandtschaft

dazu geführt hat, sein vornehmes Talent und kraftvolles Können der künstlerischen Darstellung des südslavischen Volksthums zu widmen. Das Meiste, was dieser heißblütige Künstler schafft, geht sofort nach dem Ausland, besonders nach England, doch lebt in der Budapester Ausstellung die Erinnerung an manches seiner Werke, z. B. „Die Blutrache", welche durch das Packende des Stoffes und eine meisterhafte Ausführung große Wirkung gemacht hat.

Die das magyarische Volk selbst behandelnde, aus vaterländischen Quellen schöpfende Kunst ist wohl auch noch lückenhaft, aber sie ist mit ihrem exotischen Grundcharakter bereits vorhanden und greift um sich. Die großen Entfernungen sind heute keine Hindernisse mehr. Die jüngeren Künstler gehen tüchtig vorgebildet in die weite Welt, um, wie Paczka, Franz Eisenhut, Robert Nadler und Julius Tornai, unter dem heißen Himmel des heiligen Landes und Egyptens, an den Küsten Algeriens und Marokko's ernste Studien zu machen und gelungene Werke heimzubringen, die den besten Leistungen des Auslandes gleichkommen. In ihre Fußstapfen aber tritt eine noch jüngere Schar voll starken Willens, Arbeitslust und Begeisterung, ruhmbegierig und selbstvertrauend, um dereinst die Kränze des zwanzigsten Jahrhunderts zu gewinnen. —

Wir gelangen nun zur Landschaft, der das XIX. Jahrhundert die Verjüngung seiner Malerei verdankt. Den tapferen Bahnbrechern der modernen Landschaft macht heute Niemand mehr jenes große Verdienst streitig. Sie haben den bis dahin herrschenden Classizismus, das heißt leeren Formalismus verdrängt und die Nothwendigkeit der Rückkehr zum eingehenderen Studium der Natur verkündet, indem sie die Wahrheit, das Licht in ihr altes Recht wiedereinsetzten. Ungarn hat, wie die ganze mitteleuropäische Kunst, nur die friedliche Erbschaft dieser großen Errungenschaft angetreten, und was von den leidenschaftlichen Parteikämpfen noch auf die heutigen Zustände einwirkt, ist nur ein heilsamer Sauerteig für die Fortentwicklung der Kunst.

Ungarn rühmt sich eines großen Landschaftsmalers. Das ist Karl Markó. Er war ursprünglich Ingenieur, allein das Leben unter freiem Himmel weckte seine große Empfänglichkeit für landschaftliche Schönheit und machte ihn bald zum Künstler. Die Verhältnisse in Ungarn lagen zu Anfang des Jahrhunderts so, daß, obgleich sich für ihn Förderer fanden, sein weiteres Studium und Leben reich an Kämpfen verfloß. Er ging nach Italien, wo er bis an seinen Tod (1860) ein überaus fruchtbares, erfolgreiches Dasein führte und auch hoch in Ehren stand. Seine höchst individuelle Kunst blieb jedoch von der damaligen französischen Bewegung ganz unbeeinflußt. Markó's Künstlerseele, die sich an der Schönheit der Umrisse und am Reichthum der malerischen Einzelheiten berauschte, fand ihr Ideal auf dem Boden und in der Pflanzenwelt des classischen Italien und in der Überlieferung Claude Lorrains. Mit der Gluth seines persönlichen Genius wußte er nämlich dem erstarrten

Karl Marko der Ältere: Marine.

Ideenkreise einer niedergehenden Kunst Leben einzuhauchen und schuf aus seinem Vorrathe der schönsten Detailstudien in mosaikartig zusammengesetzten Compositionen vom feinsten Geschmack wahrhaft paradiesische Landschaften. Noch heute genießen wir viele seiner Meisterwerke, in denen der starrere Linienreiz der antiken Ruinen und der malerischen Baukunst Italiens mit den weichen Massen eines üppigen Pflanzenwuchses und dem Spitzenrahmen des kletternden Epheus in so fein abgewogenem Gleichgewicht steht, während die biblische oder mythologische Staffage, die er mit liebevoller Sorgfalt durchbildet, sich voll feierlicher Anmuth in die Umgebung einer feenhaft blühenden Eden-Landschaft hineinschmiegt. Dennoch spricht heute aus seinen von Schönheit, Reiz, Seele erfüllten Bildern ein fremdartiger Geist zu uns und wir haben die Empfindung, als sei die Üppigkeit, die Farbe und das Licht, wovon seine Landschaften strahlen, nicht von dieser Welt. Wir sind freilich stolz auf die Eroberungen seiner Kunst, denn sein Ruhm war ein europäischer und fast jede ausländische Gallerie besitzt einige seiner Meisterbilder. Auch die Gallerie des Nationalmuseums zu Budapest hat bereits einen ganzen Saal voll Bilder aus seiner besten Zeit, sowie aus seinem Nachlaß.

Leider hat der hochberühmte und hochverdiente Meister keine irgend weit verzweigte Schule gegründet. Zwar erzog er auch seine Söhne zu Künstlern, die sich gleichfalls in Italien niederließen und Landschaften aus der Umgebung von Florenz, Pisa und Carrara malen, jedoch nicht im Geiste ihres Vaters, nur in der Manier seiner Manier. Sein begabtester und treuester Schüler aber, der jahrelang in Appeggi an seiner Seite lebte und den er als seinen ungarisch geborenen Günstling mit den Wohlthaten seiner Erfahrungen und Rathschläge überhäufte, Anton Ligeti, prägte den überkommenen Schätzen den Stempel seines selbständigeren Gemüths auf und brachte sie dann als Gold von eigenem Gepräge in Umlauf. Auch bei ihm entwickelte sich jener liebevolle Sinn für den Rhythmus der Zeichnung und für ein schönes Gleichgewicht der Massen; dieser Sinn wuchs sogar zur Hauptsache heran und fand reiche Befriedigung in späteren Naturstudien, deren Schauplätze Sizilien, die Cedernwälder des Libanon und die Palmenhaine des Nilufers waren. Von seiner großen Orientreise brachte er einen Schatz der herrlichsten Skizzen heim, dessen Reichthum er in einer langen Reihe großer exotischer Landschaften bis an sein Lebensende nicht erschöpfen konnte. Hierzu paßte so recht die strahlende Farbenscala der Markó'schen Palette, und Ligetis so warm gewöhntes Auge hatte später so manche Schwierigkeit zu überwinden, um den Localfarben und graueren Stimmungen der kühleren Heimat gerecht zu werden. Hier riß das Band zwischen seiner Eigenkunst und der fortgeschrittenen Weltkunst einigermaßen ab. Jene schien in ihrem mehr decorativen Wesen zu erstarren, während diese die Erscheinungen der Wirklichkeit in Farbe und Plastik bis in die letzten Schattirungen ergründet und darstellt. Der

Mangel dieser Berührung wird noch nicht fühlbar in seinen trefflichen Naturstudien aus früherer Zeit, von denen der Landesverein für bildende Kunst nach dem Tode des Künstlers (1890) im Künstlerhause eine Sonderausstellung veranstaltet hat. Es war ein erfreuliches Zeugniß für den gereiften Geschmack des Publikums, daß alle diese durch ihren absoluten Kunstwerth kostbaren Skizzen und Studien blattweise um hohen Preis angekauft wurden, wie schon einige Jahre früher bei gleichem Anlaß die hinterlassenen trefflichen Skizzen und Studien Géza Mészöly's.

Die übrigen ungarischen Landschafter suchen ihre Stoffe zumeist daheim und verarbeiten sie theils in sogenannten Veduten, deren Aufgabe es ist, die Gegend mit der Treue einer Abschrift wiederzugeben, theils in Stimmungslandschaften, welche in der empfänglichen Seele des Beschauers einen der als Modell dienenden Natur und der Grundstimmung der Jahreszeit entsprechenden Gemüthszustand hervorbringen sollen. Auf der ungarischen Ausstellung stehen die Motive aus den Karpathen, besonders der Tátra, und vom Plattensee im Vordergrund. Die heimische Gebirgswelt wird von Karl Telepy, Alexander Brodszky, Joseph Molnár und Anderen mit Glück dargestellt, hier und da freilich nicht mit jenem eingehenden Studium, den die eigenthümliche Großartigkeit der Hochgebirgswelt erfordert, und nicht mit jener scharfen und ausdauernden Beobachtung, welche sozusagen ein völlig befriedigendes Porträt von dem Wesen der „Localität" gibt. Ebensowenig haben die einheimischen Landschaften bisher die sanften Reize der Plattensee-gegend zu voller Geltung gebracht. Eine Ausnahme bildet der kürzlich verstorbene Géza Mészöly, dieser treffliche und magyarischeste Landschafter, dessen auch im Auslande anerkannter Künstlerruf mit der sprichwörtlichen Schönheit der „Balaton"-Gegend gleichsam in eins verschmolzen ist. In der That hat Niemand so lange und so wirksam dafür gearbeitet, den Zauber des „ungarischen Meeres" populär zu machen, als Mészöly, und zwar in großen, den Gesammteindruck wiedergebenden Gemälden, wie in kleineren, ungemein beliebt gewordenen Bildchen, welche die besonderen Einzelheiten der Ufer, seine versteckteren Winkelchen in dem ganzen idyllischen Reize der Weltabgeschiedenheit darstellen, und zwar mit einer Formvollendung, Farbenharmonie und dem Charakter der Gegend angeschmiegten Treue, dabei auch jederzeit mit dem persönlichen Gepräge des Künstlers, daß sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübten. Auch er studirte die Natur sorgfältig, hingebend und gewissenhaft, allein das Suchen bis zum Äußersten nach dem Wirklichen, nach der wörtlich genommenen Naturtreue hat in seinen Werken die intimere individuelle Ausdrucksweise der seelischen Erregung doch nicht erstickt, welche sogar — es soll nicht geleugnet werden — hier und da sich bis zur Manier verirrt. Da er jedoch zugleich ein moderner und ein idealistischer Künstler war, blieb er in der Manierirtheit nicht stecken und kehrte immer wieder zum Urquell der besten Eingebungen, zur Natur zurück.

Auf dem Gebiete der reinen Stimmungslandschaft tauchen andere Hauptgestalten auf. Einer ihrer hervorragendsten Vertreter ist Béla Spányi, der sich in einigen Bildern zu ansehnlicher Höhe der poetischen Auffassung und treffenden Farbenstimmung erhoben hat. Auch er steht in der ersten Reihe der Künstler von echt ungarischem Charakter und Streben. Liebevoll behandelt er die Natur des ungarischen Alföld. Er entnimmt seine Motive häufig den sumpfigen Niederungen an der Donau unterhalb Pest mit ihren Erlengehölzen, Störchen, Schafen, Kühen und wenigen Menschen. Auf den mit Moor und Rohr durchwachsenen Gewässern weiß er die tausend feinen Schattirungen eines trüben Himmels oft meisterlich wiederzuspiegeln und zaubert in unserer Seele mit ergreifender Wahrheit die träumerisch süße Stimmung hervor, deren Sclave Jeder bleibt, der einmal auf den breiten Horizonten der Puszta die farbenreichen Lufterscheinungen des Morgenroths oder des Abendglühens genossen. Unter seinen älteren Landschaften ist eine, die „Herbstsaat", die mit ihren düsteren Wolken, dem schwarzen, schier gen Himmel dampfenden Ackerboden und dem krächzenden Krähenschwarm eine echt melancholische Stimmung erzeugt. Selten fühlt sich sein Talent zu den höheren waldigen Lagen oder der eigenen Schönheitswelt der Felsgegenden hingezogen, aber es fehlt auch nicht an glücklichen Versuchen in dieser Richtung.

Den düsteren Charakter dieser höher gelegenen Waldgegend, insbesondere die träumerische Poesie des Waldinneren schildert mit großer Vorliebe Gustav Keleti und neuerdings Baron Ladislaus Mednyánszky, der allen Eingebungen seines fein organisirten Talents mit der Unabhängigkeit der Impressionisten die richtige Farbe und Form zu geben weiß. Seine nachdenklich geartete und überaus anregbare Seele forscht auf ungebahnten Pfaden nach den Geheimnissen des Schönen. Seine Schaffensfähigkeit ist eine periodische; er pflegt längere Zeit zu rasten und dann wieder mit seinem Überfluß zu überraschen, aber Alles, was er macht, ist selbständig erfunden und erforscht und trägt den Stempel der Ursprünglichkeit. Gegenwärtig weilt er in Paris, wo vor Jahren auch der farbenkräftige Ladislaus Pál seine Landschafterstudien gemacht hat. Er war ein vielversprechendes Talent, das auf Diaz' Spuren zu wandeln schien, aber er starb jung, ehe noch die an ihn geknüpften Erwartungen durch ein Werk von höherem Werthe gerechtfertigt waren. Auch Arthur Tölgyessy liebt als Landschafter besonders das Alföld. Wir erinnern uns an eine Puszta mit Luftspiegelung, die er in echtem Alföld-Glanz, in echter Alföld-Luft zu baden wußte. Einige seiner Mondaufgänge sind von träumerischer Poesie und weicher Stimmung. Aus der Muttererde und der ungarischen Seegegend schöpfen ferner Julius Aggházy und Johann Valentiny die Weihe ihrer Landschaften, letzterer auch jene mehr genremäßigen Bilder, deren Handlung sich unter freiem Himmel abspielt. Die exotische Landschaft hat neuerdings in Gustav Mannheimer einen Vertreter von kühnstem, bis zum Übermaß gehendem Colorismus gefunden.

Anton Ligeti: Flucht der heiligen Familie.

Als Architekturmaler ist Robert Nadler tüchtig; er hat erfolgreiche Mitbewerber in den trefflichen Künstlern Ludwig Rauscher, Theodor Dörre und Albert Schickedanz. Dieser Reihe dürfte sich wohl noch Leo Gyórók anschließen, der die hübsch gelegenen Städtchen der ungarischen Seeküste malt und daran eine eigene Richtung gefunden hat.

Einen engeren Kreis hat sich in Ungarn das Thierbild gemacht. Dies ist auffallend genug, weil doch vorauszusetzen wäre, daß die landwirthschaftliche Bedeutung Ungarns und der entwickelte Zustand jeder Art von Sport diesem Kunstzweige, den die Grundbesitzerclasse sonst überall liebevoll pflegt, auch hierzulande den Anstoß zur Fruchtbarkeit geben sollten. Vorderhand aber ist nur eine ältere Kraft mit Erfolg auf diesem Gebiete thätig: Béla Pállik, dessen treffliche Schafe namentlich zu allgemeiner Anerkennung gelangt sind. Unter den Jüngeren scheint Géza Vastagh eine schöne Zukunft zu haben; er studirt mit viel Vorliebe und Glück besonders die exotischen Raubthiere und das zahme Geflügel. Eine eigentliche, als besonderer Kunstzweig gepflegte Sportmalerei hat Ungarn nicht. Die Versuche einiger jüngeren Kräfte in dieser Richtung begegnen geringer Unterstützung.

Auch das Stillleben liegt brach. Wie im Nationalmuseum zu ersehen, standen seinerzeit die derartigen Werke Béla Schäffers auf europäischer Höhe und bis vor kurzem noch hatte diese Kunstgattung in Franz Ujházy einen berufenen Vertreter, sowie die Untergattung der Blumenmalerei in Franz Komlossy, der sich hauptsächlich den Rosen widmete. Die jüngeren Maler anderer Gebiete (Julius Kardos, Gisella Csányi und Andere) gehen nur ausnahmsweise an stilllebenartige Aufgaben.

Als ein Beweis, wie die Kunst sich einen immer größeren Raum erobert, mag noch erwähnt werden, daß neuerdings auch viele Damen sich den bildenden Künsten widmen und besonders die Malerei berufsmäßig lernen und ausüben. Zu ihrer fachmäßigen Ausbildung wurde unter staatlicher Aufsicht sogar ein besonderer, von trefflichen Lehrern geleiteter Lehrcurs eingerichtet, der seit dem vorigen Jahre als besondere Classe zur Landes-Musterzeichenschule gehört. Selbständig entwickelten sich schon früher die von den Ausstellungen her bekannten Genremalerinnen Gräfin Elise Nemes, Rosa Jókai und Ida Konek; tüchtige Bildnißmalerinnen sind, außer der in Berlin ansäßig gewordenen Vilma Parlaghi, Gisella Csányi, Elisabeth Vörös, Emma Tomasek, Minna Herczog, Gisella Csuzy und Andere. Ein frisches Talent zeigen unter Anderen Bertha Tarnóczy in der Landschaft und Helene Büttner im Thierstück.

Hand in Hand mit der Malerei schreiten auch die graphischen Künste vorwärts, vor Allem die Illustrations- und die Stecherkunst. Von den Leistungen einiger bedeutenden Maler (Michael Zichy, Julius Benczúr, Wagner und Liezen-Mayer) auf diesem Gebiete haben wir bereits gesprochen. Besonderer Erwähnung werth ist der

Géza Mészöly: Plattensee-Landschaft.

treffliche alte Johann Jankó, ein ungarischer Gavarni, der einst, wie so mancher seiner Genossen, beim ungarischen Genrebilde anfing, um dann durch die Verhältnisse und seine humoristische Begabung fast ausschließlich Illustrator zu werden. Seit etwa 30 Jahren beherrscht er dieses Feld und versorgt noch immer sämmtliche Witzblätter, alle komischen, humoristischen und satirischen Erzeugnisse der ungarischen Literatur mit jenen scharf charakterisirten, höchst urwüchsigen Caricaturen, die im ganzen Lande hoch geschätzt werden. Diese Federzeichnungen von charakteristischer Feinheit sind bereits ein Bedürfniß und Hausschatz der ungarischen Lesewelt geworden und haben ihrem Urheber eine große Beliebtheit eingetragen. So lange Jahre her und wohl auch jetzt noch steht er in diesem Kunstzweige fast ohne Nebenbuhler da. Den Illustrationen der ernsteren Richtung haben sich jüngere Kräfte gewidmet. Nennen wir unter diesen Paul Vágó, Árpád Feszty, Ignaz Roskovics, Julius Háry, Ladislaus Pataky, Ludwig Rauscher, Robert Nadler, Béla Spányi, Gustav Mannheimer, Johann und Emerich Greguss, Ladislaus Gyulai, Matthias Jantyik, Baron Ladislaus Mednyánszky, Béla Benczúr, Theodor Dörre, Ladislaus Kimnach, Karl Cserna, die, wie noch manche Andere, mit Geschick und zum Theil mit höherem Talent zur Charakteristik den Fortschritt der Graphik in Ungarn bekunden.

Ergänzend gesellen sich zu dieser Kunst die Stecher, ob nun die Grundlage der zur Vervielfältigung bestimmten Zeichnung eine Stahl-, Kupfer-, Holz- oder Steinplatte sei. Noch vor wenigen Jahrzehnten war dies hierzulande eine fremde Kunst. Heute hat auch sie schon ihr sicheres Asyl, ja ihre Pflanzschule, nämlich eine staatliche Lehranstalt zu Budapest, die in den Rahmen der königlich ungarischen Kunstgewerbeschule eingefügt ist; hier werden die beiden Hauptzweige der vervielfältigenden Kunst: Kupferstich und Holzschnitt systematisch und mit befriedigendem Erfolge gelehrt. Eugen Doby und Gustav Morelli sind die Professoren, beider Name hat einen guten Klang, auch im Ausland, auf dessen internationalen Ausstellungen ihren Werken ungetheilte Anerkennung und verschiedene Auszeichnungen zutheil geworden sind. Doby hat seine bedeutenderen Kupferstiche theils im Auftrage des königlichen Oberstthofmeisteramtes, theils in dem des ungarischen Landesvereines für bildende Kunst ausgeführt (die Krönung Seiner Majestät, nach Engerths Gemälde; Reiterporträt Laudons, nach L' Allemand; Bildniß Seiner Majestät, nach Moriz Than u. s. w.). Unter Morellis Leitung steht auch jene eigene Werkstätte, aus der, ausschließlich von der Hand ungarischer Holzschneider, sämmtliche Illustrationen der ungarischen Bände der „Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Wort und Bild" hervorgehen. Doch können die einheimischen Anstalten und Unternehmungen noch nicht allen vervielfältigenden Künstlern ausreichende Beschäftigung bieten, so daß mehrere in hervorragenden Kunstanstalten des Auslandes ihr Können verwerthen. Treffliche Kupferstecher

von ungarischer Herkunft sind Ludwig Michalek in Wien und Gabriel Kádár in Paris, desgleichen einer der Jüngsten in diesem wenig gepflegten Kunstzweige: Karl Straßgürtl in Berlin.

Nach alledem ist dennoch unter den drei Hauptzweigen der bildenden Künste die Plastik diejenige, die sich, Dank dem Zusammentreffen und längeren Fortbestehen zahlreicher günstiger Bedingungen, am glücklichsten entwickelt hat. Der Aufschwung des öffentlichen Geistes, das materielle Gedeihen der Gesellschaft und ihre nachgerade zur Entwicklung gelangte Kunstempfindung, endlich die Unterstützung durch den Staat, — dies sind die Bedingungen, an welche sich die reichere Entfaltung der Plastik, als selbständige Kunst, knüpfte. Es sind dieselben Kräfte, deren Zusammenwirken die Plastik im Alterthum und während der Renaissance auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erhob, und das Fehlen der einen oder anderen oder zeitweilig auch aller dieser Bedingungen ist zugleich die Erklärung, warum diese Kunst, wenn sie gleich die verflossenen Jahrhunderte hindurch in Ungarn nicht gänzlich brach lag, dennoch gar wenig Denkmäler der Vergangenheit auf unsere Tage gelangen ließ, wie denn überhaupt das Land bis auf die neueste Zeit überaus arm an hervorragenden plastischen Begabungen war. Als dann die nationale Plastik eben zu keimen begann, wurde ihr Nährboden selbst durch die nämlichen Verhältnisse ins Wanken gebracht, welche dem Aufblühen der Schwesterkünste so hinderlich wurden. An Anfängen, die auf der Höhe ihrer Zeit standen, und an Bestrebungen, die zu schätzbaren Versuchen führten, hatte es übrigens auch in alter Zeit nicht gefehlt. Ihre Spuren sind auf so manchem Blatte der geschriebenen Landesgeschichte zu finden. Da ist, in den ersten Jahrhunderten nach Annahme des Christenthums, von dem mehr oder weniger reichen plastischen Schmuck dieser und jener Kirche die Rede, so beispielsweise von der Pracht jenes Graner Domes, den gegen Ende des XII. Jahrhunderts Erzbischof Hiob neu erbauen ließ, von dessen Statuenschmuck jedoch leider nichts auf uns gekommen ist, als was wir aus weit späterer Schilderung in Wort und Bild erfahren. Aus dieser Zeit und von der Art und Weise ihrer plastischen Kunst sind gerade nur noch einige Proben erhalten geblieben, nämlich die Reliefs in den Domkirchen zu Karlsburg (Siebenbürgen) und Fünfkirchen. Die letzteren, die in der Wand des zur Unterkirche führenden Ganges angebracht sind, behandeln Scenen aus der Geschichte des Simson und Herodes, allerdings mit recht primitiver Kunst als lose zusammenhängende Reihe von Figuren und Gruppen in halber Lebensgröße. Weitaus bedeutender, und auch jünger, ist der reiche Statuenschmuck der Abteikirche zu Ják, deren wir, als einer der schönsten Schöpfungen des romanischen Kirchenbaues, bereits gedacht haben.

Die recht zahlreichen gothischen Kirchen im Lande zeigen — nach der Behauptung eines vaterländischen Kunsthistorikers — größtentheils schon das Gepräge des sinkenden

Stils, Kleinlichkeit und unvollendeter Zustand sind ihre bezeichnenden Züge. So ist denn auch die an sie gewendete Bildhauerarbeit geringerer Art, sie beschränkt sich meist auf die ornamentalen Figuren an den hervorspringenden Consolen, Kragsteinen und Schlußsteinen, sowie auf die im Laubornament angebrachten Köpfe und Gesichter. Die besten Arbeiten dieser Art finden sich in der Benedictinerkirche zu Ödenburg, in Neudorf (Igló) und einigen anderen Städten der Zips, ferner im Dome zu Agram. Hier und da sind auch die Giebelmauern und Bogenfelder der Thore mit Reliefs geschmückt. In dieser Hinsicht steht der Dom zu Kaschau voran, insbesondere dessen nördliches Portal, wo in spitzbogigen Feldern vertheilt eine ganze Reihe lebendig behandelter, wenngleich etwas mangelhaft ausgeführter Reliefdarstellungen aus der Legende der heiligen Elisabeth und der Passionsgeschichte zu sehen ist.

Gegen Ende des XIV. Jahrhunderts fand auch schon die selbständige Plastik ihre Männer, ja es gab im Lande sogar berühmte Kunsterzgießer. Solche waren die Meister Martin und Georg, Söhne des Klausenburger Malers Niklas, welche die Bildsäulen der drei aus Árpáds Stamme entsprossenen Nationalheiligen Stefan, Emerich und Ladislaus, sowie das in Großwardein errichtete Reiterstandbild des letzteren in Erz gegossen haben. Diese Werke sind sämmtlich untergegangen. Wohl aber steht noch jetzt auf dem Domplatze zu Prag die eherne Reiterstatue Sanct Georgs, die trotz ihrer Mängel ein ganz hervorragendes Werk jener Zeit ist und sich in einer alten Inschrift als Werk der beiden Klausenburger Meister bekundet.

Einen lebhafteren Aufschwung nahm die Sache der Kunst, besonders der Plastik, im XV. Jahrhundert unter König Matthias' Regierung; ihn knüpften persönliche Sympathien und auch verwandtschaftliche Bande an Italien, und mit mehreren dortigen Höfen, welche sich der Förderung von Kunst und Literatur befleißigten, sowie mit einzelnen bedeutenden Männern jenes Landes blieb er zeitlebens in regem Verkehr. In der Reihe der Künstler, die er nach Ungarn berief, wird Benedetto da Majano erwähnt. Auch Verocchio wurde von ihm wiederholt beschäftigt. Diesem Künstler werden neuerdings die im Berliner Museum befindlichen medaillonförmigen Jugendbildnisse des Matthias und der Beatrix zugeschrieben, während die im Wiener k. und k. kunsthistorischen Hofmuseum bewahrten, in weißem Marmor gearbeiteten Reliefporträts des königlichen Paares von einem unbekannten Künstler stammen. Aus gleichzeitigen Aufzeichnungen ist bekannt, daß Verocchio für Matthias auch Bronzebüsten des Darius und Alexanders des Großen, sowie einen Brunnen ausgeführt hat. Ein anderer marmorner Brunnen sei das Werk Andrea da Fiesoles gewesen. Von italienischen Künstlern gefertigt waren vermuthlich auch die ehernen Statuen und Reliefs, die in bedeutender Anzahl die Thore und Höfe der Königspaläste zu Ofen und Visegrád schmückten; dagegen mögen die Denkmäler des Hauses

Hunyadi, nämlich die Standbilder, welche Johann, Ladislaus und Matthias in voller Rüstung darstellten, doch eher Arbeiten von vaterländischer Künstlerhand gewesen sein. Für Vermuthungen ist hier ein weites Feld offen, denn die Kunstdenkmäler dieser kurzen Glanzperiode der Nation sind bekanntlich unter der Türkenherrschaft sammt und sonders zugrundegegangen. Hingegen kann darüber kein Zweifel bestehen, daß die gothischen Kirchen Oberungarns ihre mitunter ziemlich reiche innere Ausschmückung dem Künstlergeiste Deutschlands, ja in einzelnen Fällen sogar der directen Mitwirkung namentlich erwähnter deutscher Meister verdanken. So werden der durch interessante Construction und reichen Statuenschmuck hervorragende Hauptaltar des Kaschauer Domes, die zwölf Altäre der Kirche zu Bartfeld und der 60 Fuß hohe großartige Altar der Leutschauer Kirche, wo auch die Altarflügel durch dramatisch belebte Reliefdarstellungen ausgefüllt sind, nebst den sechs Seitenaltären dieser Kirche der Werkstatt des Veit Stoß zugeschrieben. Der Einfluß dieser Werke ist mehr oder weniger auch an anderen größeren Flügelaltären Oberungarns wahrnehmbar, insbesondere an denen von Kirchdrauf, Georgenberg, Klein-Zeben und Siebenlinden. Die Holzplastik verbreitete sich auch in den anderen Theilen des Landes, doch sind ihre erhaltenen Denkmäler von geringerem Kunstwerth. Besonders interessant ist unter diesen ein Relief zu Neusohl, welches auch das mittelalterliche Bild dieser Stadt verewigt; es ist in die Außenwand der dortigen Hauptkirche eingefügt, reich an naiven Motiven und jetzt durch Bischof Ipolyi glücklich restaurirt.

Einige Unterstützung erwuchs der einheimischen Plastik auch noch durch jene geistlichen und weltlichen Magnaten, zu deren Luxus es gehörte, die Pietät gegen die Vorfahren zu künstlerischem Ausdruck zu bringen. Von Bischöfen und Äbten der vergangenen Jahrhunderte, von so manchem weltlichen Großen, der in der Geschichte seine Rolle gespielt, haben sich ansehnliche Sarkophage oder Grabplatten mit plastischen Bildnissen erhalten, namentlich in entlegeneren Städten und Kirchen, die von den Unbilden des Krieges mehr oder weniger verschont geblieben sind. Freilich, die uralte Beisetzungsstätte der ungarischen Könige, in der Gruft der Hauptkirche zu Stuhlweißenburg, ist durch die deutschen Scharen des Thronprätendenten Maximilian verheert und ihr Inhalt vernichtet worden; desgleichen sind in der Kirche zu Karlsburg die plastisch geschmückten Steinsärge der Hunyaden durch Zeit und Barbarenhände so arg verstümmelt, daß die Bildnißmäßigkeit der Gestalten kaum mehr festzustellen ist. An den Seitenflächen des Sarges, in welchem Johann Hunyadi ruht, sind auch Reliefs von ungarisch-türkischen Kriegsscenen zu sehen, lebendige Compositionen, doch von mittelmäßig begabter Hand. Dagegen ist ebenda die auf dem Sarge ruhende Gestalt des Grafen Georg Zápolya von mehr individuellem Gepräge und muß auch wegen der gediegeneren Arbeit als hervorragenderes Werk bezeichnet werden. Unter den als Relief behandelten Grabdeckeln findet

sich ferner das treffliche Denkmal des Prälaten Georg Schomberg vom Jahre 1470 in der St. Martinskirche zu Preßburg; noch großartiger jedoch sind ebenda die Denkmäler der Anna Erdödy und eines Herrn Kögl, auf denen mehrere Mitglieder der Familien Erdödy und Illésházy in porträtmäßiger Behandlung und knieender Stellung erscheinen. Schließlich seien, in Gran, die Grabmäler der Erzbischöfe Dionys Szécby (1465) und Johann Vitéz (1472) erwähnt.

Kurz darauf beginnt jene traurige, fast drei Jahrhunderte umfassende Periode, deren fortwährende Kriegsstürme es verschuldeten, daß sich von ungarischem Kunstleben thatsächlich kaum ein erwähnenswerthes Moment vorfindet. Als nach der Rückeroberung Ofens, und namentlich zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, Ofen und Pest ihre langsame Wiedergeburt begannen, da boten einige öffentliche Gebäude auch der Plastik wieder die erste Gelegenheit sich zu rühren. Die Bildnerei des Barockstils ist in der Hauptstadt durch einige Statuen vertreten, welche die Façaden der Karlskaserne und des auch architektonisch einfacher gehaltenen sogenannten Zeughauses in der Festung zu schmücken haben. Diese mythologisch-allegorischen Figuren, von denen schon in dem Aufsatz: „Die Architektur in Budapest“ die Rede war, sind verspätete und dabei im Vergleich zu der großartigen decorativen Plastik, die das XVII. Jahrhundert in den westlichen Ländern hervorgerufen, nur bescheidene Arbeiten, bringen jedoch bei aller Anspruchslosigkeit im Ganzen und Großen doch den Charakter der Barockkunst zu sprechendem Ausdruck. Übrigens ist, was Plastik betrifft, auch die ganze Barockzeit fast spurlos über das Land hinweggegangen. Das ist schlechthin einzugestehen, will man nicht etwa den fragwürdigen mythologischen Figuren, welche im Umkreise etlicher Adelsschlösser als Gartenschmuck aufgestellt sind, oder einer gelegentlich auftauchenden kümmerlichen Mariensäule, oder den nach der letzten Pestepidemie mit löblichem Eifer, jedoch leider mit wenig Kunst errichteten Votivdenkmälern, denen man auch in der Ofner Festung und auf den Hauptplätzen mancher Provinzstädte begegnet, eine unverdiente Wichtigkeit beimessen.

Selbst noch zu Anfang des XIX. Jahrhunderts tritt die Plastik ganz schüchtern und mit den allerbescheidensten Versuchen hervor. Damals wurde hier die classische Bauweise heimisch, welche bei dem Wiederaufbau von Pest und Ofen etwa fünfzig Jahre lang eine große Rolle spielen sollte und gerne mythologische oder allegorische Figuren als Zierwerk verwendete. Dadurch öffnete sich der Plastik ein ziemlich weites Feld, doch kommen die zu solchem Behuf entstandenen Werke, die Giebelgruppe des Nationalmuseums mit inbegriffen, künstlerisch kaum in Betracht.

In den Dreißiger- und Vierziger-Jahren erfolgte der große Umschwung des öffentlichen Geistes in Ungarn. Auf den Gebieten der ungarischen Cultur, Politik und Literatur entbrannte eine fieberhafte Thätigkeit, ein begeisterter Wetteifer. Bei so gehobener

Stimmung der Gesammtheit konnte es wohl geschehen, daß die Gesellschaft auch in künstlerischer Hinsicht eine große Enttäuschung erlebte. Man glaubte in einem jungen ungarischen Bildhauer, Stephan Ferenczy, ein bedeutendes Talent entdeckt zu haben, und die Unterstützung einzelner Kunstfreunde ermöglichte ihm mehrjährige Studien in

Nikolaus Izsó: Der betrübte Schafhirt.

Rom bei Canova, später bei Thorwaldsen; heimgekehrt jedoch wagte er sich, durch die allgemeine Begeisterung emporgetragen, an größere Unternehmungen, denen seine in bescheidenerer Sphäre immerhin ausreichende Begabung nicht gewachsen war. Auf Anregung des Pester Comitats wurden ihm Entwurf und Durchführung eines großartigen Denkmals aufgetragen, das dem König Matthias Hunyadi auf öffentliche Kosten

errichtet werden sollte. Jahrelang brütete Stefan Ferenczy über dieser großen Aufgabe und erschöpfte sich in vergeblichen Experimenten; schließlich verlor das Publikum die Geduld und er selbst zog sich verbittert zurück. Sein jüngerer und in manchem Betracht glücklicherer Zeitgenosse war Josef Engel, der, von seinen Eltern ursprünglich zu einer ganz anderen Laufbahn bestimmt, es unter schweren Kämpfen durchsetzte, die künstlerischen Fachstudien an der Wiener Akademie beginnen und einige Jahre mit Auszeichnung fortsetzen zu dürfen. Später hielt er sich längere Zeit als Bildhauergehilfe in Paris und London auf, wo er durch kleinere selbständige Entwürfe und Arbeiten selbst die Aufmerksamkeit der vornehmen Kreise auf sich zog. Der Protection der Königin Victoria verdankte er es, daß er 1846 nach Rom gehen und seinen Entwurf einer Amazonenschlacht als lebensgroße Marmorgruppe ausführen konnte. Eine Reihe von Jahren hindurch war er dort besonders für die vornehme englische Gesellschaft thätig, deren Wünsche er durch gelungene Büsten und anmuthige Figürchen befriedigte. Die Hauptstärke Engels lag in der genrehaften Gestaltung weiblicher Figuren aus dem mythologischen Stoffkreise. Die sanfte Grazie derselben verleiht seinen Werken eine nicht gewöhnliche Anziehungskraft. Solcher Art sind zwei Varianten der Diana, „Vor der Jagd“ und „Nach der Jagd“, besonders aber eine Statue „Eva“, die wegen ihres Formenreizes und der zarten Durchführung als hervorragendes Werk anerkannt ist. Die Lösung monumentaler Aufgaben von kernhaftem Wesen und größerem Wurf brachte ihm weniger Lorbeeren. Als im Jahre 1866 eine Preisbewerbung um das Széchenyi-Denkmal ausgeschrieben wurde, gewann er den ersten Preis und wurde später auch mit der Ausführung betraut. Das umfangreiche Monumentalwerk besteht außer der stehenden Hauptfigur aus vier an den Ecken des Sockels sitzenden Gestalten heidnischer Gottheiten; es wurde in Fernkorns Werkstätte zu Wien gegossen und im Jahre 1880 am Donau-Ufer zu Budapest vor der Hauptfaçade des Akademiepalastes aufgestellt. Volksthümlich jedoch ist dieses aus patriotischen Beiträgen des ganzen Landes errichtete erste ungarische Denkmal nicht geworden, was sich durch die veraltete Art der künstlerischen Conception und die Starrheit der Figuren hinreichend erklärt.

Bei dieser ersten ungarischen Denkmalconcurrenz hatte auch Nikolaus Izsó Gelegenheit, seinen Beruf für die ernste Richtung zu bethätigen. Doch trug sein Modell, das eine stramme Eleganz magyarischen Schlages zeigte, nur den zweiten Preis davon. Wer hätte ihm auch damals ein größeres Werk anvertraut? Er war noch Anfänger und hatte bisher, ohne Gelegenheit zu größeren Schöpfungen, sein ungewöhnliches Talent blos an kleineren plastischen Gestaltungen aus dem magyarischen Volksleben bewährt. Sein „betrübter Schafhirt“ ist eine so gesunde, poetische und durchaus ursprüngliche Frucht magyarischer Inspiration, daß er in der Reihe der besten Versuche, die vaterländische Kunst in Schwung zu bringen, einen hervorragenden Platz verdient. Dieses kühne Beispiel und bahnbrechende

Adolf Huszár: Denkmal Franz Deáks.

Verdienst Izsós würde in der Geschichte der neuesten künstlerischen Bestrebungen Ungarns eine Spur hinterlassen, selbst wenn er nichts anderes geschaffen hätte. Aber er hat außerdem die treffliche Statue des Dichters Csokonai in Debreczin gebildet und die des Dichters Dugonics für Szegedin, und ihm sind auch die Modelle zu verdanken, auf deren Grundlage schließlich die Standbilder des Generals Bem und Alexander Petőfis endgiltig ausgearbeitet wurden. Die vortrefflichen Büsten mehrerer hervorragenden Persönlichkeiten und eine ganze Reihe kleinerer geistvoller Gruppen von volksthümlicher Urwüchsigkeit, die jedoch nur im Thonmodell erhalten sind, vervollständigen den Kreis seiner Werke. Im Entwicklungsgange Izsós stoßen wir auf eine erwähnenswerthe Thatsache, welche zugleich die ungarischen Kunstzustände in den ersten Sechziger-Jahren kennzeichnet; in Ermanglung eines anderen Mäcens thaten sich nämlich die am Wiener Polytechnikum studirenden ungarischen Jünglinge zusammen, um durch eine in ihrem Kreise eingeleitete Sammlung dem allgemein beliebten, aber gänzlich mittellosen jungen Bildhauer für mehrere Jahre das ununterbrochene Fachstudium unter Gassers Leitung zu ermöglichen. Die ungarische Kunst hat es unendlich schwer zu beklagen, daß dieser hochbegabte, begeisterte und überdies athletisch gebaute Mann, der in den Kämpfen von 1848 bis 1849 den Piken der Kosaken und manchem Kugelregen, wenn auch verwundet, Stand gehalten, später im kräftigsten Alter einer Lungenentzündung erliegen mußte. Er war damals den höheren Aufgaben seiner Kunst bereits nahe gerückt, hatte sich zur Höhe der Popularität emporgeschwungen und auch die Regierung begann seine Verdienste schon zu würdigen, indem sie ihn zum Professor seiner Kunst an der eben errichteten Kunstschule ernannte. Nur dreieinhalb Jahre sollte er das Amt des ersten ungarischen Professors der Bildhauerkunst bekleiden.

Sein Nachfolger auf diesem Lehrstuhle der Landes-Musterzeichenschule wurde ein jüngeres Talent, Adolf Huszár; ihm fiel auch die Ausführung von Izsós unvollendet hinterlassenen Entwürfen zu, den großen Bronzestatuen Bems und Petőfis. Allein auch er ist früh gestorben. Seine öffentliche Künstlerlaufbahn dauerte nur kurze Zeit, kaum zehn Jahre; doch war sie, im Verhältniß zur Beschränktheit des künstlerischen Lebens in Ungarn, glänzend und ungewöhnlich reich an äußeren Erfolgen. Huszár war ein Schüler Fernkorns, in dessen Werkstätte er, wie später im Wiener Atelier Baron Nikolaus Bay des Jüngeren mehrere Jahre als Gehilfe thätig war. Die Natur hatte ihn mit tüchtigen, aber nicht gerade hervorragenden Anlagen ausgestattet, und auch sein künstlerischer Ehrgeiz nahm erst späterhin, als ein Zusammentreffen günstiger Umstände ihn mächtig förderte, einen kühneren Aufschwung. Es war die Zeit, da die erwachte nationale Pietät und Opferfreudigkeit energisch darauf drang, das Andenken der großen Todten des Vaterlandes so bald als möglich durch die nationale Kunst geehrt und verewigt zu sehen. Nach dem großen Széchenyi sollte die Reihe an Eötvös, Deák, Petőfi, die „Arader Märtyrer" kommen.

Allein der Ehrenplatz eines Bildhauers der Nation war seit Izsós Tod erledigt. Durch diese Lücke schritt Huszár zur Höhe seiner Sendung hinan. Als er den Preis für das Eötvös-Denkmal gewann, war er mit einem Schlage eine Berühmtheit. Zwar befriedigte die Statue in der Ausführung nicht alle Erwartungen, durch die unmittelbar darauf folgende, weit besser gelungene Petöfi-Statue jedoch wußte er die öffentliche Meinung wieder für sich zu gewinnen. Er gestaltete sie nach einer in Izsós Nachlaß vorgefundenen kleinen Skizze in großem Maßstabe und sie ist daher fast ganz sein Werk zu nennen. Während dieser Arbeit

Alois Strobl: Sarkophag im Mausoleum Franz Deáks.

lief der Termin des ausgeschriebenen internationalen Wettbewerbes für ein Franz Deák-Denkmal ab. Das gleichfalls internationale Preisgericht, an dem sich die hervorragendsten Fachmänner des Auslandes betheiligten, erkannte den Preis einstimmig dem vielversprechenden, schönen Entwurfe Adolf Huszárs zu, worauf ihm auch die Ausführung dieses großen Monumentalwerkes übertragen wurde.

Jahrelang arbeitete er, unter dem Beistand des Denkmalausschusses, in einem großen Atelier, das eigens für dieses Werk im „Epreskert"-Garten errichtet war. Dort sollte er, erst in halber, dann in voller Naturgröße die einzelnen Figuren und allegorischen Gruppen des groß angelegten Denkmals ausarbeiten. Aber er konnte es nicht vollenden; ein unerwarteter, rascher Tod machte seinem vielbewegten Leben und Schaffen ein Ende. Die

halbfertigen Gruppen wurden durch seine Gehilfen fortgesetzt und fertiggestellt unter der Aufsicht des Professors der Bildhauerkunst Alois Strobl, der bei der Leitung der Arbeiten die Anordnungen des Meisters wörtlich befolgte und sich streng an Geist und Manier der Modelle hielt, — vielleicht sogar, wie der Enderfolg lehrt, allzu streng.

Eine jedenfalls glücklichere Lösung hat ein anderes, nicht minder groß angelegtes patriotisches Unternehmen gefunden, das der Tod Huszárs gleichfalls verwaist zurückgelassen hatte, nämlich das Denkmal der „Arader Märtyrer". Das Modell des verstorbenen Künstlers befand sich in nicht sehr vorgeschrittenem Stadium, war aber bereits vom Denkmalausschuß beurtheilt und angenommen; nun wurde es dem hochbegabten jungen Bildhauer Georg Zala übertragen, dem der Ausschuß dabei alle Freiheit ließ, die einzelnen Bestandtheile des Entwurfes nach seiner eigenen Auffassung durchzuführen. Diese Freiheit hat sich Zala auch genommen. Er hielt sich nur an die allgemeinen Gesichtspunkte des Originalentwurfes, arbeitete die einzelnen allegorischen Gruppen mit feinerem Formgefühl durch und gestaltete die Hauptfigur der bekränzten Hungaria völlig neu, indem er den nachgiebigen Stoff in edlerem Rhythmus, mit schärferer Charakteristik erklingen ließ; so hat diese jedenfalls weitgehende Umgestaltung, bei der übrigens das echt nationale Element nur wenig ins Spiel kommt, entschieden zu Gunsten des fertigen Denkmals ausgeschlagen.

Das Erzbild des Barons Josef Eötvös ist noch in Wien im alten k. k. Gußhause gegossen, aber schon aus Anlaß des Deák-Monuments errichtete eine ungarische Actiengesellschaft für Metallindustrie in Budapest eine eigene Kunsterzgießerei, aus welcher sämmtliche Metallbestandtheile dieses Denkmals in befriedigender Güte hervorgegangen sind. Und unter dem Einfluß des immer fruchtbareren Kunstlebens gründete alsbald auch die Wiener Firma Turbain eine Budapester Filiale, wo sie, ihrem alten Rufe gemäß, alle Statuen des Arader „Märtyrerdenkmals" bestens gegossen hat. So hat Budapest innerhalb kurzer Frist zwei Kunstanstalten gewonnen, wie sie in Ungarn seit der Renaissance nicht bestanden haben.

Adolf Huszár hatte soviel wie allein gestanden; er siegte bei jedem Wettbewerb und überhäufte sich mit allen den schönen und großen Aufgaben, welche die Gunst des Geschicks an ihn herantreten ließ. Und wie er, indem er das Erbe seines Vorgängers antrat, sich in die Höhe gerungen, so theilten sich nun, wie wir gesehen, in seine noch reichere Erbschaft zwei jüngere Talente, die von da an den Vordergrund behaupten: Alois Strobl und Georg Zala. Strobl ist ein trefflicher Schüler der Wiener Akademie, insbesondere Kaspar Zumbuschs; Zala hat sein schönes, schon daheim erwachtes Talent zuerst gleichfalls an der Wiener, dann an der Münchener Akademie weitergebildet. Beide haben sich durch gründliche Studien und persönliche Erfolge frühzeitig die Anerkennung ihrer künstlerischen Großjährigkeit erkämpft.

Alois Strobl hat schon viel Selbständiges geschaffen, darunter namentlich jenes größer angelegte, von edlem Feuer beseelte Werk, das er im Auftrage der Regierung für das auf öffentliche Kosten errichtete Deák-Mausoleum entwarf. Es ist dies ein schöner Sarkophag aus weißem Marmor, der die sterbliche Hülle des großen Patrioten auf dem

Georg Zala: Grabdenkmal.

Ruhebette hingestreckt in bildnißmäßiger Ähnlichkeit und von einem anmuthsvoll über ihn geneigten weiblichen Genius betrauert zeigt.

Georg Zala ist noch jünger als Strobl. Der Landesverein für bildende Kunst selber hatte ihn noch sozusagen auf Grund seiner akademischen Arbeiten dem Arader

Denkmalausschuß für die Vollendung des Denkmals der dreizehn „Märtyrer" empfohlen. Zeugnisse seiner ernsten Begabung waren dann besonders eine Statue: „Maria Magdalena", die im Künstlerhause und auf der Landesausstellung im Jahre 1885 Aufmerksamkeit erregte, sowie sein großes marmornes Grabdenkmal des Herzogs August von Coburg, das auch eine vorgeschrittene Technik bekundete. Das Vertrauen, das ihm zum Theil im vorhinein gezollt wurde, rechtfertigte er später durch den anerkannt großen Erfolg seines Arader Denkmals. Mit einer der Gruppen desselben, die er vorläufig ausstellte, gewann er den großen Jahrespreis des Vereines, für die andere wurde ihm die Trefort'sche Goldmedaille zutheil.

Es ist nicht leicht, die verschiedenartigen Kunstrichtungen dieser beiden hervorragenden Plastiker zu vergleichen und mit wenigen Worten zu charakterisiren. Beide streben nach realistischer Formenwahrheit und bekennen sich zur modernen plastischen Strömung, doch folgt Zala mehr der Auffassung und Überlieferung der französischen, Strobl mehr denen der deutschen Schule. Beide neigen zur Hervorhebung der malerischen Züge. Zalas Gestalten athmen eine leichtere Grazie und verrathen eine Vorliebe für decorative Wirkungen. Strobl ist in Conception und Composition entschiedener, folgerichtiger, seine Figuren treten dem Beschauer in größerer anatomischer Verläßlichkeit entgegen. Beide haben auch gute und treffende Büsten geliefert, beide an der Concurrenz für das Arany-Denkmal theilgenommen, dessen Ausführung dann Strobl zufiel. Desgleichen haben sie sich an dem Wettbewerb für das in der Hauptstadt aufzustellende Denkmal des Freiheitskrieges betheiligt, dessen Schicksal noch nicht endgiltig entschieden ist.

Seitdem das Geschick Ungarns eine neue Wendung genommen hat und die Nation kraft ihres Selbstverfügungsrechtes durch die Grundsteine ihres materiellen und geistigen Gedeihens selber den Grund zu einer noch sichereren Zukunft legt, können unter den Vertretern der jungen ungarischen Kunst namentlich die Bildhauer höherer Richtung schwerlich über Mangel an großen Aufgaben klagen.

Im Herbst 1890 wurde das Denkmal der „Arader Märtyrer" enthüllt. Auch das Honvéddenkmal in der Ofner Festung ist vollendet, desgleichen das Standbild Johann Aranys vor der Façade des Ungarischen Nationalmuseums. Bereits ist die Preisbewerbung um das Denkmal ausgeschrieben, das auf Beschluß der Gesetzgebung dem großen ungarischen Staatsmann Graf Julius Andrássy auf öffentliche Kosten errichtet werden soll. Sammlungen sind eingeleitet, um aus Hellergaben des patriotischen großen Publikums dem König Matthias in seiner Geburtsstadt Klausenburg ein Denkmal zu errichten, und auch für ein Denkmal des Dichters Koloman Tóth zu Baja sammeln sich die Scherflein. Im Jahre 1891 fiel die Hülle von dem bildnißmäßigen Marmordenkmal auf dem Grabe Nikolaus Izsós, gleich darauf wurde in Göncz das Denkmal Kaspar Károlis,

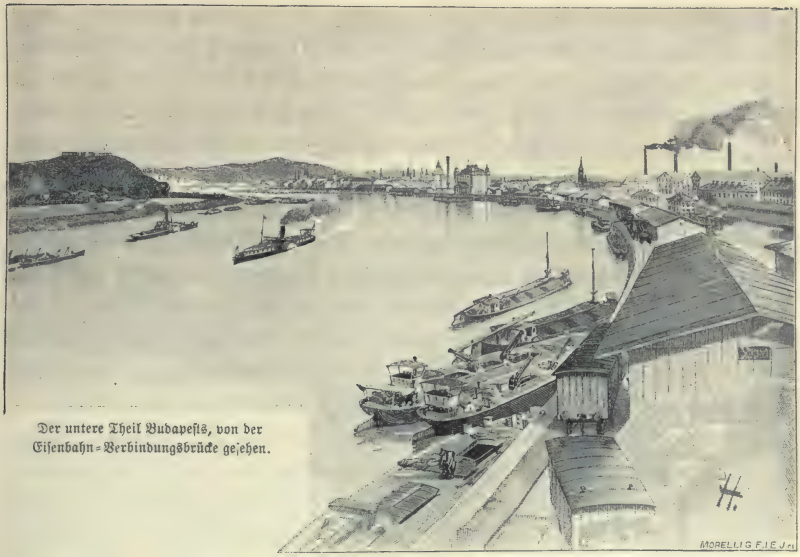
Die Kunsthalle des ungarischen Vereins für bildende Kunst zu Budapest.

des ersten ungarischen Bibelübersetzers enthüllt, und in jüngster Zeit folgte das Erzbild Karl Kisfaludys in Raab; diese drei wohlgelungenen Werke sind von Ludwig Mátrai modellirt und in einer Budapester Gußstätte gegossen. Auch Nikolaus Ybl soll ein, wenngleich schlichteres Denkmal erhalten, denn sein Künstlergeist hat die Landeshauptstadt durch monumentale Werke von bleibendem Werthe gehoben. Und August Trefort, der sich als Hüter und Förderer der nationalen Cultur unverwelkliche Verdienste erworben, dann Gabriel Baross der berühmte Entwickler des ungarischen Verkehrswesens, Baron Nikolaus Wesselényi und noch viele andere Größen Ungarns haben den gleichen Anspruch.

Dies ist einstweilen der Bestand an vollendeten oder in Vollendung begriffenen Denkmälern. An die Schöpfungen der Zukunft knüpfen sich große Hoffnungen, denn die jüngere Generation tritt auf den Jahresausstellungen und bei künstlerischen Wettbewerben in immer wachsender Zahl und mit immer bemerkenswertheren Werken auf.

Außer den schon erwähnten ungarischen Bildhauern haben sich noch früher einen guten Namen erworben: Georg Kiß („Der Samaritaner", „Der Genius" u. s. w.), Julius Donáth, Anton Loránfi („Christlicher Märtyrer", Huszárs Büste), Josef Róna, Julius Szász, Béla Brestyánszky, Karl Senyei, Anton Szécsi, Julius Bezerédy, Franz Vasadi; unter den Jüngeren wären noch zu nennen: Nikolaus Köllö, Franz Sarnowszky (Paris), Stefan Tóth, Georg Vastagh jun., Julius Jankovics und Julius Zsolnay.

Und wenn auch einige im Auslande lebende Größen ungarischer Herkunft nicht für die ungarische Kunst reclamirt werden sollen, — einer von ihnen, Victor Tilgner, erscheint bisweilen mit den Früchten seines großen, in ganz Europa geehrten Talentes als Gast auch auf ungarischen Ausstellungen — und wenn auch hier diejenigen nicht aufgezählt werden können, die blos durch die Geburt mit ihrem Vaterlande verknüpft sind, so ist doch in der dichten Schar der in der Heimat lebenden und in die Heimat zurückerwarteten ungarischen Bildhauer eine solche Summe von junger Kraft, tüchtigem Können und frischem Unternehmungsgeiste beisammen, daß selbst, wenn die Zahl der höheren plastischen Aufgaben, wie ja zu hoffen steht und sogar zu wünschen ist, sich noch vermehren sollte, ein Mangel an entsprechenden Kräften nicht mehr eintreten kann.



Der untere Theil Budapests, von der Eisenbahn-Verbindungsbrücke gesehen.

Industrie und Handel in Budapest.

Budapest ist auch im Hinblick auf Industrie, Handel und Verkehr der wirkliche Mittelpunkt des Landes.

Wer von Westen her auf der Donau nach der ungarischen Hauptstadt reist und sich vom Verdeck aus der Gegend in ihrer Mannigfaltigkeit erfreut, wird es alsbald inne, daß er sich einem bedeutenden Brennpunkt von Handel und Verkehr nähert. Schon von weitem fällt ihm die eigenthümlich graulichte Mischung der Luft auf, welche über den großen Städten und der Arbeit und Mühsal ihrer Hunderttausende zu lagern pflegt. Bei Rákos-Palota, Neupest und Altofen steigen bereits die hohen schlanken Fabriksschlote auf, die beiden Ufer sind zwei ununterbrochene, lange Reihen von industriellen Anlagen, bei der Altofner Insel und dem Neupester Hafen erscheinen Schiffswerften; es folgen Ausladeplätze voll mit Stößen von Lang- und Brennholz, Pflaster- und Bausteinen; Maschinenfabriken dunkeln heran, der hochgethürmte Bau der neuen Schraubenfabrik u. s. f.; und in die Nähe der Margaretheninsel gelangt, sieht

man dann das Bild der herrlich gelegenen Hauptstadt sich entfalten, vom Grau der Luft wie mit einem feinen Schleier umhüllt, in den die mächtigen Schlote der gegenüberliegenden Dampfmühlen hineinragen, während die Industrie-Anlagen längs der Ufer das Ohr mit dem Getöse ihrer emsigen Arbeit füllen. Besonders interessant ist der Anblick, wenn man ihn von jener Lichtung der Margaretheninsel aus genießt, welche die Hauptinsel mit der Haseninsel verbindet. Einerseits liegt Altofen, dem Charakter nach ganz Fabriksstadt, und umkränzt vom Dreihotterberg und der entfernteren Gruppe des Piliserberges; auf der anderen Seite aber trifft das Auge, indem es dem Lauf der Donau folgt, die eigentliche Hauptstadt, wie sie unvergleichlich schön hingebettet ruht. Wer jedoch von Süden her, vom Eisernen Thor oder Belgrad, nach der Hauptstadt kommt, den grüßen die Fabriken, die sich um die Ebene des Kelenföld und die Eisenbahn-Verbindungsbrücke her gruppiren, sowie die ununterbrochene Reihe gewerblicher Anlagen längs der Soroksárer Straße; er sieht die Eisenbahnzüge über die Verbindungsbrücke brausen und die Waggonreihen am Stromufer, im Lastenbahnhofe der königlich ungarischen Staatsbahnen, dann den fernhin auffälligen hauptstädtischen Elevator und die mit ihm zusammenhängenden Lagerhäuser, auch den Zollamtspalast und eine Fluth kommerziellen Lebens längs der Quais, und das Alles sagt ihm, daß die ungarische Hauptstadt nicht nur der politische Mittelpunkt des Landes, sondern auch das Centrum seines Verkehrs ist, daß sie einen imposanten Brennpunkt von Industrie, Fabrikation und Handel bildet, daß sie ebenso reich ist an Kraft, Arbeit, Fortschritt und Schaffensgeist als an Naturschönheiten. Den nämlichen Eindruck hat aber auch der Ankömmling auf der Eisenbahn, sei's auf den nördlichen oder Siebenbürger Linien, sei's von Fiume, Konstantinopel oder Bukarest her; in jeder Richtung wird man zuerst vom Gewühl der industriellen Thätigkeit begrüßt; da gibt es rauchende Fabriksanlagen, neben, über und untereinander hinwegbrausende Eisenbahnzüge in unablässigem Kommen und Gehen, Bahnhöfe und Ladeplätze, industrielle Geleise mit Eisenbahnwagen von eigenthümlicher Form besetzt und unmittelbar in Bierbrauereien, Spiritusbrennereien, Petroleumraffinerien und Mastanstalten hineingeführt, schwer mit Waaren beladenes Lastfuhrwerk, — kurz, lauter Anzeichen eines gewaltigen industriellen Schaffens und Wettbewerbs, dessen Mittelpunkt mit dem Mittelpunkte des Landes identisch ist.

Die Fabriken und gewerblichen Anlagen liegen auf dem Gebiete der Hauptstadt verstreut; manche sind zwischen Palästen eingekeilt, viele stehen sogar noch in den Stadttheilen, die, nach den neueren Stadtverschönerungs- und Regulirungsplänen, Miethhäusern und Palästen vorbehalten sind. Wie in jeder Stadt, die sich in stürmischem Entwicklungsgange befindet, liegen auch hier die Interessen der Gesundheit, Ästhetik und Bequemlichkeit gewissermaßen im Streite mit der Industrie, die mit ihrem Gürtel von

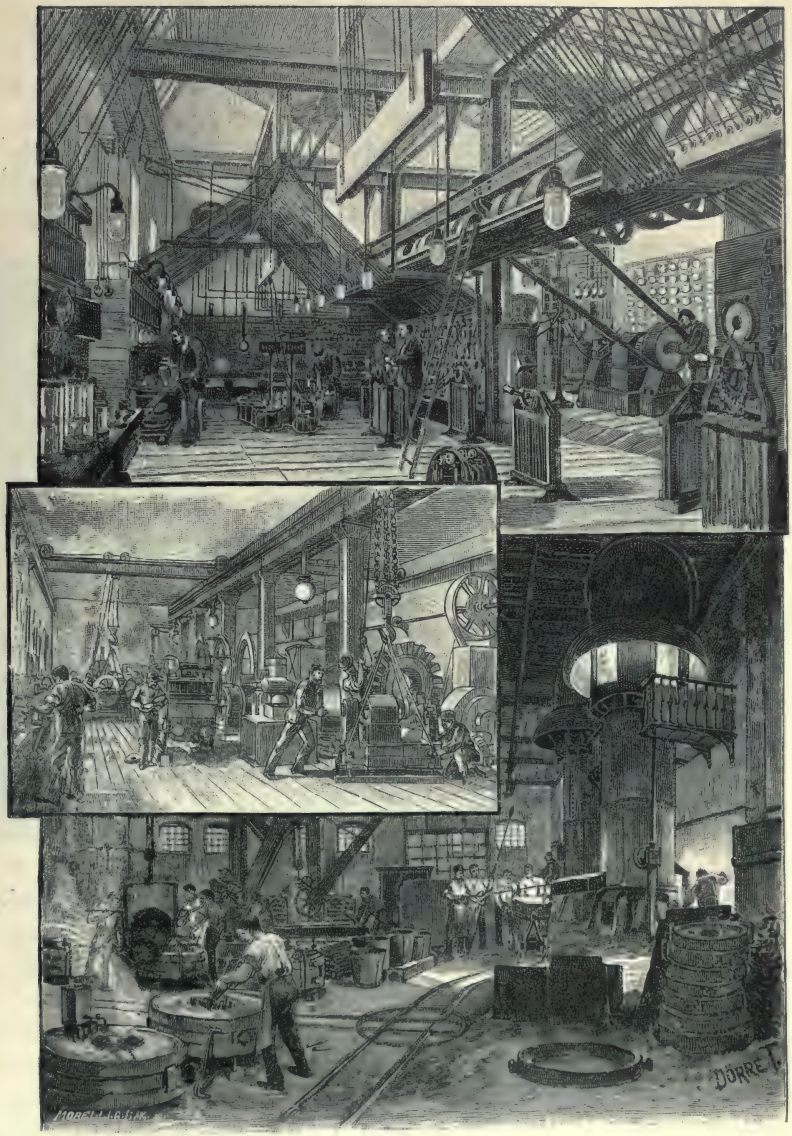
Anlagen immer mehr in die Außenbezirke der Hauptstadt hinausgedrängt wird. Noch vor nicht gar langer Zeit stand dort, wo heute der Corso des Donau-Ufers, die eleganteste und in ihrem Charakter völlig großstädtische Promenade der Hauptstadt sich hindehnt, eine lange Reihe von Gerbereien und Lederfabriken, und wo jetzt steinerne Quais und Treppenfluchten das Auge beschäftigen, lag dazumal zu mächtigen Hügeln gethürmt aller Abfall und Unrath jener Fabriken. Der Donaustrom selber war mit Hunderten von Schiffsmühlen gesprenkelt, welche ohne die Concurrenz von Dampfmühlen ihr wohlfeiles Gewerbe betrieben. Und an der Ecke des Margarethen- und des Theresienringes, wo jetzt ganze Reihen neuer Paläste ein so lebendiges Bild gewähren, wo einer der schönsten

Fabriksanlagen in Altofen, von der Margaretheninsel gesehen.

Stadttheile schier buchstäblich aus dem Boden gestampft worden, da standen lange Zeit hindurch bis vor wenigen Jahren die Ruinen einer Zuckerfabrik. In dieser Gegend stand auch die erste ungarische Maschinenfabrik, die im Jahre 1848, um die Honvéds bewaffnen zu können, aus dem Stegreife in eine Gewehrfabrik umgewandelt wurde. Je mehr die Hauptstadt ihre Glieder streckte, desto weiter wurden diese gewerblichen Anlagen und Fabriken hinausgedrängt, und jetzt sieht man die meisten um den Bahnhof der ehemaligen Österreichisch-ungarischen Staatseisenbahngesellschaft, als der ältesten in die Hauptstadt mündenden Bahnlinie, und längs der Neupester Straße, ferner in der Franzstadt und Josefstadt, in Steinbruch und Altofen vereinigt.

Fast Alles, was man sieht, ist neu geschaffen. Die ungarische Hauptstadt ist nicht in die Reihe jener alten Städte zu stellen, die ihren Ruhm dem Gewerbfleiß oder dem lebhaften Handel von Jahrhunderten verdanken. Jedenfalls hat es auch hier Handel und

Gewerbe gegeben, und zwar im Verhältniß zu Zeit und Mitteln beides bedeutend genug, was ja schon die natürliche Lage und zeitweilige politische Rolle der Hauptstadt mit sich brachte. Die bei den Altofner Ausgrabungen zu Tage geförderten Gegenstände bekunden, daß die römische Colonie zu Aquincum schon im zweiten Jahrhundert nach Christus zahlreiche Handwerker aufzuweisen hatte. Der Vorsteher der in Aquincum ansäßigen Zünfte war damals der Stadtrath Pompejus Faustus. Auch die Ruinen der damaligen Markthalle sind wieder aufgedeckt, mit Reihen von Kaufläden und einer inneren Säulenhalle, welche beweisen, daß die römische Herrschaft trotz der militärischen Organisation auch für die Befriedigung der gewerblichen und Handelsbedürfnisse dieser Colonie gesorgt hat. Später folgten wilde Kriegszeiten, Jahrhunderte der Zerstörung, bis schließlich auf diesem Gebiete der ungarische Staat gegründet und Ofen eine Residenz wurde. Nichts natürlicher, als daß Alles, was der Gewerbfleiß, und namentlich das Kunstgewerbe jener Zeit zu schaffen vermochte, auch im königlichen Buda zu finden war. Nach den geschichtlichen Überlieferungen wurden längs der gewaltigen Donau durch Ofner Bürger schon im XIII. Jahrhundert Mühlen errichtet. Zur Zeit König Sigismunds war in Ofen schon fast jedes Handwerk vertreten, und zwar in zahlreichen organisirten Zünften. Die Goldschmiede, deren Kunst damals in Ungarn auf so hoher Stufe stand, daß ihre emaillirten Werke überall gesucht waren, bildeten eine der angesehensten Zünfte. Aus dem Gesetzbuche der Stadt Ofen, das zur Zeit König Sigismunds verfaßt wurde und auch die auf Zünfte und Handwerker bezüglichen Rechtsbestimmungen gesammelt enthält, ergibt sich, daß die Krämer und Geldwechsler, die Fischer, Fisch- und Wildprethändler, ferner die Metzger, die an der Donau eine gemeinsame Schlagbrücke besaßen, dann die Schmiede, Schlosser, Sporer und Nadler, die Seiler, die Schuster, Lohgerber, Sämischgerber, Kürschner und Sattler, die Bäcker und Müller, die Maurer, Steinmetzen, Ziegelstreicher und Pflasterer, die Tischler, Drechsler und Zimmerleute, die Wagner und Binder, die Schild-, Pfeil- und Armbrustmacher, die Handschuhmacher, Taschner und Gürtler, die Tuchscherer und Schneider u. s. w. schon damals ansehnliche Körperschaften bildeten. Auch auf der Pester Seite entwickelten sich einzelne Gewerbe; hier war die Zunft der Gerber die hervorragendste, sie hatte ihr Zunftprivilegium von König Matthias erhalten. Nach dem Ende der Türkenherrschaft reorganisirten sich die Zünfte, damals die einzigen Vertreter der Industrie; neue Handwerker riefen neue Zünfte ins Leben, mit neuen Privilegien. Und da Handel und Gewerbe nach den damaligen Einrichtungen sich nur im Rahmen der Zünfte entwickeln konnten, wandten sich aus vielen Städten des Landes Handwerker jeder Art an die alten und erstarkten Zünfte in Ofen und Pest, um Rechte und Schutz. So gründen die Ofner Filialzünfte in Ráczkeve, St. Andrä, Waitzen, Nagy-Körös und Fünfkirchen, die Pester in Czegléd, Kecskemét und Waitzen.



Details aus einer Maschinenfabrik: 1. Schalengußwerkstätte; 2. Probirsaal der elektrotechnischen Abtheilung; 3. Montirungssaal der elektrotechnischen Abtheilung.

Der auf der Donau verkehrende Handel hielt mitunter auch am Pester Ufer an und mancher findige Unternehmer und Frachter unterhielt von Pest aus einen sehr beträchtlichen Vermittlungshandel zwischen Ost und West. Zahlreiche serbische, macedonische, rumänische, griechische und bulgarische Familien ließen sich theils in Ofen (besonders in der Raizenstadt, wo sie auch eigene Zünfte bildeten), theils in Pest nieder und trieben einen lebhaften, einträglichen Handel zwischen der alten und neuen Heimat. Diese Familien erwarben bedeutende Vermögen, ihre Mitglieder wurden zu hoch angesehenen Bürgern der Hauptstadt und ihre Nachkommen sind heute von ganzem Herzen Ungarn.

Allerdings ist selbstverständlich das Alles nicht mit den heutigen Verhältnissen der Industrie und des Handels zu vergleichen. In dem Maße, wie sich das Verkehrsnetz vervollständigte, hob sich auch der Verkehr. Schon die Einführung der Dampfschiffahrt setzte Budapest in die Lage, sich nach und nach im Handelsverkehr auf die nach seiner Lage ihm zukommende Stufe zu erheben. Weiteres trugen dazu namentlich die Eisenbahnen bei, obwohl anfangs nur in beschränkterem Maße, da sie nicht so geführt waren, daß die centrale Lage und der hauptstädtische Charakter Budapests zur Geltung gelangen konnten. Als jedoch der verkehrspolitische Hauptgrundsatz folgerichtig durchgeführt wurde, das Eisenbahnnetz des Landes derart auszubauen und zu ergänzen, daß die Hauptverkehrslinien von Budapest ausgehen und wieder dort einmünden müssen, da nahm die Entwicklung von Verkehr, Industrie und Volkswirthschaft in der Hauptstadt einen riesigen Aufschwung. Man darf sagen, daß der Grund zu der industriellen und commerciellen Entwicklung Budapests erst gelegt wurde, seitdem auch die Verkehrspolitik sich vor Augen hielt, daß Budapest, als politische Hauptstadt der Länder der ungarischen Krone, auch zum Mittelpunkt des Verkehrs und Umsatzes gemacht werden müsse. Und seitdem ist die Entwicklung im wirthschaftlichen Leben der Hauptstadt eine erfreuliche, ja verhältnißmäßig geradezu stürmische.

Auch der Haushalt Budapests läßt einen Schluß darauf zu, welche Summe von Werth und Einkommen in der Hauptstadt aufgehäuft ist. Budapest zahlt beinahe ein Zehntel der gesammten directen Steuer des Landes; von der Haussteuer fällt ein Drittel auf die Häuser der Hauptstadt, von der Steuer der Actiengesellschaften ein Viertel auf die daselbst thätigen Creditinstitute und Industrie-Unternehmungen. Der Haushalt der hauptstädtischen Jurisdiction beträgt heute nahe an 12 Millionen, wovon mehrere Millionen für die Erhaltung der Straßen und Plätze, für Wasserleitung, Lagerhäuser, Schlachthaus, Viehmarkt und den gewerblichen Unterricht aufgewendet werden.

Industrie und Handel bilden die Beschäftigung eines ansehnlichen Theiles der hauptstädtischen Bevölkerung. Schon nach den mangelhaften Erhebungen vom Jahre 1885 waren sie die Haupterwerbsquelle von mehr als 20 Procent der Einwohner. Nach der

Gewerbestatistik jedoch, die auf Grund der hinreichend verläßlichen Daten der Volkszählung von 1890 mit thunlichster Genauigkeit zusammengestellt wurde, macht die Zahl der Gewerbetreibenden in der Hauptstadt 30 Procent der Gesammtbevölkerung aus. Die Bevölkerung der Hauptstadt hat überhaupt stark zugenommen, und wenn trotz der größeren Bevölkerung die Gewerbetreibenden dennoch eine größere Verhältnißzahl zeigen, so wirft schon diese Zahl ein Licht auf die gewerbliche Entwicklung und sozusagen Umgestaltung der Hauptstadt. Über 150.000 Personen, darunter 27.730 Frauen, leben heute vom

Malztenne im Felsenkeller einer Steinbrucher Bierbrauerei.

Gewerbe und Handel (mitinbegriffen den Bergbau, sowie Credit- und Verkehrsinstitute). Die Zahl der selbständigen Unternehmungen ist nahe an 31.000; darunter 135 Creditinstitute, 16 Verkehrsanstalten, 9557 selbständige Kaufleute und 21.212 selbständige Gewerbe-Unternehmer. Mit der Industrie im engeren Sinne beschäftigen sich 110.142 Personen, eine Ziffer, die im Vergleich zu anderen großen Emporien vielleicht noch immer gering erscheint, aber dennoch, wenn man nur auf die vor wenigen Jahrzehnten obwaltenden Verhältnisse zurückblickt, jedenfalls einen großen Fortschritt bekundet. Über hundert selbständige Unternehmer gibt es auf dem Gebiete der Hauptstadt in folgenden Gewerbezweigen: Bäcker, Baugewerbsleute, Cisizmenmacher, Fleischselcher, Fuhrleute,

Gärtner, Goldarbeiter, Kürschner, Maurer, Metzger, Modisten, Schlosser, Schmiede, Schneider, Schuhmacher, Spengler, Tapezierer, Tischler, Uhrmacher, Zimmermaler u. s. w.

Man hört fortwährend sagen, Ungarn sei hauptsächlich ein Land der Rohproduction und seine Industrie sei unentwickelt. Es ist Thatsache, daß die letztere noch nicht auf so hoher Stufe steht, als sie sowohl nach der Productions-, wie der Consumkraft des Landes stehen müßte oder könnte; allein es läßt sich trotzdem behaupten, daß die Ungarn auch industriell weiter vorgeschritten sind, als sie selber es oft genug verkünden, und daß gewisse Industriezweige des Landes sich selbst mit der ausländischen Industrie messen können, ja manche Industrien, gerade weil sie vornehmlich in ungarischem Boden wurzeln, auf einer sehr hohen Stufe der Entwicklung stehen und sich eines Weltrufes erfreuen. So beweisen auch die oben angeführten und die neuesten statistischen Daten, daß die Industrie sogar in der Hauptstadt größer und stärker ist, als die Einwohner selbst in der Regel glaubten oder behaupteten. Ohne die Kaufläden, Creditinstitute und Verkehrsunternehmungen zu rechnen, sind nur die auf hauptstädtischem Gebiete bestehenden Fabriken und größeren Industrieanlagen 371 an der Zahl und beschäftigen insgesammt 37.456 Menschen.

Beginnen wir mit der Mühlenindustrie als einem der ansehnlichsten und ältesten Industriezweige der Hauptstadt, sowohl hinsichtlich der Wassermühlen, die noch vor wenigen Jahrzehnten den Donauspiegel zwischen den Schwesterstädten bedeckten, als auch im Hinblick auf die Dampfmühlen, diese gewaltigen Fabriken, deren Übermacht den Spielraum der Schiffsmühlen, welche das Gepräge des Kleingewerbes trugen, nothwendig immer mehr beschränkt hat. Es ist der ausgezeichneten Qualität des ungarischen Weizens zu danken, daß dieser Industriezweig hier heimisch wurde und erstarkte. In dieser Beziehung nimmt die ungarische Hauptstadt den ersten Platz in der Monarchie ein und das Mehl ihrer Mühlen hat im internationalen Wettbewerb noch auf jeder Ausstellung, wo es erschien, die höchste Auszeichnung errungen. Die erste Dampfmühle wurde freilich nicht in der Hauptstadt, sondern an der Westgrenze des Landes, in Ödenburg errichtet; doch war dieser erste Versuch nicht lebensfähig und so muß trotzdem die Josefs-Walzmühle in Budapest, welche zu Ende der Vierziger-Jahre erbaut wurde und, unter fachkundiger Leitung immer mehr erstarkt und vervollkommnet, noch jetzt besteht, als die erfolgreiche Bahnbrecherin auf diesem wichtigen und seither im ganzen Lande glücklich gepflegten Industriegebiete betrachtet werden. In der Hauptstadt weisen heute fünfzehn Dampfmühlen mit ihren gewaltigen Schloten auf die Kraft dieses Industriezweiges hin, der den berühmten Stahlweizen des ungarischen Bodens mit den neuesten, unablässig vervollkommneten Apparaten verarbeitet und mit Hilfe der ihm zur Verfügung stehenden Eisenbahn- und Schiffsverbindungen das ungarische Mehl in allen Theilen der Welt bekannt und berühmt gemacht hat.

Die großen Getreideländer Amerika, Rußland und Ostindien machen dem ungarischen Weizen und Mehl immer stärkere Concurrenz; anderseits schließen sich die bisherigen ausländischen Absatzmärkte dieses Mehles durch hohe Zölle immer mehr ab, und dennoch sind die ungarischen Mühlen im Stande, sich neue Märkte zu erobern und concurriren erfolgreich selbst in England, Amerika, Frankreich, der Schweiz, Portugal und Brasilien. Sie haben ihre Concurrenzfähigkeit bis auf den heutigen Tag gewahrt, indem sie die Mahltechnik durch immer neue Erfindungen vervollkommnen, welche die Feinheit des Mahlproductes steigern oder Ersparnisse an den Betriebskosten ermöglichen; solcher Art

Der Elevator am Donauufer.

ist zum Beispiel die Verwendung von gerippten Stahlwalzen, die durch eine Budapester Fabrik erfunden und von hier aus über die ganze Welt verbreitet wurden, ferner der Mehlklassificator, der während des Mahlverfahrens selbst die Scheidung von Gries, Griesmehl und Mehl bewerkstelligt, sodann die Einführung der Dampfmaschinen von dreifacher Spannkraft und der Kessel mit Wellenröhren, woraus sich eine Ersparniß an Brennstoff ergibt. Dazu sind diese Mühlen auch schon auf elektrische Beleuchtung eingerichtet, was die Möglichkeit eines Brandes bedeutend verringert.

Welch bedeutendes Quantum durch diese fünfzehn Dampfmühlen in volkswirthschaftlicher Hinsicht producirt wird, erhellt daraus, daß sie 3200 Personen beschäftigen,

jährlich etwa 5 bis 6½ Millionen Metercentner Getreide vermahlen und etwa 4 bis 4⁸/₁₀ Millionen Metercentner Mehl herstellen, während sie im Jahre 1870 nur 3 Millionen Metercentner Getreide vermahlten und 2½ Millionen Metercentner Mehl erzielten. Außer dem Mehl haben sie noch ein bemerkenswerthes Specialfabrikat, die in vorzüglicher Güte erzeugte Gerstengraupe, die in immer größeren Mengen ausgeführt wird.

Einen anderen sehr bedeutenden Industriezweig der Hauptstadt bildet die Spiritusfabrikation und -Raffinerie, welche von zehn ausgedehnten Fabriksanlagen betrieben wird. Auch dieser Industriezweig wurzelt in den volkswirthschaftlichen Verhältnissen des Landes und hat eine in dieser Form seltene Stufe erreicht. Auch war die Hauptstadt besonders geeignet für das Aufblühen desselben. Die in Budapest zusammenschießenden Eisenbahnen und Wasserwege stapeln dort das Getreide des Landes und der Nachbarstaaten auf, so daß die Spiritusfabriken nie mit Mangel an Rohstoff zu kämpfen haben; der Consument ihrer Erzeugnisse ist zum Theil die Hauptstadt selbst und deren Industrie, der größte Theil jedoch wird mittelst der nach allen Richtungen auseinanderlaufenden Verkehrsadern nach fernen Consumplätzen befördert. Die großen Spiritusfabriken und Spiritusraffinerien führen einen bedeutenden Ausfuhrhandel nach Osten und Westen hin. Allein noch wichtiger als die Spiritusfabrikation ist die mit dieser Industrie verbundene Viehmästerei. Vom Alföld, von jenseits der Donau und aus den siebenbürgischen Theilen werden Tausende von Stücken Vieh zugeführt und in diesen zweckmäßigen und ganz industriemäßig eingerichteten Anlagen aufgemästet, von wo aus dann Wien und die Großstädte des Westens mit Mastvieh guten Schlages versorgt werden. Etwa 5000 Stück Vieh sind hier ständig zur Mast eingestellt, und diese industriellen Anlagen stellen jährlich etwa 200.000 Hektoliter Spiritus her, während sie ungefähr für 2,750.000 Gulden Getreide, für 875.000 Gulden Melasse, für 300.000 Gulden Kohle und für 100.000 Gulden Heu und Stroh verbrauchen. Schon diese Zahlen lassen erkennen, welch große volkswirthschaftliche Bedeutung diesem vaterländischen Industriezweige zukommt, dessen Etablissements in der Hauptstadt mit den neuesten Maschinen und Installationen ausgestattet sind und noch unablässig vervollkommnet werden, so daß einige derselben auch neuere Handelsartikel, z. B. die raffinirte Pottasche und den im Auslande zur Alkoholisirung der Weine verwendeten Spiritus feinster Gattung in Menge herstellen, ja neuerdings die Maische für Viehmästungszwecke in getrocknetem Zustande zur Versendung gelangt.

Auch die Maschinenfabrikation hat sich im Bereiche der Hauptstadt mächtig entfaltet; sie beschäftigt jetzt 5468 Personen und in dieser Hinsicht gebührt ihr der erste Platz. Auch dieser Industriezweig hat im Lande einen vortrefflichen Boden. Die ungarischen Landwirthe haben längst eingesehen, daß sie die Production durch industrielle Einrichtung der Landwirthschaft verwohlfeilen müssen, und deshalb verbreitet sich die Anwendung von

Maschinen in den Landwirthschaften immer mehr; da aber auch die Zahl der vornehmlich auf Maschinen angewiesenen Industrieanlagen, Verkehrsanstalten und anderen industriellen Unternehmungen in erfreulicher Weise zunimmt, so greift die heimische Maschinenfabrikation immer mehr um sich, die Maschinenfabriken erstarken und machen neue Fabrikationszweige einheimisch. Manche landwirthschaftliche Maschinen werden in Ungarn besser hergestellt als im Auslande, so daß sie auch in den Nachbarländern sehr begehrt sind und sich eines guten Rufes erfreuen. Dahin gehören z. B. die Mühleneinrichtungen und Walzenstühle, deren Herstellung gerade in der Hauptstadt durch neuere Erfindungen zu großer Vollkommenheit gelangt ist, weshalb sie auch zur Einrichtung ausländischer Fabriksanlagen massenhaft bezogen werden. Ähnliches gilt von den in der staatlichen Maschinenfabrik gebauten Dampf-Dreschmaschinen. Die erste Dampf-Dreschmaschine wurde in dieser Fabrik und überhaupt auf ungarischem Boden im Jahre 1879 construirt, und seitdem sind schon über 1000 Stück fertig geworden und haben sogleich Käufer gefunden. Früher wurde der bedeutende Bedarf des Landes an diesen Maschinen vom Auslande her gedeckt, ja die einheimische Fabrikation vermag der Nachfrage auch jetzt noch nicht völlig zu genügen, welche jährlich noch etwa 400 Dreschеinrichtungen mehr erfordert.

Schiffauslade-Vorrichtung des Elevators.

Ferner erzeugen die hauptstädtischen Maschinenfabriken noch folgende bedeutendere Bedarfsartikel: Eisenbauten, Eisenconstructionen, Eisenbrücken; Locomotiven der größten Zugkraft und Schnelligkeit, Dampfkessel, stabile Dampfmaschinen; Arbeits- und Hilfsmaschinen (z. B. für Schlosser, Spengler u. s. w.), Gasmotoren, Dampfmaschinen für Schiffe; Molkereimaschinen, die gleichfalls einen guten Ruf haben und gesucht sind; Turbinen, deren Fabrikation sich hier so vervollkommnet hat, daß sogar die großen Turbinen für die elektrische Station an den weltberühmten romantischen Wasserfällen zu Tivoli bei Rom in Budapest gefertigt wurden; andere hydraulische Maschinen, Pumpen, pneumatische Füllmaschinen, eiserne Behältnisse; Feuerlöschgeräthe und -Apparate,

Spritzen, verschiedene Artikel des Eisenbahnbedarfs, insbesondere Schalengußräder für Eisenbahnwagen und Wechseleinrichtungen für Eisenbahnen u. s. w.

Einen neuen Industriezweig dieser Art bildet in der Hauptstadt die Fabrikation von elektrischen Maschinen und Einrichtungen, die sich auch schon im Auslande Eingang verschafft hat und besonders in einer Budapester Fabrik, welche auf diesem Gebiete durch bahnbrechende Erfindungen eine Initiative ausübte, zu anerkannter Vollkommenheit gediehen ist. Die Stationen für elektrische Beleuchtung, welche Venedig, Karlsbad, Monaco, den kaiserlichen Palast zu Zarskoje-Selo und die bulgarische Hauptstadt mit Licht versorgen, sind in Budapest hergestellt, ja selbst brasilische Städte beziehen solche von hier. Eine Specialität dieser Fabrik bildet die Herstellung jener Einrichtungen für elektrische Beleuchtung, bei denen die Vertheilung des Stromes mit Hilfe neuer Methoden und privilegirter Erfindungen auf sehr zweckmäßige und nützliche Weise geschieht; desgleichen die Erzeugung mobiler Stationen für elektrische Beleuchtung, welche an jedem Orte in kurzer Zeit aufgestellt werden können, daher bei Festlichkeiten, oder wenn z. B. größere Truppenmassen, Artillerie oder Cavallerie nachts einwaggonirt werden sollen, sich besonders zweckmäßig erweisen.

Auch die Lederindustrie ist wichtig. In Budapest und dem damit industriell verwachsenen Neupest gibt es — außer den noch aus älterer Zeit vorhandenen Gerbereien — sechs große Lederfabriken, die sowohl nach ihrer Einrichtung, als auch der Ausdehnung ihrer Thätigkeit den ersten Platz im Lande einnehmen. Eine derselben wurde schon 1815 gegründet. Diese Lederfabriken huldigen dem Fortschritt in der Vervollkommnung ihrer technischen Einrichtung und können, dank dem hohen Stande ihrer Productionsfähigkeit, der Concurrenz die Spitze bieten. Sie erzeugen Pfundsohlenleder, lohgare Sohlen (etwa 130.000 bis 160.000 Stück) und Oberleder (etwa 40.000 bis 60.000 Stück) — sie verarbeiten dazu etwa eine Million Stück Schaf-, Lämmer- und Ziegenhäute —, Saffian- und Handschuhleder. Auch das Leder für die Sattler-, Riemer- und Kofferindustrie wird hier fabricirt; desgleichen das Leder für Treibriemen, Glanzleder für Schuhmacher, Tapezierer und Wagenbauer, Glacé-, Juchten-, Lackleder u. s. w., allerdings noch nicht hinreichend für den ganzen Bedarf des Landes, der die einheimische Production noch immer um Millionen übersteigt. Die Sattler-, Riemer- und Kofferindustrie fällt gleichfalls in die Wagschale; ein Theil der Heeresausrüstung wird hier verfertigt, und neuerdings ist auch auf dem Gebiete der Handschuhfabrikation ein Erfolg verheißender Versuch zu verzeichnen, indem in Altofen eine Lehrwerkstätte für Handschuhnäherei errichtet wurde, welche bereits von über hundert Mädchen besucht wird. Appretirte Oberleder werden durch vier größere Fabriksanlagen der Hauptstadt in bedeutender Menge ausgeführt.

Erwähnenswerth sind noch die Blaudruckfabriken, welche die Blaufärberei, einen altberühmten vaterländischen Fabrikszweig, auf anerkannt hoher Stufe erhalten und, den Fortschritten der Technik folgend, mit Hilfe neuer Erfindungen und Verbesserungen unablässig weiter entwickeln.

Die Nahrungsmittel-Industrie findet in der Hauptstadt gleichfalls den entsprechenden Boden für ihre Entwicklung. Sie erhält die nothwendigen Producte leicht und

Schweine-Szállás in Steinbruch.

in reichlicher Auswahl; sie stützt sich auf einen großen Absatzmarkt und kann auch die ausländischen Plätze leicht erreichen. Die Vorzüglichkeit des Mehls hat die Entstehung mehrerer Mehlspeisfabriken begünstigt, deren Fabrikate besser und reiner sind, als Alles, was sonstwoher die Märkte überflutet; Raum zu weiterer Entwicklung findet sich übrigens noch immer. Specialerzeugnisse sind „Tarhonya" und Zwieback. Der große Vieh- und Schweinemarkt der Hauptstadt hat die Salamifabrikation gefördert, so daß auch außerhalb des Landes die ungarische Salami jetzt ein sehr gesuchter Artikel ist. Aus demselben Grunde steht die Conservenfabrikation in Blüte und wird in der Hauptstadt durch musterhaft eingerichtete Fabriken betrieben, welche der Armee große Mengen liefern, auch Suppen-

extracte und Gemüseconserven erzeugen und ihre Gänseleberconserven bis nach Ostindien versenden. Bierbrauereien gibt es in der Hauptstadt drei, alle mit zweckdienlichen Kellern versehen. Auch an einer exportfähigen Champagnerfabrikation fehlt es nicht, und zwar an einer nach dem französischen System der natürlichen Gährung eingerichteten; dasselbe gilt von der Cognacfabrikation, die jedoch den immer steigenden inländischen Bedarf noch keineswegs deckt.

Bedeutend stellt sich in der Hauptstadt die chemische Industrie dar. Dann gibt es: zwei großangelegte Farbstofffabriken; eine Fabrik von Theerproducten, welche völlig nach dem neuesten Stande der Wissenschaft eingerichtet ist und die zu verschiedenen Industriezweigen erforderlichen Producte herstellt; eine Leimfabrik, eine Kunstdüngerfabrik, eine Stearinfabrik mit vorzüglichen Artikeln, mehrere Ölfabriken und einige große Fabriksanlagen für Parfumerien und pharmaceutische Artikel. Neben dem Franzstädter Bahnhofe ragen zwei große Petroleumraffinerien empor, deren gewaltige Reservoirs schon von weitem auffallen und die das Rohmaterial über Fiume und Predeal aus Rußland und Rumänien beziehen. Diese und die Fiumaner Raffinerie versehen nicht nur einen großen Theil des Landes mit Petroleum, sondern treiben auch einen bedeutenden Ausfuhrhandel nach Ost und West.

Das zur Beleuchtung der Hauptstadt erforderliche Gas wird durch drei Fabriken geliefert; die auf dem Neuen Marktplatz wurde 1856, die Ofner zehn Jahre später und die auf der Sorokśárerstraße 1874 erbaut. Nichts läßt die reißend schnelle Entwicklung der Hauptstadt deutlicher erkennen als der Gasverbrauch; im Jahre 1860 betrug er 1,753.000, 1870: 4,415.000, 1880: 8,178.000 und 1890: 18,511.000 Kubikmeter, obgleich neuerdings auch die elektrische Beleuchtung sich Raum geschafft hat. Die Beleuchtung begann 1856 mit 856 Straßen- und 9.148 Privatflammen; 1890 gab es schon 8.546 öffentliche und 138.261 Privatflammen. Die durchschnittliche Zahl der Arbeiter übersteigt 800. Diese Gasfabriken produciren überdies Coaks, Theer, schwefelsaures Ammoniak u. s. w.

Eine ansehnliche Industrie bildet noch der Schiffsbau. Außer der Altofner Schiffswerfte der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft gibt es noch zwei größere Werften, bei dem Neupester Hafen und nächst der linksufrigen Gürtelbahn; sie haben in letzter Zeit eine bedeutende Capitalvermehrung erfahren und sind in der Lage, die Schiffahrt, deren Wichtigkeit mit der fortschreitenden Regulirung des Eisernen Thores wachsen wird, mit Dampf- und Schleppschiffen, eisernen Schleppern, Dampfkesseln, Ketten, Ankern u. s. w. zu versorgen. Die auf den Budapester Schiffswerften und in einer dortigen Maschinenfabrik erzeugten Ketten und Anker sind auch im Auslande sehr begehrte Artikel. Die Werfte der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft allein vermag jährlich 25 neue Schiffe zu

bauen; im Jahre 1890 wurden auf den Werften der Hauptstadt insgesammt 60 neue Schiffe fertiggestellt.

Eines guten Rufes erfreuen sich sodann die Budapester Wagenfabriken. Aus den vier größten allein gehen jedes Jahr neunhundert Wagen hervor, größtentheils für den Orient bestimmt, wo sie die Solidität und den guten Geschmack der ungarischen Wagenbau-Industrie verkünden.

Der Viehmarkt in der Franzstadt, bei dem Schlachthause.

Auf die blühende Bau-Industrie waren die Anlage neuer Straßen, wie der Andrássy-Straße und Ringstraße, die Errichtung zahlreicher öffentlicher Gebäude und die Baulust der wohlhabenden Klassen von umgestaltendem Einfluß. Die schönsten Paläste erheben sich jetzt an jenen Stätten, wo einst nicht die kühnste Einbildungskraft sich solche hätte hervorzaubern können. So wurden im Jahre 1889 in der Hauptstadt 719 Häuser vollendet, während noch 370 im Bau begriffen blieben. Diese Industrie gibt, von den Maurer-, Steinmetz- und Zimmermeistern abgesehen, nahe an zweihundert Baumeistern Beschäftigung.

Die erfreuliche Entwicklung der Hauptstadt war selbstverständlich von günstigem Einfluß auch auf alle anderen Industriezweige, die mit dem Baugewerbe in Verbindung

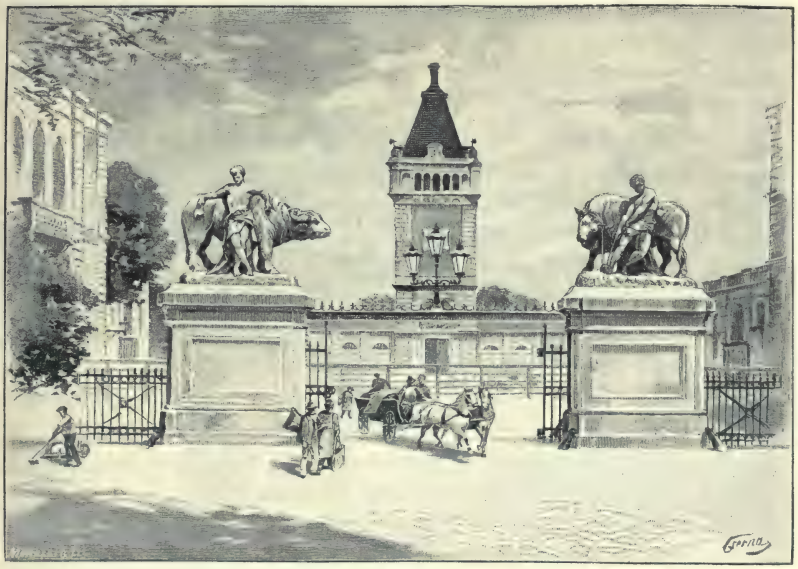
stehen. Die Ziegelfabriken und Kalkbrennereien im Weichbilde der Stadt arbeiten unausgesetzt, ohne dem Bedarf ganz genügen zu können. Sie erzeugen jährlich 110 bis 115 Millionen Stück Ziegel, aus denen mit wundersamer Schnelligkeit große Zinshäuser, öffentliche Gebäude und Paläste entstehen. Eine Specialität Budapests bilden die Keramitziegel, mit denen einige Straßen gepflastert sind. Die in großem Maßstab betriebene Bauthätigkeit versorgt auch das Tischler-, Schlosser-, Spenglergewerbe u. s. w. mit lohnender Arbeit; daher stehen diese Handwerke in Budapest bereits so hoch, daß sie auch kunstgewerbliche Ansprüche befriedigen können und die Zuziehung der ausländischen Industrie unnöthig machen. Auf besonderer Höhe stehen die Parkettenfabriken, deren Leistungen sich mit den der Pariser und Wiener Parkettenfabriken messen können; sie arbeiten, außer für den inländischen Bedarf, noch für Belgrad, Sophia und Constantinopel.

Die Kunstschlosserei, Kunsttischlerei und Tapezierer-Industrie sind gleichfalls hoch entwickelt. Es ist noch nicht lange her, daß man in Ungarn, um sich etwas geschmackvoller einzurichten, die ausländische Industrie zu Hilfe nehmen mußte. Heute werden die verschiedensten Einrichtungs- und Ausstattungsgegenstände für Haus und Wohnung in der Hauptstadt selbst mit so gutem Geschmack hergestellt, daß die Anpassungsfähigkeit und der rasche Fortschritt des Gewerbestandes dadurch in ein glänzendes Licht gerückt werden. Ein Gang durch die beständige Ausstellung in der Industriehalle überzeugt Jedermann von den Leistungen, die auf diesem Gebiete erzielt wurden und volkswirthschaftlich um so erfreulicher sind, je mehr Millionen früher für solche Artikel nach dem Auslande gingen.

In dem Bisherigen haben wir nur die bedeutenderen Industriezweige besprochen, insbesondere jene, die auch für den Export arbeiten oder doch wenigstens im Verhältniß zur Industrie des ganzen Landes einen hervorragenderen Platz einnehmen; dennoch ist ihre Reihe noch keineswegs erschöpft.

Erwähnung verdienen jedenfalls noch, als in Budapest ansässig: die Fabrikation von telegraphischen und telephonischen Apparaten, unter Anderem von Telegraphendraht; die Papierindustrie, die Spielkartenfabrikation, deren Waaren sich schon bis nach Amerika verbreitet haben; die Stärkefabrikation, die beiden ärarischen Tabakfabriken, die Streichholzfabrikation, die Kunstdrechslerei; das Goldschmiedegewerbe, dessen im Handbetrieb hergestellte Artikel ebenso dauerhaft als dem Kunstgeschmack entsprechend sind; die Emailindustrie, diese altungarische Kunstgattung, die unter Benützung des Opals, dieses eminent ungarischen Edelsteines, beliebte Specialitäten herstellt; die Fabrikation von Fayencen und Majoliken mit ihren mannigfaltigen Gegenständen, die durch Urwüchsigkeit, aber auch Geschmack in Form und

Farbengebung sich das Ausland erobert haben; die Erzeugung von Luxusartikeln aus Metall und von Lampen, beides infolge der decorativen Richtung der jetzigen Wohnungseinrichtungen sehr beliebt und in der Steinbrucher Fabrik mit besonderem Geschmack und in großer Auswahl hergestellt; die Fabrikation von Locomotiv-, Brücken- und anderen Waagen; die Waggonfabrikation, welche jährlich 3000 Stück zu liefern vermag; die Bronzegießerei, deren Leistung auch das Arader Denkmal ist; die neue Waffen- und Patronenfabrik; die mit großem Kapitalaufwand errichtete Jutefabrik,



Das Thor des Schlachthauses.

die den überseeischen Rohstoff hier zu Säcken für den einheimischen Getreidehandel verarbeitet; die Kautschuk-, Guttapercha- und Asbestfabrik und endlich auch die Buchdruckerindustrie.

Die Buchdruckerindustrie hat in der Hauptstadt, die zugleich den geistigen Mittelpunkt des Landes bildet, gleichfalls große Fortschritte gemacht, sowohl an Leistungsfähigkeit als auch an Geschmack. Indeß war sie trotzdem in Manchem, z. B. der Schriftgießerei und dem Notendruck, noch bis in die neueste Zeit auf das Ausland angewiesen. Jetzt sind, Dank der Staatshilfe, auch diese beiden Industriezweige in Budapest heimisch

geworden, ja es ist sogar eine Kunstanstalt vorhanden, deren Farbendrucke bereits im Auslande concurrenzfähig sind.

Diese Skizze der hauptstädtischen Industrie, obwohl nur mit großen Strichen gezeichnet, dürfte immerhin als Zeugniß dafür genügen, daß die Industrie und die Fabriksthätigkeit Budapests in erfreulichem Fortschritt auf der Bahn des zielbewußten Strebens und der Entwicklung begriffen sind. Kapital, industrielle Intelligenz und emsige Arbeit suchen die ungarische Hauptstadt gerne auf, wo sie einen günstigen Boden, in dem beinahe $17^1/_2$ Millionen Einwohner zählenden Lande einen großen und stark consumirenden Markt, für die Ausfuhr einen geeigneten Knotenpunkt und bei allen Factoren wohlwollende Unterstützung finden.

In commercieller Hinsicht bietet die Hauptstadt ein noch interessanter bewegtes, noch mannigfaltigeres Bild.

Budapest war schon durch seine Lage besonders dazu befähigt, sich nicht nur an dem inländischen, sondern auch an dem internationalen Handel lebhaft zu betheiligen. Seine Vermittlerrolle zwischen Ost und West ist weder ein Traum, noch eitle Einbildung, sondern Wahrheit, und ihre volle Entwicklung hängt lediglich davon ab, daß die durch die Lage gebotenen natürlichen Vortheile und Verhältnisse mit Gewandtheit und anpassungsfähiger Thatkraft ausgenützt werden.

Der Handel der Hauptstadt ist jetzt bereits mit allen Einrichtungen ausgerüstet, deren er zu seiner Entwicklung und Kräftigung bedarf. Die Organisation des Credits ist in der Hauptstadt concentrirt; es bestehen zahlreiche und über bedeutende Kapitalien verfügende Geld- und Creditinstitute zur Befriedigung des Creditbedürfnisses und zur Unterstützung der unternehmenden Handelsthätigkeit. Die Budapester Waaren- und Fondsbörse ist den Usancen und Bedürfnissen des Handelsverkehrs gemäß organisirt, mit einem Ministerialcommissär und einem gewählten Schiedsgericht. Ein riesiger Verkehr wird da täglich abgewickelt; in Getreide allein macht er jährlich über acht bis zehn Millionen Metercentner aus, und die Budapester Börse genießt den Ruf ernster Solidität, ihr gewähltes Schiedsgericht erfreut sich eines so großen Vertrauens, daß es nicht nur von den unmittelbar betheiligten kaufmännischen Kreisen, sondern auch von anderen Parteien gern als Forum gewählt wird. Die Handels- und Gewerbekammer, als gesetzliche Repräsentantin der Kaufleute und Industriellen, umfaßt die angesehensten Industriellen Ungarns; die Handelsinteressen des Landes, wie der Hauptstadt finden in ihr treue Vertretung.

Zahlreiche kaufmännische Fachkörperschaften, wie der Mühlenverband, die Kaufmannshalle, der bereits seit fünfzig Jahren bestehende Landes-Industrieverein, pflegen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und bringen die kaufmännischen und

industriellen Interessen zur Geltung; für den kaufmännischen Fachunterricht jedoch ist durch die Fachschulen und Handelsakademien gesorgt, welche theils durch die Hauptstadt, theils durch die Fachkörperschaften selbst erhalten und unterstützt werden. Im Dienste des hauptstädtischen Handels stehen ferner das Handelsmuseum und die Lagerhäuser.

Das Handelsmuseum, das einen ansehnlichen Staatsbeitrag erhält, ist ein wirksamer Förderer des hauptstädtischen Handels. Dieses gemeinnützige Institut hat den Zweck, das Publikum mit allen Handelsartikeln bekannt zu machen, in denen die vaterländische

Der Zollamtspalast.

Industrie concurrenzfähig ist und auf Export rechnen darf, anderseits aber den einheimischen Producenten die Artikel vorzuführen, die im Auslande, insbesondere in den östlichen Ländern Märkte finden könnten, so daß die ungarischen Producenten jederzeit über den in- und ausländischen Bedarf orientirt und im voraus informirt seien. Zu diesem Behufe unterhält das Handelsmuseum in der Industriehalle eine ständige Ausstellung einheimischer Industrieartikel und veranstaltet von Zeit zu Zeit Fachausstellungen; dieser Art waren beispielsweise die Ausstellungen für Leder- und Thonwaarenindustrie. Dadurch wird einerseits der Stand und die Entwicklung der einzelnen Industriezweige vorgeführt, während sie anderseits auch für die Industriellen und Kaufleute der betreffenden Fächer sehr lehrreich sind.

Ferner werden zeitweise die im Auslande erworbenen Mustersammlungen ausgestellt, um eine Richtschnur zu geben, welche Waaren erzeugt und welche Märkte von dem ungarischen Handel aufgesucht werden sollen. Das Budapester Handelsmuseum hat auch schon einige Filialen, Agenturen und Reisende in Sarajewo, Fiume, Sophia, Belgrad, Rumänien, Constantinopel, Salonichi, auf Malta u. s. w.

Die Organisation der Lagerhäuser ist in Budapest sehr entwickelt und es kann sich eines Musterinstitutes rühmen, dessen Gleichen in sehr wenigen Großstädten zu finden ist. Abgesehen von den großen Magazinen und Silos am oberen Ende der Hauptstadt, bilden die zwischen dem Hauptzollamt und dem Lastenbahnhof am Donau-Ufer gelegenen Lagerhäuser nebst dem Elevator eine imposante und volkswirthschaftlich hochwichtige Handelsanlage, welche zur Einlagerung von Waaren jeder Art mit einem Aufwande von 3,200.000 Gulden errichtet wurde und von der Hauptstadt jährlich 50.000 Gulden als Erhaltungsbeitrag bezieht. Unmittelbar am Donau-Ufer und neben dem dortigen Lastenbahnhof der ungarischen Staatsbahnen befindlich, mit der Wasserstraße wie mit der Eisenbahn durch Schienen und Hebemaschinen verbunden, gestattet sie die sofortige Umladung der Waaren aus den Waggons in die Schiffe, Magazine oder Eisenreservoirs, oder umgekehrt. Über die eingelagerten Waaren werden Warrants (Waarenscheine) ausgestellt, welche ein allgemeines Verkehrsmittel darstellen, und da für die hier eingelagerten Waaren das Nämliche gilt, als hätten sie ihren Weg nicht unterbrochen, da sie also bei ihrer Weitersendung nach den zwischen dem Productionsort und dem endgiltigen Bestimmungsort etwa bestehenden billigeren Tarifsätzen expedirt werden, so wird durch diese öffentliche Institution die erfolgreiche Thätigkeit des hauptstädtischen Zwischenhandels gleichfalls auf das wirksamste unterstützt. Der riesige Verkehr, der sich in der Hauptstadt entwickelt hat, wäre ohne ein solches öffentliches Institut heute nicht mehr mit der erforderlichen Schnelligkeit und Billigkeit abzuwickeln.

Wie bereits erwähnt, besteht zur Befriedigung der Creditbedürfnisse eine lange Reihe von Geldinstituten: Hypothekarinstitute, die zum Theil auch Tilgungsdarlehen auf hauptstädtische Häuser gewähren; solide, mächtig erstarkte Sparcassen, die über Millionen von Einlagen verfügen; Versicherungsanstalten, Creditinstitute mit bedeutenden Kapitalien, deren Hauptzweck die Unterstützung von Handel und Gewerbe bildet; Bank- und Wechslergeschäfte zur Abwicklung des Tagesverkehrs; verschiedene Verbände mit weiterem oder engerem Geschäfts- und Thätigkeitskreise; die Postsparcasse, bei der auch schon der Check- und Clearingverkehr eingerichtet ist, was die Erledigung des Geldverkehrs ungemein erleichtert.

Alle diese hauptstädtischen Institute stehen in lebhafter Verbindung mit der Provinz und vermitteln die Abwicklung des immer zunehmenden Verkehrs mit ihr; auch ist mit

Der Ostbahnhof.

Befriedigung wahrzunehmen, daß die meisten nicht nur in Budapest, sondern im ganzen Lande sich des besten Rufes erfreuen. Die elf größeren Geldinstitute der Hauptstadt, die sich hauptsächlich mit industriellen und Handelsgeschäften befassen, haben ein Grundkapital von 47 Millionen Gulden; ihr Reservekapital beträgt 18, die Summe der bei ihnen eingelegten Gelder bereits über 162 Millionen.

In die Einzelheiten des hauptstädtischen Handels können wir uns nicht einlassen und beschränken uns hier auf die bezeichnendsten Hauptzüge.

Im Getreidehandel nimmt Budapest eine hervorragende Stelle ein; die dortigen Kaufleute sind sehr thätig und haben trotz der großen Concurrenz und obgleich das stetig erweiterte Verkehrsnetz durch Herstellung des directen Verkehrs zwischen Producenten und Consumenten die Vermittlung des Zwischenhändlers vielfach überflüssig macht, dennoch verstanden, die Bedeutung des ungarischen Getreidehandels bis auf diesen Tag aufrecht zu erhalten. Budapest ist sozusagen der Getreidespeicher nicht nur des Landes, sondern, soweit es die Zölle und Preise zeitweilig gestatten, auch für Serbien, Rumänien und Bulgarien, deren überschüssiges Getreide hier lagert und den zur Verwerthung geeigneten Augenblick abwartet. An Weizen allein werden in manchem Jahre etwa 10 Millionen Metercentner auf den Budapester Markt gebracht; schon der Wochenumsatz übersteigt in lebhafteren Perioden 200.000 Metercentner; etwa $2^1/_2$ Millionen Metercentner Weizen aber sind hier beständig derart eingelagert, daß die Bestellungen der ausländischen Consumplätze jederzeit ohne alle Schwierigkeit ausgeführt werden können.

Einen nicht minder regen Handel führt die Hauptstadt mit anderen landwirthschaftlichen Producten, mit verschiedenartigen Gemüsen, insbesondere Bohnen, Obst, Pflaumen.

Der Pflaumenhandel von Bosnien und Serbien her wird größtentheils durch Budapester Kaufleute betrieben, und auch der Handel mit Südfrüchten hat sich hier bereits festgesetzt. Im Winter des Jahres 1892 gelangten die ersten Sendungen von Südfrüchten aus Messina direct nach Budapest. Die Schiffe der ungarischen See-Schiffahrtsgesellschaft „Adria" brachten sie nach Fiume, wo die Fracht in doppelwandige geheizte Waggons übergeladen wurde; so gelangte sie im frostigsten, rauhesten Wetter wohlbehalten nach Budapest zur öffentlichen Versteigerung. Der Versuch gelang vollkommen und es erwies sich, daß Budapest ganz besonders geeignet ist, als Handelsplatz für Südfrüchte zu dienen, nicht nur weil die Hauptstadt selbst viel consumirt, sondern auch weil es sich auf einen weiten Consumentenkreis stützt, sowohl im Lande selbst, wie in den nördlich gelegenen Gegenden, die in Zukunft die Südfrüchte am nächsten und am besten von Budapest werden beziehen können.

Die elektrische Eisenbahn und ihre Centralstation für Stromentwicklung.

Der Borstenviehhandel ist weltberühmt; er hat sich in Steinbruch concentrirt, wo der mitteleuropäische Borstenviehhandel abgewickelt wird. Der Werth der in Steinbruch jährlich zum Auftrieb und zur Mastung gelangenden Schweine beträgt 32 bis 46 Millionen Gulden. Musterhaft eingerichtete Mastanstalten, beständige und mustergiltige sanitäre Einrichtungen, zweckmäßige Eisenbahnverbindungen, ein unter Aufsicht stehender permanenter Borstenviehmarkt, dann die neuerdings eingerichtete Börse: all dies macht den Steinbrucher Borstenviehplatz zu einem derartigen Musterinstitut, daß, wenn im Auslande ähnliche Einrichtungen geplant sind, Fachleute entsendet werden, um in erster Reihe die Steinbrucher Anlagen zu studiren. Die Steinbrucher Borstenviehmärkte sind als internationale Märkte zu bezeichnen. Dort erscheint neben dem ungarischen Grundbesitzer der wohlhabende ungarische Bauer; Serben und Rumänen treten auf, die — wenn ein Kunstwort gestattet ist — halbfertige Waare zum Auftrieb bringen, dann Deutsche, Böhmen, Mährer, Italiener, die sich als

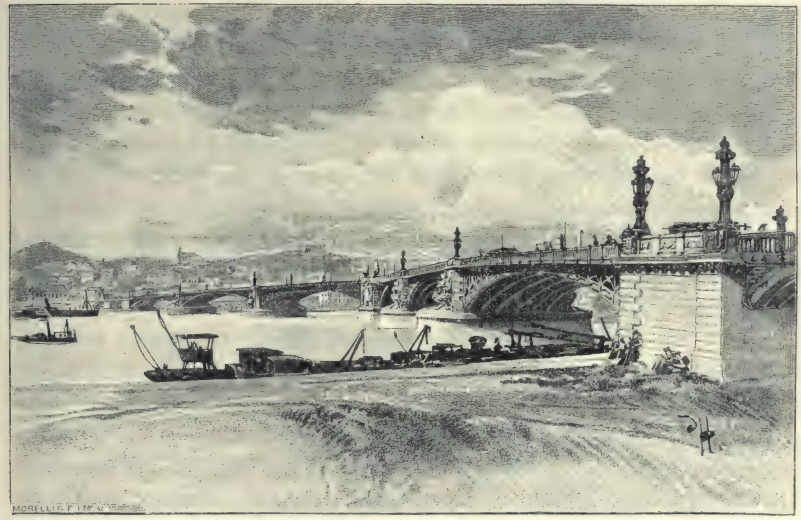
Käufer einfinden. Es werden da jährlich etwa 700.000 Stück Schweine aufgetrieben. Der Bestand wechselt fortwährend, etwa 100.000 Stück aber sind in den Steinbrucher Mästereien stets vorräthig, und zwar unter beständiger sanitärer Aufsicht. Der in Budapest zusammenströmende gewaltige Getreidevorrath ermöglicht die billige Anschaffung des zur Fütterung erforderlichen Getreides, und ist dann die Zeit des Verkaufs da, so werden die vor Fett kaum noch beweglichen Schweine aus den Mastställen direct in die Waggons verladen, um, oft ganze Sonderzüge auf einmal, nach ihren Bestimmungsorten abzugehen. Zur Versendung nach dem Auslande gelangt nur Borstenvieh ungarischer Race, die serbische oder rumänische Race wird in Ungarn selbst aufgearbeitet. Im Jahre 1892 wurden nach dem Auslande 484.000 Stück versendet, Budapest sammt Umgebung verzehrte 183.000, Wien allein 60.000 Stück Steinbrucher Schweine. Eine sehr bedeutende Stückzahl wird in Steinbruch aufgearbeitet und kommt in Gestalt von fertigen Consum- oder Industrieartikeln in den Verkehr, besonders als Budapester Schweinefett, das von jeher einen guten Ruf hat und einen sehr begehrten Handelsartikel bildet, ferner auch als ungarischer Speck.

Ein lebhaftes Bild gewährt noch der Budapester Viehmarkt. Regierung und Hauptstadt thun Alles, um auch auf diesem Gebiete den Budapester Handel auf eine möglichst hohe Stufe zu erheben. An den festgestellten Markttagen wird das schöne, auf der Weide oder in Mästereien zu feister Rundung entwickelte Alfölder oder Siebenbürger Vieh, nebst Tausenden von Kälbern, Schafen und Lämmern, durch eine lange Reihe von Bahnzügen in die unmittelbare Nähe des Schlachthauses befördert, und gleich frühmorgens beginnt der Markt. Ein Theil des hier nicht verkauften Viehs geht weiter nach dem St. Marxer Markt, das meiste aber findet doch in Budapest Käufer. Ist die Landesgrenze nicht wegen Viehseuchen abgesperrt, so sieht man hier auch die verschiedensten Nationalitäten des Balkans, wie sie ihre bunten Wildlinge von Vieh zu Markte bringen; beturbante Türken, schmuckfrohe Albanesen, Bulgaren, Serben, Macedonier, Rumänen, Alles Viehtreiber, tummeln sich in buntscheckigem Durcheinander um ihre Thiere her, und das materielle Interesse vermengt hier, in einem großen internationalen Markt, fast alle Nationen Europas.

Das Schlachthaus in der Nähe des Viehmarktes ist gleichfalls ein mustergiltiges öffentliches Institut. Es ist durch die Hauptstadt erbaut und derart eingerichtet, daß in Hinsicht auf Reinlichkeit, Ordnung, zweckmäßige Eintheilung und Arbeit nichts zu wünschen übrig bleibt. Verwaltet wird es durch die Hauptstadt mit einem jährlichen Kostenaufwand von über 200.000 Gulden, wobei auf Reinlichkeit ein besonderes Gewicht gelegt wird. Es werden da jährlich 230.000 bis 250.000 Thiere geschlachtet. Die Bevölkerung der Hauptstadt verzehrt täglich im Durchschnitt 200 Stück Großvieh, etwa 300 Kälber und nahezu 170 bis 180 Stück Kleinvieh.

Neuerdings wurde in der Hauptstadt auch der internationale Schafmarkt und der Schaffleischexport zweckmäßig organisirt. Pariser und Wiener Firmen kauften direct in Budapest die benöthigten Schafe und beförderten das frische Schaffleisch in eigens dazu eingerichteten, mit Lüftungs- und Kühlapparaten versehenen Waggons geradenwegs nach Paris, dessen Bedarf an diesem Artikel bedeutend ist.

Immer mehr und mehr entwickelt sich auch der Geflügelhandel, verbunden mit der Ausfuhr von Eiern, von Butter und dergleichen. In Steinbruch ist eine musterhaft eingerichtete Geflügelzüchterei und Mastanstalt errichtet worden, die nicht nur im Inlande



Die Margarethenbrücke.

guten Absatz findet, sondern mit ihren vortrefflichen und zugleich billigen Producten auch im Auslande concurrenzfähig ist. In Berlin und Wien, ja selbst im fernen London wird das ungarische Geflügel immer mehr beliebt und in den großen Londoner Lebensmittelhallen finden die in der Steinbrucher Geflügelzüchterei gemästeten Poulards und Gänse stets bereitwillige Abnehmer.

Wichtig und berühmt sind weiters die Budapester Wollmärkte. Auf diesem Centralmarkt sammelt sich die im Lande geschorene Wolle und hier finden sich die Großhändler und Fabrikanten aus Reichenberg, Brünn, Bielitz, wie auch aus Deutschland und Frankreich ein, um ihren Bedarf zu decken.

Diese in Kürze geschilderten Gruppen des Handels sind Einzelheiten jenes vielbewegten Bildes, welches das Verkehrsleben der Hauptstadt darbietet. Die Verpflegung Budapests, die Versorgung der industriellen Anlagen mit dem nöthigen Rohmaterial, die Verwerthung der erzeugten Waaren schaffen aber auch sonst noch einen lebhaften Handelsverkehr.

In Ermangelung von Markthallen bildet die Gegend des Donau-Ufers, vom Petöfidenkmal bis zum Hauptzollamt, den hauptsächlichen Nahrungsmittelmarkt. Hier ist das Marktcommissariat, hier der Gemüse- und Obstmarkt, der Fischmarkt, wohin aus den nahe anlegenden Fischerbarken die lebenden Fische gebracht werden, und hier befinden sich auch die Südfrüchte- und Wildprethandlungen.

Besonders lebhaft betheiligen sich an der Verpflegung Budapests die Ortschaften längs der Donau. Auf hoch beladenen Schiffen schleppen sie die Gemüse, Gurken, Wasser- und Zuckermelonen, Kraut, Äpfel, Pflaumen, Trauben und manch anderes Obst herbei; im Herbst namentlich ist der Saum des ganzen linken Donauquais, vom Schwurplatz bis zu den Lagerhäusern hinab, mit hölzernen Barken besetzt, welche Lebensmittel zuführen. Die Treppenquais wimmeln bei ihrer Ankunft von Auf- und Niedersteigenden, in kürzester Frist wandert das Zugeführte in die Magazine der Kleinhändler und unter die Zelte der Marktweiber, wo, von der verwöhnten Hauswirthin hinab bis zu dem säcketragenden Taglöhner und dem auf Abfälle lauernden Gassenjungen, Jedermann findet, was nach seinem Geschmack ist.

Auch mit zweckmäßigen Verkehrsmitteln und Verbindungen, die ja zu den unentbehrlichen Bedingungen der Entwicklung einer Stadt gehören, ist Budapest in hervorragender Weise versehen.

Eine der gewaltigsten Wasserstraßen Europas, die Donau, steht im Dienste der Hauptstadt. Längs der Quais stehen in langen Reihen, zu Hunderten, die Personendampfer und Remorqueure, die eisernen und hölzernen Schleppschiffe und andere Lastfahrzeuge, um Waaren aus- oder einzuladen. Außer den Schiffen der großen Actiengesellschaften und der in den Donau- und Theißstädten ansässigen Schiffseigenthümer erscheinen in stattlicher Anzahl die Schiffe der ungarischen Staatseisenbahnen von der unteren Donau, ferner süddeutsche, serbische und rumänische Schiffe unter ihren eigenen Flaggen. Geübte und gewandte „Sackträger" schwingen Metercentnerlasten mit Leichtigkeit auf ihre Schultern und eilen damit über die Quais. Größere Frachtstücke, wie Dampfkessel und Maschinen, riesiges Stammholz für den Schiffsbau, mehrere Metercentner schwere Steine für den Häuserbau, Treppenstufen u. s. w., werden mittelst Hebekrahnen mit aller Leichtigkeit auf die weiterbefördernden Lastwagen gehoben. Und so geht dies fort, das ganze Donauufer entlang, nichts als Leben, Arbeit, rühriges Schaffen, — der mächtige Pulsschlag der Lebenskraft einer aufstrebenden Großstadt.

Wo einst die Ankunft des ersten, primitiv gebauten Dampfbootes die Bevölkerung von Pest und Ofen in Erstaunen versetzt hat, dort wiegt sich jetzt ein ganzer Schwarm prächtiger, mit vollstem Comfort ausgestatteter Personendampfer auf den Wellen und hält den Personenverkehr zwischen den Donaustädten und den Uferländern dieses Stromes in Gang.

Und doch haben seither auch die Eisenbahnen Budapest in das Netz des Weltverkehrs hineinbezogen. Große internationale Linien berühren Budapest. Die nach den verschiedenen Landestheilen führenden Eisenbahnlinien gehen strahlenförmig von der Hauptstadt aus. Alle diese Linien sind durch die linksufrige und die rechtsufrige Gürtelbahn untereinander und mit den Budapest umgebenden Industrieanlagen, alle zusammen aber mit dem ein systematisches Ganzes bildenden Eisenbahnnetz verbunden.

Die älteste Eisenbahn Budapests, die für den Verkehr so wichtige Linie über Marchegg nach Wien und hinab nach Verciorova, ist nun auch schon in den Besitz des ungarischen Staates übergegangen, und auf sämmtlichen Linien der Staatsbahnen hat infolge des eingeführten billigen Personentarifs ein gesteigerter Verkehr mit den näheren Umgebungen der Hauptstadt, wie mit den fernsten Städten des Landes und zugleich auch mit dem Auslande platzgegriffen.

War Budapest auch früher schon das Mekka des Ungars, so ist es dies noch mehr seit der Herabsetzung der Eisenbahn-Fahrpreise und jenem denkwürdigen 1. August 1889 geworden, an dem das Zonensystem in Wirksamkeit getreten. Waren doch die Bevölkerungen vieler Gegenden des Landes bis dahin durch die hohen Fahrpreise der Eisenbahnen thatsächlich von der Hauptstadt ihres Vaterlandes abgeschnitten! Jetzt ist diese Reise selbst den ärmsten Classen ermöglicht. Es ist der Mühe werth, die vollgepfropften Bahnzüge zu sehen, welche tagtäglich in die Bahnhöfe der ungarischen Staatseisenbahnen einfahren und aus den Thälern der Waag und Neutra, aus den nördlichen Comitaten, dem Alföld, den siebenbürgischen Theilen, dem Lande jenseits der Donau und den Südgegenden Tausende von Reisenden mitbringen. In solchen Stunden werden bereits sowohl der Ost-, als auch der Westbahnhof (früher Centralbahnhof genannt) zu eng, obgleich beide in den größten Verhältnissen erbaut sind. Es ist eine förmliche Menschenfluth, die sich bei Ankunft und Abfahrt der Züge um die Bahnhöfe staut. In der That, am ganzen Zonensystem — dieser epochemachenden Neuerung, die auf dem Gebiete der Personenbeförderung ein bleibendes Denkmal Gabriel Baross' bildet — war es einer der glücklichsten Gedanken, daß Budapest als Landeshauptstadt auch zu einem wirklichen Brennpunkte gemacht wurde. Es verlohnt sich, zu beobachten, welche Volksschichten der billige Personentransport mobilisirt hat. Abgesehen von den Slovaken Nordungarns, welche zu Tausenden in der Hauptstadt Beschäftigung suchen und hier finden, kommen um

Arbeit auch immer mehr Szekler herauf, die über 700 Kilometer weit wohnen und früher in Rumänien ihren Lebensunterhalt gesucht hatten. Ein gleicher Aufschwung ist beim Güterverkehr zu constatiren. In den Eisenbahnstationen steigt das Ein- und Ausladen der Waaren in großem Maßstabe und gegenwärtig sind in diesen Stationen, die trotz ihrer großen baulichen Dimensionen sich immer unzulänglicher erweisen, mehr als 200.000 Waggons zu befrachten und zu entfrachten.

Außer den großen Eisenbahnlinien, welche die Hauptstadt mit den Provinzstädten Ungarns und den großen Knotenpunkten des Auslandes verbinden, besitzt Budapest auch ein Netz von Localbahnen, das sich immer reicher ausbildet. Die Localbahnen nach Czinkota, Szent-Lörincz, Lajos-Mizse, Sorokšár-Haraszt, Ráczkeve und Szent-Endre tragen sämmtlich zur Verpflegung der Hauptstadt bei und nicht minder zur Entwicklung der Berührungen zwischen Hauptstadt und Umgegend, zur Linderung der Wohnungsschwierigkeiten und zur Vermehrung der Erwerbsquellen. Längs dieser kleinen Linien entstehen intensive Landwirthschaften und anmuthige Villencolonien. Ja selbst die Begräbnisse können bereits mittelst Eisenbahn veranstaltet werden, denn eine besondere Linie, die Centralfriedhofs-Eisenbahn, erhält die pietätsvolle Verbindung zwischen dem lebenden Budapest und der Ruhestätte seiner Todten aufrecht.

Dem Localverkehr dienen ferner, außer den raschen Localdampfern der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft und den sehr zahlreichen Propellern, die Pferdebahnen und die elektrischen Eisenbahnen, deren Netze sich immer weiter dehnen.

Die Pferde-Eisenbahn, deren Schienenlänge in den Straßen der Stadt bereits nahe an 100 Kilometer beträgt, läßt täglich bei 2.400 Wagen abgehen, ihr permanenter Pferdebestand beläuft sich auf etwa 1.200 Stück, und die jährliche Zahl der beförderten Personen auf mehr als 18 Millionen.

Die elektrische Eisenbahn, deren Hauptlinie der großen Ringstraße folgt und nach dem Stadtwäldchen, Universitätsplatz, Josephstädter Staatsbahnhof und Akademiepalast abzweigt (binnen kurzem wird sie auch den Schwurplatz erreichen), ist eine hervorragende Leistung der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Elektrik, und zwar überhaupt das allererste Werk, das mit unterirdischer Leitung und einer Centralstation für Stromentwicklung in solcher Ausdehnung hergestellt worden ist und sich vollkommen bewährt hat. Gewisse Mängel des Systems waren alsbald behoben, und angesichts des jetzt ungestörten Betriebs darf man wohl sagen, daß für volkreiche Städte dieses zuerst in Budapest erprobte Verkehrsmittel das zweckmäßigste ist.

Ein anderes interessantes Verkehrsmittel auf hauptstädtischem Gebiete ist die Zahnradbahn, die vom Stadtmeierhof aus den Schwabenberg und Széchenyiberg ersteigt und dem Budapester Publikum das romantische Ofner Gebirge eröffnet hat. Eine

Strecke weit klammert sich die Maschine mit ihrem Zahnrad an eine in die Windungen des Bergabhanges hineingelegte Schiene, um dann über hohe Dämme und durch tiefe Einschnitte die Endstation auf dem Széchenyiberg zu erreichen. Längs der Linie ist die eleganteste Villencolonie, bereits ein förmlicher Stadttheil, entstanden und von den einzelnen Punkten eröffnen sich die schönsten Ausblicke in die Ofner Berge und Thäler, auf die Hauptstadt und ihre Umgebungen, auf die geschlängelte Donau mit ihren Eilanden.

Auch in anderer Richtung ist für die Erleichterung des Verkehrs gesorgt. Die neueste Errungenschaft der wissenschaftlichen Forschung, das Telephon, hat in Budapest eine hohe Stufe der Vollendung erreicht, das dichte Netz ermöglicht es, daß die Bewohner auf den entferntesten Stadttheilen mit einander sprechen können, ja man spricht durch das Telephon schon bequem mit Wien und bereits ist das große Telephonnetz im Bau begriffen, welches die Hauptstadt mit allen bedeutenderen Mittelpunkten der Provinz verbinden wird. Die Einwohner von Preßburg, Komorn, Gran, Raab, Szegedin, Arad, Temesvár, Debreczin, Groß-Wardein, Kaschau, Klausenburg, Agram, Fiume werden in Bälde unmittelbar mit den Bürgern von Budapest sprechen können, was in erster Reihe dem Handel zugute kommen wird.

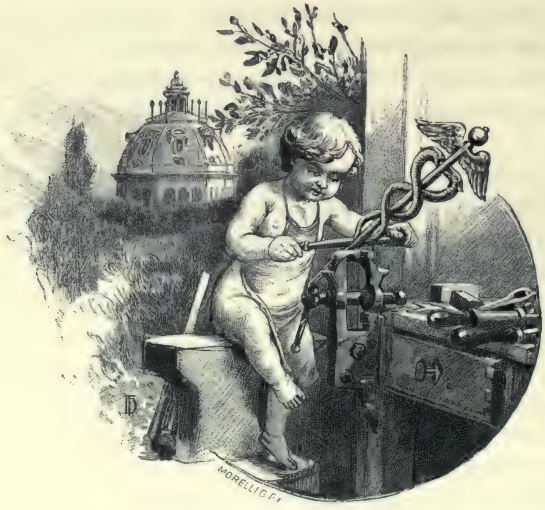
Auf dem Gebiete des elektrischen Fernsprechens ist eine ganz neue praktische Erfindung zu allererst in Budapest angewendet worden, nämlich die Telephon-Zeitung; die bisherigen Versuche damit haben zu günstigen Resultaten geführt. In dieser Richtung ist Budapest eben so bahnbrechend wie mit der elektrischen Bahn.

Die ungarische Hauptstadt kann aber auch noch auf andere öffentliche Werke von Bedeutung hinweisen.

Die in ihrer Einfachheit so großartige Kettenbrücke, die Margarethenbrücke, die Eisenbahnverbindungsbrücke, der Ofner Tunnel und die Dampfseilrampe, der Zollhauspalast, das sind, jedes für sich, hochinteressante, großangelegte Bauwerke, die dem Verkehr und Handel der Hauptstadt in wirksamster Weise dienen und Millionen gekostet haben, manche zu einer Zeit, als die Millionen wahrlich nur mit der größten Anstrengung zusammenzubringen waren. Allesammt sind sie Schöpfungen des patriotischen Strebens, die beiden längs der Donau-Ufer hingedehnten Städte zu einer großen nationalen Hauptstadt, einem nationalen Brennpunkt zu verschmelzen und die zwischen den einzelnen Stadttheilen bestandenen Verkehrshindernisse zu beseitigen. Und heute ist auch dieser Rahmen schon zu eng, so daß man bereits mit allem Ernst an die Erbauung zweier neuer Donaubrücken denkt, ja daß selbst der Bau einer neuen Eisenbahnverbindungsbrücke im oberen Theile der Stadt, in Verbindung mit der Graner Eisenbahn, nur noch die Frage einer Spanne Zeit ist.

Kurz, das gesammte volkswirthschaftliche Leben Budapests zeigt ein erfreuliches Bild von Arbeit, Streben und Fortschritt. Der Ausländer sieht es mit Überraschung, der Patriot mit Begeisterung. Das eintausendste Jahr des Reiches wird hier eine auch volkswirthschaftlich starke Hauptstadt finden, eine Verkünderin dessen, daß die staatenbildende Kraft dieser Nation, sobald sie die Schläge des Schicksals verwunden, auch auf den Gebieten der Industrie und des Handels wohl in Anschlag zu bringende Erfolge aufzuweisen vermocht hat.

Die Freiheit des constitutionellen Lebens hat die schlummernde Urkraft erweckt, sie zu Schaffenslust und Wetteifer angeregt; der bisher errungene Erfolg ist der köstliche Lohn unermüdeter Thätigkeit und die sichere Gewähr weiterer Entwicklung.



Lukasbad und Kaiserbad.

Die Mineralwässer und Bäder von Budapest.

Es ist gewiß keine nothwendige Bedingung für den Aufschwung einer Stadt, daß sie reich an Naturgaben sei; Wissenschaft, Kunst, Industrie und Handel können auch in einer Einöde sich niederlassen und sprudelndes Leben hervorzaubern. Ist aber die Lage einer Stadt überraschend schön, ist sie durch ihre Land- und Wasserstraßen der Mittelpunkt eines großen Verkehrs und kommt hiezu noch ihr Reichthum an Heilquellen besonderer Art, welche die Leiden der Menschen lindern können und daher die Fremden zwingen, dahinzupilgern, den Fremdenverkehr zu steigern und den Ruf der Stadt weithin in die Welt zu tragen, so sehen sich die politischen und gesellschaftlichen Factoren in ihren Bestrebungen um die Entwicklung jener Stadt durch mächtige Naturkräfte unterstützt, die nach ihrem Geldeswerth gar nicht zu berechnen sind. Eine solche, an besonderen Naturgaben reiche Stadt ist auch die Haupt- und Residenzstadt Budapest.

Man muß nicht Ungar sein, um sich durch ihre malerisch schöne Lage entzückt zu fühlen, auch bedarf man keines besonderen Talentes, um zu erkennen, daß ihr billiger Wasserweg nach Osten und Westen, in Verbindung mit den aus verschiedenen Richtungen

heranziehenden Landwegen, sie zu einem Brennpunkt des Handels machen; aber nicht minder klar liegt es auch ohne eigentliche Kenntniß der Naturwissenschaften, daß die auf ihrem Gebiete zu Tage tretenden Mineralwässer einen Naturschatz von hohem Werthe darstellen. Hätte Budapest gar nichts Anderes als seine Mineralquellen, so wäre bereits die Entwicklung seiner Zukunft gesichert; sehen wir doch in Europa Städte, welche blos auf Grund ihrer Mineralwässer sich von Jahr zu Jahr mit unglaublicher Raschheit fortentwickeln, und in der Umgebung einzelner Heilquellen Colonien, die mit unbegreiflicher Schnelligkeit groß geworden sind. Es sei hier nicht untersucht, ob die in ärztlicher und volkswirthschaftlicher Hinsicht so wichtigen Mineralwässer Budapests in dem Maße verwerthet sind, als sie ihren vorzüglichen Eigenschaften und ihrer Ergiebigkeit nach verwerthbar wären; der Zweck unserer Darstellung ist blos, einen Überblick über die Beschaffenheit dieses Vermögens zu bieten, die in Budapest bisher bekannt gewordenen Mineralwässer zusammenzufassen und deren Verwerthungsweise anzugeben.

Die Mineralwässer Budapests geben in topographischer Hinsicht Anlaß zu drei interessanten Bemerkungen. Erstens daß am rechten Ufer der Donau, auf der Ebene von Lágymányos oder Kelenföld, die sich vom Blocksberg gegen Promontor hin erstreckt und östlich an die Donau grenzt, kalte Bitterquellen vorkommen; zweitens, daß sich am rechten wie am linken Ufer der Donau, ja selbst im Strombette warme Quellen von unberechenbarer Menge finden; drittens, daß am linken Ufer durch den Flugsand der Pester Seite kalte Eisenquellen zu Tage treten.

Über den Werth der Bitterwässer und Thermen gibt die chemische Analyse genauen Aufschluß; dagegen ist die chemische Beschaffenheit der Eisenwässer noch wenig bekannt, in dieser Hinsicht wäre also blos zu erwähnen, daß in der Linden- und Sommergasse sich, sozusagen schon seit uralter Zeit, Eisenbäder befinden.

Im Marktverkehr sind die Bitterwässer zu gutem Ruf gelangt, und obwohl ihre Vergangenheit nicht so weit zurückreicht wie die des Püllnaer und Saidschützer Wassers, die schon im vorigen Jahrhundert Ausfuhrartikel waren, so haben sie sich doch in allen Welttheilen Bahn gebrochen, und außer den Quellen von Karlsbad gibt es kaum noch welche, die in so weitem Umkreis und so großer Menge verbreitet wären wie die Ofner Bitterwässer.

Die Thermen werden in Budapest nur in der Umgebung der Quellen selbst getrunken; das Wasser des artesischen Brunnens wird zu Badezwecken auch in die Häuser der Stadt geschafft; doch spielen die Thermen als Handelsartikel eine untergeordnete Rolle und ihre Hauptbestimmung ist, die an den Quellen erbauten Bäder zu speisen.

Die Bitterwässer der Ofner Seite sind seit dem Jahre 1852 bekannt. Ein Ofner Bürger bohrte sich, zur Bewässerung seines Küchengartens, einen Brunnen, und es fiel

ihm, als er auf Wasser stieß, nicht im Traume ein, daß er einen Handelsartikel von großer Zukunft erbohrt hatte. Kein Küchengarten hat jemals einen so reichlichen und sicheren Ertrag gegeben! Kein Hagelschlag, kein Frost kann dieser Ernte schaden, höchstens ein Übermaß von Regen, da durch allzu große Verdünnung die relative Menge der im Wasser aufgelösten Salze geringer, die Qualität also schlechter werden kann. Im Übrigen werden jene Brunnen so lange eine Einnahmequelle bilden, als die Bedingungen zur Bildung von Bitterwasser bestehen bleiben.

Diese Bedingungen sind, nach der bisherigen Erklärung, localer Natur, die Erklärung aber, die man dem Universitätsprofessor Dr. Josef Szabó verdankt, ist so natürlich, daß sich bisher kein begründeter Einwand gegen sie erhoben hat. Als Hauptbestandtheile des Bitterwassers betrachtet man das schwefelsaure Magnesium und das schwefelsaure Natrium. Zur Herstellung dieser Salze steht in den Bergen, welche die Kelenföld-Ebene von West und Nordwest umschließen, ein verschwenderisch dotirtes Laboratorium zur Verfügung. Die Rohstoffe, aus denen sie sich bilden, sind: der Dolomit, der diesen deckende Mergel und Tegel mit dem in ihnen verstreuten Pyrit, der Sauerstoff der Luft und das Wasser. Der Pyrit, diese durch atmosphärische Einwirkung leicht veränderliche Mischung von Eisen und Schwefel, wird bei Anwesenheit von Wasser durch den Sauerstoff der Luft angegriffen, so daß sich von seinen Bestandtheilen das Eisen zu Eisenoxydhydrat, der Schwefel zu Schwefelsäure oxydirt. Den Rest der Aufgabe besorgt die Schwefelsäure. Diese verwandelt den Dolomit, der aus kohlensaurem Calcium und kohlensaurem Magnesium besteht, in schwefelsaures Calcium und schwefelsaures Magnesium, während die gebundene Kohlensäure frei wird. Das schwefelsaure Calcium ist in Wasser schwer löslich; ein großer Theil desselben scheidet sich in der Nähe des Entstehungsortes in Form von krystallisirtem Gyps aus, ein geringerer Theil aber nebst dem leichter löslichen schwefelsauren Magnesium fließt aufgelöst mit dem in den Boden eingesickerten Wasser weiter. Die freigewordene Kohlensäure bewirkt in Wasser aufgelöst die Lockerung und Zersetzung des Dolomits und die Verwitterung des im Tegel enthaltenen Feldspats. Der Feldspat ist insbesondere Natrium-Feldspat mit etwas Kalium-Feldspat; diese liefern zur Bildung des Bitterwassers Natrium, Kalium und Chlor. Die Schwefelsäure ist in den Ofner Bitterwässern in solcher Menge gegenwärtig, daß, wenn man die Bestandtheile zu Salzen gruppirt, ein Theil derselben mit Natrium verbunden gedacht werden muß.

Die wässerige Lösung, wie sie von den das Kelenföld einschließenden Bergen in den Boden des Kelenföld hinabsickert, kann ihren Weg nicht gegen die Donau nehmen, denn der sanft nach Süden niedersteigende Fortsatz des Blocksberges schiebt sich in nordsüdlicher Richtung als ein für das Wasser undurchdringlicher Damm zwischen die Donau und das Sammelbecken der Quellen.

Diese Bitterwässer gehören zu den Quellen von veränderlichem Wärmegrad. Ihre mittlere Temperatur beträgt 10·9 Grad Celsius. Am niedrigsten ist sie im März, am höchsten im September, doch beträgt der höchste Unterschied nur 6 Grad Celsius. Das Schwanken der Temperatur beweist, daß diese Bitterwässer sich in einer Tiefe bilden und sammeln, wo die Sonnenwärme sich noch geltend macht.

Die Bitterquellen des Kelenföld kommen an drei, mehr oder weniger von einander abgesonderten Stellen dieses Gebietes vor.

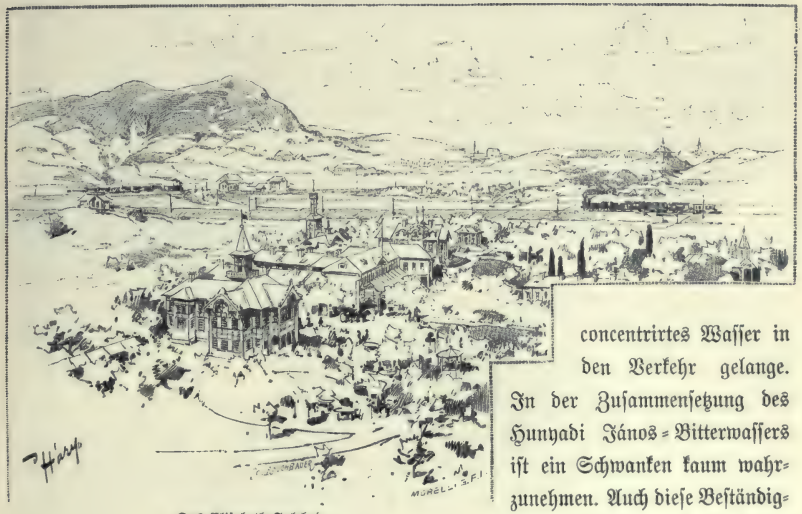
Die am längsten ausgedehnte Quellengruppe ist die der sogenannten Lágymányos-Ebene, welche die Fortsetzung der zwischen Blocksberg und Adlersberg eingesenkten Thalmulde bildet. Die Quellen liegen südlich von der nach Wien führenden Linie der ungarischen Staatsbahnen, östlich der Station Kelenföld. Das Wasser von mehreren vereinigten Bittersalzquellen (Szent István, Hunyadi Mátyás I. und II., Széchenyi István, Deák Ferencz, Heinrich und Hildegarde) gelangt in den Außenhandel unter der Bezeichnung: „Ofner Königs-Bitterwasser". Das Wasser der Quellen Erzsébet, Hunyadi Mátyás, Széchenyi István und Deák Ferencz ist unter diesen Namen nur zu inländischem Verbrauch bestimmt. Die geringste Menge an festen Bestandtheilen hat unter den genannten Quellen die Hildegardequelle mit 20·22, die größte Hunyadi Mátyás mit 52·4264 von tausend Gewichtstheilen.

Die der einen Gruppe angehörigen Bitterquellen befinden sich auf dem Gebiet einer eleganten Bade-Anlage. Dies ist das „Elisabeth-Salzbad", das einzige Bitterwasserbad Budapests. Seine Lage ist recht günstig; gegen Süd, West und Nord — von den Höhen Promontors bis zum Blocksberg — wird es von gut bebauten, sanft ansteigenden Bergen umrahmt und nur nach Nordost und Ost verliert sich der Blick im Unendlichen der Ebene. Es hat keinerlei unmittelbare bewohnte Nachbarschaft, sondern liegt wie ein parkirtes Gehöft mitten im Felde vor den einst so weinberühmten Adlersberg hingelagert. Die Einrichtung des Bades, das sich namentlich bei Frauenkrankheiten trefflich bewährt hat, und die äußere Eleganz der ganzen Anlage heben sich von Jahr zu Jahr. Die Badeleitung läßt die festen Bestandtheile des Bitterwassers ausscheiden und bringt einen Satz in den Verkehr, mit dem man wo immer Bittersalzbäder improvisiren kann. Gründer und Erhalter der Anstalt ist Heinrich Mattoni.

Das andere ausgezeichnete Wasser des Lágymányos stammt aus der Aeskulapquelle und weist in 1000 Gewichtstheilen 37·2824 Theile fester Stoffe auf. Südwestlich von den Quellen des Lágymányos, westlich der Ofen-Stuhlweißenburger Bahnlinie, stößt man auf die Quellen des Örmező. Sie heißen Ferencz József, Árpád, Rákóczy György, Victoria, Rákóczi und Hunyadi László. Die dritte Gruppe von Bitterquellen liegt in der Ebene der Kőérbereker Flur, in einem Thale mit Namen Örsöd, und wird

von den Örmezöer Quellen durch den Dobogó-Berg getrennt. Die Zahl der Brunnen, aus denen dort das unter dem Namen Hunyadi János weltbekannte Wasser geschöpft wird, übersteigt bereits 90. Diese Anlage gehört der Firma Andreas Saxlehner und schickt jährlich 5 bis 6 Millionen Flaschen in alle Theile der Welt.

Der Handel mit Ofner Bitterwasser ist mit dem Namen Andreas Saxlehner untrennbar verknüpft. Er war es, der die Ofner Bitterwässer im Auslande bekannt machte und ihnen einen bleibenden gesicherten Markt gewann. Eine der unerläßlichen Bedingungen für die kaufmännische Verwerthung des Bitterwassers ist es, daß ein möglichst gleichmäßig



Das Elisabeth-Salzbad.

concentrirtes Wasser in den Verkehr gelange. In der Zusammensetzung des Hunyadi János-Bitterwassers ist ein Schwanken kaum wahrzunehmen. Auch diese Beständigkeit des Sättigungsgrades hat Andreas Saxlehner ermöglicht, indem er das Wasser vieler Brunnen in einem Becken sammelte und aus diesem die Flaschen füllen ließ. Das von ihm aufgestellte Verfahren wird auch gegenwärtig mit Erfolg angewendet, und da die Hunyadi János-Bitterquellen einen ausgedehnten Bezirk haben und die Zahl der vorhandenen Brunnen noch immer vermehrt werden kann, so ist dem Hunyadi János-Bitterwasser die Beständigkeit seines Sättigungsgrades für lange Zeit gesichert.

Einen anderen Naturschatz besitzt die Landeshauptstadt an ihren vielen und ausgezeichneten Thermen.

Die am rechten Donau-Ufer gelegenen rühmen sich einer Vergangenheit von vielen Jahrhunderten, ja zum Theil von mehr als einem Jahrtausend; dagegen sind die artesischen Brunnen auf der Margaretheninsel und im Stadtwäldchen, letztere auf der

linken Donauseite, Werke der Neuzeit. Auf der Ofner Seite hielt es nicht schwer, diese Quellen zu finden, denn sie verriethen sich als natürliche Springbrunnen selbst; die artesischen Brunnen auf der Margaretheninsel und im Stadtwäldchen konnten nur auf Grund genauer Kenntniß der geologischen Localverhältnisse erbohrt werden.

Zur ersten Gruppe der Thermen gehören, nach Josef Szabó, die lauwarmen Quellen, die sich im Weichbilde Ofens befinden. Nimmt man die beiden Quellen von Békásmegyer dazu, so zählt man im Gebiete nördlich von Altofen deren fünf. Davon ist nur die der Pulvermühle verwerthet, welche das offene Becken des „römischen Bades" speist. Diese lauwarmen Quellen haben eine Temperatur von 20 bis 24 Grad Celsius. In 1000 Gewichtstheilen Wasser finden sich 0·48 bis 0·68 Theile fester Stoffe. Das „römische Bad" wird mit der Zeit gewiß eine beliebte Sommerfrische des hauptstädtischen, wie des Provinzpublikums werden. Seine Umgebung ist nicht ärmer an Naturschönheiten als die des Elisabeth-Salzbades; auch bilden die Spuren einer fernen Vergangenheit, die Ruinen Aquincums, einen Anziehungspunkt.

In der zweiten Gruppe stehen die Inselthermen. Das jetzige Publikum kennt davon nur eine, die der Margaretheninsel, deren Brunnen ein Meisterwerk Wilhelm Zsigmondy's ist. Die Bohrarbeiten begannen am 21. December 1866 und waren schon am 14. Mai 1867 beendigt. Die übrigen heißen Quellen, die sich auf der zwischen dem Nordende der Margaretheninsel und dem Pester Ufer gelegenen „Bade-Insel" befanden, sind durch die Regulirung der Donau sammt der Insel unter Wasser gerathen. Behauene Marmorblöcke, die man auf der Bade-Insel gefunden, deuten darauf hin, daß dort Bäder bestanden haben. Josef Szabó bestimmte am 16. November 1856, als das Wasser der Donau 4 Grad Celsius hatte, die Temperatur der 11 Quellen mit 41 Grad Celsius. Diese Quellen sind noch immer vorhanden; auch friert die Donau über ihnen niemals zu.

Der Brunnen der Therme auf der Margaretheninsel ist 118·5 Meter tief, sein Wasser hat eine Temperatur von 43·3 Grad Celsius und 1000 Gewichtstheile Wasser enthalten nach der Analyse des Universitätsprofessors Karl Than 0·8856 Theile feste Stoffe. Das Wasser ist schwefelhaltig und eigenthümlicherweise kommt der Schwefel darin in der Form von Carbonyl-Sulphid vor. Die Margaretheninsel ist Eigenthum des Erzherzogs Josef, der sie mit fürstlichem Aufwand und Geschmack in einen der schönsten Parks der Hauptstadt, ja des ganzen Landes verwandelt hat. Die Insel liegt mitten in der Donau, fern allem Straßengeräusch, ihre Luft ist staubfrei, ihre Wohnungen bieten Eleganz und Comfort, ihre schattigen Spazierwege sind breit und rein gehalten, überall erfreut das frische lebenskräftige Grün eines üppigen Pflanzenwuchses, der den Sinn mit neuer Lebenshoffnung erfüllt. Ein reizvollerer Rahmen für eine Mineralquelle ist kaum denkbar. Die Gebäude der Insel enthalten 300 Zimmer, die aber der Nachfrage nicht mehr genügen.

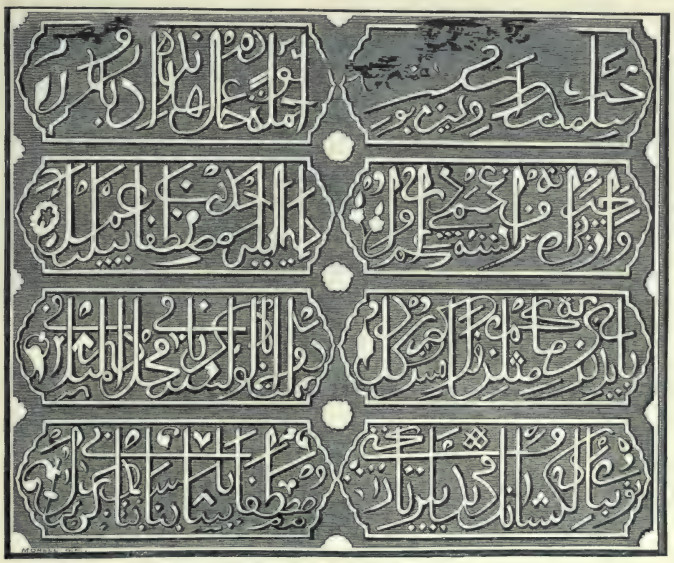
Flaschenfüllung des Hunyadi János-Bitterwassers und das Pumpen aus einem der Brunnen.

Einer dritten Gruppe wären die der Margarethenquelle zunächst liegenden sogenannten Josefsberg-Thermen zuzuweisen. Ihre Temperatur und Zusammensetzung ist überaus verschieden. Der Wärmegrad schwankt zwischen 17 und 61 Grad Celsius, die Menge der festen Bestandtheile zwischen 0·62 und 1·08 vom Tausend. Diese Wässer sind, wie die bisher erwähnten Thermen, alkalisch-erdige Wässer mit kaum noch wahrnehmbarem Schwefelgehalt. Interessante Beobachtungen lassen erkennen, daß die Thermen am rechten Ufer der Donau mit einander zusammenhängen. Als im Jahre 1819 das königlich ungarische Ärar bei der Wiederherstellung der Kaisermühle den am Fuße des Josefsberges befindlichen Teich ableiten ließ, sank der Spiegel der warmen Quellen im Kaiserbad wie im Königsbad, und da die Arbeiten mehrere Monate anhielten, machte sich die Ableitung des Teiches bis ins Blocksbad hin geltend, dessen Spiegel um 47 Centimeter sank. Ähnliches wurde 1858 bei den Arbeiten im Lukasbade beobachtet. Die Quellengruppe des Josefsberges speist das Kaiserbad, Lukasbad und Königsbad.

Das Kaiserbad liegt der Südspitze der Margaretheninsel gegenüber am Fuße des Josefsberges. Seine ersten Baulichkeiten stammen aus der Türkenzeit, doch war sein Wasser schon unter den Königen aus dem Hause Árpáds bekannt. Eine türkische Inschrift, die sich auf einer Steinplatte neben der Thür des zum Dampfbad führenden Ganges befand, beweist, daß das jetzige Dampfbad, einst Türkenbad, schon im Jahre 1570 fertig war. Die Inschrift lautet, nach Vámbéry's Übersetzung: „Im Jahre 978 der Flucht Mohameds (1570 nach Christi Geburt) Großvezier Mustafa Pascha von Sokol. Wenn der an Ehren reiche Vezier während der Friedenszeit seine Habe auf gute Werke verwendete, so ist das kein Wunder. Handelte er doch immer nach den Traditionen des Propheten. Er erbaute ein Bad, dem ähnliches der Himmel noch nicht gesehen. Glücks-Heim (Dewlet-Abad) ist dessen Name; es diene als Beispiel." Die Entstehung dieses Bades kündet die Inschrift mit folgenden Worten: „Mustafa Pascha hat das Bad erbaut, Auf das Jeder mit größtem Entzücken schaut."

Nach der Vertreibung der Türken ging das Bad von Hand zu Hand. Im Jahre 1806 wurde es Eigenthum des Stefan Marczibányi, der es dann den Barmherzigen schenkte, und im Besitze derselben befindet es sich noch heute. Das Kaiserbad ist ein viereckiger Bau mit heizbaren Gängen, also ein auch im Winter nutzbares Heilbad. Das Warmwasserbecken des Dampfbades faßt 50 Kubikmeter Wasser. Das Schwimmbad für Männer hat einen Flächenraum von 1.860 Quadratmeter und wird nur im Sommer, das gedeckte Damen-Schwimmbad von 247·783 Quadratmeter auch bei kaltem Wetter benützt. Bemerkenswerth ist ferner das Schlammbad mit Abtheilungen für Männer und Frauen. Das Wasser desselben hat eine Temperatur von 40, der Schlamm von 43 bis 44 Grad Celsius. Zu den Einrichtungen gehören sodann die Spiegel-, Türken- und Wannenbäder,

letztere mit Porzellan-, Marmor- und Zinkwannen. Im Volksbad, für Männer und Frauen gesondert, bezahlt die Person nur fünf Kreuzer. Auch für elektrische Kuren und Massage ist gesorgt. Sämmtliche Bäder werden von den zehn warmen Quellen reichlich gespeist, deren Temperatur sich zwischen 28·2 bis 64·75 Grad Celsius bewegt. Ihre Wassermenge beträgt in 24 Stunden 11.700 Kubikmeter. Die Trinkquelle und Kapellenquelle wurden 1890 von Wilhelm Hankó analysirt, der für die erste 1·2319, für die zweite 1·350 Gewichtstheile fester Stoffe vom Tausend feststellte. Als Vergnügungsort hat das



Die türkische Inschrift im Kaiserbade aus dem Jahre 1570.

Kaiserbad in neuerer Zeit viel von seiner Beliebtheit verloren. Es gibt Damen, und sie gehören nicht zu den jüngsten, die noch mit großer Begeisterung von den einst im ganzen Lande berühmten Bällen des Kaiserbades schwärmen. An Sommernachmittagen jedoch ist der Hof und Park noch immer sehr belebt.

Unmittelbar an das Kaiserbad stößt gegen Süden das Lukasbad. Es war bis 1884 ärarisches Eigenthum; seither gehört es der Familie Palotai. Die Landstraße theilt die Bade-Anlage in zwei Hälften. Am Fuße des Josefsberges liegt der „Mühlenteich" (in älteren Schriften „Fischteich"), ein großes Wasserbecken, das angeblich durch Mustafa Pascha angelegt worden. Das Wasser darin hat 24 bis 29 Grad Celsius; steht das Wasser der Donau hoch, so steigt die Temperatur im Teiche um 3 bis 4 Grad Celsius. Er enthält

auch einige botanische Merkwürdigkeiten. An seinem Ufer gedeiht Sium angustifolium; auf den im Wasser liegenden Steinen hat Ritter v. Heufler eine sonst unbekannte Alge, Anhaltia flabellum, entdeckt; am berühmtesten aber ist der Teich dadurch, daß die Nymphaea thermalis, die einmal schon ganz aus ihm verschwunden war, neuerdings wieder in voller Pracht auf seinem Wasser schwimmt. Die Bäder befinden sich in dem an der Donau gelegenen Theile des Lukasbades; der „Mühlenteich" ist der Wasserbehälter für das Herren- und Damen-Schwimmbad und die Brausen. Das Lukasbad besitzt elf Quellen mit einer Temperatur zwischen 26·5 und 58·8 Grad Celsius. An festen Bestandtheilen ist der sogenannte Trinkbrunnen der reichste, er enthält nach der Analyse Johann Molnárs in 1000 Gewichtstheilen Wasser 0·8184 Theile festen Stoffes; seine Temperatur ist 58 Grad Celsius. Auch in diesen Quellen ist schwefelhaltiges Gas aufgelöst. Die Wassermenge des Lukasbades ist, nach der Angabe des Eigenthümers, in 24 Stunden 36.800 Kubikmeter.

Das Lukasbad hat in den letzten Jahren eine große Umwandlung durchgemacht; es wurden Schwimmschulen und ein Dampfbad errichtet, elektrische und Massagekuren eingeführt, das Schlammbad auch für winterliche Benützung eingerichtet, an der Donau erhob sich ein zweistöckiges palastartiges Gebäude, in dem die Kurgäste Wohnung, Speiseräume, Conversations- und Unterhaltungssäle beisammen finden. Die erwähnenswerthe Specialität dieser Anstalt ist ihr Schlammbad. Das Bad ist von ovaler Form, 30 Meter lang, 18 Meter breit; das Wasser darin hat an manchen Stellen 27, an anderen 35, im östlichen Theile 60 Grad Celsius. Um den Teich her befinden sich 138 abgesonderte, geschlossene Bäder mit einem Ausgang nach dem Teiche, so daß man nach Belieben sich auch in diesen hinausbegeben kann.

Von einer der warmen Quellen am Josefsberg erhält auch das Königsbad in der Hauptstraße sein Wasser. Ein 664 Meter langes Rohr führt es ihm vom Lukasbade aus zu. Die Temperatur ist 43·7 Grad Celsius, die Menge in 24 Stunden 1.920 Kubikmeter; die chemische Zusammensetzung der Quelle ist nicht genauer bekannt. Dieses Bad wurde bisher mehr zu Reinlichkeits-, als zu Heilzwecken benützt; in letzter Zeit ist es gleichfalls wesentlich verbessert worden. Das Königsbad enthält gegenwärtig Dampf-, Stein-, Wannen- und Türkenbäder, ein größeres und ein kleineres Volksbad und eine Kaltwasser-Heilanstalt.

Die vierte Gruppe der warmen Quellen umgibt den Blocksberg und nährt das Raizenbad, Bruckbad und Blocksbad. Ihre Temperatur ist niedriger als die der Quellen am Josefsberge; sie erreicht höchstens 45·5 Grad Celsius; die festen Bestandtheile machen 1·5 vom Tausend aus. Nur bei einer dieser Quellen, der Hungariaquelle, ist es bisher gelungen, die Anwesenheit von schwefelhaltigem Gas nachzuweisen.

Das Margarethenbad auf der Margaretheninsel.

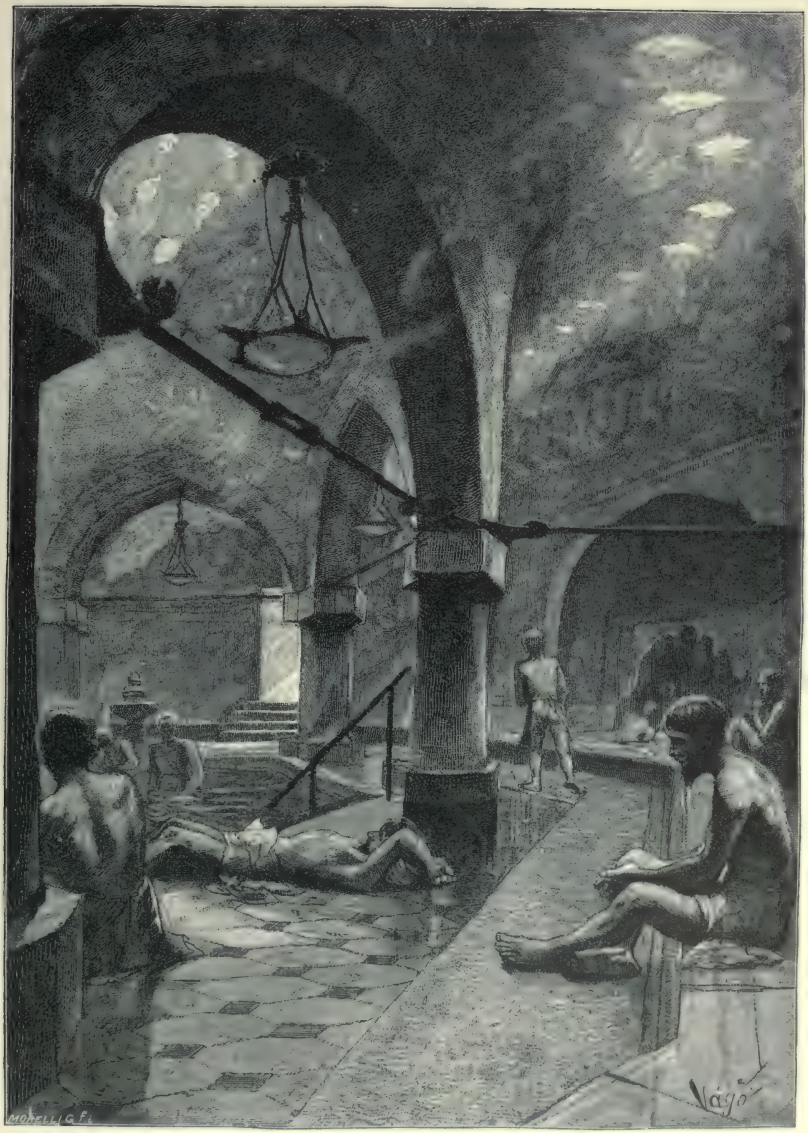
Das Raizenbad befindet sich im Taban, am Nordfuße des Blocksberges. Es scheint ein Überbleibsel aus der Zeit des Matthias Corvinus zu sein. Im Jahre 1860 wurde es von Dr. Johann N. Heinrich erworben, der es zu einer der glänzendsten Bade-Anstalten Budapests umgestaltete. Es hat zwei Quellen, die ältere von 43·5, die neuere von 42·5 Grad Celsius. Die festen Theile machen 1·4889 vom Tausend aus. Die alte Quelle liefert in 24 Stunden 2.444 Kubikmeter Wasser. Das Bad verdankt seinen Ruf hauptsächlich dem mit orientalischer Pracht und Bequemlichkeit eingerichteten Dampfbade, dessen für Männer und Frauen abgesonderte zwei Abtheilungen dem Publikum den ganzen Tag offen stehen.

Südöstlich vom Raizenbade liegt am Donau-Ufer das Bruckbad. Ein gemeinsamer Baderaum darin ist noch von Mustafa Pascha 1556 erbaut. Wahrscheinlich waren diese Bäder schon vor dem hiesigen Aufenthalt der Türken bekannt. Nach ihrer Vertreibung gelangte das Bruckbad in den Besitz der Stadt Ofen und ist jetzt Eigenthum der Stadt Budapest. Seine fünf Quellen entspringen am Fuße des Blocksberges, wo sich das Wasser in einem großen Becken sammelt, um dann unter dem die Bade-Anlage durchschneidenden Straßenkörper südlich in das Wasserreservoir des Bades geleitet zu werden. Es ist krystallklar und geruchlos, hat 45 Grad Celsius und enthält auf das Tausend 1·533 Gewichtstheile fester Stoffe. Die Wassermenge dieser Quellen beträgt in 24 Stunden 1.090 Kubikmeter. Sämmtliche Räumlichkeiten dieses Bades sind in edlem Stile und sehr rein gehalten, besonders aber ist das Dampfbad sehenswerth. Südlich vom Bruckbad befindet sich in einem sehr gefälligen Gebäude das Gesellschaftsbad der ärmeren Klassen. Links baden die Frauen, rechts die Männer um den möglichst geringen Preis von zehn Kreuzern.

Die Hauptstadt läßt es sich besonders angelegen sein, das Bruckbad seinen Mitbewerbern gegenüber oben zu erhalten.

Nordwestlich vom Blocksbad befindet sich, im Hinterhofe des Gasthofes „zum Propeller", die schon erwähnte Hungariaquelle. Ihre Temperatur ist 33·7 Grad Celsius und sie enthält nach der Analyse von Matthias Balló in 1000 Theilen Wasser 1·4265 Theile feste Stoffe. Das ist nicht mehr, als auch das Wasser des Blocksbades aufzuweisen hat, doch zeichnet sie sich durch ihren Lithium- und Bromgehalt aus. Unter den Budapester Thermen kommt die Hungariaquelle der der Margaretheninsel am nächsten, übertrifft jedoch diese an Menge der festen Bestandtheile. Eigenthümlicherweise läßt unter allen am Fuße des Blocksberg entspringenden Thermen nur die Hungariaquelle Hydrogensulphid nachweisen.

Verfolgt man die Straße, die vom Bruckbade südwärts dem Fuße des Blocksberges entlang führt, so gelangt man in kurzer Entfernung zum Blocksbad. Auch dieses ist schon in



Das große Bassin des Dampfbades im Bruckbad.

dunkler Vergangenheit gegründet und kommt bereits in Daten aus dem XV. Jahrhundert vor. Nach der Rückeroberung Ofens war es erst fiskalischer, dann privater, zuletzt städtischer Besitz; seit 1809 ist es wieder in Privathänden. Ungarisch heißt es „Schlammbad" (Sárosfürdö), wegen des eigenthümlichen zähen Schlammes, den die Quelle absetzt. Sein Wasser entspringt aus acht Quellen, die zwischen den Felsen des Blocksberges zu Tage treten. Ihre Temperatur bewegt sich je nach dem Wasserstande der Donau zwischen 44 und 48·7 Grad Celsius; bei höherem Wasserstand ist auch der Wärmegrad höher. Auch die Wassermenge der Quellen richtet sich nach der Donau. Die in Lösung befindlichen festen Bestandtheile entsprechen nach Qualität und Quantität fast völlig denen des Bruckbadwassers: auf 1000 Theile 1·58. Das Bad ist auch im Winter zu benützen. In einem großen Wasserbecken des Blocksbades baden, wie im großen Schlammbade des Lukasbades, kranke Männer und Weiber zusammen. Nur bei solcher Einrichtung ist es möglich, daß auch mittellose Kranke das bei rheumatischen Leiden besonders kräftig wirkende Heilbad für sechs Kreuzer benützen können.

Und nun besteigen wir den nahe am Blocksbade anlegenden Propeller und setzen auf das linke Ufer über, um uns nach dem Stadtwäldchen zum artesischen Brunnen und dem damit verbundenen Bade zu begeben. Der artesische Brunnen im Stadtwäldchen ist der einzige Vertreter der fünften Gruppe hauptstädtischer Thermen. Seine Bohrung hat von 1868 bis 1878 gedauert und es ist lediglich der auf wissenschaftlicher Überzeugung beruhenden Ausdauer Wilhelm Zsigmondy's zu danken, daß dieses bedeutende Unternehmen vollendet wurde. Das Wasser steigt aus einer Tiefe von 970 Meter, mit einer Temperatur von 73·92 Grad Celsius zu Tage. Diese Therme ist die wärmste in Budapest. Sie enthält nach der Analyse Karl Thans in 1000 Gewichtstheilen 1·8801 feste Bestandtheile, also mehr als doppelt soviel wie die Therme der Margaretheninsel. Im Verhältniß zu den übrigen Budapester Thermen enthält sie viel Kohlenbioxyd und Hydrogensulphid. Die Quelle speist das Bad auf der Palatinal-Insel, das freilich bisher noch viel zu klein ist, um sich mit den Bädern des rechten Ufers vergleichen zu können. Aber es wird sich hoffentlich entwickeln, da ein großer Theil der Bevölkerung darauf angewiesen ist. Seine Zukunft erscheint um so gesicherter, als es schon wegen seiner Lage den Anforderungen des Badelebens besser genügen kann als die Thermen am rechten Ufer der Donau, die alle an geräuschvollen Verkehrsstraßen liegen.

Diese Beschreibung der Budapester Mineralwässer und Bäder wäre jedoch lückenhaft, wenn sie sich blos auf die Bitterwasser und Thermen und auf diejenigen Bäder beschränkte, welche um die Thermen her liegen. Denn zu den Mineralwässern Budapests darf man noch eines zählen, das mit beinahe demselben Rechte ein künstliches und ein natürliches

genannt werden kann, nämlich das gekühlte und mit Kohlensäure gesättigte Wasser des artesischen Brunnens.

Wie bereits oben erwähnt, wird dies Wasser der Thermen nur an Ort und Stelle warm getrunken und gelangt nicht in den Handel. In neuerer Zeit jedoch hatte man den glücklichen Gedanken, das von organischen Schädlichkeitsstoffen freie Wasser der Thermen einträglich zu machen, indem man seinen unangenehmen Geschmack durch Kohlensäure verbesserte. Die mit dem Wasser des artesischen Brunnens auf der Margaretheninsel und im Stadtwäldchen angestellten Versuche sind glänzend gelungen. Das aus dem Wasser des artesischen Brunnens auf diese Art hergestellte Mineralwasser ist seit 1888 ein gesuchter Genußartikel.

Außer den Bädern mit natürlichem warmem Wasser gibt es dann noch mehrere tadellos, ja luxuriös eingerichtete, mit Donauwasser gespeiste warme Bäder, die den Zwecken der Reinlichkeit, wie der Gesundheit dienen. Am Franz Josephsplatze befindet sich das Dianabad mit Dampf- und Wannenbädern, am Elisabethring die Ringstraßen-Bade- und Kaltwasser-Heilanstalt, an der Uellöerstraße das Gschwindt'sche Bad, in der Kazinczygasse das Tarcsay'sche Dampfbad, die sich sämmtlich eines guten Rufes erfreuen. Und auch die Kaltwasser-Heilanstalten sind zu nennen, die vom Schwabenberg hinab bis zur Herminenstraße an verschiedenen Punkten der Hauptstadt in immer größerer Anzahl entstehen. Man findet solche, unter fachgemäßer Leitung, auf der Ofner Seite (Schwabenberg, Stadtmeierhof, Königsbad) und in Pest (Szentkirályi- und Valerogasse, Elisabethring, Stadtwäldchenallee, Herminenstraße). In diesen Bade- und Heilanstalten werden auch Elektricität und Massage als Heilmittel angewendet. In der Ofner Neustift (Sigismundsgasse) und im Gschwindt'schen Bad sind auch Malzbäder zu haben. Endlich stehen, außer diesen ständigen Bädern, in den Sommermonaten an beiden Ufern zahlreiche Donaubäder dem Publikum zur Verfügung.

Da alle diese Unternehmungen gedeihen, ist es klar, daß die Bevölkerung die Bäder als Nothwendigkeit betrachtet und zu ihrer Erhaltung gerne ihren freiwilligen Beitrag leistet. Sehr wahrscheinlich wird Budapest mit seinen zahlreichen und vorzüglichen Thermen, Bitterwasserquellen und Salzbädern dereinst zu den größten und berühmtesten Badeorten zählen.

Über die Ausdehnung des Bitterwasserhandels gibt es keine sicheren Daten und ebenso wenig über den Verkehr in den Bädern mit Ausnahme des Bruckbades und des Bades auf der Palatinal-Insel, welche hauptstädtisches Eigenthum sind und amtliche Ziffern bringen. Sieht man jedoch, wie zahlreich die Unternehmungen sind, die sich der Ausbeutung des Bitterwassers widmen, so muß man annehmen, daß die Ofner Bitterwässer kein geringes Erträgniß abwerfen. Die folgenden Zahlen aber, welche den

Personenverkehr und die Einnahmen der beiden städtischen Bäder in den letzten zwei Jahren darstellen, und zwar:

Bruckbad:	1891	1892
Personenverkehr	182.006	184.645
Einnahme	73.133	74.480 Gulden,
Bad auf der Palatinal-Insel:		
Personenverkehr	89.328	100.174
Einnahme	32.679	36.318 Gulden,

legen den Schluß nahe, daß die Bäder Budapests, obwohl sie einer starken Concurrenz zu trotzen haben, einer noch schöneren Zukunft entgegengehen.

Das Raizenbad vom Blocksberg gesehen.

Das Besnyöer Kloster.

Die Umgebungen Budapests.

Gödöllö und seine Umgebung.

Nördlich und nordöstlich der Hauptstadt, zwischen dem Sande des Rákos und der Humusniederung der Zagyvagegend liegt ein gewelltes Hügelland. Wie die Ofner Berge die Ausläufer der Alpen, so sind diese Höhen die Abzweigungen des Cserhát, die letzten Fortsetzungen, in denen das große Gebirgssystem der Karpathen sich nach und nach gegen das Alföld hin abflacht. So umfassen die beiden großen Gebirge Mitteleuropa's Budapest mit ihren äußersten Verästlungen, worin abermals die Wichtigkeit der Lage dieses Platzes für die Berührungen und den Verkehr verschiedener Gegenden zu Tage tritt.

Dieses Gebiet ist ein Nebeneinander von langen Hügelreihen und schmalen Thälern, tiefen Tobeln und Mulden und breiten Erdrücken. Selbst die höchsten Punkte liegen nicht viel über 300 Meter, doch wird die Gegend stellenweise recht mannigfaltig, da die Steilheit und Zerrissenheit der Bergabhänge, die Tiefe der stark ausgewaschenen, oft grabenartigen Einschnitte für Abwechslung sorgen. Dies ist besonders im nördlichen Theile der Fall, auf dessen höheren Punkten sich Kalkstein und mitunter auch vulkanisches Gestein findet, so in der Gegend von Föth und Mogyoród. Gegen Süden und Osten wird immer mehr der Sand vorherrschend. Im Westen lagern Thonschichten und bieten Material für

unübertreffliche Ziegel. Neben den Steinbrüchen und den besonders für die Eisenbahnbauten wichtigen Schottergruben liefern diese Schichten die einzigen brauchbaren Mineralproducte der ganzen Gegend.

Nach ihrer Bevölkerung und deren Schicksalen hat die Gegend das Loos der Hauptstadt, insbesondere Pests getheilt. Die römische Grenzfestung diesseits der Donau, Contra-Aquincum, stand ungefähr unterhalb des jetzigen Neu-Pest; wenigstens deuten darauf ziemlich ausgedehnte Reste römischer Bauten, die im Jahre 1877, durch die Grabungen bei dem Bau des Hausenfang-Dammes, diesseits der Rákosmündung ans Tageslicht kamen. Doch beweist ein in Fóth erhaltener Denkstein aus der Zeit des Kaisers Septimius Severus, daß nicht nur der römische Einfluß, sondern auch die römische Colonisirung sich über den schmalen Ufersaum der Donau hinaus erstreckt hat. Eine große Schanze aus der Völkerwanderungszeit, der Csörßgraben, von dem man nicht einmal weiß, welches Volk ihn angelegt, zieht sich von der Donau aus über Fóth durch die Gegend.

Bis zur magyarischen Eroberung liegt auf der ganzen Gegend tiefes Dunkel. Erst unter den árpádischen Königen lassen sich darin einzelne Colonien unterscheiden. Der Anonymus Notarius des Königs Béla erwähnt bei der Einwanderung der Magyaren bereits den Rákosfluß und den Hafen von Megyer, wo nach seinem Bericht die Schaaren Árpáds nach Pannonien übersetzten. Den Namen Rákos für die ganze Gegend, dann Mogyoród und Czinkota erwähnt die Chronik im Jahre 1074. Péczel und Aßód sind im XIII., Gödöllo im XIV. Jahrhundert zuerst genannt. Ludwig der Große jagte bereits in den Forsten des Cserhát und der Name Regtelök deutet vielleicht an, daß die königlichen Sänger (regös) hier einen ihrer Sitze hatten. Die größten Grundbesitzer waren der König und der Bischof von Waitzen. Vom XIV. Jahrhundert an erhalten auch schon Herrengeschlechter königliche Donationen in diesem Gebiete, so namentlich die Familie Pohároš und später die berühmten Rozgonyi. Csövár war zur Zeit Wladislavs II. die Burg des Blasius Rátkai. Dem Erlöschen der Familie Rozgonyi (1523) folgte unmittelbar der erste türkische Verheerungszug. Nach der Eroberung Ofens machten die Türken Isaßeg zu ihrem ersten Wachtposten zwischen Pest und Hatvan. Allein trotzdem hörte das zusammengeschmolzene und hart getretene Volk nicht auf, ein Glied der Nation zu sein. Auch unter der Türkenherrschaft verkündete das adelige Comitat seine Urtheile und Beschlüsse, ja selbst die grundherrliche Obrigkeit wirkte weiter, wenn auch in Abwesenheit der Herren. Wohl konnte das Pester Comitat seine Versammlungen nicht auf dem eigenen Boden, sondern nur im benachbarten Nógráder Comitat abhalten, allein es traf trotzdem seine Verfügungen für das von den Türken besetzte Gebiet, ja es führte gelegentlich, so im Jahre 1662, sogar eine Conscription durch.

Die türkische Herrschaft rottete die magyarische Bevölkerung aus, der ganze flachere und hügelige Theil wurde sozusagen entvölkert. Nur in den bergigeren, geschützteren Theilen des Nordens erhielten sich, wiewohl unter ewigen Kämpfen und Gefahren, die Trümmer der alten magyarischen Bevölkerung. Nach der Vertreibung der Türken mußte da Alles neu geschaffen werden, denn selbst das Andenken der ruhmreichen Vergangenheit war fast vollständig verwischt; die Nation, die Cultur mußte sich diese ausgestorbene, ausgeplünderte und verödete Wildniß von Grund aus wieder erobern.

Zur Durchführung dieser Arbeit reichte die verringerte, verarmte magyarische Race nicht aus. Es ist beinahe erstaunlich, daß sie auch nur soweit, als sie es that, sich an der Neubesiedlung betheiligt hat. Die alten reformirten Gemeinden von Gödöllö, Fóth, Szada, Tura, Péczel, Palota beweisen, daß an diesen Orten das Magyarenthum eigentlich nie ganz verschwunden war und, sobald keine Gefahr mehr drohte, nur um so kräftiger und trotzender wieder auflebte. Neben den Magyaren siedelten die Großgrundbesitzer deutsche Gewerbsleute in den größeren Gemeinden an, besonders in Aßöd und Gödöllö, dann deutsche Bauern in Mogyoród, Iklad, Rákos-Csaba und Rákos-Keresztur. Weit zahlreicher kamen Slovaken aus dem Norden des Nógráder Comitats und besetzten Csomád, Csömör, Czinkota, Zsidó, Kerepes. Sowohl die deutsche, als auch die slovakische Besiedelung fand in den mächtigen neuen Besitzern der Gegend, der Familie Grassalkovich, ihre Hauptförderer. Der magyarischen Besiedelung war die in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts herrschende katholisirende Richtung nicht gerade günstig. So ist die ganze Gegend in nationaler Hinsicht bis auf den heutigen Tag sehr gemischt. In diesem Jahrhundert hat das Magyarenthum meist nur in den größeren Gemeinden und unter den Deutschen Fortschritte gemacht. Nach der ethnographischen Seite hin ist also da durchaus keine Einheit oder Individualität zu finden. Nur die noch erhaltenen Abkömmlinge der ursprünglichen magyarischen Siedelungen zeigen eine gewisse Originalität in ihrer palóczisch angehauchten Mundart, im schlanken Wuchse und in der eigenthümlichen Tracht der Weiber mit dem kurzen Kittel und der hochgegupften Sturzhaube.

Eine größere Rolle hat das Volk dieser Gegend in der ungarischen Geschichte nie gespielt. Desto bedeutender war die Rolle der Gegend selbst, die der Schauplatz ausschlaggebender Ereignisse geworden ist.

Wie schon in römischer Zeit der nordöstliche Straßenzug des großen Verkehrs wahrscheinlich hier durchging, so verkehrten auch Ofen und Pest nebst Umgebung mit der Theißgegend durch das Thal des Rákos und dessen Fortsetzung, die Thäler des Tápió und der Galga. Die von Osten und Norden von den Stammsitzen des Magyarenthums kommenden Schaaren schlugen hier ihre Schlacht mit dem Westen, um das Donauknie, das Herz des Landes zu gewinnen. In der Gegend von Mogyoród und Czinkota besiegte (1074)

das Heer der Herzoge Géza und Ladislaus die deutsch-ungarischen Truppen des Königs Salomon und gewann den Söhnen Béla's die Krone. Bei Ilsvazug, dem heutigen Isaßeg, besiegte (1264) Stefan, der Sohn Béla's IV. und Gebieter Ostungarns, seinen zum Westen haltenden Vater. An derselben Stelle kämpften (6. April 1849) in blutiger, zweifelhafter, doch schließlich siegreicher Schlacht die von der Theiß heraufgezogenen Honveds gegen die wider sie entsendeten Truppen. Und in jedem dieser Kämpfe um die Hauptstadt entschied sich das Geschick des Landes.

Ihre Lage zwischen der Hauptstadt und der Theiß verlieh der Gegend eine ganz besondere Wichtigkeit, als Budapest nach der Vertreibung der Türken durch die neue Besiedelung aufhörte, magyarisch zu sein. Der einzige magyarische Fleck in Pest war damals das Comitatshaus, dort aber waren die Herren dieser Gegend, die Ráday, Orczy, Beniczky, Prónay und Podmaniczky, die ansehnlichsten. Von ihnen allein ging der ungarische Geist aus, der in die Herzen des deutschen Bürgerthums und der allmälig mit diesem sich mischenden Beamtenschaft Eingang fand. Und ihr Einfluß, nicht nur auf die Stadt, sondern auch auf das Land, hob sich in dem Maße, als das Magyarenthum an Zahl, Kraft und sittlichem Gehalt erstarkte.

Péczel wurde in den Siebziger- und Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts durch seinen gelehrten, hochgebildeten Besitzer, den älteren Gideon Ráday, zu einem der Nester, aus denen die wiedererweckte ungarische Literatur ihren Aufschwung nahm. Franz Kazinczy hat die hochinteressante Gestalt des patriotischen Grafen, der sich freilich als Sonderling gab, meisterhaft charakterisirt; doch war es nicht der Graf allein, der jene Wirkung hervorrief, sondern auch die Nähe Péczels zu den Städten Ofen und Pest, welche bereits damals so viele Culturelemente umschlossen. Ihnen fehlte nur das magyarische Wesen, und dieses konnten sie nur von Péczel her empfangen.

Noch wichtiger wurde in dieser Hinsicht Fóth und sein, auch von Vörösmarty besungener Weinberg in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, als in Budapest bereits magyarisches Geistesleben zu finden war, aber gleichsam nur als Miethpartei. In Fóth hingegen stand der Dichter auf vaterländischem Boden, dort konnte ihn der frische Hauch der nationalen Seele ganz durchströmen; dort, auf Andreas Fáy's gemüthlichen Weinlesefesten war in der Person eines Deák, Kossuth und der berühmtesten Schriftsteller die Blüte des ganzen Landes vertreten. Übrigens hatte seither das Beispiel Széchenyi's auch schon die Magnatenclasse, die früher zum Theil der Fremdländerei huldigte, gewonnen und Graf Stefan Károlyi, der Gutsherr von Fóth, steht unter den eifrigsten Förderern des nationalen Geistes.

Doch das Band zwischen Stadt und Umgegend ist kein einseitiges. Die Nähe Pests, des Sitzes einer zwar fremdartigen, jedoch in vieler Hinsicht entwickelteren Cultur, wurde

in der ganzen Gegend fühlbar. Im vorigen Jahrhundert war, nach der Preßburger Gegend, diese die erste, wo die ungarischen Magnaten und wohlhabenderen Grundbesitzer in der Anlage und Einrichtung ihrer Wohnsitze, wie in ihrer ganzen Lebensführung am meisten der Aristokratie des gebildeten Westens nacheiferten. Damals erhoben sich die Schlösser der Ráday in Péczel, der Prónay in Acsa, der Podmaniczky in Aßód, der Beniczky in Czinkota, der Grassalkovich in Gödöllö, der Fekete und später der Károlyi in Fóth. Damals zog der sanfte Genius der Kunst und Wissenschaft in die Gegend ein, die früher immer vom Kampfgetöse wiederhallt hatte, und unter dem Schutze des Friedens gediehen Industrie, Gartenkunst, Ackerbau, gefördert durch Schaaren fleißiger Ansiedler und die Nähe des sicheren Marktes der Hauptstadt.

Seitdem aber die Hauptstadt in Folge des Ausgleiches politisch und wirthschaftlich einen so außerordentlichen Aufschwung genommen, seitdem hier das Herz des Magyarenthums am stärksten schlägt, ist in diesem Verhältniß Budapest bereits ganz der gebende, die Umgegend der empfangende Theil geworden. Die Hauptstadt und ihre Wirthschaft, ihr Verkehr, bald auch ihre Cultur, heben dieses vielfach zurückgebliebene Gebiet und geben seinem in nationaler und cultureller Hinsicht so buntscheckigen Wesen Einheitlichkeit. Die stillen Dörfer, wo schlichte Häuschen sich um die stattlicheren Wohnsitze des Grundadels drängten, erhalten durch den verallgemeinernden Schliff der Budapester Ansiedler und Sommergäste einen gemeinsamen Charakter. Nicht der Pflug allein furcht den Sand des Rákos, vieler Theile deßelben hat sich der Gartenbau bemächtigt und der Boden, der vor wenigen Jahren noch aus dürren Sandhügeln bestand, bringt heute ein ungeheures Erträgniß. Der Preis und Pachtwerth des Bodens, sowie der Arbeitslohn sind seit einigen Jahren in gewaltigem Steigen begriffen; die bulgarischen Gärtner zahlen bis 50 und 60 Gulden jährlichen Pacht für ein Joch Feld. Und diese wirthschaftliche Umgestaltung, welche die ganze Gegend theils in Fabriksanlagen, theils in Gartenland umzaubert und nur die anmuthigsten Stellen den Villeggiaturen überläßt, ist noch keineswegs abgeschlossen.

Wichtiger aber als dies Alles ist der Schatz, den die Gegend durch die politische Wiedergeburt Ungarns, durch die Versöhnung zwischen Nation und Dynastie gewonnen hat.

Die Wälder des Cserhát sind den ungarischen Königssitzen so nahe, daß die Gegend schon früh ein beliebter Ausflugsort der ungarischen Herrscher wurde. Ludwig der Große jagte in Valkó-Szt. László; die zweite Gemalin Sigismunds, Barbara von Cilli, hatte eine Besitzung in Péczel. Jeder Mensch im Lande weiß, wie es König Matthias in Czinkota erging und wie er dem lustigen Cantor daselbst seinen Wunsch erfüllte. Diese Sage hat eine tiefere geschichtliche Bedeutung. Dem König, der abseits vom Glanze des Hofes sein Volk und dessen unverfälschtes Fühlen kennen lernen will, bot gerade die Umgebung der Hauptstadt die beste Gelegenheit zu solcher Forschung.

Später, als die ungarischen Könige wegen der Türkengefahr vom ganzen Lande höchstens Preßburg besuchten, hörte dieses herzliche Verhältniß zwischen Herrscher und Volk auf. Als dann das Land frei wurde und in Ofen ein neuer Königspalast erstand, konnte sich die Rákosgegend wiederum königlicher Gäste rühmen. Maria Theresia beehrte zur Zeit des 1751er Reichstages das Grassalkovich'sche Schloß zu Gödöllö mit ihrem Besuche, Kaiser Joseph war bei den Waffenübungen im Rákosfelde bei Gideon Ráday in Péczel zu Gaste.

Als durch den 1867er Ausgleich das Verhältniß der Nation zur Dynastie endgiltig geordnet wurde, sorgten die leitenden Männer der ungarischen Politik auch dafür, daß der Herrscher außerhalb Ofens, wo der Pomp des Hofes und königliche Sorgen auf ihm lasten, ein Plätzchen besitze, um Mußestunden zu verbringen und auch mit dem Volke ohne Ceremonie und Förmlichkeit in Berührung treten zu können. Deßhalb erwarb der Staat die Herrschaft Gödöllö und widmete sie der königlichen Familie. Seitdem weilen die königlichen Majestäten und ihre Kinder alljährlich längere oder kürzere Zeit im alten Grassalkovich'schen Schlosse. Ihr Verweilen daselbst ist nicht nur ein Segen für die Bevölkerung des Ortes und der Gegend, sondern der ganzen Nation ein Pfand der königlichen Gnade und Liebe. Das ungarische Volk kann seinen König aus der Nähe sehen, der König kann sich ohne höfischen Zwang der Huldigungen und der Anhänglichkeit seines Volkes freuen. Den Park umschließt ein einfaches Lattengitter und eine den Garten durchschneidende Straße verbindet die beiden Theile der Gemeinde. Im Parke haben die königlichen Kinder mit den Söhnen des Volkes zusammen gespielt, hier haben sie sich das magyarische Wort in unverfälschter Echtheit zu eigen gemacht.

Die wichtigeren Ortschaften der Hügelgegend liegen zum Theil längs der Thäler des Rákosbaches und der Galga, die nur durch eine unbedeutende Wasserscheide getrennt sind. Diese für ganz Ungarn so hochwichtige natürliche Verkehrslinie war früher durch die Pest-Hatvaner Landstraße bezeichnet; seit 1866 geht dort die Pest-Hatvan-Losonczer Eisenbahn. Die andern liegen im Norden der Hauptstadt, längs des Waitzner Straßenzuges und am östlichen Abhang der Hügelgegend.

Bei der Ausfahrt aus dem Centralbahnhof verrathen gegen Norden nur die zahlreichen einander durchschneidenden Eisenbahnlinien die unmittelbare Nähe eines großen Culturmittelpunktes; im übrigen hat der Rákos gerade auf diesem Fleck seinen Pusztencharakter behalten. Zwischen Sümpfen und Schottergruben erblickt man hier und da Saaten und Gemüsegärten. Südwärts dagegen folgt längs der Eisenbahn und des Rákosbaches eine dichte Reihe von Ortschaften. Rákos-Keresztur ist eine wohlgebaute Ansiedlung von Deutschen und Slovaken und beginnt nur durch den Aufenthalt zahlreicher Budapester

Gödöllö.

Familien sich zu magyarisiren. Es hat auch zwei, von den Podmaniczky und Orczy erbaute Schlößchen. Rákos-Csaba ist kleiner, seine Bevölkerung überwiegend magyarisch.

Mannigfaltiger wird die Gegend erst gegen Osten, wenn die steilen sandigen Hügel die Thalwände immer enger zusammendrängen. Am Abhange der südlichen Hügelreihe liegt der rein magyarische Ort Péczel, eine beliebte Sommerfrische der Hauptstadt. Seine Häuser umsäumen weithin die nach Maglód führende Straße. Es ist ein alter Platz, der die Verheerungen der Türken überdauerte und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts in den Besitz des Rákóczy'schen Kanzlers Paul Ráday, Herausgebers der ersten ungarischen Zeitung, des „Mercurius Veridicus" gelangte. Das Ansehen der Familie hob sich durch Pauls Sohn, den Dichter Gideon noch mehr. Als einer der Führer der Protestanten, wie auch wegen seiner wissenschaftlichen und literarischen Verdienste, wurde er von Joseph II. zum Baron, von Leopold II. zum Grafen erhoben. Das Schloß zu Péczel wurde durch ihn zum Sammelplatz für den Adel des Pester Comitats, besonders aber für die Schriftsteller. Die von ihm angelegte große und werthvolle „Ráday'sche Bibliothek", etwa 25.000 Bände stark, ist jetzt Eigenthum der reformirten Hauptschule in Budapest. Im Schlosse ist besonders der große Saal des ersten Stockwerkes interessant. Er zeigt an den Wänden mythologische Malereien in Weiß und Grau, und zwar meistens Scenen, die den übertriebenen Ehrgeiz des Menschengeschlechts und das daraus entstehende Unglück darstellen, so den Kampf der Titanen, Tantalus u. s. w. Schon die Malweise, unter Vermeidung aller stärkeren Farben, ist originell, noch interessanter aber sind die magyarischen Inschriften, sämmtlich Zeugnisse der ruhigen, resignirten Lebensanschauung ihres Verfassers.

Nahe dem alten Schlosse erhebt sich schon eine ganze Reihe eleganter, bequemer Villen. Viele Budapester Familien pflegen da zu übersommern. Diese Colonie zieht sich hauptsächlich den Rákosbach hinan, dessen Gegend übrigens hier und da sumpfig ist.

Über Péczel hinaus geht man in einem stellenweise kesselförmig erweiterten Thale nach dem alten Ilsva-zug, jetzt Isaßeg, in dessen Gemarkung zwei entscheidende Schlachten stattgefunden haben. Das Dorf liegt auf einer breiteren Ebene, welche in eine starke Biegung des Thales fällt, und man erblickt es daher erst, wenn man ganz nahe ist. Die jetzige Bevölkerung ist meist slovakisch. Das Grab der in der Schlacht vom 6. April 1849 gefallenen Honveds ist durch eine Denksäule bezeichnet. Von Isaßeg zieht die Straße genau gegen Nordwest schon in breiterer Thalebene, zwischen grünen Feldern und waldigen Hügeln, nach Gödöllö, das jetzt an Bevölkerungszahl und Bedeutung die Hauptgemeinde der ganzen Gegend ist.

Gödöllö, vor Alters Gedellö, liegt in einem von Waldhügeln und Weinbergen umschlossenen Landstrich theils auf einer Hochebene, theils in der Niederung des Rákos. Die Thalsohle erhebt sich hier schon über 200 Meter hoch und bildet die Wasserscheide

zwischen dem in die Donau fallenden Rákos und den der Galga, also mittelbar der Theiß zufließenden Gewässern. Der sandige Boden ist sehr reich an Quell- und Brunnenwasser; obwohl nicht besonders fruchtbar, läßt er den Bauer dennoch selbst bei schlechter Ernte nicht ganz im Stich. Das Klima darf für sehr gesund gelten; ansteckende Krankheiten, wie auch die Cholera pflegen die Gegend zu verschonen. Der Ort wird schon zu Anfang des XIV. Jahrhunderts erwähnt, doch hatte er keine besondere Wichtigkeit. Im Jahre 1492 hatte er zwar bereits eine steinerne, mit Thurm versehene Kirche, doch blieben in der Türkenzeit nur fünf Bauernhöfe bewohnt; im Jahre 1696 zählte es 26 Familien, 1702 72 Hörige, sämmtlich Magyaren. Die ganze Entwicklung des Ortes war bis in die neueste Zeit mit dem Namen Grassalkovich untrennbar verknüpft.

Nach der Vertreibung der Türken war Gödöllö ein kleines, bedeutungsloses, armes Dorf. Die Wände seiner Häuser bestanden aus Flechtwerk, das, gleich den Schwalbennestern, dick mit Lehm verstrichen war; die Hauptbalken seiner Strohdächer ruhten auf Gabeln; das herrschaftliche Gebäude stand an der Stelle des jetzigen Gasthofs, längs der vor Flugsand fast unfahrbaren Landstraße. Um seinen Besitz führten die Familien Bossányi und Forgács und der Ofner Administrator Baron Verlain einen langen Proceß. Seit der Einführung der Aviticität war ja das Processiren um die ungarischen Adelsgüter eine herkömmliche Sache. Die türkische Invasion, die so viele Rechtsnachweise vernichtete, machte den ganzen Besitzstand noch unsicherer. Auch Gödöllö war eine Zeit lang in türkischer Hand; auch über seinen Besitztitel hatte die berühmte commissio neoacquistica zu entscheiden. Wir wollen hier nicht alle Einzelheiten dieses verwickelten Processes mittheilen, der damit endete, daß Anton Grassalkovich, Director der königlichen Rechtsangelegenheiten, der auch Präsident und leitender Geist der neoacquistica war, im Jahre 1732 von Christine Bossányi deren Gödöllöer Antheil für 5.852 rheinische Gulden in Pfand nahm, dann aber die Bossányi'schen Erben der Reihe nach befriedigte, so daß schon 1748 die ganze Domäne in seiner Hand vereinigt war. Ihm gehörten nun Kerepes, Isaßeg, Csömör, Zsidó, Sorokjár und später erwarb er auch noch die Herrschaft Hatvan, so daß er, wie man sagte, von Hatvan bis an die Thore Pests reisen konnte, ohne seinen Grund und Boden zu verlassen.

Anton Grassalkovich ist eine der charakteristischesten Figuren jener ungarischen Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts, die sich nach den Türken- und Kuruzenstürmen wieder zu organisiren begann. Er wurde 1693 zu Ürmény im Neutraer Comitat geboren und studirte in Fünfkirchen bei den Franciscanern, die den hochbegabten armen Jüngling unentgeltlich ernährten. Nach Vollendung seiner Studien wurde er in Pest Advocat und verkündete demonstrativ, daß er vor Allem die Interessen der katholischen Kirche zu wahren beabsichtige. Er hatte seine Zeit verstanden, die Zeit nach dem Szatmárer Frieden, wo

die katholisirende Richtung im Zenith stand. Dabei zeichnete er sich auch durch Gewandtheit und Rechtskundigkeit, wie nicht minder durch ein gewinnendes Äußere und taktvolles Benehmen aus. Besonders stark war er in einer Kunst, die er für die höchste hielt und die der Jesuit Gracian beinahe mit denselben Worten ausgedrückt hat, in der Kunst, „zu machen, daß unsere Vorgesetzten, deren wir bedürfen, unser bedürfen". Er kam rasch vorwärts, wurde 1732 Baron, bald darauf Personal und Präsident der königlichen Tafel, 1743 Graf, endlich königlicher Kammerpräsident. Allein seine Habsucht übertraf noch seinen Ehrgeiz. Nach seiner Äußerung ist das Geld der Tröster der Betrübten, der vertrauenswürdigste Freund und Helfer des Menschen. Und das Schicksal erfüllte seine Wünsche nach beiden Richtungen. Der einstige Bettelstudent starb als Kronhüter, sein Sohn erlangte bereits den Titel, der seinen fürstlichen Besitzungen entsprach.

Es gereicht ihm zum Lobe, daß die Entwicklung seiner Individualität mit der der Verhältnisse, die ihn so hoch hinantrugen, gleichen Schritt hielt. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen nahm er seit 1727 kein „Honorar" mehr an. In jüngeren Jahren mag sein geistiger Gehalt nicht größer gewesen sein, als er damals in Fünfkirchen und Tyrnau zu erwerben war. Später, als königlicher Personal und noch mehr als großer Vermögensgründer, weiht er sich in das mannigfaltige Gewebe des ungarischen Gesetzlebens gründlich ein. Als die Gunst des Herrschers und eigenes Verdienst ihn immer höher heben, muß er an Reichthum, Bildung und feiner Lebensführung mit seinen Rangsgenossen wetteifern; durch Talent und Liebenswürdigkeit weiß er diese Magnaten dahin zu bringen, daß sie ihn nach kurzem Zögern als Gleichgestellten anerkennen. Dabei ist er vorsichtig und ruhmbegierig genug, um auch selber sich fortwährend auf seine geringen Anfänge zu berufen und auf den sichtbaren Beistand Gottes, der ihn so hoch erhoben. Das Töpfchen des Bettelstudenten, das er in Gold gefaßt als Reliquie aufbewahrte und auch Maria Theresia zeigte, und die inbrünstige Verehrung, die er der heiligen Jungfrau von Besnyö erwies, gehören nicht minder zu seinem Charakterbilde als das gewandte und schonungslose Zusammenraffen großer Latifundien und die zu Ehren der Kaiserin in Gödöllö veranstalteten feenhaften Feste.

Damals war Pest bereits Sitz der obersten Gerichtshöfe des Landes. Grassalkovich fand es angemessen, als hochgestellter Mann nicht immer in der Stadt zu wohnen und dennoch in der Nähe zu bleiben; so konnten die Leute ihn aufsuchen, ohne ihn immer zu beobachten, und er konnte sich nach Belieben von ihnen zurückziehen. Dazu nun paßte ihm Gödöllö vortrefflich und so baute er dort jenes Schloß, das damals im Lande kaum seinesgleichen hatte.

Das Gödöllöer Schloß ist in dem damals herrschenden französischen Geschmack errichtet. Auf abschüssigem Boden gelegen, konnte es sich sozusagen burgartig aufbauen und der untere Park verlief in die Waldung, welche die ganze Gegend bedeckte. Auch hatte der Schloßherr

Jagd an der Gödöllöer Grenze.

keinen heißeren Wunsch, als seiner Königin hier Gastfreundschaft erweisen zu können. Im Sommer 1751 beehrte Maria Theresia ihren Unterthan mit dem Besuch, auf den er zeitlebens stolz blieb. Ihr Schlafgemach war ein Saal mit Wänden von rothem Marmor mit reichen Vergoldungen. Er ist jetzt das Schlafzimmer Ihrer Majestät der Königin Elisabeth. Maria Theresia selbst schildert in einem ihrer Briefe diesen Besuch, lobt das große Diner, bei dem lauter Edelleute aufwarteten, allein der ihr zu Ehren veranstalteten großen Thierhatz wohnte sie gar nicht bei. Eine eingehende Beschreibung der mehr blendenden und kostspieligen, als geschmackvollen Festlichkeiten findet man im „Wienerischen Diarium" vom 4. September 1751. Dem großartigen Herrensitz durften damals auch Theater und Musik nicht fehlen. Das Gödöllöer Theater erfreute sich zu Ende des XVIII. Jahrhunderts eines gewissen Rufes; hatte die fürstliche Familie vornehme Gäste, so pflegten da Pester Schauspieler zu spielen. Auch der Park war berühmt; sein oberer Theil, der damals im französischen Geschmack gehalten war, ist erst zu Anfang dieses Jahrhunderts in einen englischen Garten verwandelt worden. Sehr prächtig war die Kapelle des Klosters, deren Hauptzierde ein reich geschmücktes Tabernakel im Renaissancestil des XVII. Jahrhunderts bildete. Zur Bewachung von Schloß und Park hielt die fürstliche Familie eigene prachtvoll costümirte Grenadiere.

Zu all dieser Pracht stand das armselige Dorf mit seinen Lehmhütten im schreiendsten Gegensatz. Anton Grassalkovich sorgte als richtiger Grandseigneur auch für seine Hörigen, deren Wohl er sogar noch seinen Nachkommen aufs Wärmste empfahl. „Auf eigene Kosten ließ er für die Einwohner hundert neue Häuser und überdies einen großen Gasthof bauen. Die Gleichmäßigkeit der im deutschen Stil errichteten Häuser ist staunenswerth." Diese Bauthätigkeit brachte die Ansiedlung zahlreicher Gewerbsleute mit sich. Es machten sich hierbei auch confessionelle Rücksichten geltend. Das Dorf war durchaus reformirt, die große Mehrheit der Ansiedler jedoch katholisch. Die gutsherrliche Familie that wohl Alles, um ihre Hörigen in Güte zu bekehren, Gewalt aber wendete sie nicht an.

Und dennoch, trotz all dieser Wohlthaten konnte Grassalkovich die Erinnerung an den nicht ganz reinen Ursprung seines Vermögens nicht auslöschen. Schon zu seinen Lebzeiten wurde auf das Schloß, seine glänzende Schöpfung, der Vers angewendet:

Congeries lapidum multis congesta rapinis
Corruet et raptas alter habebit opes.

Schon sein Enkel ging finanziell zu Grunde und mit ihm, also der dritten Generation, starb die so rasch in die Höhe gekommene Familie Grassalkovich in männlicher Linie aus. Eine Zeit lang gehörte die Herrschaft dem Baron Sina und seit 1864 der belgischen Bank Langrand-Dumonceau. Von dieser kaufte sie der ungarische Staat im März 1867, also vor der Krönung. Die Domäne wurde in die Reihe der unveräußerlichen Krongüter aufgenommen. So wurde Gödöllö zum fürstlichen Ruhesitz bei Budapest, in der Art wie Schönbrunn

und Laxenburg es bei Wien sind. Die Administration des Schlosses und Parkes wurde 1869 dem Oberstthofmeisteramt Seiner Majestät übertragen.

Die Ausdehnung der ganzen Domäne beträgt 32.000 Joch, davon drei Fünftel Wald, zwei Fünftel Wirthschaftsland. Der etwa 200 Joch große Park mit seinen herrlichen Baumgruppen, dem frischen Grün seines Rasens und den schattigen Kiosken wird in echt königlicher Weise gehalten und ist einer der schönsten, bestgepflegten Punkte der Umgebungen der Hauptstadt.

Wenn die Majestäten hier weilen, pflegen sie besonders das Vergnügen des Reitens und der Jagd. Die Gödöllöer Hirschjagden erfreuen sich eines alten Rufes. Der edle Wildbestand wird auch jetzt erhalten und im Winter gefüttert. Oft verfolgt die Meute das aufgescheuchte Wild bis an die Donau. Die zahlreiche und vornehme Gesellschaft, an der die ersten Herrenreiter Ungarns theilzunehmen pflegen, gewährt in ihrem raschen Dahinsprengen über Büsche und Gräben ein malerisches Bild.

Für die Ortschaft selbst hat seit dem Aufenthalt der königlichen Familie eine neue Ära begonnen. Der kleine stille Marktflecken ist nun im ganzen Land berühmt. Sämmtliche Arbeitskräfte der Gegend finden im königlichen Haushalt oder im Park Beschäftigung; die Armen werden mit reichen Gaben betheilt, besonders zu Weihnachten, wo die königliche Gnade auch die Verlassensten aufzusuchen pflegt. Die Gemeinde wächst zusehends und hat schon 5000 Einwohner, meist Reformirte. Auch die alten deutschen Colonisten sind heute Ungarn. Zu Tausenden kommen die Ausflügler, zu Hunderten die Sommerparteien. Viele Pester Familien haben sich schon Villen gebaut, im Orte oder nahe dabei. Mit dem Verkehr wuchs auch der Bahnhof, in dem besonders ein eleganter Hof-Wartesalon auffällt.

Eine schöne Ulmen- und Lindenallee führt von Gödöllö ostwärts nach Maria-Besnyö, dem zweiten bedeutenden Schauplatz Grassalkovich'schen Schaffens. Hier stand ehedem eine große, blühende Gemeinde, die aber in der Türkenzeit völlig unterging. Nur die bemoosten Trümmer ihrer Kirche bezeichneten noch die Stätte. Anton Grassalkovich ließ dort eine Lorettokapelle errichten und darunter eine Familiengruft anlegen. Eine kleine Marienstatue, welche nach der Überlieferung ein Arbeiter, in Folge eines Traumes, während der Schaufelarbeit gefunden hatte, machte das neue Heiligthum bald zu einem wunderthätigen Wallfahrtsplatz. Kapuziner ließen sich daselbst nieder und Besnyö ist bis auf den heutigen Tag der bedeutendste Gnadenort für die andächtigen Pilger der ganzen Gegend. Kloster und Garten sind schlicht, aber die herrliche Lage zwischen eichenbewaldeten Bergrücken auf weithin sichtbarem Hügel lockt viele Besucher heran. Gegenwärtig ist Besnyö als Ort für Ausflüge und Sommersitze bemerkenswerth. Seine Abhänge sind mit zahlreichen Gärten und Landhäusern geschmückt.

Die Eisenbahn umgeht in gewaltigem Bogen das berühmte Kloster und führt dann gegen Nordost in engem Thale durch schöne Eichen- und Weißbuchenwälder nach Aßód. Diese bedeutende alte Ortschaft liegt nördlich der Galga auf der Abdachung einer Hügelreihe in anmuthiger Umgebung. Ihren Hauptschmuck bildet das Podmaniczky'sche Schloß aus dem vorigen Jahrhundert, jetzt evangelische Mädchen-Erziehungsanstalt. Die herrschaftliche Familie hat im verflossenen Jahrhundert hier viele Gewerbsleute, namentlich Schneider von Lodenmänteln angesiedelt. Die evangelische Kirche erhält auch ein Untergymnasium, das zu seinem größten Stolze auch Alexander Petöfi (1835 bis 1838) zu seinen Schülern zählen kann. Ferner besteht hier eine staatliche Besserungsanstalt für sittlich verderbte Knaben, die wegen ihrer Jugend nur zu einjähriger Strafe verurtheilt wurden. Das Gebäude der Besserungsanstalt war früher eine Zuckerfabrik. Von Aßód ist noch zu erwähnen, daß dort zur Zeit Kaiser Josephs der erste Versuch gemacht wurde, die Juden an den Ackerbau zu gewöhnen.

Weiter gegen Osten hören die Hügel auf und die Gegend nimmt völlig den Alföld-Charakter an. Unter den Ortschaften an der Eisenbahn ist die größte Tura, südlich der Bahnlinie, mit 4000 Einwohnern. Im Juli 1849 fand hier eine blutige Schlacht gegen die Russen statt. Jenseits des Ortes erblickt man auf einer Höhe das große, hochgethürmte Schoßberger'sche Schloß.

An der Südseite des Ostbahnhofes der königlich-ungarischen Staatsbahn, am äußeren Ende der Kerepeserstraße beginnt die 1888 erbaute Czinkotaer Vicinalbahn. In dieser Richtung wächst die Hauptstadt am schnellsten weiter und hier ist es auch am augenfälligsten, wie die Hauptstadt und ihre Umgegend mit einander verschmelzen. Der Boden längs der Eisenbahnen und Landstraßen ist vielfach schon in Hausstellen abgetheilt, auf denen sich Landhäuser in hübschen Gärten erheben. So bemächtigt sich des sandigen Landstrichs, auf dem man früher meist nur Anlagen von Milchmeiern und Gärtnern sah, immer mehr die hauptstädtische Bürgerschaft, insbesondere die Beamtenclasse, und findet dort billigere Wohnungen nebst besserer Luft als im Innern der Stadt. Diese unaufhörliche Bauthätigkeit hat bereits ein förmliches Paradies geschaffen, wo einst die Sandwüste des Rákos sich dehnte, noch vor sechzig Jahren eine vom damaligen Ende der Stadt so entfernte Gegend, daß selbst der sanguinischeste Prophet nicht gehofft hätte, diese Wüstenei dereinst einen Theil der eigentlichen Stadt bilden zu sehen.

Das am Rákosbach gelegene und noch zur Hauptstadt gehörige Rákosfalva ist die erste größere Station in der Richtung nach Czinkota. Es hat sich durch die große Nähe der Hauptstadt außerordentlich rasch entwickelt. Nördlich von dieser Colonie zeigt der Rákos noch am unverfälschtesten seinen ursprünglichen Charakter, mit Sandhügeln,

Die Föther Kirche.

hier und da zum Versinken tiefem Flugsand, mit Tümpeln und Röhricht. Hier steht am Rákosbach die Paskalmühle, einst der Hauptsammelplatz bei den Fuchsjagden des Hofes.

Weiter nördlich folgt Puszta Szent-Mihály. Es bedeckt mit seinen Gärten, Meierhöfen und Villen eine große Fläche und dehnt sich beinahe bis Csömör aus. Hier ist eine Gemeinde in der Entstehung begriffen, die nach dem Erzherzog Joseph Josephscolonie heißt, aber noch keinen Mittelpunkt in Gestalt einer Kirche oder eines anderen öffentlichen Gebäudes besitzt. Die Gegend ist hier schon hügeliger und weniger sandig. Eine bedeutende Rolle spielt die Küchengärtnerei, die meist von bulgarischen Pächtern betrieben wird.

Noch weiter östlich liegt Czinkota, eine der ältesten Ortschaften Ungarns, da es schon 1074 erwähnt wird. Bis in die neueste Zeit war es ein ärmliches slovakisches Dorf, das dem Hauptstädter außer einem berühmten Namen und einem billigen Krätzer nichts bieten konnte. Jetzt hat sein Weinbau schon abgenommen und seine Hauptmerkwürdigkeit bildet das schöne Gabriel Beniczky'sche Schloß nebst Molkerei. Auch hier ist längs der Czinkotaer Eisenbahn eine blühende Villencolonie entstanden, sie heißt Mátyásföld und besteht aus ungefähr 150 Hausplätzen.

Die Landstraße führt die Weinberge entlang nordöstlich nach dem kleinen Slovakendorf Kerepes. Hier haben sich neuerdings viele bulgarische Gärtner niedergelassen. Auch diese Ortschaft trägt zur Approvisionirung Budapests bei. Weiter führt die Landstraße über den Bolnokaer Wald, eine der höchsten Erhebungen der Gegend (etwa 300 Meter) nach dem nahen Gödöllö.

Genau im Norden von Czinkota liegt das weinberühmte Csömör. Es ist gleichfalls ein alter Platz, von dem die freiherrliche Familie Zay ihr Prädicat („de Chemer") führt. In der Türkenzeit ging es zu Grunde und wurde dann erst im vorigen Jahrhundert von seinen Grundbesitzern, den Familien Bosnyák und Vattay, mit Slovaken und Schwaben neu besiedelt. Es liegt in breitem Thale zwischen einer nördlichen und südlichen Hügelreihe. Die Gassen haben meist nur eine einzige Häuserreihe, während die andere aus grünen Gärten und Baumgängen besteht. Der Csömörer Weißwein wird in der Hauptstadt viel und gern getrunken. Unter den Weingartenbesitzern befinden sich viele Budapester Bürger und diese führen einen energischen Vertheidigungskrieg gegen die große Feindin Phylloxera, leider mit wenig Erfolg.

Von Csömör zieht gegen Norden eine lange, niedrige, besonders in ihrem nördlichen Theil sehr verzweigte Bergkette, die vor Alters Mons Monoroud genannt wurde. An ihrem nordwestlichen Abhange wurde 1074 die berühmte Schlacht geschlagen, welche den „dreimal gekrönten König" Salomon sein Königthum kostete. Die siegreichen Feldherren Géza und Ladislaus erbauten aus der Beute die Kirche von Mogyoród. Sie errichteten an dieser Stelle später auch eine Abtei, deren Ruinen noch vor kurzer Zeit

in der Nähe des nordöstlich vom Dorfe stehenden Kreuzes zu sehen waren. Diese Stelle wird von der Bevölkerung für den Schauplatz der Schlacht gehalten. Die Schwemmarbeit des Wassers bringt häufig Münzen, Waffen und Gebeine ans Tageslicht, die zum Theil ins Nationalmuseum gebracht wurden. Mogyoród ist ein hübsch gebautes, zumeist von magyarisirten katholischen Schwaben bewohntes Dorf. Es ist rings von Hügeln umgeben. Seine ganze Gegend hat viel durch Abschwemmung zu leiden. Die fleißige Bevölkerung treibt Acker- und Weinbau und arbeitet in Steinbrüchen. Interessant ist die Reihe ihrer längs der Fóther Straße in den Berg gehöhlten Felsenkeller.

Von hier zieht ein steiler, breiter Bergrücken nordwestlich bis zum Fóther Somlyó. Am Fuße dieses Berges, gegen den Rákos hin, liegt der Ort Fóth. Er wird schon vor der Schlacht bei Mohács erwähnt und wie in Gödöllö, so gehört auch hier der Kern der Einwohnerschaft dem alten reformirten Magyarenthum an. Im vorigen Jahrhundert war es im Besitz des Personals und späteren Judex Curiae Grafen Fekete. Nach dem Aussterben dieser Familie ging es auf die gräfliche Familie der Károlyi über. Graf Stefan Károlyi machte sein Schloß in den Dreißiger- und Vierziger-Jahren unseres Jahrhunderts zu einem der schönsten Herrensitze Ungarns. An die Stelle des alten Herrenhauses baute er einen Palast und legte um diesen her im öden Sande mit großem Aufwand einen etwa 300 Joch großen Park an. Zu diesem Zweck mußte er das alte Dorf ganz versetzen und für die Einwohner neue Häuser bauen.

Das Schloß mit seinen prächtigen Gemächern, der werthvollen Bibliothek und der Kapelle, die einige interessante alte Bilder enthält, ist eine Hauptsehenswürdigkeit dieser Gegend. In den letzten Jahren konnte es sich wiederholt des Besuchs der königlichen Majestäten rühmen. Fóth war eine der Hauptstationen der königlichen Jagden; die königlichen Pferde standen in einem besonderen Stall. Gemälde von guter Hand stellen die Jagd Franz Josephs I. und die Königin Elisabeth im Fóther Park reitend dar.

Neben dem Schlosse erhebt sich die Kirche, eine der prächtigsten Dorfkirchen in ganz Ungarn; sie ist die Hauptzierde von Fóth. Auch sie ist ein Werk des Grafen Stefan Károlyi, der sie in den Jahren 1847—1856 mit einem Kostenaufwande von nahezu einer halben Million Gulden erbauen ließ. Der Plan rührt von Nikolaus Ybl her; es mischen sich darin byzantinische und romanische Elemente in ganz interessanter Weise, doch so, daß der Stil des Baues nichts weniger als rein zu nennen ist. Seine Wirkung auf den Beschauer ist übrigens sehr günstig; die 70 Fuß breite Façade mit ihren beiden imposanten viereckigen Thürmen von 143 Fuß Höhe und der schönen Fensterrose über dem Hauptthor, desgleichen der runde Chorabschluß zwischen abermals zwei 90 Fuß hohen Thürmen machen den besten Eindruck. Die Gruft der Kirche dient der gräflichen Familie als Erbbegräbniß. Sie hat ein sehr schönes Portal und im Innern befinden sich mehrere Statuen aus weißem

Marmor, darunter die kolossale sitzende Figur des Engels der Auferstehung. Drei dieser Bildwerke sind vom trefflichen Canova-Schüler Tenerani. Der reiche Bilderschmuck der Kirche, Fresken und Altarblätter rührt von Karl von Blaas her, die 9 Fuß hohe Bronzefigur auf dem Giebel zwischen den Westthürmen von Fernkorn. Neben der Kirche steht die Schule, ihr gegenüber die durch barmherzige Schwestern geleitete, mit entsprechendem Garten versehene Kinderbewahranstalt.

Nördlich und östlich von Fóth erheben sich weingesegnete Hügel. Hier hatte Andreas Fáy, dieser Patriarch der ungarischen Literatur, seinen Weingarten, in dem der Sänger des Nationalliedes „Szózat" (Aufruf), Michael Vörösmarty, sein berühmtes „Fóther Lied" (Fóthi dal) zuerst vorlas. Das fünfzigjährige Jubelfest dieses begeisterten Wein- und Vaterlandsliedes wurde am 19. Oktober 1892 von der ganzen Gegend festlich begangen, so daß man sich in ein idyllischeres Zeitalter versetzt glauben konnte.

Die Ortschaft selbst mit ihren wohlhabenden, fleißigen Bewohnern und den hübschen Häusern, in deren Verzierungen hier und da die dekorativen Anregungen der nahen Kirche fühlbar werden, macht eine sehr angenehme Wirkung. Die Fóther Landwirthe befassen sich hauptsächlich mit der Gemüse- und Melonencultur und sind den ganzen Sommer so zu sagen unterwegs nach Budapest und zurück. Die Herrschaft, deren gegenwärtiger Besitzer Graf Alexander Károlyi ist, verdient auch wegen ihrer Musterwirthschaft alles Lob. Der Boden ist wohl sandig, doch trotzdem besonders für Korn geeignet. Neuerer Zeit werden in den sandigeren Partien immer mehr Weinreben gepflanzt.

Wie in der Umgegend von Budapest, so reicht auch nördlich deßelben am Fuß der Hügel der Sand bis an die Donau. Nordwestlich von Fóth liegt die Nagygöder Puszta, die als militärischer Manöverplatz an die Stelle des Rákos getreten ist. Die Gegend von Göd ist sehr quellenreich und diese Quellen sollten nach der Ansicht des Professors Joseph Szabó das endgiltige große Wasserwerk der Hauptstadt speisen. Hier ist das Land schon welliger, hügeliger und Göd ist zum großen Theil schon mit Wald bepflanzt. Südlich anstoßend liegt die der Fóther Herrschaft zugehörige Káposztásmegyerer Puszta, wo gegenwärtig die Röhren der Pester Wasserleitung gelegt werden. In der Nähe der Donau hat ein Engländer einen Trainirungsplatz für Pferde eingerichtet. Im Meierhof, dem Hause des Verwalters gegenüber, hat Ihre Majestät ein Jagdhaus erbauen lassen. Auf der benachbarten Alager Puszta, gegen Dunakeßi hin, werden mehrmals im Jahre Pferderennen abgehalten.

Auch Rákos-Palota gehörte und gehört zum größten Theile noch jetzt zur Fóther Herrschaft. Das alte kleine, von reformirten Magyaren bewohnte Dorf hat sich zur großen, gut bevölkerten Ortschaft entwickelt, die im Haushalt Budapests eine recht wichtige Rolle spielt. Es ist ein Hauptnest der Küchengärtnerei; die Palotaer Obst- und Gemüseverkäuferinnen

kommen in der ganzen Hauptstadt herum. Palota ist Station der Budapest-Wiener Eisenbahn und außerdem auch über Neupest durch die Pferdebahn mit der Hauptstadt verbunden. Seine Straßen sind regelmäßig und schnurgerade, über die hübschen Häuser ragen drei Kirchen empor. Die Eisenbahn entlang und auf der gegen Neupest führenden Hauptstraße stehen viele Landhäuser, da zahlreiche Hauptstädter, die tagsüber in Budapest amtlich thätig sind, hier ihren ständigen Wohnsitz haben. Das so sehr erwünschte Cottage-System ist in der Umgebung der Hauptstadt meist nur auf diese Art zu verwirklichen. In Rákos-Palota befindet sich eine große Privat-Unterrichtsanstalt mit schönem Garten und in ihrer Nähe die Gartenbauschule „Istvántelek", die ihre Existenz der Freigebigkeit des Grafen Stefan Károlyi verdankt.

So hätten wir nun den linksufrigen Theil der Hauptstadt und die ganze Reihe von Ortschaften, die sie dort in engerem oder weiterem Halbkreis umgibt, überblickt. Alle diese Orte lassen den starken Einfluß des mächtig aufstrebenden Landesmittelpunktes erkennen, und während früher die Puszta bis an die Thore Pests heranreichte, fühlt jetzt selbst die kleinste Puszta, wie nahe sie dem Brennpunkte der nationalen Cultur liegt. Bei alledem aber sind diese Ortschaften sämmtlich Dörfer geblieben, das heißt: in ihrem wirthschaftlichen Leben spielt die Rohproduction die Hauptrolle. Sie sind es zum Theil, welche Budapest mit Milch, Gartenproducten, Weintrauben und Geflügel versorgen. Zur Stadt, zum Industrieplatz ist in der ganzen Umgegend der Hauptstadt blos ein Ort geworden, und zwar der jüngste von allen: Neupest (Uj-Pest).

Graf Stefan Károlyi, der in der Geschichte dieser Gegend eine so wichtige Mission erfüllt hat, begann im Jahre 1838, nach der Überschwemmung, einen Theil seiner Megyerer Puszta den Pestern in Erbpacht zu überlassen, worauf sie daselbst meistens Weingärten anlegten und Landhäuser bauten. Eine Zeit lang ging es mit der Besiedelung langsam und Neupest hatte im Jahre 1850 nicht mehr als 673 Einwohner. Seine günstige Lage an der Donau machte sich indeß immer mehr bemerklich. Die Nähe der Hauptstadt zog immer mehr Arbeiter und eine flottirende Bevölkerung dahin. Die gute Verbindung zu Schiffe und seit 1867 durch die Pferdebahn erleichterte die Besiedelung noch mehr. Anfangs gab es in der Ansiedelung viel schlimmes Volk und die Polizei des Pester Comitats, wie auch der Hauptstadt hatte alle Hände voll zu thun, um der Neupester Diebsverbindungen und Geldfälscher Herr zu werden. Doch die rapide Entwicklung, die Errichtung neuer Fabriken, eine bessere Verwaltung, seitdem der Ort in den Kreis der hauptstädtischen Polizei einbezogen worden, führten in diesen vielfach an das Amerikanische mahnenden Verhältnissen bald einen Umschwung herbei. Neupest zählt jetzt an 25.000 Einwohner und bildet mit seiner blühenden Industrie, den großen Spiritus- und Lederfabriken, der Schiffswerfte, dem Winterhafen und jener ganzen Reihe von hohen Schloten, die sich die Donau entlang

ziehen, in aller Form eine Fortsetzung Budapests gegen Norden. Nach Süden hin ist es schon beinahe mit der Hauptstadt verwachsen, während es gegen Osten bei der Eisenbahn bereits an Rákos-Palota stößt. So reichen sich das producirende Land und die industrielle Fabriksgegend die Hände. Nur der fast gänzliche Mangel an öffentlichen Gebäuden und Culturinstituten läßt erkennen, daß die Entwicklung hier in stürmischer Hast und nicht ganz regelrechter Weise vor sich gegangen ist.

Die Ofner Berggegend.

Die Umgebung der Haupt- und Residenzstadt Budapest ist am rechten Ufer der Donau größtentheils ein Gemisch von Berg und Thal, doch erheben sich selbst die höchsten Gipfel dieser Berge nicht über die Linie der Mittelgebirge. Die Berggegend liegt überall der Donau benachbart, an die sie sich stellenweise so nahe herandrängt, daß die Landstraße beinahe den ganzen Raum zwischen dem Fuß des Berges und dem Strom einnimmt. Diese Berggegend führt den geographischen Namen: Pilis-Gerecse-Gebirge, und zwar besteht daßelbe seiner Formation nach mehr aus Berggruppen als aus Bergketten. Daher sind auch seine Thäler weder der Länge noch der Quere nach regelmäßig entwickelt, sondern bilden blos längere oder kürzere Vertiefungen, die sich in launenhaftem Durcheinander zwischen den anmuthig geformten, größtentheils mit Eichen- und Buchenwäldern bedeckten Bergen eingesenkt haben; so sind selbst diejenigen, die als ein fortlaufender Thalzug erscheinen, mehr durch kurze Pässe verbunden, als daß sie die zusammenhängenden Vertiefungen einer gemeinsamen Thalsohle darstellten. Gegen die Donau öffnen sich nur wenige Thäler und auch von diesen dient nicht jedes als regelmäßiger Ausweg für einen kleinen Bach.

Die Abhänge, insbesondere die unteren dieser Berge waren selbst noch vor einigen Jahren mit herrlichen Rebenpflanzungen bedeckt, die den Fleiß der Weinbauern durch üppige Weinlesen belohnten. Heute stehen die alten vortrefflichen Weingelände verödet da. Die Phylloxera hat Alles dermaßen verwüstet, daß die Weingartenbesitzer, nachdem sie ungeheure Verluste erlitten, gezwungen waren, auch den letzten Weinstock auszurotten.

Die im Übrigen ungemein reizvolle Berggegend ist nach allen Richtungen, und zwar ziemlich dicht, mit größeren und kleineren Dörfern besät, deren Bevölkerung, der Sprache nach zumeist gemischt, sich seit unvordenklichen Zeiten mit Weinbau, außerdem aber mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt hat. Budapest konnte, da es ja selbst erst im Laufe dieses Jahrhunderts zu einer wirklichen Groß- und Hauptstadt emporgestiegen ist, auch auf seine Umgebungen keinen Einfluß in dem Sinne ausüben, daß es die Umgegend

hätte über das Niveau der Urproduction erheben und zur Betheiligung an seinem eigenen bewegteren industriellen und commerciellen Leben heranziehen können. Alles in Allem bot es, als stärkster Consument der Gegend, den kleineren Nachbargemeinden einen einträglichen Markt für ihre Erzeugnisse; sein cultureller Einfluß, und zwar namentlich im Hinblick auf nationale Cultur, konnte bei den kleineren Nachbarn nur in geringem Maße fühlbar sein, insofern ja vor 1848 noch nicht Budapest, dieser wirkliche Mittelpunkt des Landes, sondern das an der Landesgrenze gelegene Preßburg der Hauptsitz des politischen Lebens war.

Der wirkliche Aufschwung Budapests und seine stürmische Entwicklung auf sämmtlichen Gebieten beginnt erst mit dem Anbrechen jener neuesten Ära, die durch die letzte Königskrönung eröffnet wurde; dieser Zeitraum aber ist verhältnißmäßig so kurz, daß die Hauptstadt seitdem kaum in der Lage war mehr zu thun, als den Anstoß zu geben zu jenem umgestaltenden Proceß, welchen Wien, Berlin und andere große Städte schon seit langer Zeit und in systematischer Weise auf ihre Nachbarbezirke ausüben.

Daraus erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß, während man die Großstädte des Auslandes von ganzen Schwärmen größerer und kleinerer Städte wie von Vorstädten umgeben sieht, in denen größtentheils eine gewerbe- und handeltreibende Bevölkerung wohnt, dagegen im Umkreise der ungarischen Hauptstadt bisher fast gar keine derartigen Vororte entstanden sind. In der That bilden Neu-Pest und Erzsébetfalva, die erst vor nicht langer Zeit auf der Pester Seite angelegt wurden und sich so rasch entwickeln, die einzigen Ausnahmen.

Geographisch genommen, zerfällt das Gebiet des Ofner Ufers in drei abgesonderte Theile, die durch das Vörösvárer und das Budaörser Thal von einander getrennt sind. Nördlich von dem eigentlichen Ofner Gebirge liegt, von diesem durch das breite Vörösvárer Thal abgeschnitten, eine weniger umfangreiche, aber nicht minder hohe Berggruppe, deren langer, von Nordwest nach Südost streichender Grat durch seinen auffallend scharfen Kamm die Aufmerksamkeit des Beschauers schon aus größerer Entfernung erregt. Diese kleine, aber interessante Berggruppe, die sich zwischen Békásmegyer, Üröm, Csobánka und Pomáz erhebt, heißt nach ihrem höchsten Gipfel die Berggruppe des Nagy-Kevély. Dieser Name, obgleich durch die deutschen Bewohner der Gegend in „Giebel" verändert, ist eine uralte magyarische Benennung, die schon in alten Urkunden vorkommt und an die sich das Andenken so manches historischen Ereignisses knüpft. Auch an den östlichen Abhängen der Kevélygruppe, gegen Kaláz hin, wurden allerlei Alterthümer zu Tage gefördert, von den Höhlen des Nagy- und Kis-Kevély aber weiß der Volksmund gar manche alte Sage zu berichten. Die einst so üppigen Weinberge auf den Lehnen der beiden Kevélyberge sind spurlos verschwunden und blos das treffliche Baugestein bietet heute

einigen Ersatz für den Verlust jener einträglichen Quelle des Wohlstandes. Die schattigen Wälder der oberen Abhänge und die Gipfel, von denen sich die herrlichste Aussicht bietet, werden jetzt von zahllosen Ausflüglern der Hauptstadt besucht; sie haben diese Gegend seit einigen Jahren in Mode gebracht und wenden sich besonders gern nach der malerischen Gegend von Csobánka.

Das Ofner Gebirge selbst ist der höchste und umfangreichste Bergstock der ganzen Gegend und erstreckt seine Äste vom Bett der Donau nördlich bis Vörösvár und Pilis-Csaba, westlich bis Jenö und Páty, südlich bis Torbágy und Budaörs. Der Charakter dieser ausgedehnten Berggruppe ist nicht einheitlich; ihre westlichen Theile sind reich an Waldungen, an ihren östlichen Rändern sind die Lehnen jetzt, statt der Weingärten, größtentheils mit Obstpflanzungen bedeckt und haben den Wald auf die Kuppen der Berge hinaufgedrängt. Die dem Donauthal entgegen geneigten Lehnen, von Hidegkut bis zum Türkensprung (Törökugrató) bei Budaörs, waren früher mit einem ununterbrochenen Gürtel von Weingärten bedeckt, dessen Breite stellenweise mehr als vier Kilometer betrug. Diese überaus günstigen Lagen der berühmten Ofner Weine sind heute größtentheils Einöde, wo nur hier und da Obst, Mais und Kartoffeln gebaut werden. Für den Ackerbau sind die schmalen Rücken, engen Thäler und vom Wasser tief eingerissenen Gräben des Ofner Gebirges wenig geeignet. Weit erfolgreicher wird er im westlichen Theile des Gebirges betrieben, wo in der Gegend von Nagy-Kovácsi, Budakeszi, Telki und Páty auch zwischen den höheren Bergen Lehnen und Thalmulden von großer Ausdehnung aufgeackert sind. Dieser Theil des Gebirges bildet keine so zusammenhängende Masse wie die Ofner Berggruppe im engeren Sinn, sondern zerfasert sich mehr in einzelne Ketten, zwischen denen geräumige Thalmulden eingebettet sind. In einer solchen Mulde liegen Hidegkut, Nagy-Kovácsi und Budakeszi, während die übrigen Ortschaften sich am Fuße des Gebirges hin reihen.

Die große Mannigfaltigkeit und Zerrissenheit, welche die ganze Bergkette kennzeichnet, hat ihre geologischen Ursachen. Die Grundlage des Gebirges bildet eine der oberen Trias angehörige Formation, die in der Gestalt von Dolomit und dichtem Kalkstein auftritt; jener tritt am Rande des Gebirges zu Tage (Blocksberg, Adlersberg, Csikerberge, Türkensprung, Dreihotterberg u. s. w.) und besteht jetzt größtentheils aus kahlen Höhen, von denen der Regen längst allen Humus heruntergewaschen hat, daher auch die Wiederaufforstung dort nur langsam vor sich geht; der Kalkstein dagegen erscheint mehr auf den Berggipfeln und Graten, z. B. dem Johannisberg, Lindenberg u. s. f. Auf diesen Gesteinen lagert jüngerer Kalkstein aus der Eocän- und Oligocänzeit, Thon, Mergel und Sandstein, stellenweise zeigen sich auch der charakteristische Nummulitenkalk und Cerithiumkalk. Das häufige Vorkommen von Dolomit und Kalk erklärt die große Wasserarmuth des Gebirges,

Die Ofner Berge: Blick vom Sternenthal gegen Norden.

die sich in dem engeren Ofner Gebirge am auffälligsten zeigt. In den tiefen Thälern rauscht kein Bach, ihre einzige Quelle ist der sogenannte Saukopf, dessen Wasser aber auch oft versiegt. Der größte Bach ist der Teufelsgraben (Ördögárok), der von Nagy-Kovácsi her kommt und das Kühle Thal (Hüs-völgy) durchzieht; auch er hat aber unter gewöhnlichen Verhältnissen beinahe kein Wasser, um hingegen nach Wolkenbrüchen oft zu furchtbarer Mächtigkeit anzuschwellen, was schon wiederholt schwere Unglücksfälle verschuldet hat.

Das Thal des Teufelsgrabens scheidet das Ofner Gebirge in zwei Theile. Nördlich von diesem Graben liegen die Vörösvárer Berge, mit dem 549 Meter hohen Heuberg; in ihnen ist bei Nagy-Kovácsi ein Kohlenbergwerk eröffnet worden. An sie schließt sich weiterhin der schmale Hidegkuter Berggrat an, der in die kahle, aber aussichtsreiche Gruppe des Dreihotterberges (496 Meter) übergeht. Südlich vom Teufelsgraben dehnen sich die Waldungen des Nagy-Kopasz-Berges (558 Meter) aus, denen sich jenseits des Sattels der „Schönen Schäferin" das eigentliche Ofner Gebirge anschließt. In diesem selbst sind als schönste Punkte hervorzuheben: der herrliche Lindenberg (458 Meter), der Johannisberg (529 Meter) und der Schwabenberg, deren langen Grat gegen Westen der schöne Wald von Budakeszi umhüllt, während auf dem Gipfel und den östlichen Abhängen die Hunderte von schmucken Landhäusern des Auwinkels und Schwabenberges blinken. Gegen Südwesten geht das Massiv des Schwabenberges in die sogenannten Csikerberge über, deren karstartig nackte Gipfel für die Gegend von Budaörs so charakteristisch sind. Von der Donau her sind der Adlersberg und der Blocksberg als äußerste Vorposten dieses Gebirges zu betrachten.

Einen ganz anderen Charakter zeigt die Hügelgegend, die sich im Süden des Ofner Gebirges von Promontor bis Sóskút und Bia erstreckt. Sie ist vom Ofner Gebirge durch das breite Thal der Fleischhackerstraße (Mészáros-út) getrennt, aus dem der schiefe Felskegel des Türkensprung einsam aufragt. So weit die Blätter der Geschichte sich irgend zurückerinnern, war dies stets die Hauptstraße für die Wanderung der Völker. Das günstige Thal ist längst von der ackerbauenden Bevölkerung mit Beschlag belegt. Hier sind Budaörs, Török-Bálint, Torbágy und Bia, lauter große, stark bevölkerte Ortschaften erblüht; die Ofen-Bicske-Szönyer Landstraße, die sogenannte Fleischhackerstraße, war Jahrhunderte lang ein Verkehrsweg ersten Ranges, doch hat der Ausbau der Budapest-Szönyer Staatsbahnlinie diese Strecke sozusagen in Ruhestand versetzt; statt der früheren Karavanen von Fuhrleuten langer Fahrt sieht man hier nur noch kleines, dem Localverkehr dienendes Fuhrwerk, denn das Dampfroß jagt schnaubend das ganze Thal entlang.

Diese Linie bezeichnet die nördliche Grenze jener Hügelreihe, die ihre wellenförmigen Verzweigungen von Promontor bis Bia, südlich bis Tétény und Tárnok entsendet. Ihre Höhe ist gering und sie bietet landschaftlich wenig Abwechslung, vom geologischen

Standpunkt jedoch und nach ihrer geographischen Gestaltung ist sie sehr interessant und charakteristisch. Von Promontor an hebt sich langsam der Boden; gegen Budaörs hin ist der Abhang steiler und es bedeckt ihn der ehemalige Kammerwald, jetzt Eigenthum der Hauptstadt, dessen schattige Spazierwege das Budapester Publikum zu häufigem Besuch einladen. Die Weingärten Promontors sind zwar in der Phylloxerazeit größtentheils zu Grunde gegangen, viele aber seitdem neu bepflanzt worden, und so werden die vielen Kelterhäuser nicht mehr lange leer stehen. Auch im benachbarten Kis-Tétény sind die

Die Berge von Budaörs.

Weinberge zumeist der Verödung anheimgefallen, heute bekunden blos die im Umkreis der kleinen Kirche verstreuten Landhäuser, daß dort noch vor wenigen Jahren ein geräuschvolleres Leben geherrscht hat.

Aus den Weinbergen gelangt man plötzlich auf eine weitgedehnte Fläche hinaus, die von der dortigen deutschen Bevölkerung „Große Haide" genannt wird. Es ist dies eine wenig gewellte, je der Gliederung entbehrende Hochebene, die sich etwa fünf Kilometer weit in der Richtung auf Török-Bálint erstreckt. Sie ist im vollen Sinne des Wortes „Puszta", also Einöde, auf der das Auge sehnsüchtig einen Ruhepunkt, eine erfrischende Oase sucht; auf dem mageren Boden weidet das Vieh der umliegenden Gemeinden und knuspert an einer saftlosen Grasnarbe, an den fruchtbareren Stellen hat man schüchterne

Versuche mit Haferanbau gemacht. Von einem Baum ist auf dieser großen Puszta kaum die Spur zu finden; verstummt und ausgestorben liegt sie da, soweit das Auge umherschweift. Wohl ist sie nach mehreren Richtungen von Pfaden durchzogen, allein menschliches Leben zeigt sich höchstens um etliche verlorene Schafställe her. Ein todter, unfruchtbarer Raum, der nur in der Tiefe eine Art Schatz birgt. Der angebrochene Felsboden bei Kis-Tétény beweist, daß dort vor alter Zeit das Gestein in großem Maßstabe abgebaut wurde; heute sind die Höhlungen des ehemaligen Steinbruches mit Unkraut durchwuchert und der hellschimmernde Kalkstein hat sich durch die Unbilden des Wetters mit einem schmutzigen Grau überzogen. Doch bestehen am nördlichen und westlichen Rande der Hochfläche noch jetzt große Steinbrüche, die dem größten Theile der männlichen Bevölkerung von Török-Bálint das tägliche Brod gewähren. Gegen Süden senken sich die Lehnen in sanfter Neigung der Donau zu und mitten in ihrem Strich ragt die Kirche der Gemeinde Diós auf. Dieser Ort bestand schon in der ersten Zeit des ungarischen Königthums. Hier übernachtete der Bischof St. Gerhard auf jener verhängnißvollen Reise, die ihn eilends zu Andreas I. nach Pest führte, wo ihn dann bei der Überfuhr am Fuße des jetzigen St. Gerhardsberges (Szt. Gellérthegy, Blocksberg) die Anhänger des Urheidenthums überfielen und ums Leben brachten. Früher wuchs hier viel guter Wein und die großen Weinkeller in den Kalkwänden des „Nußgrabens" sind noch heute eine Sehenswürdigkeit.

Bei Török-Bálint folgen auf die Tétényer Puszta große Waldungen und in einem ihrer reizenden Thalkessel liegt gar malerisch hingestreckt die Ortschaft, die den Namen eines magyarischen Kriegshelden (Valentin Török) trägt; weiter nach Westen jedoch trifft der Blick wiederum das Bild der Tétényer Puszta. Bei Sóskut ist das Steinmaterial so vorzüglich, daß es für die Unfruchtbarkeit des Bodens reichlich entschädigt. Der Sóskuter Steinbruch gehört zu den großartigsten und Hunderte von Arbeitern sind fortwährend beschäftigt, das ausgezeichnete Baumaterial auszubeuten. Ein großer Theil Budapests ist aus diesem Stein erbaut, den die Baumeister der Hauptstadt wegen seiner gediegenen Eigenschaften mit Vorliebe verwenden. Der großartige Steinbruch ist durch eine Eisenbahn mit der Südbahnstation Tárnok verbunden, von wo das Gestein hauptsächlich nach Budapest, aber auch nach vielen Städten jenseits der Donau geschafft wird.

Die Hügelgegend von Sóskut verliert gegen Norden ihre Rauhheit und geht bei Bia in eine reizvolle Berggruppe über. Kommt man von der Eisenbahn her, so ist man entzückt von den romantischen Höhen des Jharos- und des Szarvasberges (Ahornberg, Hirschberg), aus deren Waldesdunkel die Kuppel des hochliegenden Mausoleums der Grafen Sándor und das weißblinkende Jagdschloß des Fürsten Metternich emportauchen. Sorgsam gepflegte Straßen, steinerne Stufenfolgen aus schönerer Zeit, führen zu dem bekannten Aussichtspunkt des „Pipáló" hinan und auf den Gipfel des Szarvasberges, den höchsten

Der Söskuter Steinbruch.

Punkt der Gegend (334 Meter), von wo das Auge allen Reiz der Gegend auf einmal überblickt.

Die Puszten von Sóskut und Tétény sind die einzigen Theile der Ofner Berggegend, wo der Boden die Arbeit des strebsamen Ackersmanns nicht reichlich lohnt; die Natur selbst kommt vielmehr dem Fleiße des Volkes entgegen, indem sie fruchtbaren Boden und ein der Landwirthschaft günstiges Klima darbietet. Dieses Klima ist im Allgemeinen mild, besonders in den unterhalb Budapests gelegenen Theilen, wo die Winterkälte etwas geringer und die Sommerwärme größer ist als weiter gegen Norden. Allerdings gehen die Jahreszeiten rasch in einander über und das Frühjahr bringt häufig späte Fröste; doch beginnt der Frühling bedeutend früher als anderwärts unter derselben geographischen Breite und der Herbst dauert gewöhnlich lange in beständiger Schönheit und Milde. Auf den höheren Bergen bleibt die Vegetation um acht bis zehn Tage hinter dem Wachsthum in der Ebene zurück, auch ist dort der Winter strenger, doch ist das Klima im Allgemeinen auch in solcher Höhe noch dem Pflanzenwuchse günstig. Die Wärme des Herbstes läßt viele Frühjahrsgewächse zu einer zweiten Blüte gelangen, ja es zeigen viele Pflanzengattungen geradezu südlichen Charakter. Die Vegetation ist sehr mannigfaltig und interessant; hier begegnen sich die Vegetationen des westlichen und des östlichen Europa, daher der Reichthum und die Farbenpracht der Pflanzengattungen. Auch besitzt die Ofner Berggegend viele hervorragende ungarische Pflanzen und ihre Wälder sind gleichfalls sehr mannigfaltig. Von den verschiedenen Gürteln des Waldwuchses tritt hier nur der der Eiche und Buche auf. Die Eiche kommt in zahlreichen Abarten vor und bedeckt mehr die niedrigen Berge und südlichen Lehnen, wo sie sich gewöhnlich mit der Weißbuche, Rüster, Pappel, Linde, Esche und dem Ahorn mischt. Die Rothbuche ist auf die höheren Kuppen und die nördlichen Abhänge zurückgedrängt, steigt jedoch im Leopoldifeld (Lipót-mező) und Wolfsthal (Farkas-völgy) bis zu 180 Meter herab. Mit Nadelholz sind erst in neuester Zeit Versuche gemacht worden, und zwar auf den nordwestlichen Graten und kahlen Abhängen des Dreihotterberges, wie überhaupt des Ofner Grenzgürtels, und es scheint, daß diese des Humus entbehrenden Bergwände sich zur Bewaldung geeignet erweisen werden.

Das günstige Klima hat auch die Landwirthschaft zu einer hohen Stufe entwickelt. Wohl vermag ihre Getreideproduction den Bedürfnissen der Hauptstadt nicht zu genügen, was sie aber an Getreide hervorbringt, ist, Dank dem guten Boden und dem verständnißvollen Fleiß der Bevölkerung, zumeist ausgezeichnet. Das Betriebssystem ist fast überall die freie, und zwar meistens die dreigliedrige Wirthschaft. Neben dem Ackerbau blüht auch die Küchengärtnerei und vermag die Bedürfnisse der Hauptstadt größtentheils zu decken. Sie wird besonders in der Gegend von Altofen und unterhalb des Blocksberges, hier namentlich von Bulgaren betrieben.

Der Weinbau hat vorderhand gänzlich aufgehört. Der Ofner Wein war von Urzeiten an einer der besten Weine Ungarns und als seine besten Sorten waren der Adlersberger, Blocksberger, Sonnenberger, Rochusberger, Matthiasberger, Goldberger, Brüderberger, Bürgerberger und Josephsberger anerkannt. Das Erträgniß dessen, was heute in der Umgebung der Hauptstadt an amerikanischen Reben gepflanzt ist, kann sich weder an Menge, noch an Beschaffenheit mit den früheren Ofner Lagen messen. Ehemals waren die schwarze Kadarka (Spalter), die den besten Rothwein lieferte, die rothe Dinka (Rosentraube), die Muskatellertraube und der Höniglicher die beliebtesten Traubensorten und es wuchsen allein im Gebiete der Stadt jährlich über 150.000 Eimer Wein. Die Gemeinden der Umgegend erzielten mehr als das Zehnfache davon; besonders waren Promontor, Nagy- und Kis-Tétény, Budaörs, Diós, Bia und Békásmegyer reich an Wein. Die Obstzucht aber ist auch jetzt noch von Bedeutung. In den Ofner Bergen wächst viel und edles Obst; das meiste ist freilich nur gewöhnliches Obst und darum muß der Markt der Hauptstadt namentlich die edleren Obstgattungen aus entfernteren Gegenden beziehen. Die Gemeinden, welche das meiste Obst erzeugen, sind Budakeszi, Budaörs, Solymár, Nagy-Kovácsi, Vörösvár, Torbágy, Bia, Pomáz und Csobánka.

Geschichtlich reicht die Umgegend der Hauptstadt weit in die Vergangenheit zurück. Einzelner Ortschaften geschieht schon im XII. und XIII. Jahrhundert Erwähnung. Solymár, Török-Bálint, Pomáz und andere Gemeinden spielten im XV. und XVI. Jahrhundert oft eine Rolle und gelangten sogar zu einiger Wichtigkeit. Die Türkenherrschaft machte der früheren Blüte ein Ende und verwandelte die Umgebungen der Hauptstadt in eine Wüstenei. Die alten Gemeinden gingen sämmtlich zu Grunde, die Gegend wurde entvölkert. Die der Hauptstadt zunächst liegenden bewohnten Orte waren Tinnye, Tök, Páty und Bia. Unter Karl VI. wurden die ersten Schritte gethan, um die Gegend neuerlich zu besiedeln. Die Hofkammer berief von auswärts süddeutsche und österreichische (schwäbische) Bewohner katholischen Bekenntnisses. Außer der Kammer wirkten auch die Magnaten und Klöster bei der Besiedlung mit; Prinz Eugen von Savoyen colonisirte Promontor, die Grafen Zichy die Gemeinden Budaörs, Budakeszi, Solymár und Békásmegyer, die Familie Szunyogh die Gemeinde Hidegkut. Zu derselben Zeit wurden Nagy-Kovácsi, Szent-Iván, Telki, Jenö, Torbágy und Borosjenö mit deutschen, Pilis-Csaba mit slovakischen Einwohnern bevölkert. Die Ansiedler, welche sechsjährige Steuerfreiheit genossen, waren ohne Ausnahme Ackerbauern. Alsbald ging auf den brachliegenden Feldern in der Umgebung der Hauptstadt ein intelligentes Wirthschaften an und der Weinbau gelangte zur Blüte. Die der Hauptstadt benachbarten Gemeinden bevölkerten sich größtentheils durch nichtmagyarische Zuflüsse und dieses buntscheckige Völkergemisch, in dem fast alle Nationalitäten und Bekenntnisse des Landes vorkamen, trug in nicht geringem Maße

dazu bei, daß Budapest und namentlich Ofen so lange mehr eine deutsche als eine ungarische Stadt war.

Noch jetzt ist die Bevölkerung in der Umgegend der Hauptstadt, auf der Ofner Seite, zum großen Theil sprachfremd und unter den nächstgelegenen Gemeinden gibt es nur wenige von rein magyarischer Bevölkerung. Indeß macht sich jetzt auch schon in dieser Beziehung nach und nach ein Umschwung geltend und selbst in den 29 Gemeinden, die im Kreise um Ofen her liegen, zeigt sich immer mehr der natürliche Einfluß eines in mächtigem Aufschwung begriffenen nationalen und staatlichen Lebens; in den letzten zehn Jahren hat sich die Bevölkerungsziffer dieser Gemeinden zusammen um fünfzehn Percent gehoben und beträgt heute in runder Zahl 60.000 Köpfe; unter diesen aber sind etwa ein Viertheil Magyaren, während die Mehrheit aus Deutschen und zum Theil aus Serben und Slovaken besteht, deren Zahl übrigens im letzten Jahrzehnt sehr zurückgegangen ist. Rein magyarische Gemeinden gibt es in dieser Gegend nur drei: Páty, Bia und Tök. In ansehnlicher Zahl wohnen ferner die Magyaren in Pomáz, Érd, Promontor und Tétény. In den Gemeinden Üröm, Békásmegyer, Borosjenö, Diós, Szent-Iván und noch anderen ist die große Mehrheit der Bevölkerung deutsch. Von den übrigen Nationalitäten wohnen die meisten Serben in Érd, Pomáz, Kaláz und Csobánka, die meisten Slovaken in Sóskut, Tárnok, Érd, Pilis-Csaba, Pomáz und Csobánka, die absolute Mehrheit jedoch haben sie nirgends.

Der Umstand, daß Budapest selbst sich erst seit einigen Jahrzehnten in die Reihe der Großstädte erhoben hat, ist auch die Ursache, warum die Ortschaften in der Umgebung der Hauptstadt sich ihres urwüchsigen dörflichen Charakters bis auf den heutigen Tag noch nicht entäußert haben. Noch immer bildet überall der Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung; einen einigermaßen industriellen Charakter haben Promontor und Albertfalva. Budapest hat keine solchen Vororte wie Wien und jede andere Hauptstadt; die Gemeinden sind meistentheils so klein, daß selbst die größten (Promontor und Budaörs) nur 5.000 Einwohner haben; dann folgen Budakeszi mit 3.600, Pomáz mit 3.500, Érd mit 3.400 und Vörösvár mit 3.000 Einwohnern; die übrigen Ortschaften sind noch kleiner. Der Zustand von Zurückgebliebenheit, der sich auf dem Gebiete der materiellen Cultur fühlbar macht, rührt hauptsächlich von der mangelhaften Verbindung mit der Hauptstadt her; bis zum Jahre 1888, als Békásmegyer, Kaláz und Pomáz eine directe Eisenbahnverbindung mit der Hauptstadt erhielten, hatten gegen Süden nur Promontor, Tétény, Érd und Tárnok, gegen Westen nur Bia-Torbágy, Török-Bálint und Budaörs einen Eisenbahnverkehr, dessen sich übrigens Budaörs selbst jetzt noch kaum bedient, da man von dort aus zu Wagen, ja sogar zu Fuße schneller nach der Hauptstadt gelangt, als mittelst des großen Umweges der Eisenbahn. Die nördlichen und westlichen

Theile der Umgegend von Budapest sind immer noch gezwungen, sich mit dem Verkehr durch schwerfällige Stellwagen zu begnügen.

Gegenwärtig ist es die nächste Umgebung, die in regelmäßiger Verbindung mit der Hauptstadt steht. An den sanften Abhängen der Ofner Berge und auf der geräumigen Hochfläche des Schwabenberges ist sozusagen eine neue Stadt entstanden, 300 Meter über dem Spiegel der Donau, eine Stadt mit frischer, reiner, gesunder Luft, von schattigen Wäldern umgeben. Ein Theil der hauptstädtischen Bevölkerung bringt hier

Kirchenruine Maria-Eichel.

ihren Sommer zu. Die um die Mitte des Jahres 1886 beendigte Conscription der Bevölkerung hat die Zahl der auf der Ofner Seite (aber nur auf dem Gebiete der Hauptstadt) Übersommernden mit 4.000 festgestellt; seitdem hat sich diese Zahl augenscheinlich verdoppelt. Dies geht schon aus der raschen Entwicklung der Villencolonien in den Ofner Bergen hervor, welche von Jahr zu Jahr neue Gebiete in den bisherigen Rahmen hineinbeziehen. Wie sehr sich insbesondere der Schwabenberg belebt hat, zeigt sich auch darin, daß der Verkehr der auf seine Höhe führenden Zahnradbahn sich seit 1876 von 95.000 auf 237.000 Personen jährlich erhöht hat; eine gleiche Zunahme zeigt sich

auch bei der nach dem Auwinkel führenden Linie der Pferdebahn, denn sie befördert jährlich bereits dreiviertel Millionen Personen. Und alle diese Zahlen geben uns noch kein Urtheil darüber, wie viele Menschen im Leopoldifelde, in Budakeszi und den übrigen der Hauptstadt benachbarten Ortschaften den Sommer verbringen.

Das meiste Leben herrscht natürlich auf dem Schwabenberg selbst und im Auwinkel. Der Schwabenberg (Svábhegy) mit seinen reich cultivirten Abhängen und entzückenden Aussichtspunkten gilt mit Recht als eine der Sehenswürdigkeiten der ungarischen Hauptstadt. Die Villa Eötvös, der Normabaum, der Széchenyigipfel, das Karthäuserhäuschen gehören zu den Perlen der Umgebung Budapests. Wer jemals, am Normabaume stehend, die mannigfaltige Farbenpracht in sich aufgenommen hat, in der die Ofner Gebirgswelt sich vor seinen Augen entrollt, der besitzt eine unvergeßliche Erinnerung. Die schattigen Thäler des Auwinkels (Zugliget), die Idyllen des Sternenthals (Csillagvölgy) und Glockenthals (Harangvölgy), die kühnen Felsen des „Himmels" (Tündérhegy), das Gewühl des Publikums um den „Fasan" (Fáczán) und „Saukopf" (Disznófő) her und noch viele andere Factoren, die man theils der Natur, theils der Menschenhand verdankt, bilden insgesammt eine Erscheinung, welche die Aufmerksamkeit im höchsten Grade fesselt. Die ganze Gegend wird von dem 529 Meter hohen Johannisberg (Jánoshegy) beherrscht, das beliebteste Ziel für die Ausflüge des hauptstädtischen Publikums. An seinem westlichen Abhange liegt die volkreiche und wohlhabende Ortschaft Budakeszi hingelagert, wo die Budapester gleichfalls mit großer Vorliebe weilen. Seine herrlichen Waldungen, welche das Municipium der Hauptstadt kürzlich angekauft hat, eignen ihn besonders zum Vergnügungsort. In seiner Gemarkung liegt auch Maria-Eichel (Makkos-Mária), eine anmuthig ins Thal gebettete Kirchenruine, im XVIII. Jahrhundert Eigenthum des bei Altofen gelegenen Trinitarierklosters von Klein-Zell (Kis-Czell); sie wird noch jetzt von Wallfahrern und Ausflüglern besucht. Gegen Süden, jenseits der kahlen Kuppen der Csikerberge, liegt Budaörs. Diese ansehnliche Ortschaft mit 5.300 deutschen Einwohnern liegt näher als Budakeszi, ist aber zum Sommeraufenthalt weniger geeignet, weil ihre Berge zwar durch die geologischen und geographischen Verhältnisse ein lebhaftes Interesse einflößen, jedoch nackt und bloß dastehen, der Wald fehlt und die vorzüglichen Weingärten ausgerottet sind. Budaörs ging während der Türkenherrschaft zu Grunde und wurde erst zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, als es den Grafen Zichy gehörte, neu besiedelt. Später gehörte es zur Altofner Kronherrschaft und wurde unter Maria Theresia, seitdem ein Theil der Mercopailer Merino-Stammheerde hierher verlegt worden, die Wiege der ungarischen Edelschafzucht.

Im nördlichen Abschnitt der Ofner Berge sind der Lindenberg (Hárshegy) und der Dreihotterberg (Hármashatárhegy) die höchsten Erhebungen. Am Fuße des Lindenberges

dehnt sich die anmuthige Thalebene aus, die als Leopoldifeld (Lipót-mező) bekannt ist. Es stehen da viele elegante Villen und aus ihrer Mitte erhebt sich das mächtige Gebäude der Landes-Irrenanstalt, welches 800 unglücklichen Kranken Obdach und alle durch Wissenschaft und Menschlichkeit gebotenen Erleichterungen gewährt. Weiter nördlich, jenseits des Kühlen Thales (Hüs-völgy), entfalten sich die Waldhügel des

Das Mausoleum zu Ürröm.

Wildgartens (Vadas-kert). Hier hatte einst König Matthias seinen Wildpark, jetzt findet sich kaum mehr eine Spur von Wild. Noch weiter, nahe der Gemeinde Hidegkut, zeigt sich die Wallfahrtskapelle von Maria-Einsiedel (Remete Mária), in deren Nähe man in der romantischen Felsenenge des Teufelsgrabens auf die Öffnung einer alten Einsiedlerhöhle stößt.

Unter den entlegeneren Ortschaften sind Nagy-Kovácsi und Telki zu erwähnen. Jenes ist durch seine Gegenwart, dieses durch seine Vergangenheit interessant. In

Nagy-Kovácsi wird jetzt Kohlenbergbau betrieben, der aber noch nicht zu größerer Wichtigkeit gelangt ist. Telki war einst der Sitz einer berühmten Abtei, die im Jahre 1198 entstand und den Namen des heiligen Königs Stephan führte. Nachdem sie manche Ungunst der Zeiten überdauert, wurde die Abteikirche im Jahre 1543 durch die Türken zerstört, im Jahre 1703 aber durch den Benedictinerorden, und zwar dessen Wiener Schottenstift, angekauft, in dessen Besitz sie sich noch jetzt befindet.

Gegen Norden sind die entlegensten Gemeinden Pilis-Csaba und Vörösvár. Beide sind große und wohlgebaute Ortschaften längs der Wiener Straße. Die Bewohner Vörösvárs haben früher auf dieser Landstraße den Schnellfuhrdienst besorgt, der aber seither gänzlich eingegangen ist; ihre Haupt-Erwerbsquellen sind heute Ackerbau und Obstzucht. Pilis-Csaba erhält einige Wichtigkeit durch das benachbarte Militärlager, das jeden Sommer der Schauplatz großer Manöver ist. In der Nähe Vörösvárs liegen die Gemeinden Szent-Iván und Solymár; alle drei sind Eigenthum der gräflichen Familie Karácsonyi, deren verstorbenes Oberhaupt, Graf Guido Karácsonyi, dort vor einigen Jahren eine Stiftung zur Auszeichnung von „Rosenmädchen" gegründet hat; die Krönung der Rosenmädchen geht stets unter großen Feierlichkeiten vor sich.

Jenseits des Vörösvárer Thales liegen, der Berggruppe des Kevély zu Füßen, sechs Ortschaften. Zwei haben gemischte Bevölkerung, die übrigen sind beinahe rein deutsch. Die größte ist Pomáz, an der Szent-Endreer Vicinalbahn, mit 3.500 Einwohnern. Es ist interessant als ethnographisches Gemengsel, aus dem der serbische Charakter stark hervorsticht, wiewohl die Zahl der Serben in der ganzen Gegend stetig abnimmt. In der Mitte der lang hingedehnten Ortschaft liegt auf erhöhtem Platze das verkommende Schloß der Grafen Teleki, wo in den Fünfziger-Jahren Graf Joseph Teleki die Geschichte der Hunyady geschrieben hat.

Auch in Csobánka gibt es viele Slovaken und Serben, man hört selten ein magyarisches Wort. Es ist ein sehr netter, freundlicher Ort, dessen Lage und Umgebung förmlich an eine kleine Schweiz erinnert. Zur Sommerfrische ist es besonders geeignet und wird auch in neuester Zeit ziemlich stark von ruhebedürftigen Hauptstädtern aufgesucht; der Mangel an Verkehrsmitteln ist jedoch seinem Aufschwung hinderlich und es wird, wenn es keine Eisenbahn erhält, schwerlich im Stande sein, die verschwenderische Fülle seiner Naturgaben zu verwerthen.

Unter den übrigen am Fuße des Nagy-Kevély gelegenen Ortschaften wird unsere Aufmerksamkeit am meisten von Üröm gefesselt. Seine Hauptmerkwürdigkeit ist die schmucke kleine griechisch-nichtunirte Kirche, die sich am Südende des Ortes in einem hübschen Garten erhebt. Hier hat Palatin Joseph seine erste Gemalin, die im Alter von neunzehn Jahren verstorbene Großfürstin Alexandra Pawlowna, Tochter des Kaisers Paul, beigesetzt

und über ihrer Asche ein schönes Mausoleum errichtet, das im Jahre 1883 auf Anordnung des Czar Alexander mit großen Kosten erneuert wurde. Gegenwärtig ist das Mausoleum nicht nur als ein Werk der Pietät, sondern auch wegen der werthvollen russischen Malereien und der reichen kirchlichen Schätze, die es enthält, eine Merkwürdigkeit der Umgebung Budapests.

Auch südlich von Budapest finden sich längs der Donau mehrere gut bevölkerte und blühende Gemeinden. Die volkreichste und rührigste unter allen ist Promontor (Budafok),

Höhlenwohnung zu Promontor.

nicht nur weil es durch zwei Eisenbahnen und das Dampfschiff in lebhafterem Verkehr mit der Hauptstadt steht, sondern weil seine strebsame Bevölkerung sich in neuerer Zeit auch der Industrie widmet. Die Gemeinde ist zur Zeit des Prinzen Eugen von Savoyen entstanden und ihre rasch wachsende Bevölkerung zählt bereits mehr als 5.000 Köpfe. Ihre Hauptbeschäftigung bildete von Anfang an der Weinbau und selbst jetzt noch, da ihre Weingärten verwüstet sind, ist Promontor ein bedeutender Sitz des Weinhandels und der Weinbehandlung. Seine ungeheuren Weinkeller, die zum großen Theil in den Wänden des Cerithiumkalkes ausgehöhlt sind," gehören meistens Budapester Weinhändlern, die

daselbst noch jetzt große Mengen von Wein eingelagert halten. Neben dem Weinhandel werden auch Bierbrauerei und Champagnerfabrikation im Großen betrieben. Interessant ist ferner die bauliche Anlage Promontors. Die meisten Häuser, ja ganze Straßen sind in den Cerithiumkalk eingeschnitten und nur die rauchenden Schornsteine, zwischen denen man ungehindert umhergeht, ragen über die Bodenfläche hervor. Der Kalkstein ist so zusammenhängend und fest, daß die so ausgehöhlten Wohnungen ohne jedes Gewölbe oder sonstige bauliche Nachhilfe verwendbar sind und, bei der großen Trockenheit des Gesteins, auch der Gesundheit keinerlei Schaden bringen.

Tétény, Diós und Érd waren gleichfalls Weinbauer-Gemeinden; das herrschaftliche Schloß in Tétény wurde durch Baron Georg Száraz erbaut und befand sich nachmals im Besitze jenes Zweiges der Familie Horváth von Szentgyörgy, der in den gräflichen Stand erhoben ward und den Namen Hugonnay annahm. Heute ist es verpachtet. Ein schönes Schloß steht auch zu Érd, das einst dem Baron Simon Sina gehörte und später an die Grafen Wimpffen fiel. Érd und das benachbarte Batta sind auf klassischem Boden erbaut. Das steile Donau-Ufer der beiden Gemeinden weist über hundert Hügel auf (Százhalom = hundert Hügel), aus denen im Jahre 1876, als in Budapest der Congreß der Archäologen und Anthropologen tagte, zahllose urzeitliche Gerippe und Alterthümer zu Tage gefördert und als Zeugnisse der vorgeschichtlichen Besiedelung dieser Gegend gewürdigt wurden. Überdies kamen auch zahlreiche römische Alterthümer zum Vorschein, darunter Spuren eines Bades, eines Castrums und verschiedener anderer Gebäude. Die Geschichte thut dieser Gegend häufig Erwähnung. Hier bewerkstelligten, der Sage nach, die Hunnen ihren Donau-Übergang. Hier fanden später heftige Kämpfe gegen die Türken statt. Hier besiegte Herzog Karl von Lothringen am 23. Juli 1684 das von Sulejman Pascha befehligte türkische Heer. Zur Erinnerung an die Tage der einstigen Türkenherrschaft ist hier noch jetzt ein kleines türkisches Minaret wohlerhalten zu sehen.

Auch an Török-Bálint, diese beliebte Sommerfrische, knüpfen sich geschichtliche Erinnerungen. Seinen Namen dankt es dem in den „Sieben Thürmen" Constantinopels verschollenen Valentin Török von Enying, dem berühmten Kriegsmann der Könige Johann und Ferdinand, der den Ort besaß und in dessen Gemarkung auch eine Burg aufführen ließ. Diese wurde durch die Türken verwüstet, bei welcher Gelegenheit auch die Gemeinde zu Grunde ging. Im XVII. Jahrhundert erstand sie wieder als großes Dorf und nach den Angaben damaliger Schriftsteller waren auch noch Spuren der einstigen Burg erhalten. Nach der Türkenzeit gehörte der Ort den Jesuiten bis zur Aufhebung ihres Ordens; dann ging er auf die Grafen Mailáth, dann auf die Familie Festetics von Dégh über und in neuester Zeit gehört sein hübsches Schloß einer Wiener Familie.

Weiter gegen Westen bilden Torbágy, Bia, Sóskut und Tárnok die Grenze des Landstrichs, den wir als Ofner Berggegend bezeichnen. Torbágy, das schon bei dem Anonymus Notarius des Königs Béla erwähnt ist, zeichnet sich durch seine schöne Lage aus, Bia war der Mittelpunkt des ehemaligen gräflich Sándor'schen Familienbesitzes, Sóskut ist durch seine großartigen Steinbrüche berühmt und bei Tárnok sind Alterthümer gefunden worden.

Die Gegend von Szent-Endre und Visegrád.

Das Waitzner Knie der Donau umfängt in seinem Verlaufe von Gran bis Szent-Endre eine Berggegend, die in der Regel Pilis-Gebirge oder das Trachytgebirge an der Donau genannt wird. Dieses niedrige Gebirge ist das östliche Schlußglied im Gebirgssystem der Alpen, jedoch nach neuerer geologischer Auffassung bereits ein Theil des ungarischen Mittelgebirges. Wohin es also gehört, ist dermalen noch strittig. Jedenfalls muß dieser Gebirgsknoten, schon vermöge seiner Lage, als verbindendes Glied zwischen den Bergen des Landes „jenseits der Donau" und denen des „Oberlandes" betrachtet werden. Die geologischen Forschungen haben es als zweifellos erwiesen, daß die Trachytgebirge, welche den Rand beider Donau-Ufer bilden, einst in Verbindung miteinander gestanden. In jener Urzeit, als ein großer Theil Ungarns noch Meeresboden war, schloß dieser ausgedehnte Gebirgswall das nördliche kleinere (Preßburger) Becken völlig von dem Binnenmeer ab, welches damals das jetzige große Alföld bedeckte. Ein unendlich langer Zeitraum mußte verfließen, bis dieses Süßwassermeer das Trachytgebirge durchbrach und aus seinem Bette ostwärts abfließen konnte. Der Visegráder Stromenge sieht man es noch jetzt an, daß sie ganz und gar durch Wasserkraft ausgenagt worden. Schon bei Gran beginnt das Donauthal sich zu verengen, doch erstreckt sich die eigentliche Enge, die eines der schönsten Landschaftsbilder Ungarns gewährt, nur von Dömös bis zum Anfang der Szent-Endreer Insel. Die Donau drängt sich, sobald sie den „Spitzkopf" (Hegyeskö) bei Nagy-Maros in kühner Schwenkung umflossen, auf 400 Meter zusammen, nachdem sie etwas weiter oben noch zwei Kilometer breit einhergeströmt war. Phantastisch geformte Felsen steigen auf, von Geröll erfüllte Wasserschluchten senken sich steil zur Donau hinab, uralte Einsiedlerhöhlen öffnen ihren Schlund, anmuthige Dörfer schmiegen sich in den Schoß dunkler Waldungen: das ist die Schönheit der Visegráder Stromenge.

Unterhalb Visegráds verbreitert sich das Thal, die Donau bildet zwei Arme und umspannt mit ihnen die 30 Kilometer lange flache Insel von Szent-Endre; links von dieser beginnt schon die Pester Ebene. Auf dieser Seite ist der lange Grat des Waitzner Nagyßál (Naßál) die letzte größere Erhebung. Am rechten Ufer folgen die Berge dem Szent-Endreer Donau-Arm weiter gegen Süden, werden aber immer niedriger und bei

Szent-Endre hören auch die Hügel auf. So bildet von Gran bis Szent-Endre die Donau selbst die Grenze des Gebirges und eine zwischen beiden Städten gezogene gerade Linie fällt auch fast völlig mit der Westgrenze dieser Gebirgsgegend zusammen.

Das Gebirge, das dieses große dreieckige Gebiet bedeckt, ist eine scheinbar zusammenhängende und zusammengehörige Masse; die Geologie jedoch scheidet sie in zwei wesentlich von einander verschiedene Hälften. Die Grenze zwischen diesen ist durch zwei, verhältnißmäßig geringe Thalsenkungen, die von Pilis-Szent-Kereßt und von Szent-Lélek, bezeichnet, welche auf dem Sattel zwischen dem Pilis und dem Dobogókö bei den sogenannten Zwei Buchen (Két bükkfa) zusammentreffen. Südlich von dieser Linie ragt die höchste Erhebung der Budapester Gegend, der Pilisberg (757 Meter) mit seinem von Nordwest nach Südost streichenden Kalksteingrat empor. Durch seltsame Bildungen, Höhlenreichthum und Wasserarmuth unterscheidet er sich scharf von dem weit ausgedehnteren Trachytgebirge. Letzteres hat im Dobogókö (700 Meter) seine höchste Erhebung und nördlich von diesem Berge, gegen Dömös und Visegrád hin liegen seine schönsten Einzelheiten. Von systematischen Bergketten kann auch in diesem Gebirge kaum die Rede sein. Es hat mehr den Gruppencharakter, der Dobogókö und Sankt Ladislausberg aber sind etwa als die Knotenpunkte dieser Gruppen zu betrachten. Die Abhänge fallen steil gegen die Donau ab und erweitern sich an mehreren Stellen zu einer Art von Hochebenen, die sich trotz ihrer hohen Lage als geeignet für den Ackerbau erwiesen haben. Die Abhänge erscheinen überall mit dichten Waldungen bedeckt, unter denen die uralten Buchenwälder des Pilisberges die schönsten sind. Auf den steileren Abfällen geben die Wälder riesigen Felsgruppen Raum, welche selbst noch im Trachytgebirge die für den Kalkstein charakteristischen bizarren Bildungen erkennen lassen. Lange und tiefe Thäler wühlen sich in das Gebirge ein und in ihnen sprudelt es von reichen Wasseradern. Menschliche Wohnungen trifft man in diesen Thälern selten. Außer zwei ärmlichen Dörfern (Pilis-Szent-Lászlo und Huta-Szent-Lélek) bemerkt man nur hie und da die Hütte eines Waldhegers.

Die übrigen Ortschaften haben sich an den Fuß des Gebirges hinabgezogen und die am Donau-Ufer gelegenen erfreuen sich eines gewissen Wohlstandes. Der Lebensmittelmarkt der Hauptstadt versorgt sich zum Theil von hier aus und dies wird zur ständigen Erwerbsquelle für die Bevölkerung der Gegend. In den höheren Theilen des Gebirges sind die Wälder die Haupteinnahmsquelle des Volkes, doch ist der Kampf um das tägliche Brot, wo nicht auch andere Mittel zu Gebote stehen, schwer genug. Ackerbau zu treiben ist im größten Theile des Gebirges unmöglich, und wo der magere Boden doch dem Pfluge zugänglich geworden, lohnt er schlecht. Stellenweise, so namentlich in Bogdány, Visegrád und dem Lepenczthal, gibt es Kalk- und Kohlenbrennereien, auch Steinbrüche, und am Ufer der Donau ernährt sich eine Schiffer- und Fischerbevölkerung. Früher war die Rebe

der Hauptschatz der Gegend, denn sie bedeckte die untersten Lehnen des Gebirges längs der Donau in fast ununterbrochenem Gürtel von Pomáz bis Gran, aber sie ist nun völlig ausgerottet und mit ihr auch der Wohlstand der Bevölkerung auf lange Zeit dahin. Die Bewohner der Dörfer gegenüber der Szent-Endreer Insel haben ihre Reben in den Sand der Insel verpflanzt, auch hie und da amerikanische Weinstöcke heimisch gemacht, doch entspricht der Erfolg einstweilen den Erwartungen keineswegs und Alles, was bisher in dieser Richtung geschehen, hat mehr den Charakter des Experiments. Das Volk ist seitdem noch mehr auf die Hauptstadt angewiesen und erwartet Alles von ihr. Ihre Nähe wirkt auch in geistiger Hinsicht wohlthätig, der Verkehr mit den Hauptstädtern und das längere Zusammensein mit den von Jahr zu Jahr häufiger erscheinenden Sommergästen schleift das Volk ab und weckt seine Fähigkeiten, so daß es nach und nach einsieht, welchen Werth die Naturschönheiten, die es bisher kaum eines Blickes gewürdigt, unter Umständen haben können.

So bekommen die Ortschaften immer mehr ein anderes Gesicht. Es wird besser und schmucker gebaut. In Visegrád findet der überraschte Städter eine Nettigkeit, die er auf dem Dorfe nicht erhoffen konnte. Visegrád, als eine der beliebtesten Sommerfrischen in der weiteren Umgebung Budapests, hebt sich von Jahr zu Jahr, und je hübscher es sich ausgestaltet, desto lieber kommen auch wieder die erholungsbedürftigen Hauptstädter dahin. Außer Visegrád hat sich hier noch Leányfalu zu einer stattlichen Sommerkolonie entwickelt. Neuestens sucht das Publikum der Hauptstadt auch die Gegend von Szent-Endre auf, wo jedoch der Mangel an Wald der Entwicklung von Erholungsorten ungünstig ist. Auch der mangelhafte Verkehr ist einem raschen Aufschwunge der Gegend hinderlich. Zwar haben Szent-Endre und seine Umgebung in der 1888 eröffneten Vicinalbahn das Band gefunden, das sie enger mit der Hauptstadt verknüpft, dagegen muß sich die obere Gegend mit dem spärlichen und langsamen Schiffsverkehr auf dem Szent-Endreer Donau-Arm begnügen und die Gegend des Pilisberges hat sozusagen noch nicht einmal eine rechte Fahrstraße. So ist diese Berggegend, in deren bisher wenig gewürdigten Winkeln sich so manche hervorragende Naturschönheit birgt, nur dem Fußgänger erreichbar. Die Bevölkerung der Hauptstadt wußte lange Zeit gar nichts von ihr und der vor einigen Jahren gegründete Ungarische Touristenverein mußte sie förmlich erst entdecken. Seitdem streifen die Touristen in den dichten Wäldern umher, welche die Gegend des Pilis beschatten, und die unvergleichliche Aussicht vom Gipfel des Dobogókö hat schon manchen weitgereisten Mann zur Bewunderung hingerissen. —

Von Süden her ist Szent-Endre (Sanct Andrä) der Schlüssel des Pilis-Gebirges. Dieses hübsch gelegene Städtchen, mit Eisenbahn- und Dampfschiffsverbindung, fällt durch seine zahlreichen Kirchen, unter denen die des serbischen Bischofs am meisten hervorragt, schon von weitem auf. Es ist ein interessantes altes Städtchen, das sammt seiner

Umgegend in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts unter den Königen Sigismund und Albert seine serbische Bevölkerung erhielt. Die Serben bauten ihre Häuser in malerischer Unordnung und dichten Reihen auf den die Donau entlang ziehenden Berg. Ein Haus steht schier auf dem andern und statt der Straßen schlüpfen steile Gäßchen durch das Gedränge. Der untere, besser angelegte Stadttheil ist neueren Ursprungs, auch belebter und hübscher. Er wird von der Landstraße durchschnitten, welcher die Entwicklung der Stadt eine große Strecke weit gegen Norden folgt. Das meiste Leben herrscht jedoch am Donau-Ufer, wo sich Geschäft und Verkehr festgesetzt haben. Auch Szent-Endre hat seinen Corso, auf dem sich Sonntags ein sehr unterhaltendes Durcheinander entwickelt. Magyarisch, deutsch, slovakisch und serbisch sprechendes Volk tummelt sich massenhaft um den Landungsplatz der Dampfschiffe, und aus den Kaffeehäusern an der Donau klingt die Musik der serbischen Tamburaspieler heraus. Das buntscheckige Volksgemenge, das lebhafte Treiben auf der Donau und das interessante Städtchen, wie es sich dem anmuthigen Hügelzug zu Füßen schmiegt: das gibt zusammen ein malerisches Bild, aus dem die Züge des serbischen Elements am stärksten hervorstechen. Und doch geht das Serbenthum hier, wie in der ganzen Gegend, ungemein rasch zurück und der Grundbesitz geräth meist in andere Hände. Der Reihe nach erlöschen die alten steinreichen Serbenfamilien und seit dem Tode des letzten serbischen Bischofs ist selbst der Fortbestand des Bisthums fraglich geworden. Auch die Stadt selbst hebt sich langsam. Ihre Bevölkerung hat von 1870 bis 1880 bedeutend abgenommen und weist, obgleich die letzten zehn Jahre eine günstigere Bewegung erkennen ließen, doch nur geringen Zuwachs auf. Die wirthschaftliche Krise, insbesondere durch die Vernichtung der Weingärten, hat die Stadt zu hart getroffen und diese Zustände mit hervorgerufen. Seitdem ernährt sich die Bevölkerung größtentheils durch industrielle Thätigkeit, doch treibt sie auch viel Landwirthschaft. Ihre Industrie war schon im XVII. Jahrhundert bedeutend und im Jahre 1761 bestanden zu Szent-Endre neun Zünfte. Es gehört auch heute zu den industriellsten Orten des Comitats. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 4000 und vertheilt sich zu ziemlich gleichen Theilen auf die vier Nationalitäten. Die Intelligenz jedoch ist magyarisch und auch im niederen Volk stärkt sich das magyarische Element von Jahr zu Jahr. Das gesellschaftliche Leben ist recht bewegt, denn die städtische Organisation erfordert zahlreiche Beamte, und das Bezirksgericht, die Sparkasse, sowie verschiedene gesellschaftliche Einrichtungen tragen dazu bei, Szent-Endre, wenn nicht administrativ, denn das Stuhlrichteramt befindet sich zu Pomáz, doch geistig zum Mittelpunkte der ganzen Pilisgegend zu machen. Sein Verkehr ist seit der Eröffnung der Eisenbahn, die hier endet, bedeutend gewachsen und die häufigere Verbindung mit der Hauptstadt hat der bereits fast ins Stocken gerathenen Entwicklung des Ortes wieder einen gedeihlichen Anstoß gegeben.

Zu dieser Wiederbelebung hat auch die anmuthige Umgebung der Stadt das Ihrige beigetragen. Die bisher fast unbeachtete Berggegend von Szent-Endre zieht immer mehr hauptstädtisches Publikum herbei und hat sogar schon eine bis dahin dort unbekannte Art des Verkehrs, eine recht ansehnliche Touristenbewegung hervorgerufen. Die Gegend von Szent-Endre ist sehr reich an Punkten von natürlicher Schönheit. Verläßt man die Stadt gegen Nordwesten, so erblickt man die Mündung eines großen Thales, das sich von der Pilisgegend niederwärts zieht; es ist das Thal von Sikáros oder Dömörkapu. Zwischen seinen grünenden Wiesen und Wäldern schlängelt sich der geschwätzige Bucsina-

Szent-Endre.

Bach, das größte fließende Gewässer der ganzen Gegend. Weiterhin treten zwei steile Berge, der Kapitányhegy (Kapitänsberg) und die Kolevka (Wiegenberg) zusammen und sperren das Thal durch eine staffelförmig im Halbkreise aufsteigende Felswand. Ist der Bach geschwollen, so stürzt er schäumend über diese sieben Meter hohe Wand herab und erfüllt mit seinem Brausen das ganze Thal. Diese von hauptstädtischen Touristen jetzt oft besuchte Felsschlucht heißt Dömörkapu (Dömör-Thor), worin augenscheinlich die magyarisirte Form der türkischen Benennung „demir kapu“ (eisernes Thor) zu sehen ist. Der Wasserfall von Dömörkapu ist ein ganz reizendes Naturbild. Südwärts von hier haftet der Blick an zwei interessanten Bergen: Csikóvár und Köhegy. Ersterer dankt seinen Namen

dem alten Geschlechte der Csikó (Chyko), das im XV. Jahrhundert blühte. Nach dem Aussterben der Familie Kalázy, die in der Gegend von Szent-Endre, Pomáz und Kaláz begütert gewesen, riß Johann Chyko von Pomáz einen großen Theil der Gegend gewaltsam an sich und baute auf dem jetzt Csikóvár (Burg Csikó) genannten Berge eine Burg. Noch heute sind auf der steil emporsteigenden Kuppe, welche die ganze Berggegend und die Ebene längs der Donau beherrscht, etliche Steinwürfe und tiefe Gräben als Überreste dieser Burg zu sehen. Auch weiß das Volk viel zu melden von Schätzen, die der Burgherr in den Tiefen des Berges verborgen habe.

Der Köhegy (Steinberg) wird in der Geschichte weit öfter erwähnt. An seinem Fuße zog eine Hauptstraße der Römer vorbei, welche Szent-Endre mit Gran verband. Die Urkunden aus der Zeit der Árpáden erwähnen den Köhegy als Kyhug und Promontorium Pomaziense. Wegen seiner vorzüglichen Weingärten wurde viel um ihn gehadert. Ladislaus IV. schenkte ihn im Jahre 1278 seiner Schwester, der Fürstin-Äbtissin des auf der jetzigen Margaretheninsel befindlichen Nonnenklosters; doch konnten die Nonnen sich da keines ungestörten Besitzes erfreuen. Im XIII. Jahrhundert wurde er ihnen wiederholt gewaltsam weggenommen; im Jahre 1467 bemächtigte sich dessen Johann Chyko von Pomáz. König Matthias mußte zweimal Verfügung treffen, um den Nonnen ihren rechtlichen Besitz zurückzuerstatten. Zur Zeit der Türkenherrschaft war der Köhegy Eigenthum der Familie Vathay. Im Jahre 1662 schenkte ihn der Palatin Wesselényi den Preßburger Clarissinnen, was zu einem langen Streit zwischen diesen und der Familie Vathay führte.

Über die längst kahlgewordenen Abhänge gelangt man nur mit einiger Mühe auf den Gipfel des Köhegy. Er ist nicht sehr hoch (367 Meter), hat aber oben eine sehr ausgedehnte Hochebene, die gegen Osten in etwa 100 Meter hohen Wänden senkrecht abfällt. Sie bestehen aus Trachyt-Tuff und Breccia und haben Vorsprünge, welche gewaltigen Bastionen gleichen. Das Wasser hat die lose zusammenhängende Breccia zu sonderbaren Felsbildungen ausgewaschen und einzelne Felsmassen gänzlich vom Massiv des Berges getrennt. In der Urzeit brachen sich an diesen Felsen die Wellen des Alföldmeeres. Auf diese geologische Thatsache geht möglicherweise die Meinung des Volkes zurück, daß vor 200 Jahren die Donau ihren Weg noch am Fuße des Köhegy vorbei genommen habe und auch die Visegráder Landstraße dicht unter dem Berge dahingezogen sei. Das Pomázer Volk, in seiner Lust zu fabuliren, fügt übrigens noch hinzu, es wären in die Felsen des Köhegy große Eisenringe eingelassen, die in jener alten Zeit zum Festlegen der Galeeren gedient hätten.

In nördlicher Richtung von Szent-Endre gelangt man in etwa anderthalb Stunden nach Leányfalu. Dieses ist eine der hübschesten Sommerfrischen der Hauptstadt und fast ausschließlich eine Schöpfung von Hauptstädtern, — Schriftstellern und Künstlern, —

die sich hier jeden Sommer in großer Menge niederlassen. Etwas weiter oben liegt Puszta-Tahi, ein Weiler von wenigen Häusern in sehr hübscher Gegend. Gegenüber, jenseits der Szent-Endreer Insel, blinkt die weiße Häusermasse von Waitzen, hinter dem sich der herrliche bewaldete Nagyßál, weiterhin aber die Ketten der Honter und Nógráder Berge zeigen. Gegen Nordwest tauchen die Thürme von Duna-Bogdány auf. Diese volkreiche Gemeinde liegt malerisch auf der sanft zur Donau abfallenden Lehne, deren

Der Köhegy.

höchsten Punkt die Kalvarienkirche bezeichnet. Duna-Bogdány ist eine alte Gemeinde. Seine während der Türkenherrschaft zusammengeschmolzene Bevölkerung wurde durch deutsche Kolonisten wieder gestärkt, deren Nachkommen noch heute die deutsch redenden Einwohner des Ortes sind. Zu jener Zeit war die Gemeinde Eigenthum der gräflichen Familie Zichy und gehörte zur Altofner Herrschaft, mit der sie später in den Besitz der Krone überging. Ihre Umgebung war durch ausgezeichnete Weintrauben berühmt und auch gegenwärtig ist ihre Obstzucht bedeutend. Daneben beschäftigt sich ein großer Theil der Einwohnerschaft in den Steinbrüchen. Südlich der Ortschaft steht ganz allein der (286 Meter hohe) Csóder Berg (Csódi-hegy), eine Kuppe von seltener Regelmäßigkeit,

deren Glockenform schon von weitem auffällt. Das Gestein des Csóder Berges ist Trachyt, der sich mit seltener Reinheit in Tafeln theilt und in großen Steinbrüchen zu Tage gefördert wird. Die hier gewonnenen Gesteinmengen gehen zu Schiffe nach Budapest, wo sie zur Straßenpflasterung dienen.

Noch etwas weiter hinauf trifft man das nördliche Ende des Gebirges, und zwar, wo der Szent-Endreer Donau-Arm vom Mutterstrome abzweigt. Hier beginnt die Szent-Endreer Insel, deren südliches Ende bis zur Gemarkung von Békás-Megyer hinabreicht. Früher nannte man sie „Orosz-Sziget" (Russeninsel) und das Andenken der ehemaligen „russischen" Bewohner der Insel hat sich bis auf unsere Zeit in dem Namen der Ortschaft Kis-Oroszi erhalten. Die Einwohner selbst haben sich längst magyarisirt, sowohl in Kis-Oroszi, als auch in den drei anderen Ortschaften der Insel: Tótfalu, Pócsmegyer und Sziget-Monostor. Früher gab es noch mehr Ortschaften auf der Insel, aber die Türkenherrschaft hat sie vernichtet. In Urkunden von 1690 kommen Bulgár, Várad, Szent-Péter, Torda und Tahi schon als verödete Plätze vor. Erhalten ist heute nur noch der Name Tahi, im Weiler Puszta-Tahi des jenseitigen Ufers, und von Szent-Péter spricht eine Kirchenruine in der Nähe der Ziegeninsel (Kecske-sziget). Der bestbevölkerte Ort ist Tótfalu mit 2000 Einwohnern. Bei Sziget-Monostor liegt die königliche Fasanerie, die sammt der Horányi-Csárda einen beliebten Ausflugsort der Einwohner von Szent-Endre und Waitzen bildet.

Oberhalb der Szent-Endreer Insel, wo das Thal der vereinigten Donau nach Süden abschwenkt, erheben sich die großartigen Trümmer der Burg Visegrád. Es gibt wohl im ganzen Lande keine schöner gelegene Burg und gewiß keine, der eine Vergangenheit von so viel Ruhm und Glanz zutheil geworden. Die Ruine besteht aus der 328 Meter hoch gelegenen Citadelle, dem am Donau-Ufer stehenden Salomonsthurm, der diese beiden verbindenden langen Mauer und dem heute einsam im Walde stehenden Hauptthor; all das gibt wohl nur noch ein lückenhaftes Bild von der einstigen Ausdehnung und Pracht der Burg, es reicht aber aus, um Visegrád auch so als eine der merkwürdigsten Burgen Ungarns erscheinen zu lassen. Schon die Römer hatten hier eine Niederlassung, welche Castrum ad Herculem hieß; man fand ihre Spuren in dem nördlich vom Salomonsthurm aufgefundenen römischen Begräbnißplatz, sowie in zahlreichen römischen Ziegeln und Steinen. Wann die Burg zum erstenmal erbaut wurde, darüber gehen die Meinungen auseinander. Ihr Name zeigt, daß sie schon vor der Einwanderung der Magyaren, zur Zeit der Slaven vorhanden war. Indeß ist sie wahrscheinlich unter den ersten Königen aus dem Hause Árpáds zerstört worden. Sicher ist, daß die Stadt Visegrád schon zur Zeit Stephans des Heiligen bestand. Um 1056 baute hier Andreas I. ein Kloster für die griechischen Basilianermönche, denen im Jahre 1221 Mönche des lateinischen Ritus

folgten; noch später übergab Béla IV. das Kloster den Benedictinern. Aus der Zeit Bélas IV. stammt auch die heutige Burg. Als nämlich die Tataren auch die Stadt Visegrád zerstört hatten, ließ Béla gegen diese Angriffe, die sich ja wiederholen konnten, auf dem Visegráder Berge die später so berühmt gewordene Burg erbauen. Ihr ursprünglicher Zweck war, den auf der Margaretheninsel befindlichen Witwen, Waisen und Nonnen bei ferneren Einfällen der Mongolen ein Asyl zu bieten, und die Königin Maria opferte zu diesem Zwecke ihre Schmucksachen und Kostbarkeiten. Im Jahre 1259 schenkte König Béla die Burg, sammt dem Piliser Wald und dem gleichnamigen Comitat, seiner Gemalin. Wahrscheinlich zu dieser Zeit, gewiß aber im Laufe des XIII. Jahrhunderts, wurde am Donau-Ufer der sogenannte Salomonsthurm erbaut, der niemals, wie die Sage geht, dem König Salomon als Kerker gedient hat, sondern erst viel später seine jetzige volksthümliche Benennung erhielt.

Die Glanzzeit Visegráds fiel in die Regierung Karl Roberts. Dieser König weilte gern auf Burg Visegrád. Dreimal beging er dort seine Hochzeitsfeier (mit Maria, Beatrix und Elisabeth), und dort wurde ihm am 5. März 1326 sein Sohn Ludwig, der spätere große König, geboren. Visegrád wurde der Schauplatz von großartigen Festen, deren Widerhall durch das ganze Land ging. So manches gekrönte Haupt war hier zu Gaste: Casimir, König von Polen, der Sohn des Böhmerkönigs Johann, der spätere Kaiser Karl IV. und Stephan, König von Bosnien. Sie wurden mit märchenhaftem Prunk und Glanz empfangen und der Ruf dieser Feste ging sogar weit über die Grenzen des Landes hinaus. In Visegrád ereignete sich jedoch auch die schreckliche Tragödie der Klara Zách. Das herrliche Mädchen, eine der Palastdamen, ward das Opfer Casimirs von Polen, jüngeren Bruders der Königin. Der Vater des unglücklichen Mädchens, Felician Zách, früher Palatin des Matthäus Csák, drang — in dem Wahne, die Königin wäre an der abscheulichen That betheiligt, — mit gezücktem Schwert in das in der untern Burg gelegene königliche Schloß, wo er den König mit seiner Familie bei Tische traf (18. April 1330). In blinder Wuth warf er sich auf die Königin und hieb ihr von der rechten Hand, die sie zur Abwehr erhoben, vier Finger ab; dann stürzte er sich auf die königlichen Kinder, konnte aber nur die beiden Erzieher verwunden, welche die Prinzen mit dem eigenen Körper deckten. Auf das Getöse eilte das Hofgesinde herbei und metzelte den Tobenden nieder. Dieser schrecklichen Blutthat folgte eine noch gräßlichere Rache. Im grausamen Sinn des römischen Rechts ließ man für die That des Vaters die unschuldigen Kinder eines schrecklichen Todes sterben, ja sogar „das ganze Geschlecht", wie es Johann Arany auf geschichtlicher Grundlage, aber in dichterischer Form so ergreifend besungen hat. Karl Robert blieb auch nach diesem traurigen Fall, der auf ihn einen düstern Schatten wirft, der Wohlthäter Visegráds und wurde als er 1342

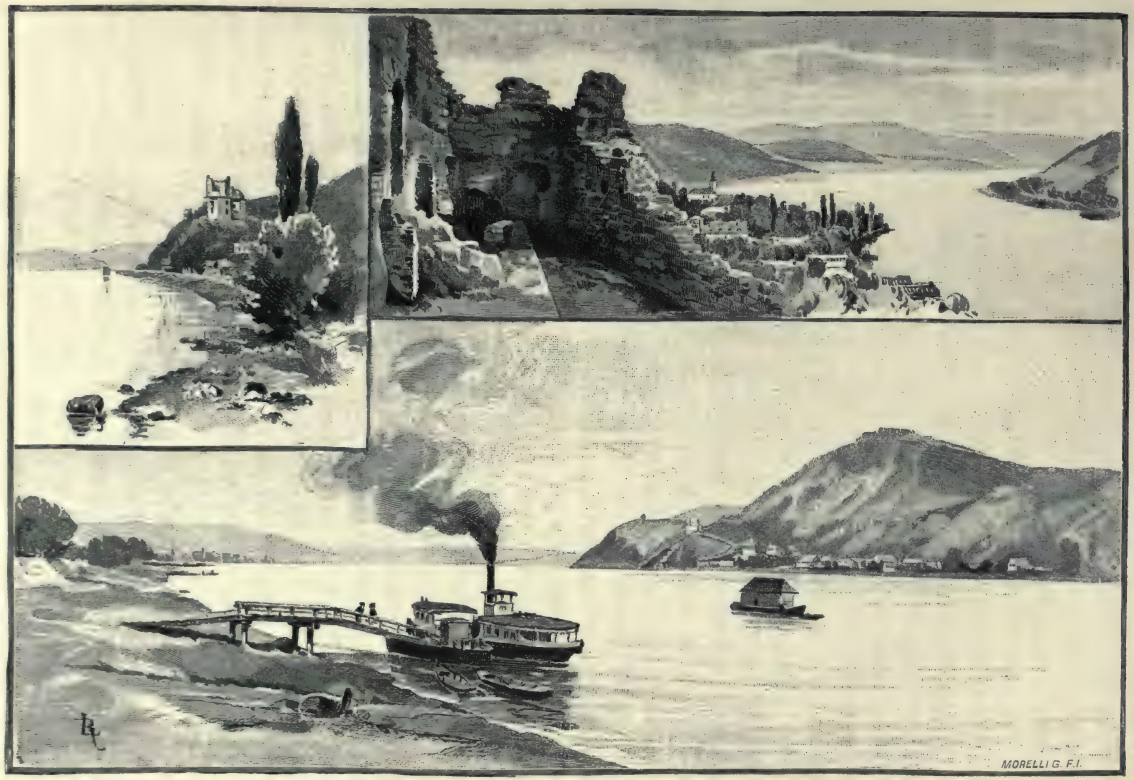
starb, von den Bewohnern wie ein Vater beweint. Auch unter Ludwig dem Großen verblich der Glanz der Burg nicht. Er machte zwar im Jahre 1350 Ofen zur Residenz, doch verbrachte er viel Zeit zu Visegrád, wo er nach seinen Feldzügen gern der Ruhe pflegte. Mit seinem Tode war auch die Glanzzeit Visegráds vorbei. Unter Sigismund ging der Ort so zurück, daß es im Jahre 1412 eines königlichen Erlasses bedurfte, um den Wiederaufbau der in Trümmern liegenden Häuser zu bewirken. Im Jahre 1440 ließ Königin Elisabeth von Visegrád durch die Hofdame Helena Kottanerin die ungarische Krone entwenden, die sie bei Kaiser Friedrich verpfändete und die dann erst nach dreiundzwanzig Jahren in das Vaterland zurückgelangte.

Unter König Matthias erwachte Burg Visegrád zu neuem Leben. Wieder wurde die ungarische Krone daselbst verwahrt, auch weilte dort der König oft und gern. Der königliche Palast zu Visegrád war wieder einmal eine europäische Berühmtheit. Nach der Beschreibung des Erzbischofs Nikolaus Oláh bestand die Stadt damals aus drei Theilen: der ungarischen Stadt, der deutschen Stadt und der Citadelle. Diese krönte den Gipfel des Berges, unter ihr dehnten sich der königliche Palast und die deutsche Stadt aus, die ungarische Stadt aber war eine entferntere Vorstadt. Der Palast erstreckte sich mit seinen Nebengebäuden vom Salomonsthurm bis zum jetzigen Forstamtsgebäude. Der Aufgang dazu von der Donau her führte in einen geräumigen Hof mit herrlichem Blumengarten, einem alabasternen Brunnenbecken und einer auf Marmorsäulen ruhenden Kuppel. Von hier führten Marmortreppen in den oberen Hof, der noch weit prächtiger war. Der Palast selbst stand dicht am Fuße des Burgberges und enthielt insgesammt 350 Gemächer, alle mit Gold und Schnitzereien von seltener Schönheit geschmückt, eine Pracht, wie sie zu jener Zeit sonst nirgends zu sehen war. Vom Palast gegen den Salomonsthurm hinab zogen sich hängende Gärten, Bäder und Fischteiche, denen sich außerhalb der Burgmauern Wildparke, Turnierplätze und Spaziergänge anschlossen. In der deutschen Stadt standen reihenweise die Paläste der vornehmen Familien (Drugeth, Rozgonyi); dort befand sich auch die zu Ehren der Jungfrau Maria im gothischen Stil erbaute Pfarrkirche. Die ungarische Stadt zog sich gegen das Thal des Lepenczbaches hin und hatte eine Sanct Georgskapelle, an deren Stelle später ein Franciscanerkloster erbaut wurde.

Nach dem Tode des Königs Matthias behielt zwar die Burg noch eine Zeit lang ihren alten Glanz, als aber nach der Katastrophe von Mohács die Türken bis Visegrád vordrangen, begann sie zu sinken. Von ihrer Besatzung treulos im Stiche gelassen, wurde sie durch die von Maria Nostra hieher übersiedelten Paulinermönche gegen Solimans Scharen vertheidigt. Doch nützte dieser Widerstand nicht viel; im Jahre 1544 nahmen die Türken die Burg, in der fortan zu öfterenmalen türkische und christliche Besatzungen wechselten. Das letztemal gerieth sie 1683 in Türkenhände, aus denen sie am 18. Juli 1684

Der Salomonsthurm.

Burgruine Visegrád.



Visegrád vom linken Donau-Ufer gesehen.

durch den Oberfeldherrn Karl von Lothringen befreit wurde. Damit schloß die geschichtliche Rolle der Burg. Nicht die zerstörende Hand der Türken hat die berühmte Königsburg in Trümmer gelegt, sondern es geschah dies, damit sie den Rákóczy'schen Scharen nicht als Stützpunkt dienen könne.

Nach der Vertreibung der Türken war Visegrád nur noch eine Ruine. Zwischen den verlassenen Mauern ließen sich im ersten Decennium des XVIII. Jahrhunderts Deutsche nieder, die den Grund zur jetzigen Ortschaft Visegrád legten. Um diese Zeit war die Herrschaft Visegrád Gegenstand eines zähen Prozesses. Sie war im Jahre 1659 als Donation an die Grafen Zichy gelangt; der königliche Fiskal jedoch strengte auf Grund des Besitzrechtes der Krone einen Prozeß gegen die Familie an und über hundert Jahre wurde um das Eigenthumsrecht der Domäne gestritten. Erst 1767 gelangte die Krone wieder endgiltig in den Besitz von Visegrád, für die Erhaltung der Burgruine geschah jedoch auch nachher nichts. Nochmals hundert Jahre mußten vergehen, bis auf die Anregung durch den Visegráder Pfarrer Joseph Viktorin die Gesetzgebung die theilweise Restaurirung der Ruine und ihren Schutz gegen völligen Untergang beschloß. Den Bemühungen des eifrigen Pfarrers ist es zu danken, daß ein großer Theil des Burgberges von Visegrád gegenwärtig parkirt ist, daß vorzügliche Wege zur Citadelle hinanführen und zum Andenken der Klara Zách auch ein würdiges Kreuz errichtet wurde; sein Verdienst ist es, daß die Trümmerstätte der Citadelle gereinigt, das Innere der Burg zugänglich gemacht und der Salomonsthurm in der Form, in der er jetzt aufrecht steht, völlig neu erbaut ist. Die aus Landesmitteln vorgenommenen Arbeiten lenkten die Aufmerksamkeit des Publikums auf die reizend gelegene Ortschaft und es erkannte alsbald, daß sich ihm hier eine der angenehmsten Sommerfrischen bot. So entstand am Fuße des Burgberges jene Reihe eleganter Landhäuser, welche die natürliche Schönheit des Ortes noch besonders hebt. Auch die wackere Bevölkerung gab sich alle Mühe, Ordnung und Reinlichkeit in ihrer Ortschaft herzustellen, und heute muß man gestehen, daß eine schmuckere und besser geordnete Gemeinde in der ganzen Umgebung der Hauptstadt nicht zu finden ist. Und dann kam auch die Zeit, daß Visegrád wieder einen königlichen Gast in seinen Mauern begrüßen durfte. Seine Majestät Franz Joseph I. hat kürzlich Visegrád durch seinen Besuch ausgezeichnet und in den wildreichen Wäldern der Gegend gejagt, nicht ohne sich auch an der entzückenden Aussicht vom „Predigerstuhl" zu erfreuen. —

Eine kurze Strecke oberhalb Visegráds überschreitet man die Grenze des Pester und betritt den Boden des Graner Comitats. Die erste Ortschaft am Wege ist Dömös; es ist zugleich die erste Gemeinde rein magyarischer Zunge oberhalb der Hauptstadt. Man steht hier auf geschichtlichem Boden, denn Dömös war ein Lieblingsaufenthalt König Bélas I. Er hatte hier ein Schloß, das nach der Überlieferung im Jahre 1063 einstürzte und ihn

unter seinen Trümmern begrub. Das Königsschloß stand wahrscheinlich auf dem Berge, den das Volk jetzt Árpád-vár (Árpádsburg) oder Pádvár nennt. Auf dem Gipfel sind noch heute Spuren von Mauerwerk zu sehen. Vor längerer Zeit wurden hier Waffen aus der Erde zu Tage gefördert. Dömös behielt seine Wichtigkeit auch später. Hier fand im Jahre 1115 Herzog Álmos Zuflucht in der Propstei, die er 1107 gegründet hatte. Diese Propstei gehörte lange Zeit zu den bedeutendsten, sie hatte 12 Domherren und viele Besitzungen. Nach dem Tatareneinfall ging sie wohl zu Grunde, wurde jedoch später wieder aufgebaut und erfreute sich der beständigen Gunst der ungarischen Könige. Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts wurde sie mit dem Neutraer Bisthum vereinigt und seitdem ist die Propstei von Dömös nur noch als Titel erhalten. Ihre Ruinen bezeugen noch jetzt die einstige Größe.

Südlich von Dömös erblickt man, der Donau parallel hinziehend, den Grat des Dobogókö, der mit gewaltigen Felsenwänden („Szerkövek") plötzlich gegen das Mühlthal (Malomvölgy) bei Dömös abfällt. Das Bild, das man von der Höhe dieses Berges genießt, ist entzückend schön. Tief unter den Füßen des Beschauers schlängelt sich das breite Thal der königlichen Donau dahin; weiter im Westen öffnet sich das kleine Alföld, gegen Ost und Südost die unendliche Ebene des großen Alföld. Im Südwesten schließt den Umblick die gewaltige Masse des Pilis. Dieser senkt sich gegen Osten und Westen mit sehr steilen, dicht bewaldeten Abhängen zu Thale, während an seinen südlichen Flanken zerrissene Felsgruppen übereinander gethürmt starren. Seine Ersteigung ist am interessantesten, aber auch am schwierigsten über die schmale Felsschneide, die sich von Pilis-Szántó her zum Gipfel hinanzieht. Durch den Wald geht ein bequemerer Weg, und wo dieser auf die Felsschneide hinausgelangt, öffnet sich die schönste Aussicht. Der Pilis erregt durch seine Kalkbildungen auch die Aufmerksamkeit des Naturforschers. Der gewaltige Felsbogen des Vaskapu (eisernen Thores), die Höhlenöffnungen an der Südseite, im Norden die orgelpfeifenähnlichen Säulen des Feketekö (schwarzen Steines), dann das Szurdok-Thal bei Pilis-Szent-Kereszt sind auch landschaftlich bemerkenswerth. Vor Jahrhunderten standen in dieser Gegend große Klöster und starke Burgen; jetzt führen hier nur ein paar arme Gemeinden den harten Kampf um das tägliche Brod.

Am Pilis machte König Béla III. im Jahre 1184 den Cistercienserorden ansässig und bedachte die nach der heiligen Jungfrau Maria benannte Piliser Abtei mit reichen Gütern. Und eine Abtei geringen Ranges konnte sie nicht sein, denn auch die folgenden Könige bekleideten sie mit zahlreichen Privilegien und Andreas II. ließ hier seine Gemalin Gertrud beisetzen, die unter den Dolchen der Verschworenen gefallen war. Der Tatarenzug verheerte auch die Piliser Abtei, aber im Jahre 1253 stand sie wieder hoch und war noch reicher dotirt als vorher. Die Türken zerstörten sie 1526 abermals. Seitdem ist von ihr nichts mehr übrig als ein Titel, den jetzt der Abt von Zircz führt.

Im Waldgebirge ließ sich auch der Einsiedlerorden der Paulaner nieder. Das nach dem heiligen Geiste („Szent lélek“) benannte Kapitelhaus dieses ungarischen Ordens entstand, so heißt es, in dem nahe bei Dömös gelegenen Benedek-völgy (Benedictsthal) schon in den letzten Jahren Bélas IV. Geringe Trümmer desselben sind noch jetzt nördlich von Huta-Szent-Lélek zu sehen. Etwas später entstand das Paulanerkloster bei dem Visegráder Kékesberg. Jetzt ist vom Orden, wie von seinen einstigen Häusern nur noch die Erinnerung vorhanden.

Der Geist der Neuzeit hat diese Gegend ihres früheren Charakters entkleidet. Alle geschichtlichen und culturellen Factoren der Pilisgegend sind hinabgezogen an die Ufer der Donau und haben dahin gewirkt, daß die Gegend des einstigen Pesterberges (Blocksberg) und des Rákosfeldes zum Mittelpunkt des ungarischen Reiches, zum Sitz der ungarischen Krone, zum Brennpunkt der nationalen Cultur und der nationalen Bestrebungen werde. Dömös, Visegrád, der Pilis und der Köhegy sind die Vertreter der Vergangenheit, sie spielten ihre Rolle in der ungarischen Geschichte, als die Kriegsstürme das Land durchtobten. Seitdem die Friedenspalme herrscht und an die Stelle der gepanzerten Ritter die Streiter des Friedens getreten sind, nährt sich jeder Zweig der nationalen Cultur aus dem Herzen der Haupt- und Residenzstadt Budapest. Ihr gehört die Gegenwart, ihr die Zukunft!

Der Salomonsthurm zu Visegrád von der Bergwand gesehen.

Ansicht von Fiume.

Fiume und sein Bezirk.

Wer aus Ungarn über Kroatien nach der Adria reist, erblickt jenseits der Station Lics der ungarischen Staatseisenbahn in einer Höhe von beinahe 800 Metern zum ersten Male den blauen Meerbusen des Quarnero und an dessen Gestade erscheint ihm tief unten für einen Augenblick die Hafenstadt Fiume. Die ganze Gebirgsgegend, deren so mannigfaltige Landschaftsbilder er vorher stundenlang von der vielgeschlängelten Bahnlinie aus genossen, ist das kroatische Küstenland (primorje) und bildet den geographischen Hintergrund Fiumes.

Der Eisenbahnbau vollbrachte eines seiner Meisterstücke, als er im Jahre 1868 einen alten Wunsch Ungarns erfüllte, seine Schienen nach Durchbrechung der zahlreichen Bergketten dieser Höhenwelt bis ans Meer hinabführte und dadurch Fiume mit dem Mutterlande verknüpfte. Der hohe, mit dem Grat der beiden Kapela und des Velebit gekrönte Gebirgsgürtel, dessen Nordabhänge ein Urwald von Laub- und Nadelholz bedeckt, während die südlichen von den einödigen Karstfelsen des Küstengebiets starren, ist eigentlich eine Wasserscheide zwischen der unmittelbar da unten blauenden Adria und dem entfernten Schwarzen Meere. Einerseits fallen die seichten, hin- und wiederschlüpfenden Bäche und der Fluß Recina (Fiumara) schon nach sehr kurzem Laufe in die Adria, wogegen drüben reichströmende Flüsse, wie die Kulpa und Unna, der Save zueilen,

um mit ihr vereint die klaren Gewässer der Donau zuzuführen. Es ist dies eine der seltsamsten geographischen Bildungen.

Die Bahnlinie erreicht ihre höchste Steigung mit dem Sleme-Tunnel in einer Höhe von 836 Meter; jenseits bei der Hochfläche von Lics beginnt schon die eigenthümliche Welt des kroatischen Karst. Dieser gehört bereits gewissermaßen zu den Umgebungen Fiumes, von dessen Bewohnern viele ihren Sommer unter dem kühleren Himmel des hochgelegenen Fusine verbringen. Hier lernt man das Gebirge näher kennen.

Als küstenländischen Karst (kroatischen oder liburnischen Karst) bezeichnet man mit einem Sammelnamen jenes Übergangsgebirge, das die Gebirgssysteme der julischen und dinarischen Alpen verbindet und, indem es sich mit seinen stufen- und terrassenförmigen Reihen oberhalb Fiumes entlangzieht, den ganzen Quarnero als ein riesiger Kranz umfaßt. Vom Meere gesehen, bietet die aschgraue, öde, hochplateauartige Gebirgsbildung, aus der sich hie und da waldbedeckte Kuppen emporheben, ein großartiges Bild. Der höchste Berg darin ist der zweigipflige Risnjak (1528 Meter), der hinter Fiume aus dem Gebirge emporstarrt und, vom Meere aus gesehen, das herrliche Landschaftsbild krönt.

Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Karst sind die unwallten Hochflächen, die Höhlen, die unterirdisch umherschleichenden, da und dort emporquellenden und wieder verschwindenden Bäche; dann die durcheinander stehenden, bizarren Steinklötze, leblosen Steinfelder, Mulden, Höhlungen, größeren und kleineren Vertiefungen und Senkungen (Dolinen), die durch Einsturz von unterirdischen Höhlen entstanden sind und auf ihrer Sohle einen geringen Pflanzenwuchs bergen.

Ein häufig erwähnter Schrecken der Karstgegend ist der Bora-Wind, der nach italienischem Sprichwort hier auf den kroatischen Hochebenen „geboren wird“ (à Fiume la nasce) und mit kaltem, eisigen Hauch hinabfährt über den wärmeren Meerbusen hin und die Küsten Dalmatiens entlang. Die heftigen Stöße seines Ansturmes zwingen selbst die Bäume zu krummem Wuchse. Zuweilen wüthet er mit solcher Gewalt, daß er selbst kleinere Felsbrocken vor sich her rollt und Mensch und Thier niederwirft. Die Eisenbahn muß sich gegen ihn durch sogenannte „Borawände“ schützen, denn es ist schon vorgekommen, zuletzt im Jahre 1889 bei Station Meja, daß er etliche Waggons des Bahnzuges von den Schienen herunterwirbelte.

Das Ineinanderspielen der kalten Bora und der wärmeren Seeluft ist der Hauptgrund, warum die terrassenförmigen Bergzüge des Küstenlandes hinsichtlich der Vegetation sich in drei Gürtel scheiden.

Der obere, hohe Gürtel umfaßt die Hochebene und deren Bergketten. Er ist mit Nadel- und Laubwäldern bedeckt und hat alpinen Charakter. Der Schnee bleibt hier oft bis zum April liegen. Der mittlere Gürtel besteht aus den seewärts gewendeten öden

Eisenbrücke und Tunnel bei Fiume.

Bergflanken, wo der Kreidekalk herrscht, wie in dem oberen der Triaskalk. Dieser Gürtel steht unter der Einwirkung der Bora, ist daher kahl und unwirthlich, die reine Karstgegend. Zwischen den regellosen Felsmassen fristet sich büschelweise etwas gelbliches Gras und halbverdorrtes Unkraut. Die herrschenden Grasarten sind das Stein-Pfefferkraut (satureja variegata), die Schweinsklette (xanthium

spinosum) und der Wiesensalbei (salvia pratensis). Das Strauchwerk besteht zumeist aus Büschen von Wachholder (juniperus oxycedrus) und Steinbeeren (rubus spinosa). Die ehemaligen Wälder wurden angeblich durch den Schiffsbau ausgerottet. Die Quellen sind versiegt. Die Temperatur wechselt rasch. Das Gestein erhitzt sich an der Sonne oft bis zu 50 Grad Celsius und ist ein Lieblingsaufenthalt der Vipern. Der Ackerbau ist sehr gering und beschränkt sich blos auf das geschützte Innere der Dolinas, wo aber der verfügbare Boden auch nur aus magerem rothen Thon (terra rossa) besteht.

Der letzte, untere Gürtel endlich folgt dem Meeresufer und steigt an borafreien Stellen bis in eine Höhe von 30 bis 50 Meter empor. Dies ist schon das mildere Klima Fiumes mit reichen Rebengärten und Campagnen (kleinen Landgütern), die von dichten Baumgruppen, auch von Kastanien-, Feigen-, Lorbeer-, Öl-, ja nicht selten von Granatbäumen umgeben sind. Der Boden besteht hier aus heruntergespülter Erde, die sich auf einer Grundlage von Muschelkalk aufgehäuft hat.

Von der Station Plasse an senkt sich die Bahnlinie steil und rasch die öden Karstabhänge hinab nach Fiume. Alsbald sieht man sich von südlichem Pflanzenwuchs umgeben, was namentlich im Frühjahr die größte Überraschung des Reisenden erregt. Links entfaltet sich ein grünlichblaues Meer mit bronzerothen und gelblichen Inseln, deren nächste die Insel Veglia und die pyramidenförmige Klippe San Marco sind. Dann wieder öffnet sich der fjordartige Busen von Buccari als anmuthiger Gegensatz zu den schroffen Karstwänden, in die er eingezwängt ist. Über ihn hinaus erscheint die Ruine von Hreljin (Piket), noch weiter auf einen Augenblick das alte Kastell der Frangipani bei Porto-Ré, das kroatisch-italienische Städtchen Buccari (Bakar) und hernach das hübsche Draga-Thal, wo zahlreiche Einwohner Fiumes ihre Campagnen und in elegantem italienischen Stil gehaltenen Landhäuser haben. Das ist wie eine smaragdgrüne blumenbunte Oase im Karst. Der Dampfwagen läuft an der Braue dieses Thales hin; auf einen Augenblick taucht die Bucht von Martinschizza auf, daneben die staatliche Quarantäne-Anstalt (lazaretto) von Fiume, und bereits schwenkt der Zug oberhalb des kroatischen Susak, das unmittelbar bei Fiume liegt, zum Meere ab, wo das Auge plötzlich die Paläste, Kuppeln und Thürme Fiumes vor sich liegen sieht. Da schimmert sie vor uns, „die schönste Perle der ungarischen Krone".

Dicht unterhalb Fiume, rechterhand öffnet sich für einen Moment eine gewaltige Felsschlucht, das Thal der sogenannten Fiumara, welche dort die Karstterrasse durchbricht und in zwei Arme getheilt dem Meere zueilt. In dem geräuschloseren Arme, dem Fiumara-Kanal, pflegen beiderseits Küstenschiffe anzulegen. Über sich sieht man die alte Burgruine von Tersatto (Trsat) mit ihrem steinernen Zinnenkranz. Noch ein letzter Tunnel, der schon unter den Häusern Fiumes hindurchgeführt ist, verschlingt das Bild und dann

Der Finmara-Kanal.

fährt man am Meeresstrand dahin. Die Fahrt ist zu Ende und auf der blauen Fluth wiegen sich Kauffahrer, die ihre Fracht aufnehmen. Überall Gewühl, Arbeit. In der Luft das scharfe Aroma des Meeres und ein leichter Theergeruch, vorwärts in schimmernder Sauberkeit die prächtig angelegte Hafenstadt.

Unter der Bezeichnung: „Die Stadt Fiume und ihr Bezirk" ist seit der legislatorischen Neuordnung von 1868 jenes kleine geographische Gebiet zu verstehen, das in der südwestlichen Ecke des kroatischen Comitates Modrus-Fiume zwischen dem Flüßchen Fiumara und der istrischen Grenze eingekeilt liegt und von der seewärts absteigenden Karstterrasse einen Flächenraum von 19·75 Quadrat-Kilometer einnimmt. Das enge Gebiet ist graues Steingelände und erstreckt sich nur ganz wenig über die erste Bergreihe hinaus. Sein unterer Rand, wo zahlreiche als Brunnen verwendete Quellen entspringen, ist von den stattlichen, meist in einer Art italienischen Stils gehaltenen Palastreihen Fiumes nebst den anstoßenden großartigen Hafenanbauten, Magazinen und großen industriellen Anlagen bedeckt. Die Küstenlinie ist 4·5 Kilometer lang und erstreckt sich von der alten Mündung der Fiumara etwas über die chemische Fabrik hinaus, in westlicher Richtung bis zum kühlen Wäldchen von Cantrida, wo auf der nach Volosca führenden Straße der Grenzstein steht mit der Inschrift: „Limites Regni Hungariae." Der größte Theil der Küste ist mit festen Hafenanlagen, Quais, Molos, öffentlichen Lagerhäusern und Ladeplätzen der Eisenbahn verbaut.

Dieses kleine Gebiet, obgleich geographisch abgesondert, ist staatsrechtlich ein mit dem Mutterlande enge verbundener Körper („Separatum Sacrae Regni Coronae adnexum corpus"), der administrativ unter der Aufsicht und Leitung eines durch Seine Majestät den König ernannten ungarischen Staatswürdenträgers, des „königlichen Gouverneurs von Fiume und dem ungarisch-kroatischen Küstenlande" steht, während die locale Selbstverwaltung durch die Gerichtsbarkeit der königlichen Freistadt Fiume, dieses alte und selbständige Munizipium, versehen wird. Die Amtssprache des Munizipiums ist die italienische, die der staatlichen Behörden aber die ungarische und italienische.

Die Einwohnerzahl der Stadt Fiume und der zugehörigen drei kleinen Berggemeinden Plasse, Cosala und Drenova hat sich, seitdem die ungarische Regierung im Jahre 1872 den Hafenbau in großartigen Verhältnissen fortzuführen begann, gewaltig gehoben. Nach den Daten der amtlichen Volkszählungen betrug die Zahl der Civilbevölkerung:

1850	10.568,
1869	17.888,
Ende 1880	20.981,
„ 1890	29.494 Köpfe.

In den letzten zehn Jahren, welche die Epoche einer umfassenden Bauthätigkeit und eines allgemeinen Aufschwunges waren, hat sich die Bevölkerung Fiumes nahezu um ein Drittel vermehrt, was anderseits den ungemein raschen Ausbau und die entsprechende Belebtheit der schönen Hafenstadt nach sich zog. Zu dieser Zeit wurde auch das benachbarte istrische Abbazia als klimatischer Curort eingerichtet, dem die Nähe Fiumes großen Vortheil brachte, der aber auch wieder auf die Lebensverhältnisse in Fiume von günstigem Einfluß war.

Der Religion nach ist die Bevölkerung Fiumes größtentheils (96·6 Procent) römisch-katholisch. Die Verhältnißzahl der israelitischen Bevölkerung ist 1·7 Procent, die der übrigen Glaubensbekenntnisse noch geringer.

Der Muttersprache nach trägt die Stadt entschieden italienischen Charakter. Italienisch ist die Sprache der geschichtlichen Entwicklung, der localen Verwaltung, zum Theil der Staatsbehörden, dann des Handels, der Bildung und zumeist auch des niederen Volkes, obgleich das italienische Element in der Stadt nur eine relative Mehrheit bildet. Die Volkszählungsdaten des Jahres 1890 zeigen folgende Verhältnisse: Italiener 13.318 (in welcher Zahl auch 200 bis 300 Ausländer mit englischer, französischer, griechischer u. s. w. Muttersprache enthalten sind); Kroaten 10.770; Wendisch-Slovenen 2.780; Deutsche 1.495; Magyaren 1.062 u. s. w.

Die magyarisch sprechende Bevölkerung gehört zumeist den Kreisen der öffentlichen Ämter, sowie der größeren Handels- und Industrie-Unternehmungen an; ihre Anzahl wächst von Jahr zu Jahr. Die ansässig werdenden Magyaren, wie überhaupt die Eingewanderten eignen sich die herrschende italienische Sprache rasch an. Die Sprache des wendisch-slovenischen Volkes ist dem istrischen Dialect verwandt, der seinen slavischen Grundcharakter reichlich mit den Sprachformen des Italienischen vermengt hat und hier einen eigenthümlichen Misch-Dialect bildet.

Die italienische Sprache Fiumes ist übrigens der im oberen Veneto gesprochenen nahe verwandt, was die Überlieferung bestärkt, daß die mittelalterliche Bevölkerung Fiumes im Wege des Handels aus der damals so glanzvollen Republik Venedig an die Gestade des Quarnero verpflanzt worden sei. Auch die Bauart und die Volksbräuche deuten darauf. Die Fiumaner Volkssprache hat die auffallende Eigenthümlichkeit, daß sie das Fürwort il wie el und die Mitlauter s und z weich ausspricht. Zum Beispiel: la casa = la kascha, il soldato = el scholdato. Die ursprüngliche italienische Bevölkerung hat sich im Laufe der Zeit vielfach, besonders mit den kroatischen Familien vermischt und die Familiennamen sogar zeigen längst nicht mehr den wahren Ursprung der Geschlechter. Neben den italienischen Familiennamen der einstigen Patrizier (Ciotta, Scarpa, Catinelli, Celebrini, Catti, Benzoni) kommen die kroatischen Namen von italienischen Familien am

zahlreichsten vor (Adamich, Gelletich, Francovich, Barcich, Minach, Giacich). Einigermaßen kann man sich nach der Schreibweise auskennen, da die italienischen Familien das Schluß-„tsch" ihres Namens als ch, die kroatischen Familien aber als č schreiben. Übrigens bringt es die Natur einer Hafenstadt mit sich, daß man unter den Familiennamen sehr häufig auch auf solche von englischem, französischem, spanischem, deutschem und magyarischem Ursprung stößt.

Das äußere Bild der Stadt, sowie das rastlose, vielbewegte Treiben auf den reinlichen, hauptstädtisch dreinschauenden Straßen und Plätzen, den Hafen nicht zu vergessen, ist überaus interessant und anziehend, besonders für den, der aus dem Mutterlande kommt und hier lauter Neues und Eigenartiges erblickt.

Die Altstadt zeigt in jeder Faser italienisches Gepräge, ihr östlicher Kern wird durch die Via del Corso, die schönste und breiteste Straße Fiumes, mitten durchschnitten. Ihre Gebäude stammen meist aus früherer Zeit und nur ab und zu ragt aus den Reihen derselben ein neuerer, palastartiger Bau empor, zum Beispiel das Gebäude der königlich-ungarischen Staatsbehörden. Die mit großen Karststeinen und glattem Cementpflaster belegte Straße bildet die abendliche Lieblingspromenade der Bevölkerung. Arm und Reich strömt nach den drückend heißen Sommertagen hierher, um die kühlen Abendstunden guter Dinge bei allerlei Zerstreuungen und in lebhaftem Gespräch zu verbringen, oft bis nach Mitternacht, wie ja in den Städten des Südens seit jeher Brauch. Auch die ausgelassene Lustbarkeit des Carnevals pflegt hier vorüberzubrausen mit vielem Wagenfahren und Confettiwerfen. Wer die interessante Bevölkerung Fiumes beisammen sehen will, gehe in den Abendstunden auf den Corso. Die Einwohner der italienischen Städte schließen sich nicht so von einander ab, wie dies im Norden der Fall. Auf dem Corso lustwandeln sie alle nebeneinander, ohne sich gegenseitig zu stören. Das wohlgesittete Volk der niederen Schichte unterhält sich neben den Vornehmen; Seite an Seite mit dem Sprößling des alten Patrizierhauses schwatzt der flinkzüngige „Facchino" (Lastträger) fröhlich auf die Weiber seines Schlages los, und neben der eleganten Dame zeigt sich unbefangen die barhäuptige hübsche sartorella, wie hier die arbeitsamen, braven Töchter des Volkes bezeichnet werden. Oft mischen sich Officiere und Matrosen von den Schiffen fremder Nationen in das heitere Gewühl, das sie noch bunter machen, und das horchende Ohr erhascht um sich her gleichzeitig Complimente und Scherzworte in 8 bis 10 Sprachen. Gegen Abend spielt auf dem Corso oder der nahen Piazza Adamich Militärmusik oder die städtische Musikkapelle (banda cittadina), letztere nicht selten unter geräuschvollem Aufmarsch mit farbigen Lampions.

Der Corso, auf dem jetzt allabendlich das ganze gute Publikum Fiumes sich ergeht, war einst der Mauerzug der alten Festung, der erst seit 1780 Raum gewährte für die

Neubauten am Meeresstrande. Ein Überbleibsel dieser Befestigungen ist die Torre della città, ungefähr in der Mitte der schönen Straße, und in diesem Stadtthurm hat sich auch das massiv gewölbte Hauptthor der Stadt bis auf die Neuzeit erhalten.

Der Thurm ist 36 Meter hoch und trug an seinem Helm bis 1890 das Wappen der Stadt Fiume. Es ist dasselbe Wappenschild, das auch zwischen dem dritten und

Torre della città (Stadtthurm).

vierten Felde des ungarischen Reichswappens erscheint: ein nach links gewendeter schwarzer Doppeladler in rothem Felde, darüber eine Herzogskrone mit Bändern. Der Adler steht auf einem Felsen und tritt mit dem linken Fuße auf eine umgestürzte Urne, aus der sich Wasser ergießt. Der Wappenspruch steht unten auf einem Bande: „Indeficienter“ und das Ganze wird von den beiden Schutzheiligen Fiumes gehalten. Der Fels und das

wasserspendende Gefäß sind die Sinnbilder des Karst und der Fiumara; Adler und Krone sind den Symbolen des Hauses Habsburg entnommen und das ganze Wappen hat Fiume im Jahre 1659 von Leopold I. empfangen, nachdem es sich schon seit Kaiser Maximilian des Beinamens „fidelissima“ rühmen konnte. Die beiden Schutzheiligen hat Seine Majestät Franz Joseph I. dem Wappen beigefügt. Der Thurm ist unlängst restaurirt worden.

Unter der astronomischen Uhr sieht man an dem alten Thurme zahlreiche Steintafeln mit Inschriften, die von bedeutsamen Momenten der Stadtgeschichte berichten. An der Stirnseite fallen die alten Reliefbildnisse Leopolds I. und Karls III. (Kaiser Karls VI.) auf, mit lateinischen Inschriften, die eine von 1654, die andere von 1728. Auch unter dem Thorgewölbe ist eine ganze Reihe von Gedenktafeln zu sehen. Auf einer derselben haben Rath und Volk von Fiume (S. P. Qu. F.) das Andenken des großen Erdbebens von 1750 verewigt, auf einer anderen, von 1790, die Verdienste des Grafen Johann Peter Szapáry, dritten ungarischen Gouverneurs von Fiume, den die Inschrift unter Anderem als „patronus liberalissimus“ bezeichnet. Unter den Inschriften aus neuerer Zeit findet sich die Gedenktafel der „Ungarischen Ärzte und Naturforscher“ aus dem Jahre 1869 mit lateinischem Text. Das größte geschichtliche Interesse hat jedoch eine Tafel, welche die Stelle bezeichnet, von wo die Stadt Fiume ihre Handvoll Erde als Beitrag zu dem Krönungshügel Seiner Majestät des Königs Franz Joseph I., daher als Sinnbild ihrer Zugehörigkeit zu Ungarn und ihrer Huldigung, entnommen und eingesendet hat. Die Inschrift lautet folgendermaßen:

Qui il giorno 10 Maggio
1867
secondo di Cesare Vicario
Edvardo Cseh de Szent Katolna
un pugno di terra
si estraeva
a formarsi il colle della incoronazione
su cui
Francesco Giuseppe I.
di serbare integri i diretti d'Ungheria
a di 8 seguente Giugno
in Budapest
solennemente
permetteva.

(Von hier wurde am 10. Mai 1867 auf Anordnung des kaiserlichen Statthalters Eduard Cseh von Szent Katolna eine Handvoll Erde entnommen, um den Krönungshügel

Hof des Munizipiums; das Castello; das römische Thor.

zu bilden, auf welchem Franz Joseph I. die Rechte Ungarns unversehrt zu wahren am 8. des folgenden Juni in Budapest feierlich gelobt hat.)

Durchschreitet man den Thurm, so gelangt man in den ältesten Stadttheil Fiumes, die sogenannte Gomila, den einzigen, der sich von den vier ursprünglichen Stadttheilen (Gomila, Sloghin, San Vito und L'Orologgio) nicht nur dem Namen nach, sondern auch in seinem alten Charakter erhalten hat. Die Gomila, d. h. Altstadt besteht aus zwei langen, jedoch kaum drei Meter breiten Gassen und etlichen sehr engen Quergäßchen, worin das Volksgetümmel nicht minder lebhaft ist als in den alten engen Gassen Venedigs. Auch der entsetzliche Geruch ist hier und dort der nämliche, ein seltsames Gemengsel von Düften, in dem sich die Wohlgerüche der Blumen und Orangen mit den eklen Ausdünstungen von muffigem Käse, gebratenen Seefischen, Mollusken und allerlei Sorten von Öl mischen.

Die Gomila ist ein hier vergessenes Stück alter Levante, außer ihrem Mißduft noch erfüllt von ohrenbetäubendem Lärm, dem lauten Rufen der Kinder, welche Citronen, Gefrornes und Zucker feilbieten, dem schauderhaften Gehämmer der Böttcher, Schlosser und Kupferschmiede, dem keifenden Geplapper halbnackter Weiber, dem vielstimmigen kleinen Gezänk und Gebelfer in den Häusern, selbstverständlich auch glitschrig von den Obstabfällen, die das Pflaster bedecken, und oben förmlich bewimpelt mit alter Wäsche, die aus allen den engen Fenstern zum Trocknen heraushängt.

Dennoch versäumt es kein Fremder, die Gomila zu besuchen, denn nur hier sieht man das südländische Volksleben in seiner ganzen Lebhaftigkeit, die urwüchsigen Menschentypen, den volksthümlichen Handel und Wandel und jenes Kleingewerbe, dessen Erzeugnisse, insbesondere der für das Volk bestimmte Gold- und Silberschmuck, ungemein interessant sind. In den kleinen Schaufenstern ist der überlieferte Geschmack des slavischen und italienischen Volkes von Fiume und seiner Umgebung ausgestellt. Da sieht man die weit und breit wohlbekannten emaillirten Nadeln, Ohrgehänge und andere Schmucksachen mit den beturbanten Mohrenköpfen, die sich unter dem Namen „moretti" fast über ganz Europa verbreitet haben. Es ist dies ein eigener Fiumaner Industrieartikel, ein Überbleibsel der altvenetianischen Goldschmiedekunst; die hübschen billigen Dinger sind heute gangbarer als je zuvor. In einer kleinen Werkstätte der Gomila verfertigt eine Goldschmiedfamilie, Namens Gigante, diesen beliebten Schmuck in allerlei Zusammensetzungen massenhaft und mit außerordentlicher Geschicklichkeit.

Am Eingange der Gomila, dem alten Thore gegenüber steht in einem engen Durchgang der „arco romano" (porta romana), ein altes römisches Thor, das älteste Kunstdenkmal der Hafenstadt. Am Thorbogen sieht man Spuren von Schnitzwerk, und die gebräunten Steine sind ohne sichtbaren Kitt zusammengefügt; die beiden Thorpfeiler

sind in die Mauern der rechts und links anstoßenden Häuser eingebaut. Dieses Kunstdenkmal ist unzweifelhaft römischen Ursprungs, obgleich keine verläßlichen Daten die Annahme einiger Schriftsteller (Marbourg, Marsillii u. A.) unterstützen, daß dieser Bau das Siegesthor des römischen Kaisers Claudius II. gewesen sei, der, nachdem er im Jahre 269 n. Chr. die Ostgothen aus Istrien vertrieben, durch diese Pforte seinen Triumpheinzug gehalten habe. Wahrscheinlich ist nur, daß auch dieses Thor ein Bestandtheil jenes langen römischen Steinwalles (muro romano) gewesen, dessen Trümmer sich in geringer Entfernung oberhalb Fiumes etwa 35 Kilometer weit in nordwestlicher Richtung bis an die krainerische Grenze hinziehen und der, seiner Construction nach, ein gegen die Barbaren errichtetes Befestigungswerk gewesen sein mag.

Unweit dieses Thores, neben der kuppelgedeckten Domkirche, ist noch jetzt, obgleich verbaut und dadurch versteckt, die Citadelle (castello) der alten Festung Fiume vorhanden; sie hat einst als Rathhaus gedient. Eine aus dem Jahre 1691 stammende Inschrift über ihrem Thore berichtet über die Ausbesserung der Citadelle. Ihre kleine Glocke stammt, nach der Inschrift, die sie trägt, aus dem XIV. Jahrhundert; das Volk nennt sie noch jetzt „campana dei patrizii", weil sie nur bei dem Tode eines Mitglieds der alten Patrizierfamilien geläutet wird. Jetzt sind im Castello die königliche Staatsanwaltschaft und deren Gefängniß untergebracht. Seine oberen starken Wälle sind noch vorhanden und durch Denktafeln mit lateinischem Text aus den Jahren 1706 und 1708 bezeichnet.

Am westlichen Ende der Gomila steht das Haus des Munizipiums von Fiume, mit öffentlichen Ämtern und einer Sammlung von meist römischen Alterthümern, die in der Stadt und den Umgebungen gefunden wurden. Vor dem Gebäude, auf der Piazza Munizipale, steht ein Flaggenmast, von dem die roth-gelb-blaue Tricolore der Stadt weht; er ist ein aus Karststein gehauenes Denkmal der Republik Venedig und ihrer hiesigen kurzen Herrschaft. Der Stein stammt aus dem Jahre 1508 und war einst mit dem ausgehauenen Bilde des geflügelten Löwen geschmückt, unter welchem Venedig folgendes geduldige Distichon eingraben ließ:

Nomine sub nostro tutae requiescite gentes,
Arbitrii vestri quidquid habetis erit.

Die Verse sind noch jetzt vorhanden, der Staat Venedig jedoch ist schon seit hundert Jahren verschwunden und sein Wappen wurde nach der Rückerwerbung auf Geheiß der österreichischen Regierung weggemeißelt, nur das Bild Sanct Veits (San Vito), des Schutzheiligen von Fiume, ist darauf erhalten geblieben. Die Inschrift am unteren Theil der Säule erzählt das Schicksal des geschichtlichen Denkmals und dessen Wiederherstellung im Jahre 1765. Übrigens ist dieser Steinbrocken der einzige, der das Andenken der hier nur kurzlebigen Herrschaft Venedigs bewahrt hat.

Die Umgebung der Altstadt ist in ihrem oberen Theile die Umgebung der Kirche San Vito, wo das königlich ungarische Staatsgymnasium in den Räumlichkeiten des ehemaligen Jesuitenklosters sehr schön eingerichtet ist. Seine naturgeschichtliche Sammlung ist sehr beachtenswerth und gibt ein recht vollständiges Bild der Thierwelt des Quarnero. Nebenan erhebt sich die königlich ungarische Handelsakademie, eine vorzügliche praktische Schule, deren Zöglinge auch im Auslande leicht Verwendung finden.

Diese beiden Institute sind die ersten öffentlichen Civil-Unterrichtsanstalten Fiumes, die trotz der italienischen Unterrichtssprache der lernenden Jugend die Mittel bieten, sich auch die für ihren Lebensberuf nothwendige ungarische Sprache anzueignen. Außerdem besitzt Fiume noch eine ungarische staatliche Bürgerschule für Knaben und Mädchen. Die übrigen Anstalten für Volksunterricht werden durch die Stadt erhalten, und zwar in freigebiger Weise, bei guter Ausrüstung. Überhaupt ist die Bevölkerung der Hafenstadt vorzüglich mit öffentlichen Unterrichtsanstalten versorgt, in denen die Unterrichtssprache die italienische ist, dabei aber auch die ungarische Sprache gelehrt und der in der Geschichte oft bewährte patriotische Geist der Hafenstadt treulich gepflegt wird.

Ein überaus interessanter Theil der Altstadt ist ferner die Via della Fiumara, in welcher Straße das kroatische Gymnasium steht, ein gleichfalls vortrefflich eingerichtetes Institut von ganz kroatischem Charakter. Hier ist der Canale, das heißt die ehemalige Mündung des Fiumara-Flusses, welche abgesperrt und mit starken Quais eingefaßt jetzt als sicherer Ankerplatz für die Küstenschiffahrt dient.

Dieser mit einer dichten Allee beschattete und reichlich mit fließenden Quellbrunnen versehene Hafen bietet mit seinem Volksleben eine der originellsten Sehenswürdigkeiten Fiumes. Braune Istrianer, hagere Dalmatiner, bewegliche Italiener und sehr häufig auch griechisches Schiffervolk tummelt sich durcheinander, und ihre schwer befrachteten Segelfahrzeuge liegen in langer Reihe am sicheren Quai des Canale, wo sie einen ganz ansehnlichen Mastenwald bilden. Der Fischer von Chioggia in der wollenen Mütze legt seine behende Fischerbarke neben den mit Wein oder Ziegeln beladenen Traghetto des Dalmatiners in rother, gestickter Beretta, und sie halten gute Nachbarschaft. Das Marktvolk draußen am Ufer versorgt sie mit Lebensmitteln, Wein, Spiritus, Geschirr, Bundschuhen, Riemen, Kleidern und was sonst der Schiffer zu haben wünscht. Gegen Abend setzt sich die Bevölkerung der kleinen Schiffe auf dem Verdeck zusammen, kocht sich auf dem Herde sein bescheidenes Abendbrot und verzehrt es unter den Augen des am Quai lustwandelnden Publikums. Unzertrennlich vom Chiozzoten-Fischer ist der kleine gelbe, spitzohrige, ungemein kluge Hund, derselbe „Puli-Hund", den die ungarischen Schafhirten

ſo lieben und der das Schiff auf eigene Fauſt treulich hütet, wenn ſein Herr nach der Stadt gegangen iſt.

Dieſes mannigfaltige arme Schiffsvolk, ſo kräftig und trotzig es ausſieht, iſt doch ebenſo gutmüthig und anſpruchslos. Der Trunk iſt ihm fremd, und wenn es auch wohl ſeinen Gang nach irgend einer Oſteria der Altſtadt unternimmt, wo der „vino nostrano“

Das ſtädtiſche Theater in Fiume.

winkt, ſo betrinkt es ſich doch nicht und rauft nicht. Seine kleinen Fahrzeuge ſind meiſt nach den Namen von Heiligen benannt und faſt immer mit irgend einem Heiligenbild oder einer Reliquie verſehen; überdies hat der Schiffer ſelbſt um den Hals, unter dem Hemde, ein Bildchen der Madonna del Mare von Terſatto oder ſonſt ein Amulet hängen, das, wie er vertraut, ihn und ſein Schiff in jeder Meeresgefahr beſchützen wird. Und wahrlich, die meiſten bedürfen dieſes Glaubens gar ſehr, denn ſie müſſen oft mit ihren kleinen und morſchen Fahrzeugen aus der Adria bis in das weite Mittelmeer hinausſegeln.

Das Ende des Canale wird durch ein Frachtengeleiſe der ungariſchen Staatsbahn mittelſt einer meiſterhaft conſtruirten Drehbrücke überſchritten und das iſt ihr Übergang

zum Barosz-Landungsplatz und einem Ladeplatz, welcher Delta heißt. Es ist dies eine ausgedehnte dreieckige Sandfläche zwischen der alten und der neuen Mündung der Fiumara. Hier befindet sich das gewaltige Holzlager der Staatsbahn. Doch ist dies nicht mehr Stadt Fiume, sondern es gehört zur Gerichtsbarkeit der benachbarten kroatischen Gemeinde Susak.

An diesem Punkte steht auch das neue städtische Theater, 1884 durch den Wiener Architekten Fellner erbaut. Es ist ein auch im Äußeren eleganter Bau im modernen Barockstil mit einem Zuschauerraum von ganz großstädtischer Einrichtung. Meistens spielt darin eine italienische Truppe, nur ausnahmsweise auch eine ungarische oder deutsche. Dieses Gebäude ist eine der neueren Zierden Fiumes.

In der Nähe des Theaters liegt der schön parkirte und mit frischem Quellwasser versehene Ürményi-Platz in einem Rahmen von palastartigen Häusern. Aus dieser Häusergruppe führen drei gedeckte Waarenhallen (mercerie) zum Seeufer hinab. In diesen Mercerien bewegt sich das Marktleben, theilweise unter ungeheuerem Lärm. Die interessanteste der drei ist die Fischhalle (pescaria), deren durchdringende Gerüche weithin verkündigen, welche Waare hier verkauft wird.

Hat man in der Altstadt das niedere Volk Fiumes und am Canale das ganze Durcheinander des adriatischen Schiffervolkes gesehen, so findet man in den Mercerien das Bauern- und Fischervolk der ganzen Umgebung beisammen. Hieher kommt Alles aus der Gegend, nicht nur aus Kroatien und Istrien, sondern auch von den Inseln Veglia, Cherso, ja Arbe, um die geringfügigeren Erzeugnisse um guten Preis an den Mann zu bringen. Zuweilen kann man da innerhalb weniger Minuten sämmtliche Dialecte und Volkstrachten des Quarnero überblicken. Die interessanteste Tracht ist die von Veglia aus reinem schwarzem Friestuch, wozu bei den Männern die schwarze, mit einer Zunge versehene Mütze gehört. Eine überraschende sehr alte Tracht, augenscheinlich venetianischen Ursprungs; sie paßt trefflich zu den rasirten Gesichtern und verleiht dem hageren Völkchen von Veglia ein eigenthümlich melancholisches Aussehen. Auch ihre Weiber kleiden sich schwarz. Die Überlieferung meint, sie trügen noch immer Trauer um ihre einstigen Herren, die Frangipani. Die Ärmsten aber, sozusagen die Elenden unter dem Marktvolke der Mercerie sind die Čičen (Tschitschen). Sie sind ein entartetes Volksfragment (auch „Riminji" genannt) mit romanischer Sprache im oberen Istrien wohnhaft, von wo sie mit ihren elenden Gäulen und auf dem Rücken ihrer vom Lasttragen verkümmerten Weiber Baumzweige und Holzkohle auf den Fiumaner Markt herunterschaffen.

Besonders bunt und reich ist das Leben der Mercerie im Herbst, wenn auch die Schiffer von Chioggia aus Italien ankommen und aus ihren Trabakeln, deren farbige wappengeschmückte Segel den Hafen beleben, die endlose Meeresbeute (frutta di mare)

Tag für Tag hieher schleppen. Da ist denn die Pescaria ein förmliches Seemuseum. Die blaurückigen Sgombri, der großmäulige und schmackhafte Branzino, die Orada, der Thunfisch und hundert geringere Sorten, die Polpetti, Tintenfische, Muscheln, Riesen- und Zwergkrebse, die verschiedensten Weichthiere und Krustenthiere des Meeres wimmeln und krabbeln auf den Tischen umher. Unter den Krebsen sind die Scampi besonders geschätzt; es sind rothe Quarnerokrebse (nephrops norvegicus), die außer in Norwegen nur hier zu finden sind und eine Besonderheit des Fiumaner Marktes bilden. Übrigens erfordern die Sehenswürdigkeiten der Fischhalle einen guten Magen und eine starke Natur. Wer sich leicht ekelt, hält dem starken Geruch der Seethiere und dem oft abstoßenden Anblick dieser schleimigen, mit schlangenähnlichen Gliedmaßen sich windenden und sträubenden Weichthiere nicht lange Stand.

Eine bemerkenswerthe Stelle im oberen Theile der Altstadt ist noch der sogenannte Scoglietto, der sich oberhalb der nach Susak hinüberführenden Fiumara-Brücke längs des Flusses Tersatto gegenüber hinzieht. Das ist die alte, schattige Promenade Fiumes, wo auch jetzt noch gerne die öffentlichen Festlichkeiten abgehalten werden, obgleich das moderne Fiume schon seit 1876 an seinem westlichen Ende einen neuen, aus herrlichen Lorbeerhainen bestehenden öffentlichen Park, den sogenannten Giardino Pubblico besitzt. Jenseits des Scoglietto gähnt bereits die Schlucht der Fiumara.

Die alten Kirchen der Hafenstadt und die sonstigen Kunstdenkmäler kirchlichen Charakters sind gleichfalls im Bereiche der Altstadt zu suchen. Drei Kirchen zeichnen sich besonders durch Alter und künstlerischen Werth aus.

Die erste ist die Pfarrkirche, die chiesa del duomo am östlichen Ende der Gomila. Die Kirche hat einen freistehenden viereckigen Glockenthurm (campanile), dessen venetianischer Charakter schon von ferne sogleich auffällt. Der mit einer Kuppel gedeckte Thurm ist das älteste mittelalterliche Baudenkmal der Hafenstadt. Die Kirche selbst ist in herrlicher Neurenaissance erbaut und hat eine Façade nach dem Muster von S. Maria della Salute zu Venedig. Unter dem Doppelfenster des Campanile liest man ohne Mühe die Jahreszahl der Erbauung, 1377; die Kirche selbst ist vermuthlich noch älter. Die Monstranz ist, laut ihrer lateinischen Inschrift, auf Bestellung der edlen Wittfrau Barbara Bolz im Jahre 1489 verfertigt. Das Altarblatt ist eine sehr gute Copie von Tizians Assunta, von der Hand des verstorbenen Fiumaner Malers Simonetti. In die Seitenmauern der Kirche sind römische Inschriftsteine eingefügt, die in Fiume gefunden wurden.

Der Duomo diente einst dem Vicar des Bischofs von Pola als Kathedralkirche; seit 1787 ist er die Pfarrkirche der bischöflichen Diöcese von Zengg-Modrus und sein Pfarrer in der Regel Abt oder Propst, dem ein kleineres Kapitel beigeordnet ist. Diese

Kirche nimmt bei der Correctheit und Schönheit ihres Bauſtils den erſten Platz in Fiume ein; leider verliert die künſtleriſch bedeutende Façade an Eindruck, weil der Platz, an dem ſie ſteht, zu klein iſt, um einen Überblick zu geſtatten. Das Gebäude neben dem Duomo, mit vergitterten Fenſtern und dem hübſchen Thurm im venetianiſchen Geſchmack, iſt das Kloſter und Mädchen-Erziehungsinſtitut der Benedictinernonnen. Eine Tafel über dem Eingang nennt Franz Chneſich, 1654, als Gründer der Anſtalt.

Etwas weiter oben ſteht die Kirche der beiden Schutzheiligen Fiumes, Veit und Modeſtus, die chiesa di SS. Vito e Modesto. Sie iſt ein von außen weniger ſchöner Rundbau ohne Thurm, nur der Haupteingang, mit Gewölbe und Thor im Renaiſſance-ſtil, iſt zu loben. Neben dem Thore iſt eine Bombe eingemauert und eine Inſchrift beſagt: „Ista Dabat gaLLos pVLsVra hInC angLIa poMa“. Die Kugel wurde durch das engliſche Schiffsgeſchwader im Jahre 1813 (MDCLLLLVVIII) gegen die franzöſiſche Beſatzung der Stadt abgeſchoſſen und Fiume ſchwebte damals in Gefahr, ganz in Flammen aufzugehen.

Der Urſprung der Kirche San Vito fällt ins XIV. Jahrhundert und es knüpft ſich daran eine eigene Legende. Einſt ſtand an dieſer Stelle ein ſteinernes Kreuz mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes. Ein gewiſſer Peter Lonzarich, ein Trunkenbold, ſchleuderte bei irgend einer Gelegenheit in ſeiner Wuth wegen eines Verluſtes einen Stein gegen das Crucifix. Der Stein traf die Seite des Erlöſers und an jener Stelle trat Blut hervor. Dieſes Wunder beſtimmte die Stadt Fiume zur Erbauung der Kirche. Über dem Hauptaltare ſieht man noch jetzt jenes Crucifix und jenen Stein nebſt der Inſchrift: Ex hoc crucifixo hujus lapidis ictus excussit sanguinem. — Über dem Hauptaltar ſind auch die Wappenſchilder der Familien Tybino (Duino) und Walſee zu ſehen; ſie waren einſt Lehnsherren der Stadt.

Die Kuppel der Kirche ruht innen auf acht ſtarken toscaniſchen Marmorſäulen. Auch in dieſer Anordnung iſt die Maria della Salute zu Venedig nachgeahmt. Die Kirche hat ſchöne Verhältniſſe und reich mit Gold geſchmückte Altäre, die Bilder ſind ſehr ſchöne Copien. Bemerkenswerth iſt auf dem Seitenaltar linkerhand die ſchöne Statue der ſchmerzhaften Mutter Gottes in Carrara-Marmor, eine neuere Arbeit von A. Benvenuti in Venedig. Der Seitenaltar rechts birgt in ſeinem Reliquienbehälter das ganze Skelet des heiligen Märtyrers Victor.

In dieſer Kirche pflegen zeitweiſe auch die ungariſchen Predigten ſtattzufinden; im übrigen iſt die Sprache des Gottesdienſtes die italieniſche und das vornehme Publikum Fiumes ſtrömt meiſtens hierher. Neben der Kirche gelangt man, durch das ſogenannte Jeſuitenthor, in eine kleine Kapelle, wo die alten Kirchenparamente der ehemals hier befindlichen Jeſuiten verwahrt werden.

Am reichsten an geschichtlichen Erinnerungsstücken ist jedoch in Fiume die von außen sehr schlichte Kirche neben dem Municipalgebäude. Das ist die Kirche des heiligen Hieronymus, die chiesa di S. Girolamo, mit ihrem alten Namen chiesa dei frati Agostiniani. Sie war einst die Kirche des Convents der Augustinermönche, der im Jahre 1785 aufgehoben wurde.

Der Bau der alten Kirche wurde im Jahre 1315 durch Hugo von Tybino (Duino), Erblehensherrn der Stadt, begonnen und durch dessen Nachfolger, den Grafen Raimberto von Walsee im Jahre 1408 beendigt. Die Capitäne der Stadt und die vornehmsten Patrizier hatten ihre Begräbnißstätten meist in dieser Kirche. Die Sacristei, einst eine Kapelle der heiligen Dreifaltigkeit, ist voll mit merkwürdigen alten Inschriftsteinen, deren einer die Namen der beiden lehensherrlichen Kirchengründer verewigt. In der Kapelle der heiligen Jungfrau ist die Grabstätte des Burghauptmanns Nikolaus Rauber mit folgender deutschen Inschrift bezeichnet:

Hie. Leit. Begrawen. der Edel. Und.
Vest. Nicolaus. Rauber.
Der. Gestorbe. XXX. Tag. Jenvari.
Ano Dni MCCCCLXXXII. IAI.

Ferner gibt es Grabsteine aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert, u. a. die der Familien Spingaroli, Paradisi und Troyer, theils mit lateinischen, theils mit deutschen Inschriften. An den Außenmauern sieht man, wie im Hofraume des Duomo, die während des Baues aus der Erde ausgegrabenen römischen Votiv- und Grabsteine eingemauert, alle mit ihren Legionsbuchstaben bezeichnet.

Ein bemerkenswerthes Denkmal in der Altstadt ist noch die Votivkapelle der Heiligen Fabian und Sebastian, im Jahre 1291 nach der damaligen Pest errichtet und vor kurzem restaurirt. Die Madonnenstatue des Altars und die Säulen sind auch hier Kunstwerke.

Die übrigen Kirchen Fiumes, darunter die (1610 gegründete) Franciscanerkirche, enthalten kaum etwas geschichtlich Denkwürdiges und bieten auch kein künstlerisches Interesse.

Hat man die alten Kirchen und Kunstdenkmäler der Hafenstadt in Augenschein genommen, so fühlt man sich eigenthümlich angeregt, die wechselvolle Geschichte Fiumes zu erfahren, an die man durch so verschiedenartige Alterthümer erinnert worden ist. Auch haben sich schon sehr viele hervorragende Schriftsteller, und etliche in eingehender Weise, mit der Vergangenheit der Stadt literarisch beschäftigt, allein trotzdem läßt sich nicht behaupten, daß über das Sammeln und Aufklären von Daten hinaus etwas geschehen sei. Das Werk, das die Geschichte der Stadt vollständig und in allen Einzelheiten erschöpfend erzählen soll, bleibt noch immer zu schreiben.

Fiume im Alterthum wird, wenn auch in unbestimmten Zügen, von mehreren römischen Schriftstellern erwähnt. Auf der Spur von Ptolemäus, Strabo, Livius, Plinius, Appianus und Justinus läßt sich feststellen, daß vor der römischen Eroberung die Japyden die Urbewohner des Quarnero waren, unter denen sich nach der Zerstörung Trojas liburnische und vielleicht auch griechische Colonisten niederließen. Daher der Name Liburnia, unter dem die Umgebung und Inseln des Meerbusens erwähnt werden. Die schnellen Schiffe der Liburner (Liburnae naves) finden sich auch bei Horaz erwähnt. Vermuthlich waren Japyden wie Liburner Völkerschaften phönicischen Ursprungs. Nach Livius (Hist. lib. 4) erstreckte sich Liburnia vom istrischen Flusse Arsia (jetzt Arsa) bis zum Flusse Titius (jetzt Kerka) und innerhalb dieser Strecke befanden sich der Fluß Oeneus und die nach ihm benannte Stadt, oppidum Oeneum; dies sind also die ältesten bekannten Namen für Fiume und die Fiumara. Jenes volkreiche liburnische Gebiet aber, das sich von der Arsia bis zum Oeneus erstreckte, war unter dem Namen „civitates flanates“ bekannt. Diese Städte sind bei Ptolemäus (lib. 8) folgendermaßen aufgezählt: Flanona (jetzt Fianone), Alvona (jetzt Albona), Tarsatica, Mündung des Flusses Oeneus, Velcera (Buccari) und Senia (Zengg).

Das in der Liste vorkommende Tarsatica ist höchst wahrscheinlich der spätere keltische Name für Fiume (Oeneum). Dieser Name, der in römischer Zeit zur Bezeichnung der Citadelle von Fiume und augenscheinlich auch der auf beiden Ufern des Flusses angelegten bürgerlichen Colonie diente, hat sich im Namen des heutigen Tersatto erhalten, während der Name des alten Tarsatica (Fiume) sich im IX. Jahrhundert geändert hat. Dieser Thatbestand findet auch darin eine Bestätigung, daß die römischen Inschriftsteine alle auf dem Gebiete des heutigen Fiume gefunden werden, während keine Spur darauf hinweist, daß an der Stelle des heutigen Tersatto (Trsat) eine römische Veste gestanden habe. Auch der oberhalb Fiumes entlangziehende römische Steinwall und der römische Thorbogen zu Fiume lassen es unzweifelhaft erscheinen, daß an der Stelle des heutigen Fiume eine römische Veste Namens Tarsatica stand.

Liburnien kam nämlich nach dem illyrischen Kriege des C. Marcius Figulus (156 v. Chr.) und P. Scipio Nasica (155 v. Chr.) unter die Herrschaft Roms und war Jahrhunderte lang der Schauplatz unaufhörlicher Wirren und Kriegszüge.

Aus den Stürmen der Völkerwanderung hat sich die Spur einer vorübergehenden langobardischen Herrschaft erhalten, an die Hunnen aber und den Durchzug Attilas erinnert eine interessante Sage nebst einem daran geknüpften Volksbrauche. Das niedere Volk der Fiumaner Gegend und Oberistriens bewahrt nämlich die Ueberlieferung, daß der Hunnenkönig Attila, als seine Schaaren auf dem Wege nach Aquileja hier durchzogen, seine ungeheuren Schätze im Karst, und zwar in einem trockenen Brunnen, verbergen und

die Leute, welche die Verschüttung besorgt hatten, dann tödten ließ. Das Volk glaubt, jene Schätze seien noch immer vorhanden, und deshalb läßt der Bauer, wenn er seinen Acker oder Weinberg verkauft, auch heute noch den Kaufvertrag so aufsetzen, daß er dadurch Alles verkauft, „den Brunnen Attilas ausgenommen", natürlich sammt den darin befindlichen Schätzen.

Nach dem Zusammenbruche des römischen Reiches behaupteten sich die Avaren am längsten als Herren des oberen Quarnero. Die Feldherren Kaiser Karl des Großen führten hier einen langwierigen Krieg gegen sie; dabei kam es vor, daß im Jahre 796, nach der gewonnenen Schlacht bei Lovrana, ein Avare den Herzog Erich von Friaul, einen der vorzüglichsten Heerführer des fränkischen Kaisers, mit einem Stein erschlug. Der Kaiser selbst beendigte den Krieg im Jahre 799 durch die völlige Zerstörung von Tarsatica (Fiume) und verlieh bald nachher die Stadt sammt dem alten Flanatesgebiet dem Patriarchen von Aquileja als Lehen.

Von da an verschwindet der keltische Name Tarsatica und Fiume kommt nach christlichem Brauche, wegen seines Schutzheiligen, als Vitopolis, dann nach dem Flusse benannt als Flumen Sancti Viti, oder deutsch: Sanct Veit am Phlaumb, noch später itolianisirt einfach als Fiume und slavisirt als Rieka vor; die beiden letzten Namen sind die noch jetzt gebräuchlichen.

Aus dem Lehensverhältniß zu Aquileja kam die Stadt durch eine Verfügung des Patriarchen Marquard von Randeck heraus, welcher Vitopolis sammt dem Gebiete von Carsia bis an den Isonzofluß der Familie Duino (Tybein) zum Lehen gab. Die Mitglieder dieser Familie besaßen diese Stadt nebst Castua, Veprinac, Lovrana und Moschienizze in einen Bezirk vereinigt von 1139—1399 und ließen sie durch Burghauptleute verwalten. Die alten Kirchen in Fiume stammen größtentheils aus dieser Zeit.

Gleichzeitig blühte in der nächsten Nachbarschaft Fiumes die Herrschaft der berühmten Grafen von Veglia, der, wie man später sagte, dem römischen Geschlecht der Anitier (gens Anitia oder Anicia) entstammenden Frangipani. Béla III. verlieh ihnen (1193) Modrus, Andreas II. (1223) Vinodol, Béla IV. aber dehnte den Besitz der Brüder Bartholomäus und Friedrich von Veglia nach dem Tatareneinfall (1260) bis an die Recina aus und in dem noch erhaltenen Schenkungsbriefe sind auch die Grenzen genau angegeben. Merkwürdigerweise kommt in dieser Urkunde die heutige Burg Tersatto noch gar nicht vor, so daß deren Erbauung in die Zeit der Legende von der Santa Casa zu Tersatto (1291 bis 1294) verlegt werden muß.

Die Frangipani besaßen Fiume nur kurze Zeit (1338 bis 1365) und auch da nur als Pfand. Die noch erhaltene Rücklösungsurkunde, vom 1. April 1365, bekundet, daß die ritterlichen Herren Stephan und Johann Frangipani die Stadt Fiume, welche

Bartholomäus Frangipani als Pfand erhalten hatte, um den Zwistigkeiten ein Ende zu machen, dem Hugo von Duino zurückerstattet haben.

Das Haus Duino erloſch jedoch ſchon im Jahre 1399. Sein letzter männlicher Sproſſe Ugolino hatte ſeine Tochter Katharina an den Markgrafen Raimbert von Walſee verheiratet und der Sohn Beider, Graf Rudolf von Walſee, Haushofmeiſter des Herzogs Wilhelm von Öſterreich, erhielt im Jahre 1400 die Inveſtitur für das ganze Gebiet von Fiume und deſſen Capitanat.

Während der Walſee'ſchen Lehensherrſchaft (1400 bis 1465) fuhr Fiume fort, ſich ſtädtiſch zu entwickeln; zwei Brüder Walſee jedoch, Wolfgang und Raimbert, nahmen im Jahre 1464 eine Theilung vor, bei welcher Gelegenheit Wolfgang von Walſee, Statthalter von Steiermark, Fiume erhielt, das er, ſammt deſſen Gebiet, ſchon im Jahre 1465 an Kaiſer Friedrich III. ſelbſt abtrat. Von da an wurde Fiume durch die Erzherzoge von Öſterreich als beſondere Provinz verwaltet.

Unter der Herrſchaft des Hauſes Öſterreich blieb Fiume von 1465 bis 1779, alſo über 300 Jahre; am Beginn dieſer Periode entwickelte ſich ſein ſtädtiſcher Charakter und ſeine in weitem Umfang geübte, faſt mit ſtaatlichen Rechten ausgeſtattete Selbſtverwaltung, obgleich das Herrſcherhaus in der Stadt durch ſtändige Burghauptleute oder Statthalter vertreten war. In ihrer Reihe begegnen wir, im Jahre 1530, dem Nikolaus Juriſſich, der zwei Jahre ſpäter die Feſtung Güns ſo heldenmüthig vertheidigt hat.

Hinſichtlich der geſchichtlichen Ereigniſſe wurde Fiume, gerade wegen ſeiner damaligen ſtaatsrechtlichen Stellung, das erſtaunliche Glück zutheil, daß es während aller der blutigen Türkenkriege niemals eine Belagerung auszuhalten hatte und niemals in die Hände der Türken fiel.

Umſomehr hatte es durch die venetianiſche Eroberung zu leiden. In ihrem Kriege gegen Kaiſer Maximilian I. zwang die eroberungsluſtige Republik Iſtrien, die Inſeln und am 10. Auguſt 1508 auch das geängſtete Fiume durch ihren Admiral Contarini zur Unterwerfung, und als Fiume neuerdings dem Kaiſer huldigte, erſchien am 2. October Treviſano mit einer neuen Flotte vor der Stadt. Der venetianiſche Admiral kam, wie er in ſeinem noch erhaltenen Berichte erzählt, von Caſtelmuſchio auf der Inſel Veglia bei Tagesanbruch mit 15 Schiffen und 2.500 Soldaten nach Fiume herüber und griff, als er die Truppen gelandet hatte, ſofort an. Die Venetianer erkletterten mittelſt Leitern die Mauern der unvorbereiteten Stadt, deren Bevölkerung indeß durch Gewehrfeuer Widerſtand leiſtete. Binnen wenigen Stunden waren Stadt und Citadelle genommen. Hierauf ließ Treviſano vierzig Notable der Stadt gefeſſelt als Geiſeln auf ſeine Schiffe bringen und ſegelte mit Beute im Werthe von 12.000 Goldſtücken in der Richtung von Pola ab, nicht ohne vorher noch fünf Schiffe zur Züchtigung von Buccari entſendet zu haben, wo, wie

er sagt, Ungarn sind („el qual locho son de hungari"). Indeß blieb die Stadt nur bis zum 6. April 1512 in der Gewalt Venedigs; der an diesem Tage abgeschlossene Waffenstillstand lieferte sie in das Eigenthum des Hauses Österreich zurück und zum Lohn für ihre Treue erhielt sie von Kaiser Maximilian am 2. Januar 1515 den Beinamen „fidelissima". Die alte munizipale Organisation der Stadt wurde im Jahre 1527 nach dem von der Stadt Triest entlehnten „Statuto" neugeordnet. Kaiser Ferdinand I. bekräftigte am 19. Juli 1530 das ihm vorgelegte Statuto und beließ der Stadt unverändert auch den Titel „respublica", den der Rath in dem nämlichen Sinne wie Ragusa gebrauchte. Die neue Selbstverwaltung, welche Fiume auch das Recht der theilweisen Gesetzgebung verlieh, machte es förmlich zu einem kleinen Staate, der später auch Consuln in Ancona, Messina, Civitavecchia und Manfredonia unterhielt.

Das Ende des XVI. und der Anfang des XVII. Jahrhunderts sind im Quarnero durch die berühmten Uskoken-Wirren beunruhigt, die hauptsächlich von Zengg ausgingen. Venedig führte eine zeitlang offenen Krieg gegen die zahlreichen slavischen Freibeuter, die, auf der Flucht vor den Türken, sich von allen Seiten hieher gerettet hatten und nun als Besitzlose ihrer Abenteuerlust fröhnten; im Januar 1596 fehlte wenig, so hätte der uskokische Befehlshaber Paradeiser, erbost wegen der Verwundung eines seiner Leute, die Stadt von Tersatto aus in Trümmer geschossen. Der Friede von Madrid machte schließlich im Jahre 1618 diesen langwierigen, an blutigen Ereignissen reichen Unruhen ein Ende.

Leopold I. erwies der Stadt viel Wohlwollen; er gab ihr durch das Diplom vom 6. Juni 1659 Wappen und Siegel, auch beschäftigte er sich wiederholt mit der Wichtigkeit Fiumes für den Seehandel.

Der spanische Erbfolgekrieg verlegte eine seiner kleinen Episoden nach Fiume. Am 11. September 1702 hatte es eine kurze Belagerung zu bestehen, indem der Graf Claude Forbin mit einem französischen Geschwader vor der Stadt erschien und ihr eine Brandschatzung von 40.000 Gold-Scudi auferlegte; der Festungscommandant Terzy schlug jedoch das Geschwader zurück.

Die Regierung Kaiser Karls VI. (König Karls III.) erwies sich als eine neue Epoche für Fiume. Der Monarch hegte den Plan, Fiume zu einem großen Handelshafen zu machen und in Portorè seinen Kriegshafen anzulegen. Als gesondertes Landesgebiet nahm Fiume im Jahre 1720 das Erbfolgegesetz des Hauses Habsburg, die sogenannte pragmatische Sanction an und verkündete sie im Jahre 1725, worauf es durch den Monarchen, 19. November 1725, zum Freihafen erklärt wurde und ihn auch persönlich in seinen Mauern sah, 15. bis 18. November 1728, als er sich vom Fortgang der Bauarbeiten in Portorè für den Kriegshafen, die Schiffswerfte und die Magazine überzeugen wollte.

Die dauernde Wendung zum Bessern trat im Schicksal der Hafenstadt durch Josef II. ein, der schon als Kronprinz zur klaren Erkenntniß gelangte, daß der maritime Beruf Fiumes im Hinblick auf die Länder der ungarischen Krone ebenso hervorragend sei als der von Triest für die österreichischen Länder. Im Frühjahr 1775 reiste der Kronprinz selbst nach Fiume und auf seinen Rath geschah es, daß Maria Theresia am 9. August 1776 Fiume, sammt dem Bezirk von Buccari und Vinodol, als eine mit Triest in gleichem Rang stehende Hafenstadt Ungarn angliederte und die Durchführung der Organisation an Josef Majláth übertrug.

Mit dieser Verfügung beginnt das staatsrechtliche Verhältniß Fiumes zu Ungarn. Doch stieß die thatsächliche Vereinigung noch auf mancherlei Schwierigkeiten. Majláth faßte den neuen Bezirk mit einigen Theilen Kroatiens, allerdings als besonderen Organismus, als „Severiner Comitat" zusammen; da aber dies auf allen Seiten Besorgnisse wachrief, erließ die große Königin am 23. April 1779 ein Diplom, das die Stadt und ihren Hafen als besonderen Körper (corpus separatum) eng an die heilige ungarische Krone knüpft, indem es sie für jetzt und später streng von dem zugehörigen Distrikt unterscheidet, der aus den Bezirken Vinodol, Hreljin und Buccari bestand und mit Fiume unter einem Gubernium den Distrikt des Littorale Hungaricum bildete.

Der erste Gouverneur des so organisirten Distrikts war Josef Majláth von Székhely, welchem im Jahre 1783 Graf Paul Almásy folgte. Nach ihm kamen als Gouverneure 1788 Graf Johann Peter Szapáry, 1791 Alexander Pászthory und 1801 Josef Klobusitzky.

Der ungarische Reichstag beschäftigte sich dann wiederholt mit der Inartikulirung des Verhältnisses von Fiume und dessen Distrikte, bis der Gesetzartikel IV: 1807 die Incorporirung auch gesetzlich aussprach und dem Gouverneur von Fiume bei den Magnaten, den Abgeordneten der Stadt Fiume aber bei der Ständetafel (Unterhaus) Sitz und Stimme gab.

Fiume fiel jedoch bald in die Hände der französischen Eroberer. Die Schaaren des Generals Bonaparte zogen, nachdem Venedig erobert war, schon 1797 in Fiume ein, das durch den Stadtrath nur mit großer Mühe vor schwerem Unglück bewahrt wurde. Die französischen Truppen wurden übrigens diesmal bald vertrieben.

Im Jahre 1809, dem Schönbrunner Frieden zufolge, legten die Franzosen die Hand auf Fiume und das ganze Litorale bis zur Save und Napoleon schlug auch diese Theile zu dem neugeschaffenen Königreich Illyrien. Unter der Franzosenherrschaft, im Juli 1813, als England gegen Napoleon im Felde stand, begann das adriatische Geschwader der englischen Seemacht unter dem Contreadmiral Freemantle das damals französische Fiume zu beschießen und warf dessen Besatzung nach Tersatto zurück. Nun

eröffneten die Franzosen von Tersatto aus ihr Feuer auf die Engländer, die sich in Fiume festgesetzt hatten, worauf diese Fiume zu plündern begannen und dem öffentlichen und Privateigenthum großen Schaden zufügten. Die Ölschiffe im Hafen der Fiumara wurden in Brand gesteckt und die Stadt schwebte in Feuersgefahr. Als ein schöner Zug in der Geschichte Fiumes ist aus diesen Tagen das Unternehmen einer jungen Fiumaner Dame, Karoline Bellenich, aufgezeichnet, die sich schwarz gekleidet mit einem Begleiter zu dem Commandanten des englischen Geschwaders in dessen Hauptquartier begab und Fürbitte

Der Hafen von Fiume.

für die Stadt einlegte. Sie hatte Erfolg, Freemantle gab die entsprechenden Befehle und die englische Escadre segelte am dritten Tage nach der Bucht von Buccari ab, um ihre Verwüstungen dort fortzusetzen.

Im folgenden Monat gestalteten sich die Verhältnisse günstiger und der 26. August 1813 gab endlich der Stadt Fiume ihre Freiheit zurück. Die Truppen des Generals Nugent zwangen die Franzosen, Fiume zu räumen; nach verschiedenen Scharmützeln zogen sie aus dem Küstenlande ab und auch mit dem kurzlebigen „Königreich Illyrien" war es zu Ende. Im Jahre 1816 besuchte Franz I. persönlich das wiedergewonnene Fiume und diesem Besuche folgte im Jahre 1818 der des Kronprinzen Ferdinand.

Indessen wurden Fiume und sein Distrikt erst durch die königliche Verfügung vom 5. Juli 1822 wieder mit Ungarn vereinigt, und zwar auch diesmal durch den königlichen Commissär Josef Majláth als Gouverneur, der das ungarische Küstenland neu organisirte und am 7. Mai 1823 dem königlichen Gouverneur Franz Ürményi übergab.

Nun folgten für Fiume wiederum wolkenlose Tage des Friedens und Gedeihens. In Ungarn wandte man den Angelegenheiten des Fiumaner Seehafens und der dahin führenden Straßen lebhafte Aufmerksamkeit zu. Im Jahre 1826 erhielt die Stadt den Besuch des unvergeßlichen Erzherzogs Josef, Palatins von Ungarn, und 1845 den des Grafen Stephan Széchenyi, des „größten Ungars". 1847 legte der Palatin Erzherzog Stefan den Grundstein zum Molo Maria Theresia. Es entstand der Plan zu einem großartigen Kanal zwischen Donau und Adria mit Benützung der Kulpa und Save; dann der Plan einer Eisenbahnlinie. Der Kanal wurde aber völlig fallen gelassen und auch die Eisenbahn konnte erst im Jahre 1868 zur Ausführung gelangen.

Im Jahre 1837 wurde Paul Kiss von Nemeskér, 1848 aber Graf Johann Erdödy Gouverneur von Fiume; die Gesetze von 1848 hieß es freudig willkommen und stellte auch seine Schaar zur Nationalgarde. Die nachfolgenden Wirren jedoch rissen Fiume alsbald vom fernen Mutterlande los. Am 30. August 1848 erschien Josef Bunyevácz, Vicegespan des Agramer Comitats, mit einer geringen Anzahl regulärer Truppen, aber zahlreichem kroatischem Landsturm vor Fiume und ergriff mit Waffengewalt Besitz von der Stadt.

Von 1848 bis 1867 wurde die Stadt als besonderer Distrikt des Kronlandes Kroatien-Slavonien verwaltet. Seine Majestät Franz Joseph I. besuchte sie im Jahre 1852 am 11. October und wurde in Fiume mit großer Pracht empfangen. Die Folgen dieses Besuches waren eine mildere Verwaltung und zahlreiche gemeinnützige Schöpfungen.

Die Wünsche der patriotischen Bevölkerung Fiumes waren jedoch, wie die des Mutterlandes, unentwegt auf die Wiederherstellung des gesetzmäßigen Zustandes gerichtet. Aus diesem Grunde wandte sie sich zu Anfang des Jahres 1861 mit zwei Adressen an Seine Majestät, pflanzte auch bald die ungarischen Farben auf und nahm lebhaften Antheil an den damaligen constitutionellen Bestrebungen der ungarischen Nation.

Diese patriotische Bewegung lebte neuerdings auf, als Seine Majestät den ungarischen Reichstag auf den 14. December 1865 wieder einberief. Die Bürgerschaft von Fiume drang sofort auf Wiedervereinigung, und als diese auf sich warten ließ, begannen Stadt und Umgebung lebhaft für die anfangs 1867 neuernannte königlich ungarische Regierung und die wiederhergestellte Verfassung zu demonstriren. Die Demonstration nahm alsbald den Charakter von Unruhen an, worauf Seine Majestät Eduard v. Cseh als königlichen Commissär an Stelle des Gouverneur-Obergespans Baron Zmaych nach Fiume sandte. Der neue königliche Commissär wurde am 23. April von

der Stadt und ihrer Bevölkerung mit außerordentlicher Begeisterung empfangen. Fiume beeilte sich, als Seine Majestät Franz Joseph I., Kaiser von Österreich, am 8. Juni 1867 zum apostolischen König von Ungarn gekrönt wurde, seine Huldigungsdeputation und seine Handvoll Erde für den Krönungshügel zu senden. Hierauf folgten abermals wiederholte Urgenzen Fiumes, bis seine gesetzmäßigen Wünsche endlich im §. 66 des Gesetzartikels XXX: 1868 staatsrechtlich erfüllt wurden.

Dieser Gesetzabschnitt nennt Stadt, Hafen und Bezirk von Fiume, mit klarer Unterscheidung von Kroatien-Slavonien-Dalmatien, einen „gesonderten, der ungarischen

Motiv vom Riva Szapáry.

Krone angegliederten Körper“ (separatum sacrae regni coronae adnexum corpus) und verfügt, daß dessen besondere Autonomie und hierauf bezüglichen legislativen und administrativen Verhältnisse im Wege der Verhandlung durch Deputationen zwischen dem Reichstage Ungarns, dem Landtage von Kroatien-Slavonien-Dalmatien und der Stadt Fiume unter gegenseitiger Uebereinstimmung festgestellt werden sollen, was indessen bis jetzt noch nicht endgiltig erfolgt ist.

Auf dieser Grundlage wurde das staatsrechtliche Schicksal Fiumes mit Rescript Seiner Majestät des Königs vom 28. Juli 1870 durch Einrichtung einer provisorischen Administration geregelt. Diesem Rescript folgte ein zweites, gleichfalls vom 28. Juli, worin

der König Edmund Csch seiner Stelle als königlicher Commissär enthob und den Grafen Joseph Zichy zum „Gouverneur von Fiume und dem ungarisch-kroatischen Küstenland“ ernannte, ein Titel, dessen zweiter Theil zu bedeuten hat, daß die maritime Jurisdiction des Gouverneurs sich auch auf die kroatischen Ufer erstreckt. Auf den Grafen Josef Zichy folgte 1872 Graf Géza Szapáry und auf diesen im Jahre 1883 Graf August Zichy; seit dem März 1892 bekleidet diese Stelle Graf Ludwig Batthyány, der Reihe nach der dreizehnte ungarische Gouverneur von Fiume.

Von den Mitgliedern des Herrscherhauses haben unser apostolischer König Franz Joseph I. am 13. Mai 1875 (gerade am hundertsten Jahrestage des Besuchs Josefs II.), ferner unser verewigter Kronprinz Rudolf im Jahre 1877 und nochmals mit seiner erlauchten Gemahlin, Erzherzogin Stephanie, Ende März 1885, endlich Ihre Majestät Königin Elisabeth im Jahre 1886 die schöne Hafenstadt besucht, welche heute bereits die vor zweihundert Jahren auf ihre Zukunft und ihren Beruf gesetzten Hoffnungen bewahrheitet hat und in der altehrwürdigen Krone Stephans des Heiligen thatsächlich jene „schönste Perle“ geworden ist, als welche die Hafenstadt längst bezeichnet wurde. —

Das Aufblühen Fiumes in der Neuzeit entrollt uns sein Bild längs des Seeufers hinter den Hafenanlagen, besonders aber im westlichen Theile der Stadt, wo die Schienen der ungarischen Staatsbahn und der österreichischen Südbahn sich begegnen und Industrie, Handel, Verkehr und staatliche Interessen Hand in Hand ihre Bauten aufgeführt haben.

Geschäft und Arbeit entfalten ihr reichstes Leben auf den Quais des inneren Hafens. Der Stadttheil vom Corso bis hinab zu den Quais ist schon das Fiume der Neuzeit mit Reihen mächtiger, dreistöckiger Paläste, die beim Theater beginnen und in westlicher Richtung den Ufersaum bedecken. Dies ist der schönste Theil der Stadt, reichlich versehen mit Gasthöfen, Kaffeehäusern, nautischen Instituten und öffentlichen Ämtern. Hier befindet sich das alte patriotische Casino (casino patriottico) und der neue Palast der städtischen Sparkasse, der belebte Adamichplatz mit seinem alten Molo, wo ein reges Treiben herrscht, und im Hintergrunde der parkirten piazza Elisabetta der Palast des königlichen Gouverneurs.

Der Palast des Gouverneurs ist ein einstöckiges Gebäude, das zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die Stadt für den ungarischen Gouverneur errichtet wurde. Hier pflegen von Zeit zu Zeit auch die officiellen staatlichen Festlichkeiten stattzufinden, zu denen der Gouverneur in der Regel auch die Notablen von Fiume einladet. Statt dieses alten Gebäudes wird jedoch nach Plänen des Architekten Professor Hausner ein neuer, entsprechenderer Palast im oberen Theile der Stadt, in der Nähe der Villa des Erzherzogs Josef erbaut.

Unweit des alten Palastes, jedoch schon auf dem Gebiete des Hafens, steht das Gebäude der königlich ungarischen Seebehörde, welches 1886 im gangbaren Fiumaner Baustil errichtet wurde. In diesem Gebäude sind außer dem Amte der königlichen Seebehörde noch das königliche Hafenkapitanat und die Handelsmarine-Akademie untergebracht. An dieser hervorragenden Hochschule, mit italienischer Unterrichtssprache, werden in dreijährigem Lehrgang die Offiziere der Handelsmarine ausgebildet. Die Anstalt ist jährlich von 30 bis 35 Zöglingen besucht, die größtentheils aus dem Mutterlande stammen. Die absolvirten Zöglinge beginnen ihre Seemannslaufbahn meist mit Lieutenantsrang auf den Handelsdampfern.

Der Palast des königlich ungarischen Gouverneurs.

In Verbindung mit der Anstalt und dem Hafenkapitanat befindet sich in demselben Institut ein Maritimes Museum, das zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten Fiumes gehört. Es enthält die wissenschaftlichen (oceanographischen) Instrumente der Nautik: Tiefenmesser, Ebbe- und Fluthmesser, Tiefgrund-Thermometer, Compaßapparate, dann die kleinen Modelle der verschiedensten Segelschiffe, Schiffsdurchschnitte, die auf der Adria gebräuchlichen Fischereigeräthe, Angeln und Netze in großer Mannigfaltigkeit, ferner Hafengeräthe, Leuchthurmmodelle, nautische Karten, darunter die Reliefkarte des Quarnero, und überdies eine kleine botanisch-zoologische Sammlung.

Im „Westend" der Stadt, jenseits der Eisenbahnstation, folgt an der nach Volosca führenden Straße (Corsia Deák) eine ganze Reihe bemerkenswerther Gebäude.

An einigen Gasthöfen vorbei führt eine schöne Platanenallee zunächst zum Gebäude der königlich ungarischen Tabakfabrik. Sie ist die größte Tabakfabrik Ungarns und von besonderer Wichtigkeit für die Bevölkerung von Fiume und Umgebungen. In dem ausgedehnten Gebäude erhalten 2.500 Arbeiter, darunter meistens 2.300 Mädchen, tägliche Beschäftigung. Die jungen Mädchen aus dem Volke kommen gruppenweise, selbst aus der Gegend von Buccari, in die Tabakfabrik herein und gegen Abend, nach der Arbeit, sieht und hört man sie dann unter Gesang und Gelächter durch das Draga-Thal heimwärts ziehen. Der tägliche Verdienst der Arbeiterinnen beträgt 75 bis 80, der der Arbeiter 120 bis 130 Kreuzer.

Nach der Tabakfabrik folgt ein staatliches Institut, dessen Ruf über alle Länder reicht, die einzige Anstalt zur Ausbildung von Offizieren für die Kriegsmarine in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie. Es ist dies die k. und k. Kriegsmarine-Akademie zu Fiume, die auch wegen ihrer schönen Lage und der reichen Vegetation ihres Parkes zu den Sehenswürdigkeiten Fiumes gehört. Vor dem Thore des großen Institutsgebäudes steht ein Wachposten von Seesoldaten. Im Hofe ist eine Batterie aus verschiedenen Modell-Kanonen aufgestellt mit vollständiger Schiffsdeck-Einrichtung. Der Park, der Turn- und Exercirplatz sind mustergiltig. Das Gebäude enthält die Turnhalle, den Billard- und Fechtsaal, das Museum, den Musiksaal, die Lehr- und Schlafsäle der Zöglinge, sowie die Wohnungen des Commandanten und der als Professoren angestellten Offiziere.

Die ausgezeichnete, in ihrer Art einzige Erziehungsanstalt, die das hochgebildete Marine-Offizierscorps unserer Monarchie durch junge Kräfte ergänzt, wurde im Jahre 1856 gegründet. Erzherzog Ferdinand Max, der später als Kaiser von Mexiko so tragisch enden sollte, legte den Grundstein. Ihrer jetzigen Bestimmung wurde sie nach der Lostrennung Venedigs, im Jahre 1868, übergeben. Sie hat einen vierjährigen Lehrcurs mit deutscher Unterrichtssprache, doch sind auch für die ungarische, kroatische, englische, italienische und französische Sprache ständige Lehrstühle vorhanden. Die größte Anzahl von Zöglingen beträgt 130; die drei ersten Classen derselben machen in den Ferien längere oder kürzere Seereisen, die absolvirten Zöglinge aber eine große, ein- bis zweijährige Studienreise zur See, worauf sie als Seecadetten zur Marine eingetheilt werden.

An der Marine-Akademie vorbei gelangt man zum Giardino pubblico, einer herrlichen, von Lorbeerhainen gebildeten Promenade, die den schönsten Blick auf das Meer bietet. Noch weiterhin folgen zwei große Fabriksanlagen, die mit dem Seeverkehr in Beziehung stehen. Die eine ist die hochragende Reisschäl- und Stärkefabrik mit ihren vielen Stockwerken, dem von Reisstaub weißangeflogenen Dache und den bis ans Dach hinaufreichenden Wasserleitungsröhren. Die Fabrik wurde im Jahre 1881 erbaut und schält für das In- und Ausland Reis, größtentheils aus Burmah, Cochinchina und Japan.

Auch der auf ungarischem Boden geerntete Reis wird hier geschält. Die Zahl der Arbeiter ist 300 bis 400 täglich. Das Arbeits-Resultat beträgt jährlich 450.000 bis 500.000 Metercentner Reis und 28.000 bis 30.000 Metercentner Reisstärke, die sich unter der Marke des weißen Elephanten durch vorzügliche Qualität auch ferne Länder erobert hat.

Die andere große industrielle Anlage ist die durch die ungarische allgemeine Creditbank gegründete Petroleumraffinerie, die sich durch ihren Petroleumgeruch und eine

Die königlich ungarische Seebehörde.

Unzahl übereinander gethürmter Fäßchen schon von weitem ankündigt. Das für die Fabriksanlage erforderliche Terrain von 12 Joch mußte erst 1883, als der Bau ausgeführt wurde, eigens dem Karst abgewonnen werden. Das imposante Etablissement arbeitet durch Destillirung und Reinigung russisches und amerikanisches Petroleum auf, das theils auf seinem eigenen Reservoir-Dampfer „Etelka", theils auf anderen Schiffen eingeführt wird. Es enthält ganze Straßenzeilen von roth und blau getünchten eisernen Reservoirs und beschäftigt gleichfalls 300 bis 500 Arbeiter. Es raffinirt jährlich 325.000

bis 350.000 Barils (zu 150 Kilogramm) rohes Petroleum und bezahlt dem ungarischen Staatsschatz an Zoll und Steuern etwa 4½ Millionen Gulden jährlich. Die gewaltige Fabriksanlage ist durch Schienen mit dem vor ihr gelegenen festen Petroleumhafen verbunden, der mit Rücksicht auf die Feuersgefahr ein eigenes Bassin und darin Raum genug hat, die überseeischen Petroleumschiffe aufzunehmen.

Noch weiter hinaus folgen die beiden letzten Fabriken am Westende der Stadt. Die eine ist die Whitehead'sche Torpedofabrik. Sie ist allen Kriegsmarinen der Welt wohlbekannt wegen ihrer berühmten, durch Luftdruck bewegten und mit Rückkehrvorrichtungen versehenen Fischtorpedos. Wegen der Whitehead'schen Torpedos sieht man vor der Fabrik häufig Kriegsschiffe fremder Mächte, zuweilen selbst südamerikanischer Staaten ankern, die sich hier mit dem zerstörenden Apparat versehen.

Die andere Fabrik ist die Chemikalienfabrik bei Cantrida. Über einem wasserreichen Bach angelegt, arbeitet sie mit Dampf- und Wasserkraft und beschäftigt etwa 60 Arbeiter. Sie hat eine starke Ausfuhr, namentlich von Säure-Präparaten.

Und damit schließt der lange westliche Ausläufer der Stadt. Kleinere Fabriken, besonders für Aufarbeitung des Holzes und für Teigwaaren, sind in verschiedenen Theilen der Stadt verstreut. Die einst berühmte Schiffswerfte, die noch im Jahre 1856 41 vorzügliche Segelfahrzeuge vom Stapel ließ, ist unter der Herrschaft des Dampfes eingegangen. Die Zeit der Segler ist vorbei.

Etliche andere Fabriksanlagen befinden sich am östlichen Ende der Hafenstadt, in der Fiumara-Schlucht. Vor Allem die schon im Jahre 1827 gegründete Papierfabrik von Smith und Meynier, die mit Dampf- und Wasserkraft arbeitet. Sie ist eine berühmte und im Großen arbeitende Fabrik, zu deren Besichtigung jedoch eine vorher erwirkte Erlaubniß nöthig ist; ihre feinen Papiererzeugnisse sind im Inlande weniger bekannt als im fernen Osten, in China, Indien, ja selbst England, wohin sie den Weg gefunden hat. Weiter oben in der Schlucht dampft der Schlot der Dampfmühle von Zakalj, wo aus ungarischem Weizen Mehl für die Ausfuhr gemahlen wird.

In der Nähe der Papierfabrik befindet sich auch die sogenannte Zwir-Quelle. Sie ist eigentlich die Quelle der Fiumara, die zwar einen kurzen Lauf, aber reichlich Wasser hat. Sie gehört zu den Wundern des Karst und soll 90 Meter tief sein. Nach Einigen stünde sie in Verbindung mit dem weit entfernten Zirknitzer-See, dessen zeitweilig ausbleibendes Wasser hier hervorbräche. Ganze Legenden knüpfen sich an den unterirdischen Fluß, der da unter der senkrechten Felswand plötzlich zu Tage tritt und einen ständigen Wärmegrad von 10·5° C. hat. Sein mächtiges und klares Wasser treibt, gleich vom Ursprung ab, Mühlen und ergießt sich alsbald in die höher herabkommende und zur Sommerszeit oft versiegende Recina. Eigentlich trägt blos das Wasser der letzteren den

Namen Fiumara. In kurzem wird diese Quelle auch die geplante Wasserleitung von Fiume mit gutem Wasser speisen.

Kehrt man von der Quelle des Zwir auf dem Bergwege zurück, so kommt man durch das steinige Außengebiet Fiumes. Hier ist auch der Campo Santo mit schön gearbeiteten Grabsteinen und der Calvarienberg.

Man läßt beide weit hinter sich und nimmt den Rückweg in der Richtung der ehemaligen Citadelle (castello), wo man plötzlich ein neues, entzückendes Schauspiel genießt.

Die k. und k. Kriegsmarine-Akademie.

Jedermann in Fiume nennt diese Stelle Villa Giuseppe. Diese beiden Worte sind auch auf die beiden Steinpfeiler des Eingangsthores geschrieben, wo zwei Honvéds als Ehrenposten stehen, so oft der Besitzer der reizenden Sommerwohnung, Erzherzog Josef, mit seiner erlauchten Familie dort verweilt. Die Villa Giuseppe ist, nach Alcsúth, der Lieblingsaufenthalt des auch hier ungemein populären Erzherzogs. Kein Wunder, denn er hat seit 1882 durch jahrelange Sorgfalt und Mühe und mit sehr bedeutendem Kostenaufwand dieses Stückchen Land der unfruchtbaren Steinwelt des Karst abgerungen und pflegt nun dort mit unermüdlicher Gärtnerhand den südländischen Pflanzenwuchs, der sich bereits als dichter Hain über den schattigen Pfaden und um das sonst schlichte Landhaus geschlossen hat. Neben den üppigen Lorbeerbäumen des Quarnero sind hier aus

dem fernen Afrika eingeführte Kokus- und Dattelpalmen, Kampherbäume und australische Feigen heimisch geworden und auch die Kamelie, die Azalea, der Granatapfel- und Citronenbaum fühlen sich in dieser der heißen Zone entrückten Pflanzengesellschaft völlig zu Hause. Der erlauchte Besitzer hat die schönen Exemplare, die er hier heimisch zu machen hoffte, und die seine Mühe meistens durch vollen Erfolg lohnten, der Pflanzenwelt von Afrika und Asien, ja Amerika und sogar Neu-Seeland entlehnt. Für die empfindlicheren Pflanzen ist ein mit warmem Wasser gleichmäßig geheiztes Glashaus vorhanden und im Freien gedeiht selbst ein Orangenhain, der gegen die niederstürmende Bora durch ein leinenes Zeltdach geschützt wird. Erzherzog Josef ist in Ungarn der einzige Landwirth, der im Stande ist, seine Tafel mit Orangen eigener Zucht zu schmücken.

Eine mächtige Steinmauer schützt den Garten gegen kalte Winde; hie und da erheben sich künstliche Ruinen und Terrassen mit herrlicher Aussicht auf Tersatto, die Schlucht der Fiumara, die ganze Hafenstadt und den blauen Quarnero. Der ungeheure Rundblick wird im Westen durch den hinter den dunklen Hainen von Abbazia aufsteigenden Monte Maggiore geschlossen. Auf der schönsten Terrasse bewahrt ein mit ungarischer, kroatischer und italienischer Inschrift versehener Denkstein die Erinnerung an den Besuch Ihrer Majestät der Königin Elisabeth am 14. Februar 1886.

Die außerordentliche Üppigkeit des Pflanzenwuchses hat, wie der gastfreie Hausherr selbst seinen Besuchern zu erklären pflegt, einen natürlichen Grund. Der Garten besitzt einen tief durch die harten Felsschichten des Karst gebohrten Brunnen, der mittelst eines geräumigen Bassins die zur Bewässerung der Anlagen dienende Wasserleitung speist.

Der schaulustige Fremde vermag sich von diesem mitten in der Felsenöde hervorgezauberten südlichen Paradies kaum zu trennen, und auf den schattigen Pfaden dieses Asyls der Ruhe wandelt, namentlich im Frühling und Herbst, mit Vorliebe der Oberkommandant der ungarischen Honvédschaft, der auch hier wie in Alcsúth einen schlichten, nach ungarischer Art eingerichteten Haushalt führt. —

Die großartigen Hafenanlagen, durch einen sicheren Wellenbrecher geschützt, mit Molos, Magazinen, Quais, Hebemaschinen, Eisenbahnschienen und allen Hilfswerken reich ausgestattet, bedecken in langer Reihe von Osten nach Westen den ganzen Strand der Stadt Fiume.

Die ungarische Regierung hatte im Jahre 1870 wohl keine werthlosen, doch im Vergleich mit den jetzigen dürftige Werke übernommen, kaum mehr, als den nach der Königin Maria Theresia benannten kurzen Wellenbrecher (diga) mit dem kleinen Molo Adamich und dem inneren Hafen. Nach der politischen Neuordnung begann alsbald, schon im Jahre 1872, der großartige Ausbau des Hafens von Fiume, ein Werk, das ungeheure Arbeit und Geldopfer kostete, aber, bei seinen gewaltigen Verhältnissen, noch immer nicht ganz vollendet ist.

Gartenstiege. Thor der Villa. Palmenhain.

Sommerwohnung des Erzherzogs Josef (Villa Giuseppe).

Nachdem der fertige Grundplan im Auftrage der ungarischen Regierung durch den berühmten französischen Ingenieur Pasqual überprüft worden, wurde der einen Kostenvoranschlag von 13,120.000 Gulden beanspruchende Plan durch die Gesetzgebung mittelst des XIX. Gesetzartikels vom Jahre 1871 angenommen und im folgenden Jahre begannen die Arbeiten. Seitdem mußte der ursprüngliche Plan, in Folge der überraschend schnellen Steigerung des Verkehrs, erweitert werden und die ungarische Gesetzgebung gewährt Jahr um Jahr mit großer Opferwilligkeit die zur Beendigung des Riesenwerkes erforderlichen Mittel. Der Staat selbst führt den Bau durch seine Fachmänner, an deren Spitze der technische Rath Anton Hajnal steht. Anfangs wurden die Arbeiten durch eine französische Gesellschaft ausgeführt, seit dem Jahre 1879 jedoch durch eine von Fiumaner Capitalisten gebildete Unternehmung, die in der Umgegend, namentlich bei Preluca (Istrien) und Martinschizza (Kroatien) großartige Steinbruchanlagen besitzt.

Die Resultate der ununterbrochen fortschreitenden Arbeit sind schon heute vorhanden und binnen kurzem wird der Hafen gänzlich vollendet sein. Der nach der Königin Maria Theresia benannte Wellenbrecher (diga) hat jetzt eine Länge von 1.319.$_7$ Meter. Der innere Saum des langen Steindammes ruht auf Beton-Fundamenten, seiner ganzen äußeren Seite entlang aber sind schwere Felsstücke aufgehäuft, an denen die Meereswogen zu Schaum und hoch aufspritzendem Gischt zerschellen. Der Damm muß noch um 400 Meter verlängert werden und auf seiner Spitze wird sich dann ein Leuchtthurm (fanale) erheben. An seiner Wurzel steht die Kanone für das Mittagssignal; sie wird für die Schiffe — die bei den Meridianmessungen der genauen Zeit bedürfen — punkt 12 Uhr von der Kriegsmarine-Akademie aus mittelst elektrischen Funkens abgefeuert.

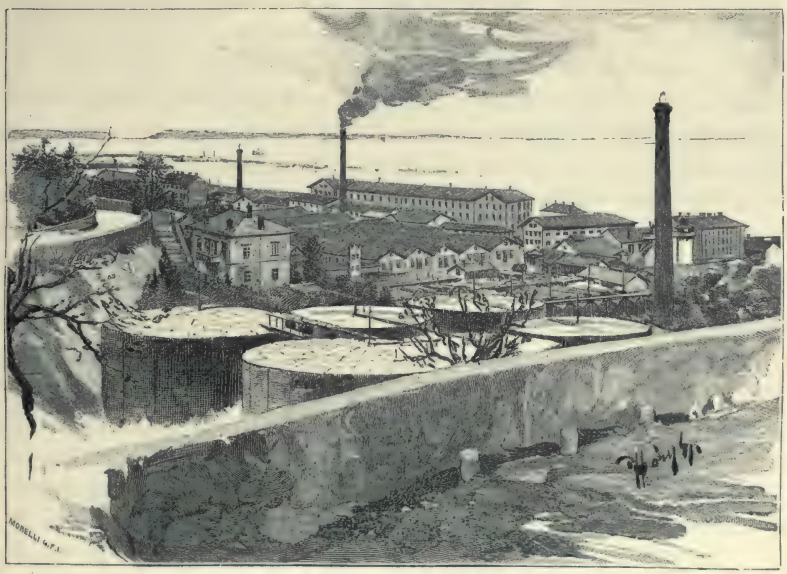
Die inneren Theile des Hafens, die Rivas und Molos sind auf festem Grunde aus Hauftein gebaut. Ihre Reihe ist die folgende. Dem inneren Hafen folgt der alte Molo Adamich, der Abgangsplatz der Localschiffe, dann kommen die Riva Szapáry und Riva Sanità, der Molo Zichy, die Riva Stefania, der Molo Rodolfo, die Riva Francesco Salvatore und der Molo Maria Valeria, sämmtlich solide Neubauten. Ganz unten endlich schließt sich der Petroleumhafen an.

Die Länge der sämmtlichen Quais, den gleichfalls erweiterten Fiumara-Hafen mitgerechnet, beträgt 5647 Meter, eine so lange Linie steht den anlegenden Schiffen zur Verfügung. Bei dem Bau war ein Flächenraum von 502.591 Quadrat-Metern aufzuschütten; die Wasserfläche im Hafen beläuft sich auf 369.303 Quadrat-Meter.

An den Molos und Quais stehen zehn solid gebaute, meist mit hydraulischen Maschinen versehene Magazine mit Legeraum für die Ladung von 2635 Eisenbahnwaggons. Die Magazine stehen auf der hohen Stufe der neuzeitlichen Technik. Außerdem sind 23 Eisenbahnmagazine für die Ladung von 3625 Waggons vorhanden. Endlich

kommt noch der große Holzlagerplatz auf dem Delta in Betracht, wohin gleichfalls Eisenbahnschienen führen.

Die ungarische Regierung hat in den Hafen und die Magazine seit 20 Jahren, von 1872 bis 1892, die Summe von 17,251.000 Gulden verbaut, also den ursprünglichen Voranschlag bedeutend überschritten. Außerdem erhebt sich in der Nähe des Bahnhofes das den ungarischen Staatsbahnen zur Verwaltung übertragene große Gebäude des Elevators, das riesige Lagerhaus des Hafens, durch die Budapester „Disconto- und



Die Petroleum-Raffinerie und die Reisschäl-Fabrik in Fiume.

Wechslerbank" im Jahre 1891 erbaut, mit Fassungsraum für die Ladung von 1000 Eisenbahnwaggons. Der Elevator ist das größte Gebäude des Hafens.

Alle diese Anlagen sind von besonderer Wichtigkeit für den Handel, seitdem der Gesetzartikel XVII des Jahres 1891 vom 1. Juli dieses Jahres angefangen den Fiumaner Freihafen aufgehoben hat (gleichzeitig hörte auch Triest auf, Freihafen zu sein), wodurch die Fesseln des Handels gelöst wurden, die übrigens anderthalb Jahrhunderte lang das Aufblühen Fiumes bedeutend gefördert hatten, um freilich später als hinderndes Joch auf dem Handel zu lasten. Fiume ist längst über die Unmündigkeit hinaus und zu einer gesunden, kräftigen Hafenstadt erstarkt. Die rasche Zunahme seines Verkehrs geht aus den folgenden Zahlen augenfällig hervor.

Der Gesammtverkehr des Hafens von Fiume betrug:

	Einfuhr:		Ausfuhr:	
im Jahre:	Tonnen:	Werth:	Tonnen:	Werth:
1875	73.834	8·0 Millionen Gulden,	114.206	8·6 Millionen Gulden.
1882	111.290	14·8 „ „	329.675	29·2 „ „
1891	277.289	34·3 „ „	586.570	59·0 „ „

Die Schiffahrt besitzt ihr erstes Institut in der ungarischen Seeschiffahrts-Actiengesellschaft „Adria", die sich im Jahre 1881 aus einer englischen Gesellschaft gebildet hat und, seitdem der Lloyd eine durchaus österreichische Gesellschaft geworden, vom ungarischen Staate eine jährliche Subvention von 570.000 Gulden erhält. Ihr Stammcapital beträgt 2·5 Millionen Gulden und sie besitzt schon 21 Dampfer, die sie größtentheils westliche Fahrten nach Italien, Tunis, Spanien, Frankreich, England, ja selbst Brasilien, zuweilen aber auch nach Griechenland machen läßt, je nach der Richtung, welche die Producte des Mutterlandes (Getreide, Holz, Wein u. s. w.) nahmen. Ihre größten Schiffe sind die Dampfer „Báthory", „Deák" und „Szent István", mit 3.460 Tonnen Gehalt. Ihre Schiffe haben einen Gesammtwerth von 6·4 Millionen Gulden.

Das andere Unternehmen ist die „Kroatisch-Ungarische Schiffahrtsgesellschaft", mit 110.000 Gulden jährlicher Staatssubvention und 14 Schiffen. Diese Gesellschaft versorgt die Küstenschiffahrt und verbindet Fiume mit Istrien, den Inseln, Kroatien und Dalmatien.

Ferner läßt die Gesellschaft „Kelet" (Orient), mit einem Stammcapital von zwei Millionen Gulden und jährlich 14.000 Gulden staatlicher Subvention, ihren Dampfer „Orient" fahren; ein Agramer Unternehmer aber besorgt mit zwei Personenschiffen den Personen- und kleineren Waarenverkehr von Fiume gegen Venedig und Ancona.

Die Anzahl der bei der Fiumaner Seebehörde registrirten Schiffe stellt sich wie folgt: Schiffe langer Fahrt: 87, darunter 16 Dampfer. Küstenschiffe großer Fahrt: 1 Segelschiff; Küstenschiffe kleiner Fahrt: 144, darunter 30 Dampfer. Die Gesammtzahl der Schiffe beträgt 232, darunter 46 Dampfer; außerdem gibt es 240 Fischerbarken. In dieser Anzahl sind natürlich nicht nur die Schiffe Fiumes, sondern auch die der kroatischen Küste inbegriffen. Sie alle fahren (sammt den hier gleichfalls oft erscheinenden Schiffen der Triester „Lloyd"-Gesellschaft) auf der Adria wie auf den Weltmeeren unter dem Schutze der gesetzlichen österreichisch-ungarischen doppelten Marineflagge. —

Ehe wir nun der schönen Hafenstadt Lebewohl sagen, werfen wir mit begreiflichem Interesse einen orientirenden Blick auf die natürlichen Verhältnisse des vor uns liegenden Meeres. Unter dem uralten Namen Quarnero ist nicht blos der Golf von Fiume zu verstehen, sondern auch alle jene Küsten, Buchten, Inseln, Klippen (scoglio),

Meerengen und Kanäle, welche, von den istrischen und ungarisch-kroatischen Küsten eingefaßt, in den an landschaftlichen Schönheiten überaus reichen oberen Winkel der Adria fallen. Dahin gehören also: der Golf von Fiume und die beiden ihm vorliegenden großen Inseln Veglia und Cherso; das vor Portorè liegende öde Felseneiland Scoglio San Marco und die daran vorbeiziehende Meerenge Canale di Maltempo, die ihren Namen von dem durch die Bora oft verursachten bösen Wetter hat; dann längs der kroatischen Küste der Canale della Morlacca; zwischen den beiden großen Inseln der Canale di Mezzo; zwischen Istrien und Cherso der breite, als Fahrstraße für die großen Schiffe dienende Canale di Farasina.

Nur dem südwärts liegenden freien Theile des Meerbusens ist eine entschieden tropische Natur zuzuschreiben. Die Umgebung von Fiume folgt zur Hälfte dem Klima des Festlandes. Seine natürlichen Verhältnisse kennen wir namentlich durch die bedeutenden Forschungen, welche Professor Josef Lorenz im Jahre 1856 auf Kosten der Stadt Fiume im Quarnero durchgeführt hat, ferner aus den Untersuchungen, die neuerdings durch die k. und k. Kriegsmarine-Akademie zu Fiume unter Mitwirkung der königlichen Seebehörde angestellt und über die in den Jahren 1875 und 1878 auch Berichte veröffentlicht wurden.

Das Klima Fiumes ist überaus mild und weicht von dem des Festlandes bedeutend ab. Nach den von 1868 bis 1884 reichenden Messungen der Kriegsmarine-Akademie ist das Jahresmittel seiner Temperatur 14·1 Grad Celsius, also das höchste im ganzen ungarischen Reiche. Der verhältnißmäßig kälteste Monat ist der Januar mit einer mittleren Temperatur von 5·6 Grad Celsius, der wärmste aber der Juli mit 24 Grad Celsius. Während des Zeitraums der Beobachtungen betrug die höchste Temperatur 33, die niedrigste —2·4 Grad Celsius. Ein Frosttag ist in Fiume selten und der Schnee, der die Berglehnen und Gipfel oft wochenlang bedeckt, bleibt hier niemals liegen.

Das Meer weist hier mancherlei Eigenthümlichkeiten auf. Der Golf von Fiume ist ein reines, tiefes Becken, auf dessen Grunde nirgends eine Klippe vorkommt. Seine Tiefe ist bedeutend; vor Fiume erreicht die Leine den Grund in einer Tiefe von 30 bis 50 Meter, in der Mitte des Golfes aber wurden auch Tiefen von 65 bis 70 Meter gefunden. Die größte Breite des Golfes, zwischen Malinsca und Volosca in der Richtung von West zu Ost, beträgt 17·5 Seemeilen (1 Seemeile = 1.855 Meter), zwischen Fiume und dem Vorgebirge von Cherso aber 10·5 Seemeilen. Der Meeresgrund besteht aus einer Geschiebe führenden zähen Schichte von Thonschlamm, die einen vorzüglichen Ankergrund bildet.

Die Windbewegung ist wegen der vielen Ufer ziemlich lebhaft. Der Golf hat zwei herrschende Winde. Der eine ist die Bora (NO. = greco), die 28 Procent der

jährlichen Zahl und 62 Procent der ermittelten jährlichen Kraft der Winde ausmacht. Der andere Hauptwind ist der Scirocco. Er ist ein Südost und wälzt auf der Adria gewaltige Wogen vor sich her. Er macht an Zahl und an Kraft 8 Procent aus. Der Scirocco schwängert die Luft gewöhnlich mit viel Feuchtigkeit, die Atmosphäre wird trüb, manchmal opalfarbig, und der Wind bricht entweder in einem Gewitter aus oder er weicht alsbald wieder dem ersten leichten Borino, der eine frische, trockene Luft bringt und den Meereswellen eine eigenthümliche grüne Farbe verleiht. Der Scirocco wirkt auf den Organismus der Pflanze und des Thieres, wie auch des Menschen drückend, einschläfernd, wogegen der Borino Alles rasch wieder belebt.

Die Brandung im Quarnero weicht von der in der offenen Adria ab, und zwar wegen der Inseln. Die größten Wogen kommen im Golf von Fiume beim Wehen des Scirocco vor. Sie sind 2 bis 3 Meter hoch und, da ihre Breite 8 bis 9 Meter ausmacht, sehr stumpf und schwer. Die Länge der größten Wellen beträgt 30 bis 32 Meter und ihre Wirkung geht 5 bis 6 Meter tief. Auf noch tieferem Meeresgrunde bleiben selbst die kleineren Steine schon unbewegt, während an der äußeren, mit Felsblöcken geschützten Seite des Wellenbrechers von Fiume unter der Wucht des Scirocco gewaltige Schaumwellen emporspritzen. Diese Brandung bietet übrigens an den zerrissenen Felsgestaden des Quarnero überall ein herrliches Schauspiel, dessen Eindruck noch durch das Donnergetöse der anprallenden Wogen gesteigert wird. Wenn sich der Wind gelegt hat, sieht man die felsigen Ufer immer schön reingespült. Die Strömung des Wassers wirbelt die thierischen und pflanzlichen Abfälle mit hinaus ins Weite und dies ist der Grund, warum die Ufer des Golfes so reinlich, aller fauligen Stoffe bar und der Gesundheit zuträglich sind.

Die Meeresströmung ist ziemlich stark. Der Hauptstrom, von Dalmatien her, tritt durch die beiden östlichen Kanäle in den Golf ein, durchzieht diesen in der Mitte und gelangt durch die Farasina, längs der istrischen Küste, in die offene Adria hinaus. Am stärksten ist er im October, wo er bis zu 5 Meter die Minute zurücklegt.

Der Salzgehalt des Wassers ist nicht übermäßig. Wo kein Süßwasser stört, beträgt es höchstens 3·79 Procent. Aber es gibt im Golf von Fiume, namentlich längs der istrischen Küste, zahlreiche unterseeische Quellen, die sich oft sogar an der Oberfläche des Meeres verrathen. Die Schichten des istrischen Karst sind noch schiefer gelagert als die des liburnischen Karst und die im hohen Gebirge angesammelten Gewässer können also dort erst unter der Meeresfläche ihren Ausgang finden. Übrigens ist das Wasser des Meeres so durchsichtig, daß es die ganze Pflanzen- und Thierwelt des Seegrundes noch in 8 bis 10 Meter Tiefe zu beobachten gestattet. Seine Farbe ist weit blauer als die Regel, das heißt, wenn ihm nicht die gelbliche Farbenwirkung des Grundes oder das durch den Borino erregte Spiel kleiner Wellen einen Stich ins Grüne verleiht. An tiefen

Stellen, bei etwas bedecktem Himmel und Westwind, hat das Wasser, wenn man seitwärts durch die Wellen sieht, eine ganz ultramarinblaue Farbe und man wundert sich beinahe, daß man die eingetauchte Hand nicht blaugefärbt herauszieht.

Auch Ebbe und Fluth folgen im Golf von Fiume nicht der regelmäßigen Bewegung in der Adria. Jeder Tag bringt nur einmal Ebbe und einmal Fluth und der Unterschied zwischen beiden beträgt nicht mehr als 40 bis 60 Centimeter, was man an den Quais von Fiume jedesmal beobachten kann. Die Springfluth erhebt sich bis zu 1·5 und 2·5 Meter. Die Bewegung der Gezeiten geht im Allgemeinen um 2 Stunden monatlich zurück, so daß sie nach einem Jahre wieder an demselben Punkte angelangt ist.

Was endlich die Thierwelt des Meeres betrifft, ist sie völlig der der Adria verwandt, von deren 320 Fischgattungen kaum 100 genießbar sind. Abweichungen weist der Quarnero nur insofern auf, als die Muschel- und Schneckenarten hier sporadischer vorkommen, dafür aber die Crustaceen und Mollusken, welche die Felsengänge und das Süßwasser lieben, häufiger sind. Unter die Crustaceen gehört der norwegische Krebs, diese Specialität des Golfes. Unter seinen Fischgattungen hat er zahlreiche Wanderfische, unter denen als erste im Frühjahr die Sardelle (clupea sardina) erscheint, ihr folgt der schmackhafte Sgombro (scomber scombrus), der Alltagsfisch auf den Tischen des Küstenlandes. Der Thunfisch (tonno, Thynnus vulgaris) tritt gewöhnlich in großen Schwärmen auf und in den kleinen Buchten ist zu seinem Empfang bereits das Netz ausgespannt, die sogenannte Tonnara mit der über ihr aufragenden Beobachtungsleiter. Der Schwarm von Fischen, der an solchen Stellen gefangen wird, ist mitunter so groß und enthält so große Exemplare, daß man diese mit Knütteln erschlagen muß, damit sie die Fangvorrichtungen nicht beschädigen.

Die beiden größten Seethiere sind hier der Delphin und der Haifisch. Delphine gibt es im Golf genug und das auf den Wellen spielende schwerfällige Säugethier wird von den Fischern nicht nur geschont, sondern sogar in Ehren gehalten. Der Menschenhai (pesce cane, Carcharodon Rondelettii) ist nur ein Sommergast und kommt erst seit 1869, das heißt seit der Eröffnung des Suezkanals häufiger bis hier herauf. Dieses gefräßige, gefährliche Seeungethüm wird, sobald es auftaucht, eifrig verfolgt und wer es erlegt, erhält von der Fiumaner Seebehörde eine ausgiebige Belohnung.

Die Fischerei jedoch ist im Golfe von Fiume nicht eben bedeutend. Die Fischer des Küstenstriches, obgleich mit guten Fischereigeräthen ausgerüstet, pflegen den größten Theil des Fischfanges den ungemein geschickten italienischen Fischern (aus Chioggia) zu überlassen, welche — da der Fischfang internationale Freiheit genießt — die Gelegenheit nicht versäumen und zur Herbstzeit mit ganzen Flottillen von Bragozzi im Quarnero erscheinen. Es werden im ungarisch-kroatischen Küstengebiete jährlich etwa

300.000 Kilogramm Seefische gefangen, doch gelangt davon nur sehr wenig durch die Eisenbahn nach dem Inlande.

Zum Schlusse dieser Schilderung mögen noch einige Worte der landschaftlichen Schönheit des Golfes von Fiume gewidmet sein. Der Golf, und überhaupt der ganze Quarnero, gehört zu den lieblichsten Küstenstrichen der Adria. Selbst das englische Schiffsvolk, soweit es in der Welt herumgekommen, erstaunt, wenn es hieher gelangt. Die mannigfaltigen und dennoch sanften Formen des Meeres und der durchaus bergigen Ufer, das morgens und abends sich entfaltende Farbenspiel in Blau und Gold erfüllen jeden Betrachter mit der höchsten Bewunderung für die waltende Naturmacht, die hier alle Gestade mit dem schönsten Pflanzenwuchs der gemäßigten und der südlichen Zone geschmückt hat.

Und diese Empfindung steigert sich zu einem Gefühl der Andacht, wenn man, das Gemüth in Sehnsucht nach Ruhe befangen, abends von einem erhöhten Punkte aus, etwa von der rebenumrankten Pergola einer Osteria, die zwischen Lorbeerbäumen am Strande steht, über den wunderbaren Golf hinblickt, dessen Schönheit einst auch die Leier Petrarcas in melodischem Gesang verherrlicht hat.

Osteria in Fiume.

DB
17
029
Bd.19

Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.
[Bd.19]

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Druck und Verlag
der
K.K. Hof- und Staatsdruckerei
in
Wien

Alfred Hölder,
k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler